Luthers Leben

Adolf Hausrath

Digitized by Google

Digitized by Google

BR
325
.H38
1905

Digitized by Google

Adolf Hausrath

Luthers Leben

Digitized by Google

LUTHER UND DIE REFORMATOREN

Digitized by Google

Digitized by Google

Luthers Leben

von

Adolf Hausrath

Zweiter Band

Viertes Tausend

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1905

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Freiherrn Friedrich von Heim,

Staatsminister a. D.,

in treuer Freundschaft gewidmet.

Digitized by Google

Luthers Leben

Zweiter Band

Digitized by Google

XXV

Ritter und Fürsten.

Der erste Nürnberger Reichstag hatte Luthers Lage nicht verschlimmert, aber auch nicht gebessert. Er blieb ein gebannter und geächteter Mönch, geschützt von seinem Kurfürsten und gedeckt von der öffentlichen Meinung, wie sie die Bauern, die Städte und den Ritterstand beseelte, aber verfolgt von den Bischöfen und jenseits der nächsten Grenze jeder Willkür preisgegeben. Manche Vorkommnisse erinnerten ihn sehr nachdrücklich, daß er ein vogelfreier Mann sei, an dem sich jeder vergreifen dürfe. Noch immer mußte er als Junker Georg reiten, wenn er Kursachsen verließ. Zu den Warnungen vor Attentaten der römischen Bravi, die ihm früher aus Mansfeld und aus Rom selbst zugekommen waren, kamen neue vom Reichsregiment in Nürnberg. Am 25. August 1523 berichtet Planitz dem Kurfürsten Friedrich auf Spenglers Mitteilung, „daß ungefährlich vor vier Tagen ein Weibsbild sei in Nürnberg gewest, hab von Schamlot und sunsten wohlgezierte Kleider gehabt und daneben eine Nünnenkappen. Die hab sich vernehmen lassen, das Geschrei wäre zu Rom, wie daß ein Mönch vorhanden wäre, der Luther genannt, das wäre wunder ein vergifter Mensch; hätt sich darum von Rom anher gefügt, daß sie des Willens wäre, sich zu Ew. Kurfürstlich Gnaden zu fügen, des Verhoffens, sie wolle noch so viel Gnaden bei Ew. Kurf. Gnaden finden, daß Ew. K. Gnaden sie zum Luther führen ließen, damit sie mit ihm reden möcht, und so das geschehn, wollt sie den Fleiß verwenden, daß sie möcht ein Messer im Luther umkehren, hätt also einen Wagen bestellt, der sie führen sollt. Aber es wäre zuletzt einer gekommen mit einem Pferde, der hätt sie mit ihm hinter sich hinweg geführt, und man weiß nicht wun hin. Die Nonnenkappen hat sie hie gelassen. Höre, es sei ein fein Weib, ist im Schießgraben zu Herberg gelegen, allda sie auch obengezeigte Wort gebraucht hat.“ Planitz legte der Sache doch so ernste Bedeutung bei, daß er einen Bericht an den Kurfürsten erstattete, dessen

221151

Inhalt Spalatin dem Wittenberger Freunde mitteilte. Luther erwiderte, er erwarte das Abenteuer mit der italischen oder römischen Nonne, habe aber keine Furcht, obwohl er in dem gleichen Briefe von einem ähnlichen Anschlag auf den evangelisch gesinnten Bürgermeister und Tuchhändler Schreiber in Halberstadt zu erzählen hat, bei dem sich ein bischöflicher Beamter als Käufer seiner Tücher einführte und ihn in einen Hinterhalt lockte. Im Jahre 1525 mußte Luther einen Posener Juden verhaften lassen, der mit dem Auftrag gekommen sein sollte, ihn umzubringen und mehrere andere Juden in seinen Prozeß verwickelte. Nur Luthers Fürsprache verdankte es die Gesellschaft, daß sie nicht auf der Folter befragt, sondern einfach ausgewiesen wurde. Luthers Lage war also den privaten Feinden und öffentlichen Gewalten gegenüber gleich unsicher. Er blieb ein Verfemter, dem man seine leidenschaftliche Bitterkeit gegen die Zustände im Reiche nicht verdenken darf.

Inzwischen hatten sich am Rheine Händel angesponnen, die dem Reichsregimente doch ernstere Sorgen bereiteten als die öffentliche Wirksamkeit des Geächteten. Sickingen war nach einer Niederlage, die ihm Ritter Bayard bei Mezières beigebracht hatte, verdrossen und in seinen Ansprüchen von Karl V. unbefriedigt, nach seinen Burgen am Rhein zurückgekehrt und war sofort entschlossen, die von ihm geworbenen Truppen zu benützen, um sich auf Kosten der Klerisei, zunächst des Erzbischofs Greiffenklau von Trier, ein Fürstentum zu gründen. Nur wenn sich der Ritterstand durch Säkularisation der kirchlichen Stifte verstärkte, konnte er seine Stellung gegen die Übermacht der Fürsten behaupten. Daß die Ritter auch jetzt wieder mit dem mächtigsten Feinde des hohen Klerus, dem Mönche in Wittenberg, Fühlung suchten, war bei der politischen Lage etwas Selbstverständliches. Manche früheren Äußerungen schienen auch Aussicht darauf zu eröffnen, daß Luther geneigt sein dürfte, bei ihren Plänen mitzuwirken. Wenn er in der Schrift gegen Prierias fragte: „warum greifen wir diese Kardinäle, diese Päpste und diese ganze Rotte des römischen Sodom nicht mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blute,“ so dachte er dabei sicher an die Hilfe der Ritter und Bauern, denn auf die Städte und Fürsten hatte er damals noch nicht zu rechnen. So wurden Luthers Schriften auch aufgefaßt, wie denn einer seiner Berichterstatter dem Herzog Georg schrieb: „Euer fürstlich Gnaden sehen, daß der teufelisch Mönch und Franciscus von Sickingen ein Ding sind.“ In der Schrift an den christlichen Adel sind

die Feinde der Ritter auch Luthers Feinde. Den Fuggers und dergleichen Gesellschaften, gegen die Hutten eiferte, will auch Luther einen Zaum ins Maul legen; gegen die Geldsäcke und den Luxus der reichen Patrizier zürnt er wie jener; die neuen Doktoren des römischen Rechts, über die die Ritter klagen, sind auch ihm ein Dorn im Auge; die reichen geistlichen Stifte will er in Versorgungsanstalten für die jüngeren Kinder des Adels, der einst diese Anstalten gestiftet hat, verwandeln. In allen diesen Fragen laufen seine und Sickingens Gedanken dieselbe Straße. Daß ein solches Programm nur mit Gewalt durchgeführt werden kann, ist für ihn kein Grund es zu verleugnen. „Wenn die Pfaffen nicht wollen hören Gottes Wort, sondern wüten und toben mit Bannen, Brennen, Morden und allem Übel, was begegnet ihnen billig, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und deß wäre nur zu lachen, wenn es geschähe, wie die göttliche Weisheit sagt: ‚Ihr habt meine Strafe gehasset und verspottet meine Lehre. So will ich auch lachen, in euerem Verderben und euer spotten, wenn das Unglück über eueren Hals fällt.'" Das war Luthers Losung, als er nunmehr eine neue Programmschrift, das Büchlein „von dem falsch genannten geistlichen Stand", hinausgab. Das Verhalten der Fürsten zeigte auch bald, daß Luther sehr triftige Gründe hatte, sich den Rückzug zu den Rittern offen zu halten, denn die Fürsten bestätigten nochmals auf dem nächsten Reichstag die Wormser Acht.

Sobald Sickingen nach seiner Heimkehr im Frühling 1522 auf seine früheren Anschläge gegen die rheinischen Stifte zurückkam, nahm er durch Butzer die Verhandlungen mit dem Wittenberger Reformator neuerdings auf. „Auf das Schleunigste muß ich zu Sickingen zurück," schrieb Butzer am 9. Juli 1522, „da er mich mit einem hochwichtigen Auftrag abermals absenden will. Ich mußte ihm versprechen, so bald als möglich wieder bei ihm zu sein, da er mich wahrscheinlich nach Sachsen zu schicken beabsichtigt." Die Mission fand auch statt und bot um so mehr Aussichten, als Luther bereits seinerseits in der neuen Schrift den Bischöfen Fehde angesagt hatte und dafür eintrat, dieselben ihrer weltlichen Macht zu entkleiden. Je mehr die Intimität mit dem kurfürstlichen Hofe durch die scharfen Konflikte während der Wartburgzeit gelockert worden war, ein um so stärkeres Interesse hatte Luther, den Faden mit den Rittern nicht abreißen zu lassen. Schon nach seiner Rückkehr von der Wartburg hatte er an Sickingens nahen Verwandten, Hartmuth von Kronberg, einen

offenen Brief gerichtet, der sich mit Kronbergs reformatorischen Schriften einverstanden erklärte. Während er scharfe Ausfälle auf Herzog Georg macht, der Christum fressen wolle wie der Wolf eine Mücke, und sich dünken lasse, er habe ihm eine starke Schramme in den linken Sporen gebissen, grüßt er am Schlusse „alle unsere Freunde im Glauben, Herrn Franzen und Herrn Ulrichen von Hutten und wer ihrer mehr sind". Kronberg jedenfalls war der Überzeugung, daß die Ritter für Luthers Sache sattelten, wenn er bei Ausbruch der Fehde an Spalatin schrieb, die Absicht Sickingens sei, „dem Evangelium eine Öffnung zu machen". Nach Luthers eigener Überzeugung, eine Reform der Kirche sei nur möglich, wenn zuvor den Bischöfen ihre weltliche Gewalt genommen werde, konnte er sich gegen Sickingens Pläne nicht lediglich ablehnend verhalten. Die geistlichen Stifte waren reif zur Ernte. Aber auch den Fürsten trug Luther die Wormser Erfahrungen nach. Der Adel hatte ihn dort mit stürmischem Zuruf begrüßt, die Fürsten hatten ihn geächtet. Es war sein gutes Recht, der Freund seiner Freunde und der Feind seiner Verfolger zu sein. Noch hatte er einen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge, wenn er an die Trinkgelage, die Spieltische und Festlichkeiten dachte, mit denen die Fürsten die Zeit auf dem Reichstag zubrachten, während es sich um das Wort Gottes handelte, das ihnen gleichgültig war. Auf dem Heimwege von der Wartburg sagte er im Bären zu Jena den Kaufleuten, mit denen er den Abend zubrachte, nun seien die Fürsten wieder in Nürnberg, aber statt mit den Beschwerden der Nation beschäftigten sie sich mit Turnieren, Schlittenfahrten, Unzucht und Hoffart. „Das sind unsere christlichen Fürsten!" So stand seine Hoffnung mehr auf dem Adel als auf jenen, seine Todfeinde aber sah er in den Bischöfen, die Tag für Tag gegen seine Anhänger wüteten. Während er als Ritter verkleidet sich durch das Land stehlen mußte, sollte er es ertragen, daß die Bischöfe von Meißen und Merseburg im Kurstaat selbst Kirchenvisitationen vornehmen ließen, bei denen Gegner Luthers, wie Düngersheim von Ochsenfart — der Name des Mannes ist nicht bäuerlicher als seine Schriften — als Prediger und Visitatoren auftraten. Der Kurfürst ließ das zu, da er den Bischöfen nicht ins Amt greifen dürfe. Diese Lage des geächteten Mönchs, der zur Verbitterung und politischem Pessimismus alle Ursache hatte, muß man sich vergegenwärtigen, um zu verstehen, warum der Mann, der die Wittenberger und Erfurter Unruhen mit so viel Langmut und Milde beschwichtigte, gleichzeitig in so schroffer Weise gegen die Bischöfe

und Fürsten auftrat, so daß er als Verbündeter der Ritter galt, und der Wirkung seiner Schriften nach, es auch wirklich wurde. Er stellte sich zu den Rittern, wie sie in Worms sich zu ihm gestellt hatten. Insbesondere Sickingen hatte seine großen Verdienste um die Sache des Evangeliums. In schwerer Zeit hatte der mächtige Ritter Luthern Schutz angeboten, und Luther selbst nannte ihn in jener Wartburgschrift von der Beicht seinen besondern Herrn und Patron. Heimatlose Prediger wie Butzer, Stiefel, Oekolampad fanden eine Zuflucht in der „Herberge der Gerechtigkeit“. Dort war der erste rein evangelische Gottesdienst eingeführt worden nach einer Agende, die Oekolampad verfaßt hatte. Alle Evangelischen der umliegenden geistlichen Fürstentümer sahen in Ritter Franz ihren Schutzherrn und in Trier selbst streckte eine kleine evangelische Partei, der im vorigen Jahre der Trierer Eck ihre lutherschen Schriften verbrannt hatte, ihm hilfesuchende Hände entgegen. Auch während des Wormser Reichstags hatte die Nähe der Ebernburg und die Furcht vor Sickingen dazu beigetragen den Tatendrang der Bischöfe wirksam zu dämpfen. Die Gegner aber, gegen die Sickingen jetzt sich wendete, waren auch Luthers Feinde, die ihm nach dem Leben stellten. Die Bischöfe betrieben allenthalben den Vollzug der Wormser Acht. Nicht einmal nach Erfurt konnte Luther sich begeben ohne Gefahr für sein Leben und auch bei kürzeren Ausflügen nach Altenburg, Borna, Zwickau, Eilenburg mußte er wieder in Verkleidung reisen und sein geistlich Gewand sich nachschicken lassen, sonst war er stets in Gefahr, von den Gegnern aufgehoben zu werden. Er nahm also nur einen Kampf auf, den die Bischöfe ihm täglich aufnötigten. Wenige Wochen bevor am 13. August 1522 Sickingen zu Landau seine „brüderliche Vereinigung“ versammelte, von der alle Geistlichen ausgeschlossen waren, hatte Luther, als „von Gottes Gnaden Ekklesiastes zu Wittenberg“, seine agitatorische Schrift „wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“ erscheinen lassen, in der er den Bischöfen ankündigte, er wolle ihnen, wie Hosea sage, „ein Bär am Wege sein und wie ein Leu auf den Gassen“. „Wie ihr mit mir fahret, sollt ihr euern Willen nicht haben, bis daß euer eisern Stirn und ehern Hals entweder mit Gnaden oder Ungnaden gebrochen werde.“ Ja dieser Widerstand gegen das Evangelium, in dem Äbte und Bischöfe sich verbündeten, entrüstete ihn so, daß er schreibt: „Es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Stifte und Klöster ausgewurzelt würden, denn daß eine Seele verderben sollte, geschweige daß

alle Seelen sollten verloren werden um der unnützen Potzen und Götzen willen.“ „Wozu sind sie nütz,“ fragt er, „denn daß sie in Wollust leben von der andern Schweiß und Arbeit und hindern das Wort Gottes .... Sie sind in ihrem Wesen ersoffen, recht viehisch, sinnlich, tierliche Menschen, die keinen Geist geschmeckt haben.... Es sind nicht Bischöfe, es sind ungelehrte Götzen, Potzen, Larven und Maulaffen, die nicht so viel können, daß sie wüßten, was ein Bischof heiße, schweige, was eines Bischofs Amt sei.“ Geschmeichelt war dieses Bildnis nicht, aber ähnlich war es. Mit bitterer Ironie bespricht Luther die Symbolik der Tiara und des bischöflichen Gewandes, um zu finden, daß die Träger dieser Symbole von allem dem, was sie bedeuten, das Gegenteil darstellen, und nicht anders steht die Sache, wenn er sie an den Forderungen des Apostels in den Briefen an Titus und Timotheus mißt. Prediger sollen sie sein. Du lieber Himmel! „Was ist ein Brunn ohne Wasser und Wolken ohne Regen, denn ein Bischof ohne Predigt. Er ist im Predigeramt und tut's nicht; gleich wie ein Brunn, der nichts gibt, und Wolken, die nur fliegen vom Windwirbel getrieben, aber sie geben keinen Tropfen.“ Nicht anders aber steht es mit den andern Tugenden, die sie haben sollten und nicht haben und die er der Reihe nach durchnimmt. Den Grund des Verfalls des ganzen Standes sieht er darin, daß das päpstliche Recht verbiete, die Prälaten zu strafen. „Darauf verlassen sich die lieben Junker und gemalten Bischöfe, studieren nicht, können nichts, tun kein Bischofswerk nicht, sind damit zu stiller Ruhe und guten Tagen gesetzt und fahren dennoch einher als wären sie Bischöfe.“ Und nicht ohne tiefe Bewegung des Gemüts erinnert er an das Wort des Propheten Ezechiel an die Hirten: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel und du sollst hören, was ich dir sage. Wenn ich zum Gottlosen sage: Du sollst des Todes sterben und du verkündigst es ihm nicht und sagest ihm nicht, daß er sich bekehre von seinem bösen Wege, so wird er sterben in seinen Sünden, aber sein Blut will ich von dir fordern!“ Wollen die Bischöfe ihres Amtes nicht warten bei den Gemeinden, so will er desselben warten an ihnen, sonst werden sie sterben in ihren Sünden. Sie macht er verantwortlich für den ganzen Jammer der Klerisei. „Wem sollte nicht leid und angst werden, daß er je geistlich worden sei zu diesen vermaledeiten Zeiten? O, fliehe nur geistlichen Stand, wer da fliehen kann!“ In einer der Schrift angefügten „Bulle und Reformation“ aber faßt Luther seine Meinung rund und bündig in die

Erklärung zusammen: „Alle, die dazu tun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bistümer verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung. Wiederum alle, die da halten über der Bischöfe Regiment und sind ihnen untertan mit willigem Gehorsam, die sind des Teufels eigene Diener und streiten wider Gottes Ordnung und Gesetz.“ „Das sei mein, Doktor Luthers, Bulle, die da gibt Gottes Gnade zum Lohn allen, die sie halten und ihr folgen. Amen.“ So hatte Luther geschrieben, noch ehe am Rhein die Fähnlein der Verbündeten zu Sickingen stießen, doch schwerlich ohne Verständigung mit Kronberg und andern befreundeten Rittern. Nach dem Falle von Landstuhl ist auch die Rede davon, daß man Briefe Luthers an Sickingen gefunden habe und seine Beziehungen zu Kronberg hatte er nie verhehlt. Butzer vollends machte sich mit seiner diplomatischen Vorarbeit für den Aufstand nach seiner Art wichtig. „Bete,“ schreibt er am 7. Juli 1522 an seinen Freund Sapidus, „bete, daß Gott meinen Rittern beistehen möge, die in solchem Eifer für das Evangelium entflammt sind, daß sie mit Freuden für die Behauptung desselben Hab und Gut, Leib und Leben daranzusetzen bereit sind. Sie sind bis jetzt noch in solchem erfolgreichen Fortgange, daß wenn der Herr sich von ihrem Fortgange nicht etwa abwendet, so könnte die Tyrannei der Großen gar wohl gestürzt werden.“ Der Schreiber erschien bald darauf selbst im Auftrage Sickingens in Wittenberg und die Aufnahme, die er fand, war so freundlich, daß er damals den Gedanken faßte, sich für längere Zeit bei Luther und Melanchthon niederzulassen. Unleugbar war Luthers Buch die Kriegserklärung eines Geächteten, der nicht nur für eine heilige Sache gegen heuchlerische Tyrannei kämpft, sondern auch um sein eigenes Leben, dem die Bischöfe nachstellen. Aber auch in dieser Schrift, wie in der andern „von der weltlichen Obrigkeit“, so heftig und scharf sie sind, ist der Grundton doch Sorge um die Erziehung, Hebung und sittliche Leitung seines Volks und man verdunkelt ihre tiefste Absicht, wenn man nur die Scheltworte gegen die Tyrannen herausnimmt. Nur darum richtet er die Schärfe seines Schwerts gegen diese, weil sie ihn hindern zu bauen und zu pflanzen. Wie die Ritter, so fordert er die Städte auf, sich ihrer Bischöfe zu entledigen, da sie „nicht göttlicher Ordnung, sondern teuflischer Ordnung sind, des Teufels Boten und Statthalter“. In gewissem Sinne konnte Sickingen also allerdings behaupten, wenn er den geistlichen Fürsten-

tümern am Rhein ein Ende mache, so sei er nur ein Vollstrecker von Luthers Absichten. In seinem „Vorbringen vor dem kaiserlichen Regiment zu Nürnberg“ vom 11. August 1523, hat Kronberg auch den Inhalt von Luthers Schrift über den geistlichen Stand fast wörtlich wiederholt und es für erwiesen erklärt, daß Stifte, Klöster, geistliche Fürstentümer und Prälaturen gegen die Schrift seien. Als Billigung ihres Unternehmens haben die Ritter also selbst Luthers Buch verstanden. Ein solches politisches Kind ist auch Luther niemals gewesen, daß er diese Wirkung seiner Schrift nicht vorausgesehen und gewollt hätte. Sie war eine literarische Kooperation mit der Partei, die sich anschickte, den Bistümern und Stiften ein Ende zu machen. Im Ziele sind sie einig, aber trotzdem sind ihre Wege nicht dieselben. Luther wünschte eine Säkularisation der Stifte durch das Reich, durch die Obrigkeit, durch die Magistrate der Städte, in denen die Bischöfe ihren Sitz hatten, gegen einen Pfaffenkrieg der Heckenreiter hatte er jetzt dieselben Bedenken wie früher. Wenigstens aus den Monaten Dezember und Januar, als Sickingens Sache noch keineswegs hoffnungslos stand, sind Äußerungen Luthers bezeugt, die die ganze Fehde für ein großes Unglück erklären. Der erste, der Luther beschuldigte, Genosse des Aufruhrs zu sein, war wiederum Emser. Er hielt für nötig, als Verteidiger des geistlichen Standes „wider den falsch genannten Ekklesiasten und wahrhaftigen Erzketzer“ aufzutreten, der besser Marius als Martinus genannt werden sollte. Emsers Furcht ist groß und er verlangt dringend, daß der Kaiser im Reiche erscheine, um dem Ketzer das Handwerk zu legen. Auch nachmals machte er Luthern den Vorwurf, derselbe habe anfänglich den Aufruhr gefördert, sich dann aber zurückgezogen, als die Sache schief ging.

Sickingen hatte indessen am 27. August 1522 seine Kriegserklärung gegen Greiffenklau erlassen und tat alles, um seiner Fehde den Charakter eines heiligen Kriegs zu geben. Auf den Ärmeln seiner Reiter prangte der Spruch: „O Herr, Dein Wille werde!“ Zur Proklamation an sein Heer mußte ihm der Franziskaner Heinrich von Kettenbach seine Feder leihen. „Seligen Tod fürs Evangelium, oder herrlichen Sieg“ verheißt Franz da seinen Scharen, denn sie zögen aus, um die Trierer von dem schweren antichristlichen Gesetze der Pfaffen zu erlösen und sie zur evangelischen Freiheit zu bringen. Doch sollen sie die Krone des Lebens ererben, so müssen sie sich etliche Pünktlein merken, die aus der Geschrift gezogen sind. Wie die Helden des alten Bundes müssen sie Land und

Leute, Bäume und Reben schonen. In der Tat haben diese Gottesstreiter anfangs wenigstens ihre Taten auf Klöster und Kirchen, Mönche und Nonnen beschränkt, ganz wie man es vordem von den Hussiten gewohnt war. Man bediente sich sogar Luthers Namen, um den Schein zu erwecken, als ob man ihn gewonnen habe. Ein Aufruf zum Kampf mit dem Titel „Praktika" trug den Namen Luthers auf dem Titelblatt, während die Schrift von dem Franziskaner Heinrich von Kettenbach verfaßt war. Um jeden Preis wollte man den Schein erwecken, daß Sickingen Luthers Ziska sei. Eine Reihe von nahen Freunden Luthers nahm auch wirklich an der Fehde teil. Der wackere Hartmuth von Kronberg hielt sie für einen Kampf für das Evangelium, dem der Trierer das Erzstift auf das härteste geschlossen halte. Hutten, der mit Sickingen wegen seines Abfalls zu Karl V. eine Weile gezürnt hatte, mahnte jetzt in einem poetischen Aufruf die frommen Städte, sich den Rittern zu verbinden. Auch Otto von Brunfels, Zwinglis Freund, setzte alle seine Hoffnung auf Franz. Namhafte schwäbische Dynasten, wie Eitelfritz von Hohenzollern und Graf Wilhelm Fürstenberg, waren mit im Bunde. Selbst Albrecht von Mainz und Magdeburg begünstigte Sickingen und büßte das später mit einer großen Kontribution, die ihm die Sieger auferlegten. Der üppige und wankelmütige junge Fürst war wieder einmal seiner geistlichen Kappe satt. Man sagte, er werde das Mainzer Erzstift in ein weltliches Fürstentum verwandeln, sobald Sickingen Trier niedergeworfen habe. Ging der Primas der deutschen Kirche voran, so wären die deutschen Bischöfe in Scharen nachgefolgt. „Wenn ich nicht irre," schrieb Butzer, „so ist eine große und allgemeine Umgestaltung der Dinge vor der Tür."

Es ist kein Zweifel, daß Luther seinen Segen dazu gegeben hätte, wenn alles so gekommen wäre, aber persönlich in die politische Arena hinabzusteigen, war nicht seine Art. Er stritt als Publizist, nicht als Landsknecht wie Zwingli, der mehr als einmal „mit einer saubern Hellebarden" zu Feld lag. Luther ließ jeden seines Amtes warten und hielt es nicht für seine Aufgabe, sich einer politischen Partei anzugliedern. Es war ja auch mit Händen zu greifen, daß es den Rittern um ihre Machtstellung zu tun war und nicht um das Evangelium. Der Erfolg zeigte rasch, wie wohl der Reformator daran getan hatte, sich nicht tiefer auf Sickingens Pläne einzulassen. Hessen und Köln unterstützten Trier und auch der alte Gönner Sickingens, der Kurfürst von der Pfalz bereute, daß er aus „dem Fränzchen habe einen Franz werden lassen".

Auch er schlug sich auf die gegnerische Seite. Sickingens Anschlag auf Trier endete schon im September mit einem Rückzug voll Greueln und Mordbrennen, und den ganzen Winter über konnte der Ritter nichts Ernstliches mehr unternehmen. Luther, der kein politischer Rechenmeister, aber den Eindrücken des Augenblicks um so mehr unterworfen war, schien jetzt fast geneigter, ein gewaltsames Vorgehen gegen den Mißbrauch der fürstlichen Gewalt zu billigen, als bei Ausbruch der Fehde. In zahlreichen Territorien, zumal im Herzogtum Sachsen, hatte man die evangelische Lehre aufs grausamste unterdrückt. Sein deutsches Neues Testament kam oft nur über die Grenze, um konfisziert und vom Henker verbrannt zu werden. Das entrüstete ihn so, daß er zu Anfang des Jahres 1523 die Schrift „von weltlicher Oberkeit“ veröffentlichte, in der er lehrte, auch der Gehorsam habe seine Grenzen. „In Meißen, Bayern und in der Mark,“ schreibt er, „und an andern Orten haben die Tyrannen ein Gebot lassen ausgehn, man solle die Neuen Testament in die Ämter hin und her überantworten. Hier sollen ihre Untertanen also tun: nicht ein Blättlein, nicht einen Buchstaben sollen sie überantworten bei Verlust ihrer Seligkeit. Denn wer das tut, der übergibt Christum dem Herodes in die Hände, denn sie handeln als Christusmörder wie Herodes.“ Gott selbst habe verhängt, daß die Fürsten so greulich anlaufen müßten. „Er will ein Ende mit ihnen machen, gleichwie mit den geistlichen Junkern.“ Wenn das letztere Geschäft soeben Sickingen besorgte, so dachte Luther beim Sturz der Fürsten wohl mehr an die Bauern, die sich bereits überall regten und einen gemeinsamen Aufstand vorbereiteten. „Man wird nicht,“ ruft Luther den Fürsten zu, „man kann nicht, man will nicht euere Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Lieben Fürsten und Herrn, da wisset euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie ein Wild jagtet.“ Der vierte Stand war da, es mochte den Herrn gefallen oder nicht, darum ermahnt sie der Reformator mit dieser neuen Tatsache zu rechnen. Erscheint so die Schrift nach einer Seite radikal, so ist sie in anderer Beziehung durchaus konservativ. Dieser Doppelcharakter erklärt sich auch daraus, daß sie aus Predigten hervorgegangen ist, die Luther Ende Oktober 1522 in Weimar gehalten hatte und deren Druck Herzog Johann wünschte. So kommt es, daß die Schrift die stärksten Erklärungen für das göttliche Recht der Obrigkeit mit den leidenschaftlichsten Auslassungen gegen den Mißbrauch dieses Rechtes verbindet. Mit nichten ist er gemeint,

das göttliche Amt der Fürsten zu leugnen, wo es sich in seinen Schranken hält. Nicht nur, daß er seine Schrift dem Herzog Johann von Sachsen zueignet, sondern er führt auch einen umständlichen Beweis für das Recht des Schwertes; nur sollen die Fürsten dieses Recht nicht mißbrauchen, und dessen gedenk bleiben, wie lang ihr Arm sei und wie weit ihre Hand reiche? Dahin, den Seelen den Glauben vorzuschreiben, reicht er sicher nicht. „Darum ist es ein närricht Ding, wenn sie gebieten, man solle der Kirchen, den Vätern, Konzilien glauben." Darüber entscheidet die heilige Schrift und nicht die weltliche Obrigkeit. „Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken." Als er jene Predigten für den Druck bearbeitete, war seine erste Absicht gewesen, das Recht der Obrigkeit zu schützen, aber indem er gegen die Übergriffe des Herzogs Georg und der andern eiferte, hatte er sich bald wieder in einen solchen Zorn hineingeschrieben, daß man die dem Herzog Johann gewidmete Schrift füglich als eine Streitschrift gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten betrachten konnte. Die Leser sollen wissen, „daß es von Anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist um einen klugen Fürsten; noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden. Darum muß man sich allezeit bei ihnen des Ärgsten versehen, und wenig Gutes von ihnen gewarten." Wie die Schrift gegen die Bischöfe, so konnten die Gegner auch diese von weltlicher Obrigkeit nur als Kooperation Luthers mit der Partei des Aufruhrs auffassen. „Doktor Luther," schrieb Leonhard von Eck an seinen bayerischen Herzog, „hat ein deutsch Buch geschrieben und drucken lassen, darin er die weltlichen Fürsten Narren schilt und auf das allerhöchste ausrichtet. Nennt sie Tyrannen, sonderlich Meißen, Bayern und in der Mark; und ländet seine Materie dahin, daß sie den armen Mann schinden und beschweren . . ." „Das alles kommt von dem Bösewicht, dem Luther und Franzens Anhang." Auch Planitz, des Kurfürsten Gesandter am Reichstag, nahm Anstoß an der scharfen Polemik Luthers und gab sein „einfältiges Bedenken" dahin ab, daß es dem Glauben und der Seelen Seligkeit keinen Nachteil brächte, wenn sich Doktor Martinus der schimpflichen und spöttischen Worte gegen Kaiser und Regiment enthielte. Mit größtem Eifer aber betrieb Herzog Georg Luthers Bestrafung, denn seit Luthers Rückkehr von der Wartburg hatte sich der Zündstoff zwischen ihnen sehr gehäuft. Einer der Wittenberger Anhänger Luthers, der Pfarrer und Magister Fröschel,

der als Erster in Wittenberg das Messelesen aufgegeben hatte und dem wir so schätzbare Nachrichten über die Anfänge der Wittenberger Reformation verdanken, hatte auch im Herzogtum für die gute Sache agitiert. Als er 1522 in Leipzig lutherisch predigte, sperrte ihn der Herzog ein. Nach einer Weile ließ er „das arme Fröschlein wieder hüpfen", aber er drohte ihm, falls er nach Leipzig zurück käme, so würde er ihm die verwachsene Tonsur am Pranger durch Ausraufen der Haare wieder herstellen, so groß wie die Glatze eines Abtes. So kehrte Fröschel nach Wittenberg zurück, wo sein Haus noch gezeigt wird und der friedsame Magister sicher war vor dem grimmigen Humor des bärtigen Herzogs, der immer mehr dem Rübezahl des benachbarten Riesengebirges nacheiferte. Glich er doch jetzt mit seinem Barte, der bis zum Gürtel herabreichte, auch äußerlich jenem tückischen Berggeist. Mit Luther hatte er eine lange Rechnung abzutun. In seinem Schreiben vom März 1522 an Hartmuth von Kronberg hatte Luther den sächsischen Herzog einer Wasserblase verglichen, die dem Himmel trotzen will mit ihrem hohen Bauch. „Hat's auch im Sinn, er wolle Christum fressen wie der Wolf eine Mücke." Als Kronberg diesen Brief, in den er die Namen des Herzogs und des Kurfürsten ausdrücklich einfügte, zu Straßburg drucken ließ, kam der Brief auch in Georgs Hände und hochfahrend forderte der Herzog am 3. Januar 1523 von Luthern eine Erklärung, ob er den Brief an Hartmuth von Kronberg geschrieben habe, in dem von ihm gesagt sei, er wolle Christum fressen wie der Wolf eine Mücke und gebe er keine Antwort, so werde er es als gestanden betrachten; Luther aber erwiderte: „Darauf ist kürzlich meine Antwort, daß es mir gleich gilt für Ew. fürstlich Gnaden, es werde für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen." Georg wendete sich nun in einem wehleidigen Briefe an seinen kurfürstlichen Vetter, in dem der stattliche Herr ganz unnötig versicherte, sein Bauch sei nicht so groß, um von Dresden gen Wittenberg zu reichen, geschweige bis an den Himmel. Auch das Reichsregiment forderte er zum Einschreiten auf. Allerlei Weitläuftigkeiten erwuchsen Luthern aus dem Handel freilich, aber schließlich erreichte Georg doch nichts weiter, als daß das Regiment dem Herzog sein Mißfallen an Luthers Angriffen aussprach. Im Jahre 1525 trieb es Luthern doch, noch einen Versöhnungsversuch mit dem Herzog zu machen, der aber nicht besser ausfiel als der mit Heinrich VIII. Er habe es mit seiner harten Schrift, schrieb er Georgen, besser gemeint als die Heuchler, die des Herzogs Ohr belagerten. Aber wie Heinrich VIII.

ihm in seiner Antwort die verführte Nonne vorwarf, so schrieb ihm der sächsische Herzog, die Ehe mit seiner Eva habe der Teufel gestiftet, der dadurch Wittenberg in übeln Geruch bringe. „Wann sind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg denn jetzt gewest?“ So mußte Luther sich dabei beruhigen, daß er dem Frieden zuliebe das Seine getan habe, und befahl den Herzog seinem Herrn Christus.

Zur Fehde der Ritter nahm Luther in der Öffentlichkeit nicht mehr das Wort. Dieselbe war zu einem Kampfe um die Herrschaft am Rhein geworden, und von der Kirche war nicht mehr viel die Rede. Auf der einen Seite fochten Greiffenklau, Philipp von Hessen und der Pfälzer, die Luthern persönlich keinerlei Mißwollen bewiesen hatten, während auf der andern Seite die Ritter sich ausdrücklich seine Freunde nannten. Die Ziele aber, um die beide kämpften, waren ihm fremd, wozu sollte er sich weiter in diese Händel mischen?

Es war noch immer eine Möglichkeit, Sickingen zu entsetzen, wenn der Ritter die Bauern aufrief, aber Leonhard von Eck sagte mit Recht, wenn die Bauern Herren würden, so wären die Bischöfe das Frühstück, die Fürsten der Imbiß und die Ritter der Nachttrunk. Die Speisefolge war dann freilich, als der Bauernaufstand ausbrach, die umgekehrte, denn die Wut der Bauern gegen die Junker war noch größer als die gegen die Bischöfe. Der alte Haß hinderte die gemeinsame Aktion und die Städte, an die Sickingen sich durch Hutten gewendet hatte, konnten keine Neigung spüren, sich den Rittern zu verbünden in einer Zeit, in der ein Raubritter wie Thomas von Absberg dem Bürgermeister von Nürnberg sagen ließ, er müsse ihm noch in seinen Schwertknauf beißen, daß ihm die Zähne ausbrächen, und überfallene Kaufleute mit abgehauenen Händen und Füßen auf den Landstraßen lagen. Die innere Zerklüftung der Reformpartei hinderte ihren Fortschritt, denn die einen waren für die Libertät des Adels, die andern für die Freiheit des Handels, die dritten für die Befreiung von Grund und Boden, die Papisten aber waren Papisten, weiter nichts, und diese geschlossene Einheit war ihr Sieg. Von allen Verbündeten verlassen, sah Sickingen sich in Landstuhl eingeschlossen, dessen neue Mauern den Geschützen der Fürsten nicht standhielten. Am 6. Mai 1523 mußte der sterbende Ritter sein festestes Schloß den verbündeten Fürsten übergeben. Kronberg war schon zuvor gefallen und die Herberge der Gerechtigkeit konnte sich ebensowenig halten. Butzer, Hutten, Oekolampad, Brunfels, Stiefel, Kettenbach wurden heimatlose Flüchtlinge.

Der Krieg gegen die Verbündeten des Ritters dauerte auch dann noch fort und siebenundzwanzig Burgen wurden nach und nach die Beute der Sieger, die das Reichsregiment vergeblich mahnte, niemanden über den Landfrieden hinaus zu beschweren. Die Fehde wurde durch diese massenhaften Belagerungen wichtig für die Erprobung der neuen Geschütze. Luther äußerte später, er halte dafür, die Bombarden seien des Satans höchsteigene persönliche Erfindung, denn die Tugenden, die auch ein Kriegsmann haben könne, gälten hier nichts. „Er ist tot ehe man ihn sieht.“ Adam wäre vor Kummer gestorben, wenn er hätte voraussehen können, daß seine Söhne mit solchen Vorrichtungen gegeneinander wüten würden.

Die politische Lage verschob sich durch die Sickingenfehde sehr zu Luthers Nachteil. Unter den Sickingensiegern galten der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen nicht gerade für eifrige Papisten. Selbst Greiffenklau war kein Fanatiker. Dennoch frohlockten die Päpstlichen, da sie in Sickingen den Patron des Wittenberger Mönches sahen. Spalatin berichtet, sie hätten gerufen: „Der Afterkaiser ist tot, bald wird es auch mit dem Afterpapste ein Ende haben.“ Luther aber schreibt an Spalatin: „Gott ist ein gerechter, aber ein wundersamer Richter.“ Daß dieser Ausgang die Päpstlichen ermutigen müsse, konnte er sich nicht verhehlen. So schlimm aber für den Augenblick die Dinge aussahen, für die Reformation selbst war der Fall von Landstuhl ein Glück. Hätten 1522 die Schwarmgeister gesiegt, die deutsche Reformation wäre wohl in die Bahnen der englischen Reformation und Revolution geraten. Ihre Signatur wäre dann Blutvergießen und Zungenreden geworden. Hätte aber 1523 Sickingen das Feld behauptet, so wäre ein deutsches Hussitentum obenauf gekommen, dessen Ziska Sickingen war, gewiß nicht zum Heil für das Reich und ebensowenig zum Nutzen der Kirche. Ein Sieg der Ritter bedeutete die Erniedrigung der fürstlichen Gewalt und die Herrschaft jener Libertät, deren Polen und Ungarn sich erfreuten. Man braucht den Anteil der kleinen deutschen Höfe an der Reformation und Kultur unseres Vaterlands nicht zu überschätzen, mehr als die Slachtitzen und Magnaten in Polen und Ungarn haben sie doch geleistet. So war es ein richtiger Instinkt Luthers, daß er sich aus seiner Verbindung mit den Rittern, soweit von einer solchen überhaupt geredet werden kann, rechtzeitig wieder herauszog. Sie würden seine Autorität nur für Zwecke mißbraucht haben, die ihm völlig fremd waren. Der verschlagene Söldnerführer am Rhein, der die Miene annahm, den Priestern ein neuer Ziska

werden zu wollen, war rasch aus der Rolle gefallen und Luthers nüchternes Auge erkannte rechtzeitig die wahren Züge des Raubritters durch die schlecht gemalte Ziskamaske, die Butzer und Kettenbach ihm vorgebunden hatten. Hätte der Ritter gesiegt, so war das Resultat die Ohnmacht der Fürsten und des Kaisers und der Einzug der Ritter in das Reichsregiment. Polnische Reichstage wären das Ergebnis gewesen; dazu mitzuwirken fühlte Luther keinen Beruf, denn in ihm war der Gedanke des Reichs nicht minder stark als der der Kirche.

Nach der Niederwerfung der Ritter, die Luthers Sache mit lautem Waffenklirren für die ihre erklärt hatten, war für die Wittenberger Reformation ein kritischer Moment eingetreten. Den Päpstlichen schien jetzt die Stunde gekommen, mit dem ganzen evangelischen Unfug ein Ende zu machen. Da war es Karl V. selbst, der die Sachsen rettete. Wir wissen aus den Berichten des Niederländers Hannart, der Karl V. auf dem Reichstag von 1524 vertrat, daß damals Ferdinand die Acht über Friedrich den Weisen aussprechen wollte. Aber nicht der gut katholische Herzog Georg sollte das Land der Ernestiner zurückerhalten, sondern Ferdinand wollte sich Kursachsen von Karl V. und dem neuen Papste Clemens VII. verleihen lassen und sich dann zum römischen Könige machen. Der Österreicher wäre dann faktisch Herr des deutschen Reichs gewesen. Und eben an diesem persönlichen Projekt des ehrgeizigen Ferdinand scheiterte die Aktion gegen Sachsen. Auch die katholischen Fürsten, wie Georg von Sachsen und die Bayernherzöge, wollten von einer Vergrößerung Österreichs nichts wissen, ja Karl V. selbst warnte den Kurfürsten, den er, wie er ihm sagen läßt, seit dem Tode seines Großvaters als seinen lieben Vater und Ohm betrachte, vor den Anschlägen des eigenen Bruders und Statthalters. Karl hatte von Jugend auf, nicht ohne Grund, in seinem Bruder einen Rivalen gesehen. Hatte er ihn aus diesem Grunde aus Spanien entfernt, so konnte es ihm auch nicht beikommen, den Ehrgeizigen im Reich als römischen König sich zur Seite zu stellen. So warnte der Bruder vor dem Bruder, der Papist vor dem Papisten. Nicht minder günstig war es für die Sache der Reformation, daß der neue Papst sich als geschworener Feind der Herrschaft Karls V. über Italien erwies.

Am 14. September 1523 war an Stelle des rasch dahingestorbenen Hadrian VI. der seitherige Staatssekretär Giuliano dei Medici zum Papste gewählt worden. Clemens VII., wie er sich nannte, war ein kluger Ge-

schäftsmann, aber auch nichts weiter als klug; für die ethischen Mächte, die sich gegen das Papsttum in Deutschland erhoben, hatte er kein Verständnis. Der deutsche Geist war ihm überhaupt eine fremde Welt. In der Korrespondenz mit Aleander erscheint Kardinal Medici als umsichtiger, fleißiger und vorsichtiger Diplomat, der gern einen Gegner nach dem andern abtut, aber seinen Nuntius warnt, verfrüht mit allen zugleich anzubinden. Erst Luther, dann Erasmus, aber nicht beide zugleich, ist seine Weisung an den aufgeregten Untergebenen. Seine kluge Zurückhaltung und das Maßhalten in Ausdruck und Forderungen machen einen guten Eindruck, namentlich wenn man Clemens mit den andern Curialen vergleicht. In Wittenberg freilich hatte man von seiner welschen Perfidie die abenteuerlichsten Vorstellungen. Luthern war er dreifach verdächtig als Bastard, als Florentiner und als Medici, denn ganze drei welsche Spitzbuben gehen auf einen einzigen Florentiner. Der Teufel hätte Clemens schon lang geholt, aber er war ihm für einen Bissen zu viel. Clemens hat krause Haare, also krausen Sinn. Da die Geburt des illegitimen Knaben eine Weile verheimlicht worden war, zweifelt Luther, ob er getauft sei. Daß er kein Konzil halten will, ist begreiflich, dasselbe könnte ja die Frage aufwerfen, ob ein Bankert Papst sein könne. In der Politik ist Clemens „neutralisch“, das heißt, er trägt Wasser auf beiden Schultern. Gegen den Kaiser steckt er sich hinter Franz, gegen Franz hinter den Kaiser, das nennt Luther seine „Zwickmühle“, ohne die er nicht bestehen könnte. Glauben hat ein solcher Florentiner nicht, vielmehr hat er ganz offen gedroht, wenn ihm der Kaiser nicht gegen die Lutherschen beistehe, verbinde er sich mit dem Türken. Sechsmal sei er, wie es unter diesen Welschen zugeht, vergiftet worden, und nach dem Gebrauch von Gegengiften ist der frühere Krauskopf nunmehr vollkommen kahl. Großen Sinn hat man auch in Rom an Clemens VII. vermißt. Er stellte sich gegen Michelangelo auf Bandinellis Seite und förderte die Manieristen. Den Höfen hat er nachmals durch Dispensation Franz' I. von seinen feierlichsten Eiden und nicht minder durch zweideutige Begünstigung der Ehescheidung Heinrichs VIII. großen Anstoß gegeben. Auch die Grundsätze, die seine Nichte Katharina von Medicis in Paris betätigte, sind ein Zeugnis, daß Luthers Vorstellung von dem Geiste dieses Hauses nicht aus der Luft gegriffen war. Aber gegen keinen der Päpste, die er erlebte, hat Luther so maßlos gepoltert wie gegen diesen. Über ihn glaubt er auch das abenteuerlichste Gerede. Clemens' Vater hat diesen Papst mit

der eigenen Tochter erzeugt, so daß er der Sohn seiner eigenen Schwester ist. Tonnen Goldes hat er aus der Hinterlassenschaft Julius' II. schon als Hausprälat Leos gestohlen, Kardinäle vergiftet und die Türkensteuer für sich eingezogen. Er ist „der Papstesel, der nichts kann als auf seiner Sackpfeifen dasselbe Liedlein pfeifen“ . . ., „aber der Esel fing sein Lied zu hoch an und dachte, die Deutschen würden's nicht merken.“ Clemens ist ihm der Hauptschalk, die Grundsuppe aller Übel, auf den das Vaterunser sich bezieht: „erlöse uns von dem Bösen.“ Der Teufel sagte zu ihm: „Du heißest Petrus, am S. Peterstage genennet, ein Peter ist dein Pate.“ Getauft wurde er also doch! Namentlich nach der Plünderung Roms entrüstet sich Luther über die Herzenshärtigkeit dieses Priesters: „Er hat erlebt, daß Rom ersäuft, geplündert und ausgestorben ist, noch ficht ihn solches nicht an. Das muß mir ein Geselle sein, der sich nicht schrecken läßt!“ Kurz, nach dem Teufel kommt sofort der Papst, „welches leichtlich an diesem Papste beweiset wird“. Ist diese Charakteristik auch ungeheuerlich, so hatte der Reformator doch darin recht, daß er Clemens für einen gefährlicheren Gegner seiner Sache hielt als alle seine Vorgänger. Auch darin war Luther nicht schlecht unterrichtet, daß er in dem neuen Gesandten Campeggius den geschicktesten Diener des Hauptschalks Clemens sah, der nicht wie Cajetan mit dem Kopf durch die Wand wolle, sondern „mit List und künstlichen Griffen mit der Sachen umgehe“. Für seine Person, so hat sich Luther erzählen lassen, würde Campeggius sich die meisten Wittenberger Reformen gefallen lassen, aber die übrigen Nationen würden dann ähnliche Freiheiten wollen und das könne Rom nicht gestatten. Daß gerade Campeggius in Rom die blutigste und rücksichtsloseste Unterdrückung der Ketzerei befürwortete, war Luthern so wenig wie Melanchthon bekannt. Aber der Welsche wußte sich zu beherrschen und eben dadurch hat der klug und scheinbar maßvoll auftretende Prälat unter den schwierigsten Verhältnissen mehr erreicht als seine Vorgänger. Als glatt und falsch will ihn der Name Katzenaal charakterisieren, den ihm die deutschen Schmähschriften beilegen. Er ist es gewesen, der durch Stiftung des Regensburger Sonderbundes Deutschland für alle Zeiten gespalten hat. Wenn Ranke Clemens VII. den für Roms Sache verderblichsten Papst nannte, so kann man Campeggius als den für Deutschland verhängnisvollsten Nuntius bezeichnen.

Als der Kardinal am 17. März 1524 auf dem Reichstag in Nürnberg eintraf, hatte er sich bereits überzeugen können, welche Wandlung

mit der deutschen Nation in den letzten Jahren vorgegangen war. Schon in Augsburg war er von der Menge verhöhnt worden, als er ihr seinen Segen spenden wollte. Eine Flugschrift vermeldete die Ankunft eines seltsamen Tieres, „etliche nennen es Karnüffel, etliche Katzenaal, reitet auf einem Esel, köstlich mit Gold beschlagen, hat einen braunroten Rock an und eine Suppenschüssel auf dem Kopfe". Das Tier sei von Rom geschickt, „zu beschauen das Teutschland". Campeggius hatte jetzt vor Augen, welchen Umschwung „das Brüderlein Luther", das vor Cajetan im Staube gelegen und in Worms Aleanders Basiliskenblicken zugelächelt hatte, zuwege gebracht. Während seiner Anwesenheit in Nürnberg vollzog sich unter des Legaten Augen die Evangelisierung der alten Reichsstadt; nicht weniger als viertausend Menschen nahmen bei den Augustinern, in Links Kloster, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, darunter Mitglieder des Reichsregiments, ja auf der alten Zollernburg selbst tat Königin Isabella von Dänemark, die Schwester Karls V. und Ferdinands, das gleiche. Die Prediger aber verschärften ihren Ton auf den Kanzeln und „verkündeten das Wort Gottes prächtiger, denn je geschehen". Die evangelische Gemeinde, die einst Staupitz gesammelt und deren theologische Führer jetzt Link und Osiander waren, und die Bürger wie Baumgartner, Albrecht Dürer, Hans Sachs, Lazarus Spengler u. a. zu ihren Säulen zählte, erlebte Tage des Triumphs, wie sie dieselben niemals hatte erwarten können. Unter diesen Umständen hielt Campeggius an sich, denn er war von Aleander, der fast ein Jahr in Deutschland zugebracht hatte, mit einer genauen Anweisung ausgerüstet worden, wie man diese schwierige Nation zu behandeln habe. Auch hatte ihm Aleander von den Gefahren, denen er entgegengehe, eine solche Schilderung gemacht, daß er nur gegen eine beträchtliche Anzahlung und Verwilligung einer Pension für seine Kinder, im Fall er nicht wiederkehre, die Sendung in die Höhle der Ketzer übernahm. Aleanders Instruktion über den Umgang mit Deutschen empfahl ihm, im gesellschaftlichen Verkehr kein geistliches Gesicht zu machen; auch solle er nicht so hochmütig auftreten wie seinerzeit Cajetan, anderseits dürfe er es ja nicht merken lassen, wenn er glaube Anlaß zur Furcht zu haben. Im Gespräch müsse er mit Bibelsprüchen bei der Hand sein, dagegen die Scholastik zurückstellen. Einen Satz wie den, daß der Papst überhaupt nicht sündigen könne, solle er nur ja nicht über die Lippen bringen. Mit Mönchen dürfe er öffentlich keinen Umgang haben, da ihm das bei den Deutschen schade. So trat denn „der Katzenaal" sehr glatt

und geschmeidig auf. Sein Vorgänger Chieregato hatte die Verhaftung und exemplarische Bestrafung von vier Predigern und aller ausgelaufenen Ordensleute von dem Nürnberger Rat verlangen können*), ihm erteilten die Stände ihrerseits den wohlgemeinten Rat, „daß er seinen Segen und sein Kreuz dieser Zeit über die Leute zu tun vermeide, angesehen, wie es derhalben itzund stehe". So durfte der Nürnberger Prediger, auf den es die Papisten hauptsächlich abgesehen hatten, Osiander, den Papst von der Kanzel als den Antichrist beschimpfen, ohne daß dem Legaten dafür Genugtuung wurde. Auch der Bischof von Bamberg, aus dessen greulichem Kerker das Reichsregiment noch eben den Freund Luthers, Apel, mit Not gerissen hatte, wurde in Nürnberg auf der Straße insultiert und wo Thomas Murner öffentlich erschien, wurde er mit dem bekannten „Murmaw, Murmaw" des Karsthans begrüßt, so daß er vor dem Lärme der Straßenjugend sich in die Häuser flüchtete. Aber der Italiener, den der Pöbel verhöhnte, stellte auf dem Reichstage seinen Mann. Noch immer hatte der Papst eine starke Partei für sich, „die Bayern und Pfaffen", wie der sächsische Gesandte von Planitz die Führer der Majorität nennt. Siebzehn geistliche Fürsten waren erschienen und nur dreizehn weltliche. Das steifte dem Kardinal den Nacken, so daß der Welsche gegen die Opposition mit ironischer Keckheit auftrat und was er auf dem Reichstag nicht erreichte, durch einen Sonderbund der Gutgesinnten um so vollständiger durchzusetzen wußte. Auch daß das unter langen Mühen zu Worms aufgerichtete Reichsregiment durch den Bund des Klerus, der Städte und der Sickingensieger gestürzt und damit der Einfluß des Sachsen gebrochen wurde, war Wasser auf des Legaten Mühle. Allein die „geschwinden Mandate" zur Durchführung des Wormser Edikts, die er verlangte, scheiterten an dem Widerspruch der Städte. Sie machten geltend, der gemeine Mann sei allenthalben nach dem Worte Gottes begierig. Das Wormser Edikt mit Gewalt durchführen, heiße nichts anderes „als viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschläge, Blutvergießen, Verderben und allen Unrat" heraufbeschwören. An Stelle der Furcht vor Sickingen war jetzt die Furcht vor den Bauern getreten. Daß die Majorität eine erneute Einschärfung des Wormser Edikts ablehnte, war, wie Planitz an seinen Kurfürsten schreibt, nicht guter Wille, sondern „daß sie ihrer Haut gefürchtet". Durch sein keckes Auftreten erbitterte der Legat die Stände

*) Die Verhandlungen darüber in den Reichstagsakten III, 410 ff.

aufs neue gegen Rom. Als Campeggius den deutschen Fürsten in höhnischer Form bedeutete, daß sie auf ihre 100 gravamina, die der letzte Reichstag aufgestellt hatte, überhaupt keine Antwort zu erwarten hätten, da man in Rom nicht habe annehmen können, daß eine Schrift von so „übermäßiger Unschicklichkeit“ wirklich von einem deutschen Reichstage herrühre, gaben die deutschen Fürsten auf diese freche Provokation die einzig würdige Antwort, indem sie auf den 11. November 1524 eine Versammlung nach Speyer anberaumten, um die Abstellung ihrer gravamina selbst in Beratung zu nehmen. Dieser Versammlung sollte durch gelehrte, erfahrene und verständige Räte auch ein Auszug aus den neuen Lehren und Büchern Luthers und seiner Anhänger vorgelegt werden, damit Luthers Lehre mit höchstem Fleiße geprüft und das Gute vom Bösen abgesondert werde. Dennoch erkannten die Stände die Geltung des Wormser Edikts an und versprachen demselben so viel als möglich nachzuleben. Daneben wurde aber die Forderung eines allgemeinen Konzils aufrecht erhalten und bis zu diesem sollte das heilige Evangelium nach rechtem, wahrem Verstand und Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehrer ohne Aufruhr und Ärgernis gepredigt werden. Dieser seltsame Abschied hatte ein doppeltes Angesicht. War der Beschluß des Reichstages, nunmehr ohne die Kurie in einer Versammlung geistlicher und weltlicher Stände die Reform der deutschen Kirche vornehmen zu wollen, eine nationale Tat, die zur Gründung einer deutschen Nationalkirche führen konnte, so stand dem auf der anderen Seite doch auch wieder entgegen, daß man jetzt wieder das Wormser Edikt als geltend anerkannte, wenn auch dasselbe nur „so viel als möglich“ vollzogen zu werden brauchte.

Luthern selbst hatten die Nachrichten, die Spalatin über den Nürnberger Reichstag schickte, anfänglich wenig beschäftigt, obwohl der Sturz des Reichsregiments eine Niederlage für seinen Kurfürsten und eine zunehmende Gefahr für ihn selbst bedeutete. Seine Verachtung für die schlemmenden und prassenden Fürsten liegt in der grimmigen Bemerkung, ihre Beichtväter würden ihnen als Sühne für ihre Sünden ohne Zweifel in der Osterbeichte Verfolgung der Evangelischen auferlegen. Sein ganzer Zorn aber kam zum Ausbruch, als ihm das kaiserliche Mandat zukam, in dem der Nation der Reichstagsabschied vom 18. April 1524 mitgeteilt wurde. So optimistisch er den letzten Abschied beurteilt hatte, so entrüstet war er über diesen. Es kam das zum Teil auch daher, daß die Reichskanzlei, die nach Sturz des Regiments nach Eßlingen verlegt worden war,

als sie den Abschied in die Form eines kaiserlichen Mandats goß, allerlei Unterschleif trieb, die Predigt des Evangeliums unterschlug und das Wormser Edikt um so mehr betonte. Dennoch konnte das Mandat nicht die Meinung des Reichstags vorenthalten: „es solle Luthers Lehre aufs neue mit höchstem Fleiß examiniert, disputiert und das Gute vom Bösen abgeschieden werden.“ Das war denn Luther wunderlich, daß er nach dem Wormser Edikt solle bestraft, seine Lehre aber nachher disputiert und untersucht werden. Um zu zeigen, was es heiße, den Wormser Abschied bestätigen, gab er im August 1524 beide Mandate im Abdruck heraus unter dem Titel: „Zwei kaiserliche, uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend.“ „Diese zwei Gebote habe ich lassen drucken aus großem Mitleiden über uns arme Deutsche, ob doch Gott aus seiner milden Gnade etliche Fürsten und andere dadurch wollte rühren, daß sie greifen und fühlen möchten, denn es darf keines Sehens nicht, Säue und Esel könnten's wohl sehen, wie blind und verstockt sie handeln.“ Sei es doch unerhört, daß deutsche Fürsten „auf einmal zugleich widerwärtige Gebote lassen ausgehn, daß geboten wird, man solle mit mir handeln nach der Acht von Worms ausgegangen und dasselbige Gebot ernstlich vollführen, und daneben auch das Widergebot annehmen, daß man auf künftigem Reichstag zu Speyer soll allererst handeln, was gut und böse sei in meiner Lehre? Da bin ich zugleich verdammt und aufs künftige Gericht gespart und sollen mich die Deutschen zugleich als einen Verdammten halten und verfolgen und doch warten, wie ich verdammt soll werden. Das müssen mir ja trunkene und tolle Fürsten sein. Wohlan, wir Deutschen müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat!“ Aber deutlich weist er auch bereits auf das heranziehende Ungewitter hin, bei dem es den Fürsten vielleicht leid sein werde, den Mann getötet zu haben, der allein vermocht hätte, das Wetter zu beschwören. „Nu meine lieben Fürsten und Herren, ihr eilet fast mit mir armen einigen Menschen zum Tode, und wenn das geschehen ist, so werdet ihr gewonnen haben. Wenn ihr aber Ohren hättet, die da hören, ich wollt euch etwas Seltsames sagen. Wie, wenn des Luthers Leben so viel vor Gott gölte, daß, wo er nicht lebte, euer keiner seines Lebens oder Herrschaft sicher wäre, und daß sein Tod euer aller Unglück sein würde? Es ist nicht zu scherzen mit Gott. Fahret nur frisch fort!

Würget und brennet! Ich will nicht weichen, ob Gott will. Hie bin ich und bitt euch gar freundlich, wenn ihr mich getötet habt, daß ihr mich ja nicht wieder aufweckt und noch einmal tötet. Gott hat mir, wie ich sehe, nicht mit vernünftigen Leuten zu schaffen geben, sondern deutsche Bestien sollen mich töten, bin ich's würdig, gerade als wenn mich Wölfe oder Säue zerrissen." Wenn sein Stündlein da sei, daß Gott ihn rufe, so sei er gern bereit, aber der, der ihn nun schon ins dritte Jahr lebendig erhalten, trotz ihrer Edikte, kann ihm das Leben auch länger fristen, obwohl er das nicht begehrt. Nachdem er dann beide Edikte, nur mit kurzen Randbemerkungen versehen, abgedruckt hat, schließt er mit einer Aufforderung, für diese elenden, verblendeten Fürsten zu beten. Namentlich soll niemand ihrem Aufrufe gegen die Türken Folge leisten, da der Türke zehnmal klüger und frommer ist als sie. „Was sollt solchen Narren wider den Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern? Denn hie siehst Du, wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht ein Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sei der wahre oberste Beschirmer des christlichen Glaubens." Der Glaube ist nach der Schrift ein Fels und eine göttliche Kraft und bedarf solcher Fürsten nicht zu seinem Schutze. „Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten." Einen Verweis des Kurfürsten über diese unerhört kühne Sprache hatte er dieses Mal nicht zu fürchten, machte er sich doch nur zum Dolmetsch der Erbitterung, die am kurfürstlichen Hofe selbst herrschte über den Sturz des Reichsregiments, an dessen Errichtung der Kurfürst ein langes Leben gearbeitet hatte. Der alte Herr sah damit ein Hauptresultat seines Lebens vernichtet und erklärte, daß er nun keinen Reichstag mehr besuchen werde. Der Tod, der ihn bald darauf abrief, hat Friedrich dieses Versprechen denn auch halten helfen.

Im Lager des Kardinal Campeggius freilich faßte man den Abschied von 1524 nicht als einen Sieg auf, sondern sah mit großer Sorge der Nationalversammlung zu Speyer entgegen, von der man eine Lossagung der deutschen Kirche von Rom glaubte erwarten zu müssen. Und so groß war die Furcht vor dieser Versammlung auch bei den deutschen Bischöfen, daß nunmehr die Anhänger des römischen Stuhls den Ordnungen des Reichs und guter deutscher Sitte zuwider beschlossen, zu einem Sonderbund zusammenzutreten. Das war denn für die Geschichte der kommenden Jahrhunderte ein folgenschwerer Beschluß, aus dem die Spaltung der

Nation in ein katholisches Süddeutschland und in ein evangelisches Norddeutschland hervorgegangen ist.

Es ist eine hergebrachte Rede, der selbst von protestantischer Seite kaum mehr widersprochen wird, Luthers Reformation habe Deutschland gespalten. Allein das setzt voraus, daß ein Teil in Deutschland hätte reformieren wollen, der andere nicht. Das war nun aber mit nichten der Fall. Beim Alten verbleiben, den himmelschreienden Zustand konservieren wollte niemand. Reform der Kirche an Haupt und Gliedern begehrten alle, Kaiser und Papst, Karl V. so gut wie Hadrian VI., der sächsische Herzog Georg nicht weniger als der Kurfürst von Sachsen. Selbst die Theologen Eck, Kochläus, Emser, Faber, Murner haben nie beabredet, daß der Kirche eine Reform nötig sei. Eine solche Reform war nun beschlossen. Sie sollte beraten werden durch eine gemeinsame Versammlung der Stände. Zu welchen Beschlüssen diese Versammlung kommen werde, stand noch dahin. Nicht eine extreme Partei hatte ja diese Versammlung verlangt, sondern derselbe Reichstag zu Nürnberg, der das Wormser Edikt soeben als gültig anerkannte. Wenn nun ein Teil sich diesem gemeinsamen Handeln schon zum voraus entzog und seine Reformation für sich rasch unter Dach brachte, so war es doch sicher dieser, der die Spaltung ins Reich hereinwarf. Diese Sonderbündler waren nun aber nicht die Anhänger Luthers, sondern die des Papstes. Nicht Luther hat Deutschland gespalten, sondern der Papst. Während man in ganz Deutschland sich für die kommende Nationalversammlung rüstete, während alle Universitäten, Kapitel, Kongregationen und Ausschüsse ihre Desiderien, Gutachten und Entwürfe vorbereiteten, schlossen die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern und der Erzherzog Ferdinand mit dem Legaten Campeggius einen Pakt, daß Rom ihnen sofort für ihre Lande die in ihren Augen wünschenswerten Reformen bewillige, wofür sie sich dann erboten, durch ihr Wegbleiben von Speyer gemeinsame Beschlüsse des Reichs unmöglich zu machen. Die Bayernherzöge hatten selbst in Nürnberg für den Speyerer Tag gestimmt, ihr Abfall war darum doppelt treulos. Clemens VII. ergriff die angebotene Hand. Die Kurie war über den Beschluß des Reichstags, die deutsche Nation wolle binnen weniger Monate ihre kirchlichen Angelegenheiten zu Speyer selbst ordnen, in große Aufregung geraten. Clemens hatte einem Konsistorium vorgeschlagen, man solle die katholischen Stände zum Vollzug des Wormser Edikts auffordern und gleichzeitig den Kurfürsten von Sachsen exkommunizieren. Daß der

furchtbare Religionskrieg, den man so entfesselt hätte, für die römischen Prälaten kein moralisches Hindernis war, hatten Aleanders Drohungen in Worms längst erwiesen, aber die berufsmäßigen Brandstifter in Rom wollten keine Blitze schleudern, solange sie so wenig sicher waren, daß die Blitze auch zünden würden. So mußte man statt eines Albigenserkriegs viel sanftere Mittel in Aussicht nehmen. Es war die Rede davon, den Handel der deutschen Städte zu ruinieren. Karl V., der König von England, der defensor fidei, und der König von Portugal sollten den Deutschen ihre Häfen schließen. Höre das Kolonialgeschäft auf, so würden die Handelsplätze zuerst Luthern preisgeben. Aber mit so unsicher und langsam wirkenden Mitteln war den bedrängten Bischöfen nicht gedient. Die Kurie begnügte sich darum mit dem, was unmittelbar praktisch war, sie ersuchte den Kaiser und die katholischen Stände des Reichs um Vollzug des Wormser Edikts und bat die Könige von England und Portugal ihre Bemühungen bei Karl zu unterstützen. Beide Majestäten haben sich auch in diesem Sinn bei Karl V. verwendet. Der Habsburger war dazu bereit, aber gleichzeitig nahm er die Berufung eines ökumenischen Konzils in sein eigenes Programm auf, um die kirchlichen Wirren zu schlichten. Schon damals bezeichnete sein Kanzler Gattinara dem Papste Trident, das dem Namen nach zum Reich gehörte, als die geeignetste Stadt für eine solche Versammlung. Allein gerade die Reform des Papsttums durch ein Konzil, die Karl betrieb, machte der Kurie das ganze Projekt verhaßt. Clemens VII. wollte keine Versammlung, die durch die Nationen verlangt und vom Kaiser berufen, ihre Spitze gegen das Papsttum richten mußte. So sah sich der Papst auf den Weg der Konkordate mit den katholischen Ständen hingewiesen. Den Bayernherzögen hatte schon Hadrian VI. ein Fünftel aller kirchlichen Einkünfte in Aussicht gestellt, „denn,“ so schrieb er, „die Herzöge haben sich erboten, gegen die Feinde des Glaubens die Waffen zu ergreifen“. Das gleiche patriotische Versprechen gab nun auch Erzherzog Ferdinand dem Papste ab. Er sollte sogar ein Drittel der Einkünfte von den österreichischen Kirchengütern und ein Fünftel von den benachbarten geistlichen Gebieten erheben dürfen, falls er an Rom festhielt. Zunächst, um die Modalitäten dieser Steuererhebung zu regeln, wurde im Juni 1524 von dem Legaten der Konvent von Regensburg berufen, der nun aber auch andere Reformfragen der ausgeschriebenen Speyerer Versammlung vorweg nahm. Auch die Klostervisitationen hatten die Bayern der Kurie abgewonnen. So ging eine wichtige Kompetenz der Bischöfe

auf die Herzöge über und diese waren dem Ziele der Landeshoheit, das sie anstrebten, nun um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Die Bayernherzöge gingen auch sofort an die Visitation und die Reform ihrer Klöster und Kirchen, während sie zugleich die Luthersche Lehre als einen „viehischen Irrtum und als Gotteslästerung“ untersagten. Nachdem sie mit der Kurie einig geworden waren, fehlte den entscheidenden süddeutschen Fürsten jedes Interesse, sich an die sächsische Bewegung anzuschließen; sie hatten im Frieden mit dem Papste alles, was ihnen am Herzen lag und wofür dieser die andern mit dem Banne bedrohte. Dazu ließ der Erzbischof von Salzburg sich gegen Erweiterung seiner Diözese bestimmen, ihrem Bunde beizutreten und nun blieb auch den übrigen süddeutschen Bischöfen nichts übrig als sich zu fügen. Nachdem diese Präliminarien festgestellt waren, trat der Konvent zu Regensburg zusammen, auf dem die Bayern sich von der kaum drei Monate zuvor beschlossenen Abrede eines gemeinschaftlichen Reformtags zu Speyer lossagten. Die hochwürdige Versammlung wurde von dem päpstlichen Legaten Campeggius namens des Papstes präsidiert. Anwesend waren der Erzherzog von Österreich, die Herzöge von Bayern, der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Trient. Vertreter hatten gesendet die Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Speyer, Straßburg, Konstanz, Basel, Freising, Passau und Brixen. Hier wurde denn das katholische Süddeutschland geschaffen, noch ehe man an ein evangelisches Norddeutschland gedacht hatte. Der Vertrag wurde gemacht auf Kosten der Bischöfe, aber diese Bischöfe wußten wohl, wie sie ohne den Schutz der weltlichen Fürsten ganz verloren wären. Viele residierten in den Reichsstädten, wo ihnen die Magistrate bereits alles genommen hatten, was nun in den fraglichen Bezirken die Fürsten nur zum Teil begehrten. Die bayerischen Bischöfe bequemten sich den fünften, die österreichischen den vierten Pfennig ihrer Einkünfte der weltlichen Herrschaft zu überlassen. Außerdem mußten sie zu zahlreichen Säkularisationen ihre Zustimmung geben, und manche Exemtionen ihrer Kleriker und viele ihrem Spruch reservierte Fälle opfern. Die Zahl der Festtage wurde vermindert, die Stationierer, das heißt die Bettelmönche, die Kollekten von Haus zu Haus erhoben oder Heiltümer für Geld zeigten, wurden abgeschafft. Auch die Disziplin über die Pfarrer wurde geschärft. Und nicht nur in diesen äußerlichen Dingen reformierten die süddeutschen Stände für sich, auch die Frage der Lehre und Predigt wurde einseitig, ohne Rücksicht auf die andern Stände, erledigt. Man verfügte, es solle

gepredigt werden die Lehre des Evangeliums nach den vier großen lateinischen Kirchenvätern, Ambrosius, Hieronymus, Augustin und Gregor und nach Chrysostomus. Früher wäre das eine Konzession gewesen. Jetzt hatte es nur die Bedeutung, jedenfalls die Grundlagen der lateinischen Kirche neu zu sanktionieren und das reine Schriftprinzip abzulehnen, das die Wittenberger proklamiert hatten. Dabei sollte allgemein der Schein erweckt werden, daß die Reform in nichts hinter den Wünschen der Nation zurückbleibe. Man kopierte Luther und Melanchthon förmlich. Emser muß auch die Bibel übersetzen, Eck muß auch „Loci“ schreiben, Kirchenvisitationen werden sofort eingeführt, aber während man so die Evangelischen nachahmt, wird zugleich der Besuch von Wittenberg bei Verlust des väterlichen Erbes verboten. Der Abfall vom Glauben wird mit dem Tode bedroht, und diese Drohung nachmals 1527 auch an einem persönlichen Freunde und Schüler Luthers, Leonhard Kaiser, der seinen kranken Vater besuchen wollte, zu Schärding verwirklicht. Nachdem man in dieser Weise selbst die Früchte von Luthers Auftreten eingeheimst hatte, beeilte man sich dann den andern das Spiel zu verderben. Die Kurie hatte schon ihrerseits das Verbot der Speyerer Versammlung von Karl V. verlangt, die zu Regensburg versammelten „Bayern und Pfaffen“ wiederholten diese Bitte. Doch bereits hatte in einem Edikte vom 15. Juli der Kaiser den Nürnberger Abschied für null und nichtig erklärt und die Speyerer Zusammenkunft zur Abstellung der deutschen kirchlichen Beschwerden bei Vermeidung criminis laesae majestatis untersagt. „Der unmenschliche und unchristliche Luther, der mit seinem unseligen Gifte so viele als möglich zu verderben strebe und sich durch seine arglistige Bosheit gleich Mohammed vor den Menschen groß zu machen suche“, wird aufs neue unter das Wormser Edikt gestellt, das nicht so viel als möglich, sondern von allen Ständen auf das strengste, bei schwerer Strafe unnachsichtlich zu vollziehen ist. Das war die Antwort des „armen, sterblichen Madensacks“, wie Luther Karl V. in seiner letzten Schrift nannte, auf das inständige Reformbegehren der Nation. Alle derartigen Wünsche wurden auf das Konzil verwiesen, das der Kaiser eifrig betreiben werde. Mit großer Gewandtheit hatte der geschmeidige Campeggius diesen Erfolg errungen. Der mit Hohn und Spott aufgenommene „Karnüffel“ war seit Aleander der erste Legat, der sich wieder eines großen diplomatischen Sieges zu rühmen hatte. Die Losung zur Reaktion war nun gegeben. Überall traten die katholischen Stände zu ähnlichen Verständigungen zu-

sammen. Die Stadt Magdeburg, die im Juli 1524 es gewagt hatte, zu reformieren, sollte von den Verbündeten des Erzbischofs mit Krieg überzogen werden und im November 1524 versicherte Herzog Georg, man werde gegen Kursachsen ins Feld ziehen, sobald der Friede mit Frankreich geschlossen sei. Dann hatte Luthers letzte Stunde geschlagen. Nachdem man sich so organisiert und diese sichere Aufstellung genommen hatte, konnte man es endlich wagen, das Wormser Edikt zu vollziehen. Wie dasselbe verlangte, schritt man rücksichtslos mit Gefängnis, Pranger und Hinrichtung gegen alle Neuerer im eigenen Lande ein. Die Bayern gingen mit gutem Beispiel voran, dann folgte der Erzbischof von Salzburg mit einigen Hinrichtungen und Landesverweisungen. Endlich griff auch Ferdinand von Österreich zum Schwert. In Wien selbst machte man den Anfang und da die Obrigkeiten nicht wußten, welche Strafen gegen die Drucker evangelischer Bücher zu verhängen seien, machten die Inquisitoren ausfindig, daß auf diesen Fall die Gesetze gegen Brunnenvergiftung anwendbar erschienen und die Drucker evangelischer Bücher wurden ersäuft. Ähnlich verfuhr die Obrigkeit im Hegau und Breisgau und die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit, mit der die Beamten Ferdinands straften, Bibeln verbrannten, Weiber und Kinder in die glühende Asche knieen ließen, hat mit dazu beigetragen im August 1524 die Eruption zum Ausbruch zu bringen, die wir den Bauernkrieg nennen und die für einen Augenblick das Interesse an der Lutherschen Sache zurückdrängte. Eben als der Erzherzog gegen die evangelisch gesinnte Stadt Waldshut die Acht vollstrecken wollte, brachen in der Grafschaft Hauenstein Unruhen aus, die das tapfere Kreuzheer zu sofortiger, rascher Umkehr bestimmten. Die Brunnen der Tiefe taten sich auf und überfluteten papistische und ketzerische Lande. Von den Alpen bis zum Harz war in wenigen Monaten alles eine stürmische See und mit elementarer Gewalt durchbrach der wilde Aufruhr alle Dämme der Ordnung; „die Heerhaufen des vierten Standes hielten ihren dröhnenden Einzug in die deutsche Geschichte".*)

*) Vgl. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation 449 ff.

XXVI

Luther und die Bauern.

Man ist heute allgemein darüber einverstanden, daß der Bauernkrieg nicht eine religiöse Bewegung war, sondern eine soziale. Wilhelm Zimmermann schon hat seiner Geschichte desselben das schöne Motto aus Sophokles' Antigone vorangestellt:

„Des Bruders Denkmal aufzurichten wagte ich,“

denn nicht der theologische Streit des sechzehnten Jahrhunderts war die treibende Kraft dieser größten Massenerhebung, die die deutsche Geschichte kennt, sondern das Verlangen nach den Rechten des vierten Standes, um die noch heute gekämpft wird. Aus Luthers Lehre ist die Bewegung nicht entsprungen. Im Gegenteil stehen sich Luthers Überzeugung, daß der Christ keine andere Freiheit brauche als die des Glaubens, und das sozialistische Evangelium der Bauern, das die Güter dieser Erde gerechter verteilen wollte, innerlich fremd gegenüber. Die „Freiheit“, die Luther meinte, hatten die Bauern, nämlich die Freiheit unter Druck, Elend und Armut fröhlich im Herrn zu sein und ihres Glaubens zu leben. Aber diese „Freiheit eines Christenmenschen“ genügte ihnen nicht. Die Bauern wollten Abstellung ihrer materiellen Not, und wenn sie sich dabei auf die Freiheit eines Christenmenschen, auf das Ende der babylonischen Gefangenschaft, auf die Erlösung durch Christi Blut beziehen, so sind das Schlagworte, die sie aus Luthers Schriften herausgreifen, weil sie ihnen dienen können, aber hinter diesen Schlagworten verbirgt sich, wie hinter den philosophischen Phrasen der französischen Revolution, das materielle Elend, das die Elenden müde sind weiter zu tragen, wie das Friedrich von Bezold in seiner schönen Geschichte der deutschen Reformation überzeugend ausgeführt hat. Wenn eine so geduldige Nation wie die deutsche zum Aufruhr schritt, so war es, weil die Besitzenden den Enterbten das Leben so

lang unerträglich erschwerten, bis das Übermaß des wirtschaftlichen Unrechts den Dammbruch herbeiführte. Eine andere Ursache sozialer Umwälzung gibt es nicht und hat es niemals gegeben. So ist auch damals das neue Evangelium nicht die Ursache, sondern nur eine geborgte Flagge gewesen, die die Bauern wie die Ritter vor sich hertrugen. Die Bauernaufstände, die seit den Husitenkriegen Deutschland stoßweise erschütterten, waren durch die religiöse Bewegung eine Weile vertagt worden, provoziert hat sie Luther nicht. Er sah in den Bauern keine Verbündeten wie in den Rittern, sondern die Heerhaufen seiner Feinde, der Schwarmgeister. Dennoch hat der Bauernkrieg, der im Sommer 1524 am Oberrhein ausbrach und im folgenden Frühjahr durch Franken nach Thüringen sich fortpflanzte, von Anfang an dafür gegolten, eine Frucht der Lutherschen Reformation zu sein und die katholischen Bischöfe beschuldigten sofort „den großen Mörder" zu Wittenberg, der Bauernaufstand sei sein Werk. Vielfach glaubten die Bauern das selbst, wie auch Luther seinerseits einen gewissen Zusammenhang zugab. „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie gehören nicht zu uns," sagte er mit der ersten johanneischen Epistel (1. Joh. 2, 19). Denn das brachte der Zusammenhang menschlicher Gedanken freilich mit sich, daß der entfesselte Geist der Reform nicht zu beschränken war auf die Kirche. Wenn alles, was in der Kirche morsch war, fallen sollte, warum sollte so vieles was im Reich sich faul erwies, stehen bleiben? Wenn man alle Forderungen des Papsttums verwarf, warum sollten die des Junkers für heilig gelten? Wenn Luther den Herzog Georg von Sachsen und den König Heinrich von England als Narren und Buben behandelte, wo sollte da der Respekt vor den kleinen Herren und Grafen herkommen? Wenn der Bauer vermöge seines allgemeinen Priestertums aller Christenmenschen die Kirche reformierte, sollte er dann über Jagd und Weidrecht nicht auch seine Ansicht haben? Der Inhalt der Wittenberger Predigt war ja, daß alle Menschensatzungen nichts seien und nur eines gelte, das Wort Gottes. Der Papst ist der Antichrist, der Kaiser ein armer Madensack, die Fürsten und Bischöfe sind Potzen und Larven — wie sollten solche Worte Luthers nicht mit Gier aufgefangen werden von dem gedrückten, niedergetretenen, schamlos ausgebeuteten Bauernstande? Aber die Kräfte, die infolge der religiösen Erschütterung jetzt zum Durchbruch kamen, hätten früher oder später ihr zerstörendes Werk auch ohne Luthers Lehre vollbracht. War doch der Bauernkrieg von 1524 und 1525 keineswegs die erste Bewegung dieser

Art. Die ersten Bauernaufstände im fünfzehnten Jahrhundert waren im Gefolge der Husitenpredigt aufgetreten. Dann erscheinen die Juden als Ursache einer großen Bewegung des Landvolks. Im Rheingau erhob sich 1431 die ländliche Bevölkerung und verlangte Auslieferung der Wormser Juden, durch deren Wucher sie an den Bettelstab gekommen sei. Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die Bewegung des Pfeiffers von Niklashausen bei Würzburg (1476), das sechzehnte hatte in Württemberg die Erhebung des armen Konrad gesehen (1514). Nunmehr, zehn Jahre später, regten sich die kommunistischen Tendenzen aufs neue. Im Hegau und Thurgau wurde es schon 1522 unruhig, da Herzog Ulrich die Bauern aufhetzen ließ. Seine Manifeste unterzeichnete der Henker des Armen Konrad mit „Utz Bur". Ihm galt es, wie er selbst sagte, gleich, „durch Schuh oder Stiefel" sein Herzogtum wieder zu gewinnen; so war ihm auch der Bundschuh recht. Überall gärte es unter den Bauern des Oberrheins und Elsasses und Luther so gut wie die Reichstage wiesen je und je auf eine Erhebung des gemeinen Mannes hin, die sich vorbereite. Seit dem Frühjahr 1524 werden aufrührerische Versammlungen in Württemberg, Nürnberg, Augsburg gemeldet, bis dann im Juni 1524 die Bauern der Landgrafschaft Stühlingen sich zuerst mit bewaffneter Hand gegen ihre Gutsherrschaft erhoben. Daß der Aufstand gerade hier ausbrach, dazu wirkten verschiedene Ursachen mit. Von der Schweiz her hatten zahlreiche Wiedertäufer das Landvolk bearbeitet und auch Münzer hatte sich im Klettgau eingefunden und „däpperte" viel von der Erlösung Israels. Auf dem hohen Twiel hatte sich der vertriebene Herzog Ulrich festgesetzt, um sein Württemberg mit Hilfe des Bundschuhs wieder zu gewinnen. Endlich hatte die österreichische Regierung sich im August 1524 gegen Waldshut in Bewegung gesetzt, um, wie sie sich geschmackvoll ausdrückte, den dortigen Evangelischen das Evangelium um die Ohren zu bläuen. Der Boden war aber hier durch die wiedertäuferischen Maulwürfe unterwühlt wie nirgend anders, und der Härte der Herren stand ein ebenso harter Bauerntrotz gegenüber. Ein Funke konnte hier einen Weltbrand entzünden. Die bekannte Erzählung, daß die Gräfin von Lupfen den Bauern während der Erntearbeiten befohlen habe, sie sollten ihr Schneckenhüsli zum Garnwinden suchen, die aber hätten statt dessen die Sturmglocke gezogen, hat zum wenigsten einen typischen Charakter. Die Beschwerdeartikel der Stühlinger verzeichnen in der Tat eine ganze Reihe von ähnlichen Dienstleistungen, die die Herrschaft ohne Rücksicht auf die

eigene Arbeit der Bauern von diesen begehrte, nebst einer langen Reihe von Erpressungen, Schädigungen, Wortbrüchigkeiten und Auswucherungen, die noch viel schlimmer sind. Der Landsknecht Hans Müller von Bulgenbach galt als Führer dieses ersten Aufstands, der aus dem Gebiete der Abtei St. Blasien, dem Hegau, Klettgau und Thurgau seinen Zuzug erhielt. In rotem Federbarett und rotem Mantel rückte Müller im August in Waldshut ein, wo der Wiedertäufer Hubmaier das Evangelium verkündet hatte. Von Zürich erhielt er Verstärkung und die österreichische Regierung war zu schwach, um etwas Ernstliches gegen ihn zu unternehmen. Ähnlich stand es im Allgäu und Memmingen, wo die Bauern regierten. Auch im Stift Kempten hatte sich das Landvolk erhoben. Die Riedbauern folgten im Dezember 1524 diesem Beispiel, und ein Hufschmied Ulrich Schmid von Sulmendingen, „aus dem der heilige Geist scheinbarlich redete“, schlug nördlich von Biberach, in Baltringen, sein Hauptquartier auf. Bereits verfügte er über 30 000 Mann, doch geschah nichts Entscheidendes, sondern Verhandlungen mit dem schwäbischen Bund und dem Erzherzog Ferdinand füllten den Winter, in denen das Vertrauen des gemeinen Manns auf den Herrn Kaiser noch immer zu einem rührenden Ausdruck kam. Zu den Baltringern und Allgäuern trat jetzt der Seehaufe vom Bodensee und bereits finden sich abgewirtschaftete Ritter bei den Bauern ein, um ihre Dienste als Hauptleute anzubieten. In diesem Zustand verharrten die Dinge, bis am 7. März 1525 zu Memmingen zwischen den verschiedenen Haufen eine christliche Vereinigung geschlossen ward. Die evangelischen Tendenzen des Schweizer Prädikanten Schappeler, des Ulrich Schmid und des Kürschners Lotzer wurden hier zurückgestellt, aber unmittelbar danach tauchen auf einem neuen Bauerntag zu Memmingen die zwölf Artikel der Bauernschaft auf, die die Ideen dieses evangelisch-sozialen Programms mit voller Klarheit vortragen. Inzwischen war im Februar 1525 Ulrich von Württemberg auf Stuttgart vorgerückt, aber im entscheidenden Augenblick ließen ihn seine Schweizer im Stich. Mit genauer Not entging er dem Schicksal, an den schwäbischen Bund ausgeliefert zu werden. Aber die Landsknechte, die ihm entliefen, nahmen zum Teil Dienst bei den Bauern. Erst Ende März setzte sich der Feldherr des schwäbischen Bundes gegen die Bauern in Bewegung. Es war von übler Vorbedeutung, daß gleich bei dem ersten Vorstoß der bündischen Reiterei, am 4. April 1525, die Bauern feig davonliefen. Nachdem sie noch einige Niederlagen erlitten hatten, ließen sie sich auf

Verhandlungen ein, die der Truchseß vorschlug, um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen.

Inzwischen aber hatten die Unruhen in Franken und Thüringen begonnen, die Luthern nötigten, in Person vor den Riß zu treten, damit nicht auch hier der Dammbruch erfolge. Es war der alte Freund Andreas Karlstadt und der alte Gegner Thomas Münzer, die Luthern zuerst in diese Händel verstrickten. Karlstadt hatte wenige Monate nach Luthers Rückkehr von der Wartburg sich in die Heimat seiner Frau, nach Segren, verzogen. Dort ließ sich „der neu Bauer", wie er sich jetzt auf seinen Büchern nannte, bürgerlich annehmen. Die Bauern nannten ihn „Nachbar Endres" und er gefiel sich darin, alles zu leisten, was dem jüngsten Bauern oblag, so daß, wenn die Bauern das gemeine Bier tranken, der Wittenberger Doktor ihnen die Krüge füllte und zutrug. Im September 1523 war er aber dieses Idylls schon wieder müde und da sein Wittenberger Archidiakonat mit den Mitteln der Pfründe Orlamünde dotiert war, begab er sich dorthin und nahm mit Zustimmung der Gemeinde das Pfarramt an sich, das bisher durch einen Vikar verwaltet worden war. Er begann seine Tätigkeit mit einem Bildersturm und verhöhnte in seinen Predigten und Pamphleten die Wittenberger Schlemmer, die immer von der Rücksicht auf die Schwachen redeten, um in aller Behaglichkeit gar nichts zu tun. Als die Universität, deren Kollaturrecht für die Orlamünder Pfarre er mißachtete, ihm die Wittenberger Pressen für seine Hetzschriften verschloß, ließ er sie in Jena drucken, wo er in dem Pfarrer Reinhard einen Anhänger gefunden hatte. Von der Roheit, mit der er seine Bauern über die streitigen Fragen belehrte, von dem Wüten gegen Bilder und Zeremonien und gegen jede mystische Auffassung des Sakraments bekam Luther einen selbst für ihn noch überraschenden Eindruck, als er im August 1524 in Orlamünde erschien. Neben diesem wilden agitatorischen Treiben spann Karlstadt aber auch an seinen mystischen Träumen weiter. Seit seiner Bekehrung steht das „Zeugnis vom Geist mit Inwendigkeit" dem Doktor über dem Buchstaben, so daß er völlig in die Bahnen der Zwickauer Propheten einlenkt. In den zahlreichen Schriften dieser und der folgenden unsteten Zeit, spielt „die gelassene Gelassenheit, die geschwinde Langweiligkeit und die langweilige Sehnlichkeit" eine von Luther mit Recht verspottete große Rolle. Auch seine Anhänger eiferten mit dem Meister in Erleuchtungen, so daß Luther höhnt, in Orlamünde niste der heilige Geist „mit allen Federn und Eiern". Karlstadt dagegen pocht darauf,

daß seine Bauern christlicher und geschicklicher im Namen Christi reden könnten als Doktor Luther.

Der andere Gegner, Münzer, hatte sich nach seiner Flucht aus Prag eine Weile unstet umhergetrieben und war endlich 1523 Pfarrer in Allstedt geworden, wo er sofort seine eigene deutsche Messe einführte. Die Zuhörer, die aus der ganzen Umgegend zusammenströmten, um seine mit Weissagungen gewürzten Predigten und seine deutsche Messe zu hören, zählten nach Tausenden, „so daß," wie er selbst schreibt, „auch alle Straßen voll Leuten waren von allen Orten, anzuhören, wie das Amt, die Biblien zu singen und zu predigen, zu Allstedt angerichtet ward". Selbst die sächsischen Fürsten ließen ihn einmal auf das Schloß zu Allstedt kommen, um seine Predigt zu hören, die sich, im Unterschied von der biblischen Predigt der Wittenberger, in den mystischen Geheimnissen der unmittelbaren Offenbarung Gottes erging, die Herzöge aber auch zur Anwendung von Gewalt gegen die Papisten aufrief. Als „Verstörer des Unglaubens" organisierte er mit großem Eifer das Heer der Unzufriedenen in ganz Thüringen durch betriebsame Landläufer und durfte schon im Juli 1524 sich rühmen, daß dasselbe an dreißig Orten zum Streite bereitstehe. An Melanchthon schrieb er: „Schaffet, daß Ihr weissaget, sonst wird Euere Theologie nicht einen Heller wert sein." „Auf einen Gott, der nicht mit ihm spreche" — soll er, nach Luther, schmutzige Reden geführt haben. Berief sich einer auf die Bibel, so sagte er: „Was Bibel, Bubel, Babel, man muß auf einen Winkel kriechen und mit Gott reden." Über Luthers Mahnung, der Schwachen zu schonen, spottete er wie Karlstadt: „Lieben Brüder, laßt Euer Mähren, es ist Zeit! Die Schale des dritten Engels ist bereits ausgegossen in die Wasserbrunnen." In der Tat stand die Zeit bevor, daß alle Wasser Blut werden sollten, wie die Apokalypse weissagt. Um Ostern 1524 stürmten Allstedter Bürger infolge seiner Aufreizungen eine Wallfahrtskapelle des benachbarten Mallerstedt und steckten sie in Brand, nachdem sie ihre Schätze geplündert hatten; der Magistrat aber verweigerte die Bestrafung der Schuldigen und vor einer Zusammenrottung des aufrührerischen Volks, das Münzer durch die Sturmglocke aufgeboten hatte, zogen sich die ausgesendeten Beamten zurück. Zu so tapferer Tat war Karlstadt allerdings noch nicht entschlossen. Seine Orlamünder schickten vielmehr den Allstedtern briefliche Botschaft, sie wollten nicht zu Messern und Spießen laufen und könnten sich als freie Christen, die nur mit dem Harnisch des Glaubens gewaffnet seien, nicht mit ihnen

verbinden. Dafür suchte Münzer in Luthers Heimat Mansfeld bei den Bergarbeitern Boden zu gewinnen. Da die Fürsten nicht einschritten, beschloß Luther, ihnen das Gewissen zu wecken, und so entstand in den letzten Tagen des Juli 1524 sein „Sendbrief an die Fürsten von Sachsen vom aufrührerischen Geist". Luthers Standpunkt ist, daß man jede Predigt könne gewähren lassen im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, nicht aber den Aufruhr. „Ew. kurfürstlich Gnaden soll nicht wehren dem Amt des Worts. Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen ... Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen. Werden etlich indes verführt, wohlan, so geht's nach rechtem Kriegslauf. Wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen etlich fallen und wund werden. Wer aber redlich ficht, wird gekrönet werden. Wo sie aber wollen mehr tun denn mit Worten fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da sollen Ew. fürstlich Gnaden zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: wir wollen gerne leiden und zusehen, daß ihr mit dem Worte fechtet, daß hier die rechte Lehre bewährt werde, aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande aus." Münzer, meint er, berufe sich stets auf seinen Geist, aber er wolle diesen Geist, wie er in seiner „Protestation oder Erbietung" habe drucken lassen, nicht vor zweien oder dreien prüfen lassen im Winkel eines Amthauses, aber auch öffentlich nur in einer ungefährlichen Gemeinde und nicht zu Wittenberg. „Was ist das für ein Geist, der sich vor zweien oder dreien fürchtet und eine gefährliche Gemeinde nicht leiden kann? Ich will dir's sagen. Er reucht den Braten. Er ist ein mal oder zwei für mir zu Wittenberg in meinem Kloster auf die Nasen geschlagen, darum grauet ihm für der Suppen." Wo es gefährlich werde, ziehe sich dieser Weltfressergeist gar behutsam zurück. „Ich bin zu Leipzig gestanden zu disputiren vor der allergefährlichsten Gemeinde. Ich bin zu Augsburg ohn Geleit vor meinem höchsten Feind erschienen. Ich bin zu Worms vor dem Kaiser und dem ganzen Reich gestanden, ob ich wohl zuvor wußte, daß mir das freie Geleit gebrochen war und wilde seltsame Tück auf mich gerichtet waren ... Mein blöder und armer Geist hat müssen frei stehen als eine Feldblume ... Wohlan, wir vermögen nichts, denn was uns Christus gibt. Will uns der lassen, so schreckt uns wohl ein rauschend Blatt." In Orlamünde bezog man diesen Brief ebensowohl auf Karlstadt wie auf Münzer, während Karlstadt sich noch immer verbat, mit

Münzer in einen Topf geworfen zu werden. Dieser hingegen schrieb am 13. Juli 1524 an Herzog Johann, der damals selbst über die Sozialreform auf Grund des Alten Testaments sich den Kopf zerbrach, er wolle vor einer öffentlichen Versammlung Rede stehn, aber Römer, Türken und Heiden müßten auch dabei sein. „Ich tadle die unverständige Christenheit zu Boden. Ich weiß meines Geistes Abkunft zu verantworten." Inzwischen berichtete der kurfürstliche Schösser Hans Zeiß aus Alstedt, der anfänglich den beredten Prediger bewundert und gefördert hatte, über seine Umtriebe, an denen sich etliche Mitglieder des Rats beteiligten. Münzer wurde darum mit den andern nach Weimar geladen und am 1. August 1524 von Herzog Johann und seinen Räten verhört. Jetzt war er bleich vor Angst; auch seine Freunde gaben ihn preis und belasteten ihn durch ihre Aussagen. Da einen definitiven Bescheid nur der Kurfürst geben konnte, wurde der Angeklagte vorläufig entlassen. An den Kurfürsten richtete Münzer nun einen Brief, in dem er um Erlaubnis bat, wider „den Schandbrief des verlogenen Luther" sich verteidigen zu dürfen. Zu einer Verantwortung vor der gesamten Christenheit, nur nicht in Wittenberg, wo sie des heiligen Geistes spotten, sei er stets bereit. Zu derselben müßten vielmehr aus allen Nationen diejenigen entboten werden, „die im Glauben unüberwindliche Anfechtung erduldet und zur Verzweiflung ihres Herzens gekommen sind". Aber in Alstedt selbst war die Begeisterung verflogen, seit die Behörden Ernst zeigten. Münzer wirft dem Rate vor, er stelle Eid und Pflicht höher als das Wort Gottes. So wartete er das Urteil des Kurfürsten gar nicht ab, sondern entfloh am 7. August 1524 bei Nacht und Nebel nach der freien Reichsstadt Mühlhausen, wo er durch seine „Landläufer" schon länger geheime Verbindungen angeknüpft hatte. Sein Gehilfe war hier Heinrich Pfeifer, ein ausgelaufener Zisterzienser, der schon seit Frühjahr 1523 hier agitierte. Durch ihre Wühlerei wurde Mühlhausen Mittelpunkt der Umsturzbewegung für ganz Thüringen. Luther schickte nach Mühlhausen einen seiner Schüler. „Der predigt," berichtet der Amtmann Berlepsch, „wider die Alstedter; heißen sich untereinander Ketzer und Schälke." Brieflich hatte Luther sich bereits an Mariä Himmelfahrt (21. August) an die Gemeinde Mühlhausen gewendet, um sie vor diesem reißenden Wolfe im Schafskleid, dem falschen Propheten Münzer, zu warnen, der Brief kam aber erst an, nachdem Münzer bereits festen Fuß gefaßt hatte. Schließlich ermannte sich der Rat doch und wies Pfeifer und Münzer, der an seiner Antwort an Luther

arbeitete, aus Mühlhausen aus. Beide gingen nach Nürnberg, wo Münzer sein Pamphlet alsbald drucken ließ. Der Titel lautete: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanft lebende Fleisch zu Wittenberg.“ Hatte Luther seine Schrift den durchlauchtigsten, hochgebornen Fürsten von Sachsen gewidmet, so widmet Münzer die seine „dem durchlauchtigsten, erstgebornen und allmächtigen Herrn Jesu Christo, meinem gnädigsten Herrn“ usw., als dessen unverdrossenen Landsknecht er sich bezeichnet. Im Grunde kommt darin weniger der theologische Gegensatz zum Ausdruck, als der Neid des frommen Landstreichers auf den wohlsituierten Professor einer Universität, oder, wie er das ausdrückt, auf das sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, das zweihundert Gulden dafür erhält, daß es predigt, guten Malvasier trinkt und lecker speiset. Wichtig ist die Schrift nur dadurch, daß aus der Wolke von Scheltreden doch ein sehr wirksames Zerrbild des lebensfreudigen Reformators auftaucht, auf das die Gegner noch lang immer wieder zurückgekommen sind. Die Ehrentitel: Doktor Lügner, Doktor Ludibrii, Stocknarr, Bruder Sanftleben, tückischer Kulkrabe, Vater Leisetritt, babylonische Frau und wie sie sonst noch lauten, wollen wenig bedeuten, denn das gehörte zu den üblichen Würzen solcher Streitschriften, bemerkenswert ist aber der Versuch, die sich bildende Lutherlegende beizeiten zu zerstören, da auf ihr Luthers Popularität beruhte. Luther hatte der Weigerung Münzers, in Wittenberg Rede zu stehn, seine Fahrt nach Leipzig, Augsburg und Worms entgegengestellt. Münzer aber antwortet: „Was willst Du die Leute blind machen? Dir war also wohl zu Leipzig, fuhrest Du doch mit nägeln (Nelken) krentzlen zum Thor hinaus, und trunkest des guten Weins zum Melchior Lother. Daß Du aber zu Augsburg warst, möchte Dir zu keiner Fährlichkeit gelangen, denn Staupitzianum Oraculum stund hart bei Dir, er möchte Dir wohl helfen, aber jetzt ist er von Dir abgewichen und ein Abt worden. Ich hab sicherlich Sorg, Du werdest ihm folgen. ... Daß Du sagest, wie Du mich ins Maul geschlagen hast, redest Du die Unwahrheit. (Luther hatte vom Geiste der Propheten geredet, nicht von Münzer.) Ja Du lügst in Deinen Hals, spießtief; bin ich doch in sechs oder sieben Jahren nit bei Dir gewest. Hast Du aber die guten Brüder (Stübner, Cellarius, Storch) zu Narren gemacht, die bei Dir gewesen, das muß freilich an Tag kommen, es wird sich auch anderst nit reymen, Du solltest die Kleinen nit verachten. ... Daß Du zu Worms vorm Reich gestanden bist, Dank hab der teutsch Adel, dem Du das Maul also

wohl bestrichen hast, und Honig gegeben, dann er wähnete nit anderst, Du würdest mit Deinem Predigen böhmische Geschenk geben, Klöster und Stift, welche Du jetzt den Fürsten verheißest. So Du zu Worms hättest gewankt, so wärest Du erstochen vom Adel worden. Du darfst wahrlich Dir nit zuschreiben, Du wollest noch einmal Dein edles Blut darum wagen. ... Du ließest Dich durch Deinen Rat (Kanzler Brück?) gefangen nehmen, und stelltest Dich gar unleidlich. Wer sich auf Deine Schalkheit nit verstünde, schwur wohl zum Heiligen, Du wärest ein frommer Martin. Schlaf sanft, liebes Fleisch!" Münzers Meinung ist im Gegenteil, „daß der allerehrgeizigste Schriftgelehrte, Doktor Lügner, je länger, je weiter zum hoffärtigen Narren wird." Von den Schülern Luthers aber, die er auch in Nürnberg vor sich hat, urteilt er vollends verächtlich. „Sie sind gelehrt wie die Affen, wollen ihrem Schuster Schuhe nachmachen und verderben das Leder." Sie erforschen die Schrift nicht mit ganzem Herzen und Geist, wie sich gebührt. Wer nicht durch Traurigkeit des Herzens auf den Grund kommt, wo wir den Trost des Geistes vernehmen, der wird nie den Frieden finden. Soll anders das rechte Licht leuchten in der Finsternis und uns Gewalt geben, Kinder Gottes zu sein, dann dürfen wir nicht am Buchstaben kleben, sondern müssen Gott suchen, nicht die Bibel, so ungefähr ist seine Meinung. Nachdem er seine Schrift in Druck gegeben, verließ Münzer Nürnberg sofort wieder; Pfeifer blieb länger, wurde aber am 29. Oktober 1524 vom Rate ausgewiesen. Thomas Münzer wendete sich nach dem Oberrhein. Er besuchte Oekolampad in Basel, den Wiedertäufer Balthasar Hubmeier in Waldshut und agitierte längere Zeit im Klettgau. In Zürich fraternisierte er mit Grebel und andern Wiedertäufern, die Zwingli ebenso für einen Halben erklärten, wie er Luthern. Am 13. Dezember 1524 trifft er mit Pfeifer wieder in Mühlhausen ein, wo ihn der Rat wegen eines wütenden Bildersturmes aufs neue ausweist. Aber sobald bei dem Anmarsch der Bauernhaufen von Süden die Revolution gesiegt hat, kehrt er als Triumphator im Februar 1525 nach Mühlhausen zurück, um dort sein Regiment aufzurichten. In diese Zeit fallen seine wütendsten Hetzschriften. Auf die Anfrage des Ratschreibers Lazarus Spengler, wie er rate, diese Leute zu behandeln, erwiderte Luther am 4. Februar 1525 ganz in demselben Sinn, wie er seinen Kurfürsten beraten hatte: die Strafen gegen Blasphemie solle man nicht über sie verhängen, sondern sie halten wie die Türken oder abgefallenen Christen, die weltliche Obrigkeit nicht zu strafen hat,

sonderlich nicht am Leibe. Sobald sie aber der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam verweigern, haben sie verwirkt, was sie sind und haben.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in der Münzer aus Alstedt flüchtete, sah auch Karlstadt sich genötigt, Orlamünde zu räumen. Als die Stimmung des gemeinen Manns immer schwieriger wurde, schrieb der Kurprinz Johann Friedrich am 24. Juni 1524 an Luther, er möge doch, wie einst der Apostel Paulus, von Stadt zu Stadt ziehen und predigen, dabei aber auch sehen, mit was für Predigern die Gläubigen versehen seien. Nach Erscheinen seines Briefs an die Herzöge in Sachsen erhielt Luther auch den formellen Auftrag, in den unruhigen Bezirken eine Kirchenvisitation vorzunehmen. Dieses Geschäft nahm ihn die drei letzten Augustwochen 1524 in Anspruch und war keineswegs ohne persönliche Gefahr für ihn. In Weimar erfuhr er von Münzers Flucht aus Alstedt und schrieb jenen Warnbrief nach Mühlhausen, der aber bereits zu spät kam. In Weimar gesellte sich der Hofprediger Wolfgang Stein zu ihm, der selbst ein Beispiel ist, welche Verwirrung sich der Köpfe bemächtigt hatte, seit man begonnen, das göttliche Recht der Schrift dem positiven Landrecht gegenüberzustellen. Mit dem Eisenacher Prediger Strauß hatte Stein die Behauptung aufgestellt, daß die kaiserlichen Gesetze, die von Heiden herrührten, und die kanonischen, die von dem römischen Antichrist stammten, ersetzt werden müßten durch die mosaischen Gesetze, die auf Offenbarung beruhten. Wenn der Kurprinz nicht übertrieb, so stand sein Vater, Herzog Johann, völlig auf Steins Seite und dann fehlte nicht mehr viel, daß Sachsen mit dem mosaischen Rechte beglückt worden wäre.*) Solchen Eindruck hatten Jakob Strauß in Eisenach und Wolfgang Stein auf Herzog Johann gemacht, daß er jeden, der widersprach, „für einen Widersteher göttlichen Worts“ halten wollte. Nur der vereinigte Widerspruch Johann Friedrichs, Luthers, Melanchthons und des Kanzlers Brück konnte gefährliche sozialistische Experimente verhindern. Luthers nüchterner Menschenverstand ließ sich durch Schriftstellen gegen Zinsnehmen und für Einführung des Jubeljahrs mit Neuverteilung des Grund und Bodens nicht imponieren. „Ein jeder Richter ist schuldig,“ sagte Luther in einem Gutachten, „nach den Rechten des Landes zu richten, darinnen wir wohnen. ... Das Gesetz Mosis gehet uns nichts an.“ Während Stein den Herzog völlig für seine Phantastereien gewonnen hatte, so daß er Brück und den Kurprinzen für Feinde

*) Enders, Luthers Briefwechsel IV, 356.

des göttlichen Worts erklärte, sah Luther ein, daß, wenn man so fortfahre, werde man auf Schwimmsand geraten und ein allgemeiner Einsturz stehe dann zu befürchten. Es ist ein Beweis für Luthers Gewalt über die Menschen, daß Stein sich alsbald ihm fügte und, wie der Kurfürst befahl, sich Luthern anschloß, um sich an der Beruhigungs- und Beschwichtigungsreise desselben zu beteiligen. Ihre nächste Aufgabe war, den Wühlereien Karlstadts im Saaletal entgegenzutreten. Zunächst predigte Luther am 22. August 1524 früh sieben Uhr in Jena, indem er, ohne ihn übrigens zu nennen, Karlstadts Bilderstürmerei verurteilte und erklärte, dieser Geist des Bildersturms sei derselbe mörderische Geist wie der, der in Alstedt sein Wesen treibe. Unkenntlich gemacht durch einen großen Filzhut, stand Karlstadt selbst unter den dichtgedrängten Zuhörern in der großen Stadtkirche Jenas. Sofort nach der Predigt schrieb er einen Brief an Luther und verlangte eine persönliche Unterredung. Der Bote fand Luthern im Schwarzen Bären in Gesellschaft zahlreicher Prediger und Ratsherren. Luthers mündliche Antwort war, „so Doktor Karlstadt zu ihm kommen wollt, möcht er's wohl leiden, wo nicht, möcht er's wohl lassen". Karlstadt schickte nun nochmals wegen Zeit und Gelegenheit und Luther erklärte sich sofort an Ort und Stelle bereit. Zum drittenmal meldete der Bote, Karlstadt mit seinem Schwager Westerburg seien draußen. Luther hieß sie eintreten, da er vor den anwesenden Zeugen mit ihnen verhandeln wolle. Karlstadt kam denn sofort auf die Predigt vom Morgen zu sprechen und beschwerte sich, daß Luther der Gemeinde gesagt habe, er habe denselben mörderischen Geist, wie die zu Alstedt. Luther erwiderte, er habe Karlstadt nicht genannt, wenn er es aber auf sich beziehe, so werde es wohl so sein. „Habe ich Euch dann troffen, so habe ich Euch troffen." Auch daß Luther seine neue Sakramentslehre angreife, klagte er, da diese doch der Schrift gemäß sei. In Wittenberg habe er ihm seine Bücher konfisziert und nachdem er ihn so an Händen und Füßen gebunden, fahre er fort, ihn zu mißhandeln. Luther erwiderte, er solle öffentlich gegen ihn schreiben und nicht wie damals heimlich. „Wenn ich denn wüßt, daß Euch so Noth danach wäre," sagte Karlstadt, „es dürft Euch zu Theil werden." Da warf ihm Luther einen Goldgulden zu, daß er das Papier zu seiner Schrift bezahlen könne. Karlstadt krümmete den Gulden und tat ihn in seinen Beutel, indem er die Anwesenden zu Zeugen nahm: „Lieben Brüder, das ist Arrabon, ein Zeichen, daß ich Macht habe, wider Doktor Luther zu schreiben." Dann gab er Luthern die Hand und dieser

trank ihm zu, worauf ihm Karlstadt noch sagte: „Herr Doktor, so bitt ich Euch, Ihr wollt mich am Drucken nicht verhindern, wollt mir auch sonst kein Verfolgung oder Hindernis an meiner Nahrung zuschanzen, denn ich gedenke mich mit dem Pfluge zu nähren.“ Luther aber meinte: „Je tapferer Ihr mich angreift, je lieber Ihr mir sein sollt.“ Wie später im selben Jena Goethe und Herder, so gingen auch diese alten Freunde als geschiedene Leute voneinander.

In Orlamünde erwartete man damals Luthers Besuch. Karlstadt hatte gehört, daß Luther auf der Kanzel die Orlamünder „Ketzer, irrige und schwärmerische Geister“ gescholten habe. Am 16. August forderte darum der Orlamünder Rat Luthern in einem sehr patzigen Schreiben auf, nach Orlamünde zu kommen und Rede zu stehen. Aber Luther ging statt dessen von Jena nach Neustadt an der Orla, wo er predigte. Als er zu Kahla die Kanzel bestieg, hatten die Bilderstürmer die Trümmer eines zerstörten Kruzifixes, Hände, Füße, Kopf und so weiter auf den Ambon gelegt, über den er zur Kanzel mußte. Der Anblick bewegte Luther schmerzlich, dennoch rügte er diese Roheit mit keiner Silbe, sondern mahnte nur in seiner Predigt in milden Worten, sich an dem Kreuze Christi nicht zu vergreifen. Am Tage des heiligen Bartholomäus, am 24. August 1524, traf er sodann in Orlamünde ein, wo die Ratsherrn von ihren Feldgeschäften außerhalb der Stadt erst herbeigeholt werden mußten. Des Rats schöne Begrüßungsworte erwiderte er nicht und zu predigen weigerte er sich. Vielmehr wies er den groben Brief vor, den sie an ihn geschrieben, ob sie sich zu dem Siegel bekennten? Die Ratsherrn konnten das nicht leugnen, erklärten aber, Karlstadt habe mit der Sache nichts zu tun. Während Luther den Inhalt des Briefes besprach und sagte: „ich sehe euch für einfältige Leute an und ist mir nicht glaublich, daß ihr den Brief gemacht habt,“ drängte sich Karlstadt selbst ein und wollte nicht weichen, obwohl Luther ihm sagte, er wolle allein mit den Bürgern verhandeln. Erst als Luther seinem Knechte befahl anzuspannen, räumte Karlstadt das Feld. Der Stadtschreiber warf nun Luthern vor, er habe die Orlamünder unter „die Schwimelgeister“ gerechnet, das könnten sie sich nicht bieten lassen. Auch hier erwiderte Luther, er habe von den Bilderstürmern „in gemein“ geredet, „und sein noch mehr Städte, die das gethan haben. Habe ich euch getroffen, was kann ich darzu?“ Die Physiognomie der Bauern wurde nun sehr bedrohlich, aber Luther sagte: „Ob ich nicht sonst wüßte, daß ihr Schwärmer seid, so weiß ich es doch jetzt, denn ihr brennet alle vor

meinen Augen als ein Feuer. Ihr wollt mich doch nicht fressen!" Ein Schuster begann ihm nun aus dem Bilderverbote Mosis zu beweisen, daß Gott keine Bilder und Zeremonien haben wolle, die seine Wahrheit nur verhüllten und verschleierten. „Gott spreche: ‚ich will mein Braut nacket haben'." Die Stelle wußte er nicht anzugeben, aber geschrieben stehe es. Ohne Zweifel hatte ihm Karlstadt die Drohung Hesekiel 16, 39, das jüdische Volk nackt und bloß zu machen, also ausgelegt. „Da sank Martinus nieder, strich mit seiner Hand über sein Gesicht und sagt: ‚das heißt Bilder abthun! Ei wie ein seltsam Deutsch ist das'." Die Verhandlung wurde hauptsächlich durch den Schuster geführt, der Bürgermeister erklärte nur: „Wir halten uns stracks nach dem Wort Gottes, denn es steht geschrieben: ‚Ihr sollt weder dazu thun setzen noch davon nehmen'." Der Prediger, der mit Luther gekommen war, meinte: „Lieber Alter, schweiget Ihr stille." „Sprach Martinus wieder: ‚Ihr habt mich verdammt!'" Antwort der Schuster: „so Du je verdammt willst sein, halte ich Dich und einen jeglichen verdammt, so lang er wider Gott und Gottes Wahrheit redt oder liest." Luther meinte, das hätten ihm schon die Kinder auf den Gassen gesagt, „und stand auf und eilte zu seinem Wagen". Er selbst erzählt den Straßburgern, daß er froh sein mußte, nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen zu werden, „wie mir etliche solchen Segen gaben: ‚Fahr hin in tausend Teufel Namen, daß Du den Hals brächst, ehe Du zur Stadt hinauskommst'." Vom allgemeinen Priestertum wollte der Reformator nun nicht mehr viel wissen und mochte auch betrübt genug sein über den Gebrauch, den Karlstadts Schüler von seiner Bibelübersetzung machten, deren Kenntnis er doch aus ihrer Redeweise heraushörte. „Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein," das ist forthin sein Grundsatz und das Fazit seiner damaligen Erfahrungen. Die weitere Entwicklung der Karlstadtschen Reformation gab ihm darin auch völlig recht. Von der Roheit, mit der die Orlamünder gegen Luther verfuhren, berichtet der an Karlstadts Stelle nach Orlamünde ernannte Pfarrer Glatz am 18. Januar 1525, die Schwärmer brauchten seine Schrift vom Anbeten des Sakraments „uf dem Sekret, wie ich gesehen und von andern glaublich bericht, sagen, es sei alles wider den Sohn von Nazareth, was hierin geschrieben, nicht wert, daß man sie lesen soll, und ander Ding mehr, das nicht zu erzählen ist". Nach der Abreise Luthers, erzählt Glatz, „hat Karlstadt zu Orlamünde lassen läuten mit allen Glocken länger als eine Stund, auf daß ja viel

Bauern aus allen Dörfern zusammenkämen, hörten, was der prächtige Geist predigen wollt. Also soll er angefangen haben: ‚Ach lieben Brüder und Schwestern, Bürger und Bürgerinnen Gottes, laßt euch nicht erschrecken. Gott hat Luther dahin gegeben, nach seinem Gutdünken die Schrift zu verkehren. O Zeter, Zeter des großen Jammers‘.“ „Zum andern, wie ihr wisset,“ schreibt Glatz, „hat Karlstadt fürgeben, wie er ein Geist bei sich hab, der ihm solches offenbar, tu ich euch solches unterrichten. Wenn er Leute hat auf die Nacht bei sich gehabt zur Kollation, ist der Kaplan hingangen verkleidet, hin und wieder im Haus mit Steinen und Brettern geworfen, wie er jetzt selbst bekennet. Alsdann hat Karlstadt gesagt: ‚ich merke wohl, was dem Geist mangelt, ihn verdreußt, daß ich nicht zu ihm komme und so lange zeche oder sitze, bitt euch, denn er genötigt mit mir zu reden, will gehn, hören, was er sagt. Nach dem über ein klein Weil ist Karlstadt vom Geist wiederkommen, überaus große Lügen getan, unter anderm gesagt, wie Luthers Lehre nicht von Gott sei, derhalben sich darvor als vor einer Pestilenz zu verhüten und viel ungeschickte Zoten mehr. Auch hat gemeldeter Mönch (Kaplan) sich zum dickern mal in der Kirchen verborgen und zu ungewöhnlicher Zeit geläut mit der größten Glocken. Ist dann das Volk zugelaufen, was er wolle oder hiemit bedeute, soll er geantwortet haben: er sprech, der Geist könne keine Ruh haben, es werden denn die Bilder, Altar, Predigtstuhl, Taufstein, Sakrament gar bei ihnen weggetan und verbrennt zu Pulver.“ Das Gerücht von diesem Hausgeist Karlstadts hat den Unberechenbaren von da an durchs Leben verfolgt und ihm noch in Basel unheimliche Nachreden zugezogen. Während Karlstadt aber mit solchen fratzenhaften Mitteln die Bauern zu Tumulten und zum Demolieren der Kirchen aufwiegelte, sendete er als vorsichtiger Mann gleichzeitig seinen Schwager Westerburg nach Zürich, um sich den Rückzug dorthin offen zu halten. Luther seinerseits weigerte sich auf das von dem sozialistischen Eisenacher Prediger Strauß bei Herzog Johann angeregte Kolloquium zwischen den Wittenbergern, Alstedtern und Orlamündern einzugehen. Aber Karlstadt wollte bereits wieder einlenken. Bei einem persönlichen Besuche in Wittenberg versicherte er, er gebe der Universität die Besetzung der Pfarrei frei. Nur als Bauer wollte er in Orlamünde bleiben. Am 11. September 1524 erbot er sich auch schriftlich die zu Jena von Luther erhaltene Herausforderung zum Schreiben nicht weiter zu beachten, wenn Herzog Johann ihm ein gnädiges Verhör bewillige. Statt dessen erhielt er am 18. September den Befehl, Orlamünde zu

räumen und das Land zu verlassen, alsdann könne er schreiben, was er wolle. Die Orlamünder reichten darauf am 23. September 1524 eine Vorstellung ein, Karlstadt sei ihr Bürger, er habe Äcker und Weinberge gekauft, seine Frau sei einer Entbindung nahe, man möge ihnen darum den Doktor lassen bis diese Dinge sich geordnet hätten. Aber dieses Mal blieb der Kurfürst fest. Ende September 1524 mußte Karlstadt unter Zurücklassung von Weib und Kind den Kurstaat räumen. Zwei Abschiedsbriefe an die Männer und an die Frauen Orlamündes unterzeichnete er: „Andreas Karlstadt, unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martin Luther." Daneben vergaß er nicht, die Gefälle, auch die noch nicht fälligen, mit sich zu nehmen, so daß sein Nachfolger in bittere Verlegenheit geriet. Zunächst wendete er sich seiner Heimat Franken zu und erschien dann zu Rothenburg an der Tauber, wo er an einem ehemaligen Wittenberger Kollegen, dem Prediger Johannes Deuschlin, einen Gesinnungsgenossen hatte. Von dort ging er über Heidelberg nach Straßburg, wo er in der ersten Hälfte des Oktobers vier Tage zubrachte. Namentlich seine neue Abendmahlslehre, die die Gegenwart des Leibes in Brot und Wein leugnete, erregte in Straßburg großen Streit. Am 22. November 1524 meldete der Straßburger Jurist Gerbel an Luther, Karlstadt habe durch sein plötzliches Erscheinen in der Stadt großen Schaden gestiftet. Ohne die Prediger zu besuchen, habe er heimlich unter den niedrigsten Volkskreisen gegen Luther gehetzt. Von Straßburg habe er sich nach Basel verzogen und von dort aus auch Straßburg mit seinen Schriften über seine neue Abendmahlslehre überschüttet. Die Papisten aber frohlockten, Luther habe nur zwei Sakramente übrig gelassen, aber die Taufe werde bereits von den Wiedertäufern verworfen und nun fechte Karlstadt auch das Abendmahl an. Der Überbringer dieses Briefs, ein Diakon Nikolaus, überreichte zugleich ein Schreiben der Prediger Capito, Zell, Hedio, Butzer und mehrerer anderer, die um eine Antwort Luthers auf Karlstadts Anklagen baten. Der Straßburger Rat hatte den Vertrieb von Karlstadts Büchern untersagt, aber die Schreiber hielten damit die Sache nicht für erledigt. Luther zog vor, dem Boten eine gedruckte Antwort nach Straßburg mitzugeben, die am 17. Dezember 1524 abging. Auf die Karlstadtsche Abendmahlslehre, wegen deren sich die Straßburger Prediger auch an Zwingli gewendet hatten, ging er vorläufig nicht tiefer ein, da er darüber eine ausführlichere Schrift vorbereitete. Gegen Bildersturm und Wiedertaufe sprach er sich um so schärfer aus; vor allem aber warnt er die Straßburger sich

auf alle von Karlstadt aufgebrachten Kontroversen einzulassen; sein treuer Rat und Warnung sei: „daß Ihr Euch vorsehet und auf der einigen Frage beharret, was doch einen Christen mache?" Karlstadt hatte inzwischen in Rothenburg, wo er im Dezember 1524 von seiner Reise nach Straßburg, Basel und Zürich wieder eingetroffen war, ein Versteck gefunden. Zwar wurde durch ein Ratsedikt vom 27. Januar 1525 verboten, „ihn zu hausen, zu herbergen, unterzuschleifen, zu ätzen, tränken oder fürzuschieben", aber durch den alten Bürgermeister Ehrenfried Kumpf geschützt, blieb er insgeheim in der Stadt. Die zahlreichen Schmähschriften, die er in dieser Zeit mit gewohnter Schreibseligkeit auf den Markt brachte, fanden bald auch den Weg nach Wittenberg. Luther aber, der bis dahin Karlstadts Schreiberei wenig beachtet hatte, gürtete seine Lenden und betrat aufs neue den Kampfplatz mit der tapfern Schrift: „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament." Ende 1524 ging sie hinaus und war am 26. Februar 1525 in Karlstadts Händen. „Walt's Gott," schreibt Luther, „da gehet ein neu Wetter her. Ich hatte mich schier zur Ruhe gestellt und meinte, es wäre ausgestritten: so hebt sich's allererst und gehet mir, wie der weise Mann spricht: Wenn der Mensch aufhört, so muß er anheben. Doktor Andreas Karlstadt ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind worden ..." „Nu hab ich's verkündigt, und mein Prophezei wird wahr werden, hab ich Sorge, daß Gott unsere Undankbarkeit will heimsuchen." Darum, weil man sich dem Evangelium verschlossen hat, kommen nun die falschen Geister und Propheten. Aber solange er lebt, will er wehren, es helfe, wem es helfen kann. So erinnert er aufs neue daran, daß nichts nötiger ist als Glaube und Liebe und nicht äußerliche Werke, sie seien so oder so. „Wenn sie alle Bilder zerschlagen hätten, keine Kirche mehr stände, keine Seele mehr daran glaubte, daß Fleisch und Blut Christi im Sakrament wäre, und gingen alle in grauen Bauernröcken, was wäre damit ausgerichtet? Der rechte Weg ist, das Gesetz so predigen, daß die Sünde offenbar wird und die Gewissen geschreckt werden. Der alte Mensch muß getötet werden und der neue Mensch soll sich erweisen in Sanftmut, Geduld, Wohltat, Hilfe und Rat, geistlich und leiblich. Das ist besser als graue Röcke tragen, Bauer sein und all das Narrenwerk." „Daran eben ersieht man, daß D. Karlstadts Geist ein falscher Geist ist, der die hohen, rechten Stück schweiget und liegen läßt, und die geringsten so aufbläst." Luthers Heilsweg ist das Hören der Predigt, die Glauben weckt, worauf der Glaube

die Werke wirkt. „Die Rottengeister aber weisen Dich nicht aufs Evangelium, sondern ins Schlaraffenland und sagen: steh in der Langeweile, so wirst Du's erfahren. Wer ihnen folgt, der ist schon in den Geist hineingesprungen mit Stiefeln und allem und fährt auf den Wolken und reitet auf dem Wind." Er aber setzt diesem Geist mit der Schrift zu: „Nein, liebes Geistlein, Du entlaufst mir nicht also!" Dem Propheten von Orlamünde mit seinem Tarantara sagt er: „Lieber Peter, ich bitt Euch, setzt die Brille auf die Nase oder schneuzt Euch ein wenig, daß Euch das Haupt leichter und das Hirn reiner werde." Daß er selbst für die Papisten und ihren Bilderdienst eintrete, leugnet Luther; nur gegen das Bilderstürmen ist er, denn wenn der Herr Omnes in der Kirche sich an Gewalttat und Unordnung gewöhnt, wird er bald auch die bürgerliche Ordnung brechen, denn „am geschmierten Riemen lernt der Hund Leder fressen". Beim Bilderstürmen lernen die Leute sich rotten auch wider die Obrigkeit, man soll aber den Teufel nicht an die Wand malen. Bilder, die dem Aberglauben dienen, mögen die Pfarrherrn und die Obrigkeit beseitigen. „So man die Bilder zur Eichen im Grimmaschen, zum Birnbaum und wo sonst solch Geläufe mehr zu Bildern ist, welches denn recht abgöttische Bilder sind und des Teufels Herbergen, zerbräche und zerstörte, ist löblich und gut. Aber Gedenkbilder und Zeugenbilder, wie Kruzifixe und Heiligenbilder, kann man dulden, erzählt doch das Alte Testament vielfach, daß trotz des Gebots: ‚Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen,' die Könige und Helden Steine und Hügel aufrichteten zum Gedächtnis." Auch die Apokalypse enthält Bilder genug, darf man sie also in den Büchern haben, warum nicht auch an den Wänden? Wenn Karlstadt zu den leeren Zeremonien auch die Sonntagsfeier rechnet und dafür den Sabbat lobt, so danken wir dem Apostel Paulus, der schreibt: „Lasset euch niemand Gewissen machen über Feiertage, Neumonde oder Sabbate. Wir müßten sonst die Sabbattage sitzen und das Haupt in die Hand fassen und der himmlischen Stimme warten, wie sie gaukeln." Die Sonntagsruhe halten wir nicht um Mosis Gesetz willen, sondern weil die Natur gibt und lehrt, man müsse zuweilen auch einen Tag ruhen, daß Mensch und Tier sich erquicke, auch ist er darum zu halten, daß man predige und Gottes Wort höre. Sehr temperamentvoll ist dann die folgende Erzählung Luthers von Karlstadts Treiben seit zwei Jahren, von den Vorgängen in Alstedt und Orlamünde und von der unendlichen Geduld der Fürsten, die ihn solange als irgend möglich ertrugen. „Dem Mann hat nichts gefehlt, denn

daß er zu weiche Fürsten gehabt hat. Man sollt wohl Fürsten funden haben, wenn er solche Stück in ihrem Lande fürnähme mit solchem Frevel und Turst (Kühnheit), die ihm samt seiner Rotte den Kopf hätten über eine kalte Klinge lassen hüpfen. Darum wollt ich D. Karlstadt raten, er wolle die Fürsten ungeschimpfieret lassen und ihnen danken, daß sie ihn so gnädiglich haben von sich kommen lassen, auf daß sie zuletzt nicht gezwungen würden, seinem Verdienste nach schärfer mit ihm zu handeln. Das ist auch eine Ursache nicht geringe, daß er sich mit den himmlischen Propheten schleppt, aus welchen kommen ist der Alstedtsche Geist." Die Lage auch der evangelischen Prediger bei Ausbruch des Bauernkriegs charakterisiert Luther dahin: „Ist's nicht eine Plage, daß der Pöbel hin und wieder durch solche Geister, ehe es die Fürsten sind gewahr worden, so stolz und unruhig ist worden, daß so bald sie hören einen Prediger, der sie lehrt stille und der Obrigkeit gehorsam sein, den heißen sie frisch einen Fuchsschwänzer und Fürstenheuchler und weisen mit Fingern auf ihn. Wer aber sagt: ‚Schlag tot, gebet niemand nichts, und seid freie Christen, ihr seid das rechte Volk', das heißen die rechten evangelischen Prediger." Daß es so weit gekommen ist, daran ist freilich auch die Schwäche der beiden Herzöge schuld. „Wären sie fleißiger gewest, ihr Schwert zu üben, so wäre heutigen Tags der Pöbel an der Saal wohl stiller und züchtiger, und der Geist nicht eingesessen".

Der zweite Teil des Buchs bezieht sich auf Karlstadts Abendmahlslehre, durch die dieser unruhige Kopf die unseligste aller Streitigkeiten gestiftet hat. Lange hatte Luther seinen Angriffen verächtliches Schweigen entgegengesetzt. „Ich weiß nicht, was er damit meint, daß er so viel Bücher macht, auch von einerlei Sache, und wohl auf einen Bogen möcht bringen, da er zehn dazu verdirbt. Vielleicht hört er sich selbst so gerne reden, wie der Storch sein Klappern." Auf das, was Karlstadt in drei Jahren geschrieben, habe er nun in drei Wochen geantwortet, „und will ihm wieder drei Jahre und noch drei dazu geben, daß ihrer sechse werden". Man möchte wohl wünschen, Luther hätte nach diesem Vorsatz gehandelt, statt sich mit solcher Leidenschaft in den verhängnisvollen Abendmahlsstreit zu stürzen, bei dessen Geschichte wir auf diese Schrift zurückkommen müssen.

Über Karlstadt selbst lautet Luthers Schlußurteil: „Grauen Rock und Filzhut tragen, nicht wollen Doktor heißen, sondern Bruder Andres und lieber Nachbar, wie ein ander Bauer, dem Richter zu Orlamünde unterworfen sein und gehorchen wie ein schlechter Bürger, und doch fahren

wider Pflicht und Recht des Landesfürsten — das ist die hohe neue Kunst aus der himmlischen Stimme, die wir zu Wittenberg nicht verstehn annoch wissen können; das ist die hübsche Entgröbung, Studierung, Verwunderung, Langweil und des gleichen Teufels Alfanzerei." Daß sein Abraten die in Bewegung gekommenen Massen wieder zur Ruhe bringen werde, wagt er nicht mehr zu hoffen; er will nur tun, was er kann und soll. „Wenn gleich alle Welt von unserer Meinung abfiele — laß fahren, was da fährt; siehe wo Du bleibest. Es ist nicht Wunder, daß viele irren, Wunder ist, daß etliche sind, die nicht irren. Christus spricht: meinst du, daß des Menschen Sohn Glauben finden werde, wenn er kommt? Doch wer hier irrt, der irret ohne meine Schuld; ich habe treulich genug gelehret und gewehret."

Einen Verteidiger gegen Luthers schneidigen Angriff fand Karlstadt in Valentin Ikelschamer, der in Rothenburg oder in der Nachbarschaft zu Hause war. Er will in Wittenberg studiert haben, sein Name kommt aber in der Wittenberger Matrikel nicht vor. Jetzt war er Schullehrer zu Rothenburg, wo Karlstadt, geschützt durch den Altbürgermeister Kumpf in Verborgenheit bei dem Tuchscherer Schleyt lebte und seine Schriften über die neue Abendmahlslehre schrieb, die heimlich in Rothenburg gedruckt wurden. Auch Ikelschamers Antwort auf Luthers „himmlische Propheten" ist wohl mit Karlstadts Beihilfe verfaßt worden, vermutlich im März 1525, da Luthers Buch am 26. Februar nach Rothenburg gekommen war. Die Schrift nennt sich: „Klag etlicher Brüder an alle Christen von der großen Ungerechtigkeit und Tyrannei, so Endressen Bodenstein von Karlstadt jetzo von Luther zu Wittenberg geschieht." Es ist ein hochmütiger Konventikelhäuptling, der uns hier in wehleidigem Tone versichert, daß er Luthern dieser Ermahnung nicht überheben und das große Ärgernis nicht bergen könne, das er mit etlichen Brüdern schon lange an Luthers weltlichem Wesen nehme. Nicht nur findet er es „henkerisch", wie Luther dem unverhörten und unüberwundenen Karlstadt mit der kalten Klinge droht, sondern er fühlt sich auch gedrungen Luthers unchristliches Leben zu strafen. Luthers Büchlein schauen den frommen Schulmeister an, als ob er sie gemacht habe, „ums Müthle zu kühlen". Christus und die Apostel hätten wohl auch die Pharisäer gestraft, aber sie schrieben „nit ganze Bücher voll Lästerwort, es war auch nit Hui und Trotz, jagten auch nie kein aus dem Land". „Hie warn ich Dich, lieber Luther, hast Du ein Herz, das ab kann lassen, so laß ab, sieh Dich eben

für, der Satan hat Dich schon so stolz gemacht, daß Du die Leut auf Deine Büchlein weisest." Das Ideal dieser Pietisten des sechzehnten Jahrhunderts war der „niedrige, zerschlagene Christ, welcher allein ein Christ ist". Der Zustand der Anfechtungen, den Luther froh war hinter sich zu haben und dem Teufel zuschrieb, der ein Geist der Traurigkeit ist, eben der sollte nach diesen Konventikelleuten die ständige Lebensverfassung der wahren Christen werden. Luthers Spott über die grauen Röcke erwidert der Schullehrer mit einem Seufzer über die Hoffart im andern Lager. „Weil man auf den Pfulmen sitzt in den gemalten Stüblein (dann Du willt ja gemalte götzische Bildnis bei dir haben), wird man's nit recht treffen. Ein niedriger und zerschlagener Christ, welcher allein ein rechter Christ ist, wird freilich auch nicht silberne oder güldene Spangen auf dem Gürtel tragen, und auf der Taschen, noch große Sackärmel von köstlichem Tuch an den Röcken haben. Nimmt auch einer nicht zweihundert Gulden, daß er predigt. Warum? Es sind der Armen zu viel allenthalben, die nit Partecken zu essen haben." Mag sich diese Schilderung mehr auf den Augsburger Prediger Urbanus Rhegius, den Freund der dortigen Patrizier beziehen, den er erwähnt, so hat der Schulmeister doch ähnliche Schmerzen auch wegen Luthers auf dem Herzen. „Bin eine Weil Wittenberger Student gewest. (Wenn es wahr ist!) Ich will aber nit von dem gulden Fingerlein, das viel Leut ärgert, noch von dem hübschen Gemach sagen, das über dem Wasser steht, darin man trunk und mit ander Doctoribus und Herrn fröhlich war, wiewohl ich über dieses letzt oft meinen Schulgesellen klagt, und mir die Sach nit gefiel, daß man so viel nötlicher Sach ungeacht und unangesehen, bei den Byrigen mocht sitzen. Über diese geringe Sach klagt einmal zu Nürnberg in Doctor Pirkheimers Haus ein Kaufmannsknecht von Leipzig, der sagt, er hielt nichts von Dir, Du könnest die Laute wohl schlagen und trügest Hember mit Bändlein." Das ist seine und seiner Brüder Meinung. Nun, wenn der fromme Schulmeister aus Schwaben und der erweckte Handlungsdiener aus Leipzig mit vereinten Kräften nichts sonst wider Luthers Leben aufzubringen wußten, muß dasselbe ziemlich tadellos gewesen sein. Ausstreuungen dieser Art waren aber in Süddeutschland schon längere Zeit gegen Luther verbreitet worden. Im Hinblick darauf schreibt Eberlin von Günzburg in seinem Berichte des Glaubens an die Ulmer 1523: „Ich bin zu Wittenberg gewest und hab dem Luther, dem Melanchthon und Karlstadt selbs und durch ander aufgemerkt und nachgefragt, und ich finde, daß sie fromm

ehrbar Leut sind ... Ich wollt, daß etlich unter euch des Luthers Wandel so viel angeschaut hätten als ich. Ihr würdet bald den Übelrednern das Maul verstopfen."

Inzwischen war der Aufstand der Bauern auch nach Franken vorgedrungen. Ende März erhob sich das Landvolk rings um Rothenburg und in der freien Reichsstadt wurde eine revolutionäre Behörde von 42 Mitgliedern eingesetzt. Jetzt kam auch Karlstadt aus seinem Versteck hervor. Der übliche Bildersturm und Kirchensturm inaugurierte die Umgestaltung des Gottesdienstes und in der Osterwoche predigte Karlstadt „ganz schändlich und schmählich wider das hochwürdige Sakrament". In betreff des Regensburger Beschlusses, der die Prediger auf die alten vier Doktores verpflichtete, sagte Karlstadt, er wisse keine älteren Doktores als Moses und die Propheten. Gehalten wurde diese Predigt an demselben blutigen Ostersonntag, an dem in Weinsberg der Graf von Helfenstein zwischen den Spießruten der Bauern verblutete und die Tochter Maximilians mit ihrem verwundeten Gräflein auf dem Mistwagen aus der Stadt gebracht ward. Denn aufs neue stand die Welt in Flammen.

Der Winter war ziemlich ruhig vorübergegangen, aber „die Landläufer" hatten ihre Verabredungen gut getroffen. Sobald die Täler schneefrei wurden, brach der Aufstand aufs neue aus. Im Odenwald, im Schüpfer Grund, wurden zuerst die Sturmglocken gezogen. Metzler, Wirt von Ballenberg, steckte den Bundschuh auf und ein großes Fleischessen am Freitag dokumentierte den reformatorischen Charakter der Bewegung; auch nannte sich Metzlers Rotte „das evangelische Heer". Am 21. März 1525 sammelten sich die Bauern der Rothenburger Gegend zu Ohrenbach, um mit Pfeifen und Trommeln die Stadt zu durchziehen. Sie bildeten die „schwarze Schar", die geführt von dem Ritter Florian Geyer rings die Schlösser und Klöster verwüstete. Eingeschüchtert durch die Ermordung des Grafen von Helfenstein machten die Edelleute überall ihren Frieden auf Grund der zwölf Artikel der Bauernschaft. Hohenlohe gab seine neuen Geschütze und Götz von Berlichingen stellte sich halb gezwungen, halb freiwillig an ihre Spitze. Würzburg öffnete ihnen seine Tore und machte gemeinsame Sache mit ihnen gegen den Bischof. Alle Städte von Straßburg bis Nürnberg traten damals mit den Bauern in Unterhandlung. Ganz offen wurde von einem Bunde der Ritter, Bauern und Städte geredet. Jeder Bauer sollte seinen Grund

und Boden als Eigentum haben, die Ritter aber entschädigen sich aus den Gütern der Kirche. Daß unter den Führern die Zahl der früheren Mönche, Priester und Prädikanten nicht gering war, wird niemanden wundern und ebenso begreiflich ist es, daß diese ausgesprungenen Mönche, die von langem Druck erlösten niedern Priester, die plötzlich erleuchteten Laien, in einen tollen Radikalismus verfielen und in religiöser Beziehung eine babylonische Sprachverwirrung einriß. Das ist eben das stärkste Zeugnis gegen die alte Kirche, daß ihre Mönche und Priester die Welt erzittern machten, sobald man ihnen ihre Kette abnahm. Dazu kam der unverständige Widerstand der Fürsten, die noch immer das Wormser Edikt vollzogen. So brach in Brixen am 10. Mai der Aufstand aus, nachdem man in drei Wochen 47 Evangelische dem Henker überliefert hatte. Bei solchem Wüten der Gegner dürften wir es Luthern nicht einmal verdenken, wenn er sich gegen die Mörder seiner Freunde auf die Seite der Bauern gestellt hätte. Hatten die Fürsten noch eben die Acht gegen ihn bestätigt, so lag es jetzt in seiner Hand sie zu ächten. Aber er tat es nicht. Vielmehr erklärte er sofort: „Da sei Gott vor, daß ich soll helfen die Sachen ärger machen." Als der Aufstand nun auch in Thüringen ausbrach, stieß Luther persönlich mit der Bewegung zusammen. Er war mit Melanchthon und Agricola nach Eisleben unterwegs, um dort eine Lateinschule einzurichten, der Agricola vorstehen sollte. Dort angekommen fand er die zwölf Artikel der Bauernschaft vor, die unlängst dem zweiten Memminger Bauerntage vorgelegen hatten. Vermischt mit religiösen Forderungen und unter Bezugnahme auf die heilige Schrift redigiert, enthalten sie doch im wesentlichen nur die alte Forderung der früheren Aufstände, der gemeinsamen Nutzungsrechte von Weide, Wasser und Wald, das heißt der Wiederherstellung der alten germanischen Markgenossenschaft, die selbst heute noch nicht aus dem Gedächtnis des Volks entschwunden ist. Da die Verfasser der zwölf Artikel als genehme Schiedsrichter auch Luther, Melanchthon, Brenz, Strauß und andere bezeichnet hatten, war Luther veranlaßt zu der Frage das Wort zu ergreifen. Im Garten des Mansfeldischen Kanzlers Johann Thür, wie eine alte Überlieferung besagt, schrieb er seine Schrift nieder: „Ermahnung auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben." Die Eile, in der er das tat, verrät sich in der Sprache, wie in der fragmentarischen Gestalt seiner Schrift, aber es war auch keine Zeit die Sätze zu feilen, noch sie gegen Mißdeutung sicher zu stellen; sobald als möglich sollten die Aufrührer wissen, daß

er nicht auf ihrer Seite stehe, obgleich er nicht alle ihre Forderungen ablehnte.

Wer auch die schwäbischen zwölf Artikel geschrieben haben mag, sie sind geschickt gemacht und mußten, verglichen mit Münzers und Karlstadts wutschnaubenden Pamphleten, in ihrer mehr apologetischen Haltung einen versöhnlichen Eindruck machen. Während jene die brandrote Sprache der Weltfresser reden, wenden die zwölf Artikel sich an das Billigkeitsgefühl der Herren und stellen sich scheinbar in allen Dingen auf den Boden des heiligen Evangeliums. Nach ihrer ganzen Haltung erweisen sie sich als das Werk eines Mannes, der die heilige Schrift nicht nur als religiöse Offenbarungsquelle, sondern auch als soziales Gesetzbuch betrachtet. Was er aufstellt, ist in seinen Augen das göttliche Recht. Während seine zwölf Artikel den Vorwurf abwehren, „als ob das Evangelium lehre, sich an allen Orten emporheben und aufbäumen, mit großer Gewalt zu Hauf laufen und sich rotten", wissen sie doch zugleich die alten Forderungen der Bauernschaft aufs geschickteste zu verbinden mit denen der kirchlichen Reformation und alle ihre Begehren darzustellen als Forderungen der Bibel selbst. Gleich der erste Artikel lautet, daß die Gemeinden forthin ihre Pfarrer sollten selbst erwählen dürfen, denn wo ihnen die Grundherren fürder die Pfarrer setzten, könne man ihnen auch das Evangelium vorenthalten, „ohne das sie doch nichts sein würden, als Fleisch und Blut und zu gar nichts nütze". Zum zweiten erbieten sie sich den Kornzehnten zu geben, obwohl er im Neuen Testament abgeschafft sei, denn nach dem Hebräerbrief sind die Einrichtungen des Alten Testaments nun „erfüllet". Aber damit die Prediger des reinen Worts leben können, wolle man diesen Zehnten auch künftig entrichten, nur müsse, was übrig bleibe, den Armen zufallen, wie 5. Mosis 25, 1 geschrieben stehe. Den kleinen Zehnten aber, den vom Vieh, wollten sie nicht geben, denn Gott hat das Vieh frei vom Menschen erschaffen, 1. Mos. 1. Zum dritten, sagten die Artikel, ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus mit seinem kostbaren vergossenen Blut erlöst und erkauft hat, Jesaia 53 und 1. Kor. 7. Die Leibeigenschaft also muß aufhören, denn die Jesus Christus erlöset hat, die sollen nicht der Menschen Knechte sein. Viertens begehren sie Jagdrecht, denn das Tier im Walde und der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser ist dem Menschen überantwortet worden, Genesis 1, 26. So soll sechstens auch das Holz der

Gemeinde gehören, wo der Adel es nicht gekauft hat. Frohnen aber sollen nicht mehr aufgelegt werden, denn Christus ist des Gesetzes Ende, Römer 10. Das Bauernlegen aber und die neuen Lasten sollen aufhören, denn Lukas 3 heißt es, nehmet nicht mehr, als euch gesetzt ist. So soll auch der Bauer nicht mehr umsonst arbeiten, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, Matth. 10. Die willkürlichen Frevelstrafen, das gewaltsame Wegnehmen von Gemeindegut muß gleichfalls abgetan werden. Elftens muß der Todfall, die Spolien bei Ableben eines Hörigen, aufhören, denn den Witwen und Waisen das Ihre wegnehmen, streitet gegen Matth. 8 und 23. Zum zwölften aber wollen die Bauern von ihren Forderungen nur abgehn, wo man sie aus der Schrift widerlegt. In dem Fall sollen sogar die Artikel wieder rückgängig gemacht werden, die man jetzt schon zugelassen hat, desgleichen aber „wenn sich in der Schrift mit der Wahrheit mehr Artikel fänden, die wider Gott und den Nächsten zur Beschwernis wären“, die seien vorbehalten. So haben wir hier ein Manifest, das mit dem Grundsatz bittern Ernst macht, nichts in Kirche und Staat, im Handel und Wandel soll gelten, es beweise denn sein Recht aus der Schrift.

Auch heute noch kann man nicht ohne Interesse lesen, wie geschickt dieser fromme Demagoge die agrarischen Forderungen der Bauernschaft als Forderungen der heiligen Schrift darzustellen wußte. Und gerade darauf beruhte die ungeheuere Wirkung dieser Artikel, daß sie sozusagen als Gottes Wort auftraten. Überall wurden sie ausgerufen als das neu gefundene göttliche Recht. Ihr Erbieten, sich jederzeit aus der Schrift eines Besseren belehren zu lassen, machte den Eindruck, als ob es dem treuherzigen Verfasser in der Tat um nichts zu tun sei, als um die Geltung des Evangeliums, während wir doch tatsächlich ein wohlbedachtes agrarisches Programm vor uns haben, das aus den bittern Erfahrungen des Landmanns hervorgewachsen ist und nicht aus den Bibelstudien eines sinnierenden Konventikelgelehrten. Überall wird jetzt die Losung: „Wir wollen das göttlich Recht!“ Luther freilich ließ sich durch die Bibelstellen keinen Sand in die Augen streuen; er wußte, was hinter den vielen Sprüchen stecke. Aber dem religiösen Zuge der Zeit entsprachen sie, und so erboten sich fast überall Adel und Geistlichkeit auf Grund der zwölf Artikel zu verhandeln. Luther, der neben Zwingli unter denen genannt war, deren Urteil die Bauern hören möchten, beantwortete die zwölf Artikel mit einer Ermahnung zum Frieden. Daß er diese Ermahnung mit einer

donnernden Strafpredigt für die Fürsten eröffnet, darf uns nicht wundern. Er wurde von dem Bauernkriege überrascht, gerade nachdem der Nürnberger Reichstag das Wormser Edikt neu bestätigt hatte und während die süddeutschen Fürsten und Bischöfe, wo sie die Macht dazu hatten, dasselbe blutig vollzogen. Nach dem Wortlaute dieses Ediks war vor allem er selbst zu verhaften, durch die Klerisei seiner geistlichen Weihen zu entkleiden und durch die weltliche Obrigkeit zu verbrennen, wie vor hundert Jahren Johann Hus und vor noch nicht dreißig Jahren Savonarola verbrannt worden war. An zahlreichen seiner Anhänger wurde noch zur Stunde das Wormser Blutedikt in seiner vollen Härte vollzogen. Der Abt von Kempten, der Bischof von Brixen, die geistlichen Herren, in deren Gebieten sich jetzt die Bauern massenhaft erhoben, wüteten mit Beil und Scheiterhaufen. Nur ein Narr könnte unter diesen Umständen von dem geächteten, vogelfreien Manne verlangen, daß er darüber betrübt sein sollte, wenn die Macht dieser geistlichen und weltlichen Tyrannen, der Mörder seiner Freunde, die ihm selbst nach dem Leben stellten, nunmehr am Boden lag. Zu solcher Heuchelei war Martin Luther unfähig. Lang und oft genug hatte er die Fürsten gewarnt, jetzt, nachdem seine Vorhersagungen eingetroffen, gab er dem Hohne, der ihn erfüllte, unverblümten Ausdruck. „Gott schüttet Verachtung auf Fürsten,“ mit diesem Psalmwort begrüßt er die fürstlichen Mörder seiner Schüler und Freunde. Daß die Bauern jetzt Pfarrwahl und reines Evangelium mit Drohen und Pochen begehren, das komme nur daher, daß die Fürsten dem Evangelium so blutigen Widerstand entgegensetzten. „Ihr ringet danach und wollet auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen und Ermahnen für. Denn *das* sollt ihr wissen, liebe Herren! Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wüterei die Länge dulden; ihr *müsset* anders werden und Gottes Wort weichen. Tut ihr's nicht durch *freundliche*, *willige* Weise, so müsset ihr's tun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Tun's *diese* Bauern nicht, so müssen's andere tun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken.“ Daß es ihm Freude macht, den Tyrannen ihre Schandtaten vorzuhalten, ist unleugbar. So weit haben die Bauern seinen Segen. *Dennoch*, sagt er, werde er nicht sich zu ihnen schlagen und helfen die Sachen ärger machen, „da soll mich mein Gott vor behüten wie bisher“, aber er rate den Fürsten in Treue, sie möchten den ersten Artikel von der Pfarrwahl zugeben, obwohl da der Eigennutz mit unterlaufe und die

Bauern sagten, sie wollten den Pfarrer dann mit dem Zehnten erhalten, der ihnen bisher nicht gehört habe und das Überflüssige davon einsacken. Daran sehe man wohl, daß es ihnen um den Zehnten zu tun sei und nicht um den Pfarrer. Aber auch die andern Punkte, Leibfall, Todfall und dergl. seien nicht unbillig. Man möge sich vergleichen. Damit wendet er sich an die Bauernschaft. Je stärker er gegen die Fürsten geredet, um so eher durfte er auch von ihnen Gehör verlangen. Unter ihren Artikeln, sagt er, gefalle ihm der zwölfte am besten, weil da die Bauern sich erböten, bessern Unterricht anzunehmen, so sei denn Hoffnung, daß alles noch gut werde. Was ihn von der Meinung der zwölf Artikel hauptsächlich schied, war die Behauptung der Schwarmgeister, die er stets bekämpft hatte, daß die Schrift ein bürgerliches Gesetzbuch sei, während er die Schrift nur bezog auf das religiöse und kirchliche Leben. Weil die Bauern denn doch alles, schreibt er, auf Gottes Wort gründen wollten, vom Kornzehnten und Viehzehnten bis zum Jagdrecht, so rufe er ihnen zu: „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr, Dein Gott wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen unnützlich führt.“ Was er vor allen Dingen an ihrem Programm auszusetzen hat, das ist jene Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, die die Signatur der Schwarmgeister ist. Christus, sagt er, habe die Seelen erlöst, nicht die Leiber, Kälber, Lämmer und Füllen. Mit der bürgerlichen Verfassung habe das Evangelium nichts zu tun und die Bauern sollten sich nur nicht auf das Recht berufen, das das Evangelium lehre, denn das Recht des Evangeliums sei: Leiden, Kreuz, Kreuz; das ist der Christen Recht, das und kein anderes. Aber auch die Sprüche, auf die sie sich beriefen, besagten nichts. Der, der die Artikel gestellt habe, sei kein frumm, redlich Mann gewest, denn er habe viel Kapitel aus der Schrift an den Rand gezeichnet, so man sie nachliest, sagen sie das Widerspiel. Er billige die Pfarrwahl, aber der Vorschlag mit dem Zehnten sei eitel Raub und Strauchdieberei, trotz der Kapitel der Schrift „so euer Lügenprediger und falscher Prophet an den Rand geschmiert hat“. Was die Leibeigenschaft betreffe, so haben Abraham, die Patriarchen und Propheten auch Leibeigne gehabt und auf Vogel, Fisch, Holz, Wälder, Dienste und Zinsen beziehe das Evangelium sich nicht. So rät denn Luther in einem dritten Abschnitt, in einer Vermahnung an beide Teile, zu christlicher Verständigung. Und wenn die Bauern ihm einwenden, gegen die Junker helfe nur der Spieß, so ver-

weist er sie auf sein eigen Beispiel. Er sei doch auch in seinen Sachen wunderbar zum Ziel gekommen. „Und ich habe nie kein Schwert gezuckt, noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei, noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolgt, ihre Gewalt und Ehre verteidigen helfen, so viel ich vermocht." Daß eine solche Schrift die geheime Absicht gehabt habe, zu hetzen, wie oft behauptet wurde, ist eine offenbare Unwahrheit. Aber freilich konnte Luther es bald bei diesem milden Abmahnen nicht bewenden lassen. Jetzt erst erfuhr er jene allbekannten furchtbaren Exzesse, wie den Mord des Grafen Helfenstein in Weinsberg; in Thüringen stieg Feuersäule auf Feuersäule zum Himmel empor, alle Klöster im Harz und in Luthers Heimat werden niedergebrannt, alle Burgen und Schlösser zerstört, in Reinhardsbrunn selbst die Gräber der thüringischen Landgrafen geschändet und immer näher rückt Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis, Luthers geschworner Feind, der falsche Prophet von Alstedt. Bis dahin war Luthers Stimmung eine ziemlich neutrale gewesen. Er verwies darauf, wie es Gottes Gewohnheit entspreche, Buben durch Buben zu züchtigen. Jetzt, da sich der Aufstand gegen seine Fürsten wendete, deren Milde und reinen Willen er kannte, trat leidenschaftliche Entrüstung gegen das Wüten des Pöbels an Stelle der abwägenden Gerechtigkeit.

Münzer hatte im März 1525 den Rat in Mühlhausen gestürzt, worauf er einen neuen „ewigen Rat" einsetzte. Der Sturm auf Kirchen und Klöster sollte die Gründung des neuen kommunistischen Gottesreichs inaugurieren. Hätte er nur Zeit gehabt, so würde er gleich Jan Bockelson ein Reich der Wiedertäufer hier in Thüringen aufgerichtet haben. Befahl er doch schon mit dem Könige des Evangeliums: „Nehmet meine Feinde und erwürget sie vor meinem Angesicht." In Landsknechtstracht hielt der tolle Pfaffe Musterung über die Scharen der Gewaffneten und richtete vom Pferde herab Ansprachen „an die gesalzenen Gesichter" seiner Rotte. Am 26. April 1525 rückten sie aus, mit einer weißen Fahne, darauf ein Regenbogen abgebildet war. Die Bauern in Fulda, Hersfeld, Hessen, Braunschweig, Sachsen zogen ihm in Scharen zu. In einem Briefe an die Bürgerschaft von Erfurt forderte Münzer diese auf, den Reigen anzutreten und den Gotteslästerern es zu bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt hätten. In der Tat zogen schon am 28. April fünftausend Bauern in Erfurt ein, wo der Rat ihnen die Kirchen, Stifte und das Priestergut zugesagt hatte, während sie dafür versprachen, das

Eigentum der Bürger zu schützen. Münzer aber fuhr fort zu hetzen: „Es ist hohe Zeit, dran, dran, die Bösewichter sind fein verzagt wie die Hunde!“ Auch an die Bergleute in Mansfeld wendete Münzer sich, an die „lieben Schlegelgesellen“ des alten Luther. „Lasset Euch nicht erbarmen, ob Esau gute Worte gebe,“ schreibt der Fanatiker, „sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, lasset Euer Schwert nicht kalt werden vom Blut: schmiedet Pinke panke auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden, weil Ihr den Tag habt.“ Auf solches Gebaren entbrannte denn auch Luthers Grimm und je größer der Erfolg des Aufruhrs war, um so entschiedener mahnte er seine fürstlichen Freunde zum Feststehen. Von Eisleben reiste er nach dem Harz, um die Bauern zu beruhigen; er predigte zu Stolberg, Nordhausen und Wellhausen. Am 3. Mai traf er wieder in Weimar ein. Hier erfuhr er, daß sein früherer Landesherr, Graf Albrecht von Mansfeld, im Begriff sei, nachzugeben. Sofort warnte er durch den ihm befreundeten Rat Rühel, am 4. Mai, der Graf solle sich nicht weich machen lassen. Unter dem Eindruck der furchtbaren Greuel, die die Bauern überall verübten, schrieb er fast in Münzers eigener Sprache sein wildes Büchlein „wider die raubischen und mörderischen Bauern“, in welchem er das Landgeschrei erhob, wie die alten Rechte bei Einbruch eines Wolfs oder Landesfeinds verlangen. Man hat es ihm gewaltig verdacht, daß er, der Theologe und Prediger, hier zum Hauen und Stechen aufforderte, aber sollte er zum Singen und Beten auffordern, da die Bauern morgen vor Weimar und in einer Woche vor Wittenberg stehen konnten? Durch dreierlei greuliche Sünden, ruft er den Bauern zu, hätten sie den Tod verdient: erstens weil sie den Eid ihren Herren gebrochen und andere gezwungen, das gleiche zu tun; dann als Straßenräuber und Mörder und endlich wegen der Rechtfertigung ihrer Büberei aus dem Evangelium. Der Obrigkeit aber sei das Schwert gegen solche Buben befohlen. „Darum, liebe Herrn, löset hie, rettet hie, helfet hie, erbarmt Euch der armen Leute! Steche, schlage, würge hie, wer da kann! Bleibst Du darüber tot, wohl Dir! Seligeren Tod kannst Du nimmermehr überkommen.“ „Also seltsame Zeit ist jetzt, daß ein Fürst mit Blutvergießen den Himmel besser verdienen kann, denn mit Beten.“ Wohl waren das harte Worte, aber auf der andern Seite standen die furchtbaren Taten. Und Luther hatte ein Recht, so zu schreiben, denn er ging der Gefahr nicht aus dem Wege wie andere, sondern suchte sie auf, wo sie am größten war. In Mansfeld brachte er die durch

Münzers Brandbriefe aufgeregten Bergleute zur Ruhe, so daß sie versprachen, wenn der Graf ihre Beschwerden abstelle, wollten sie mit Leib und Leben für ihn einstehen. Sodann bereiste Luther die Dörfer und begütigte die Menge durch seine Predigten. „Mitten unter ihnen bin ich gewesen," erzählt er selbst, „und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens; die thüringischen Bauern habe ich selbst erfahren, daß, je mehr man sie vermahnt und lehret, je störriger, stolzer und toller sie wurden, und haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellt, als wollten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit erwürgt sein." Auch an brutalen Zwischenfällen fehlte es nicht. Als er in Nordhausen predigte, so erzählt er selbst in einer Tischrede, und auf das Bild des Gekreuzigten hinwies, fingen einige Unholde an, mit Glocken zu klingeln und wenig fehlte, „so wäre es losgegangen". Vielleicht war es ein Glück, daß man bei dem herannahenden Tode des Kurfürsten von Lochau aus nach ihm schickte; wer weiß, ob er sonst lebend aus diesen Wirren entkommen wäre. Gerade im Vergleich mit dem Verhalten des Hofs, der für die Ordnung verantwortlich war, zeigt sich auch hier, daß Luther der einzige war, der Stürmen standhielt. Der kranke Kurfürst erinnerte sich zur unrechten Stunde, wieviel Böses dem armen Manne getan werde. „Will es Gott also haben," schrieb er am 14. April seinem Bruder Johann, „so wird es also hinausgehn, daß der gemeine Mann regieren soll." Wie es jetzt zugehe, meint er, werde es für ihn und den Herzog Johann wohl das Beste sein, „in dieser Sache soviel als möglich müßig zu stehn". Daß auch seine Bauern aufstehn, ist ihm „erschrecklich zu hören", aber er hofft, sie würden keine Ursache haben, gegen ihn und den Bruder in ihrem mutwilligen Vornehmen zu beharren. Als Herzog Johann die Forderungen der Bauern vernommen und zum Teil bewilligt hat, schreibt er dem sterbenden Bruder resigniert: „Freundlicher, lieber Herr Bruder, ich habe Sorge, Ew. Liebden und ich sind nun verderbte Fürsten." Johann selbst aber muß nicht nur bekennen, seine Mannen seien nirgend gerüstet, während mindestens 32000 Bauern im Felde stehen, sondern er ist auch innerlich unsicher, ob er Luthern oder Karlstadt rechtgeben solle, da Stein und Strauß ihm allerlei alttestamentliche Schriftbeweise für das Recht der Kommunisten vorgetragen haben. So war Luther unter lauter Weibern wieder einmal der einzige Mann. Die Ermutigung, die er dem Grafen Albrecht hatte zuteil werden lassen, trug die besten Früchte. Der Mansfelder war der erste, der durch einen Erfolg, den er am 5. Mai bei Osterhausen errang, dem Adel zeigte, wie

wenig Widerstandskraft die zusammengelaufene Bauernherde habe, wenn man sich von der Zahl nicht schrecken lasse. Die Bauern waren bereit gewesen, sich auf Verhandlungen einzulassen. Am 14. Mai wollte Albrecht mit ihren Führern zusammenkommen. Da trat Münzer dazwischen. Am 12. Mai schrieb er an Albrecht: „Meinst Du, daß Gott der Herr sein unverständig Volk nicht erregen könne, die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm? Hast Du in Deinem Lutherschen Grütz und Deiner Wittenbergischen Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel in seinem 37. Kapitel weissagt? Auch hast Du in Deinem Martinschen Bauerndreck nicht mögen schmecken, wie derselbige Prophet weiter sagt am 34., wie Gott alle Vogel des Himmels fodert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Tiere sollen saufen das Blut der großen Hansen.“ Die Freiheit aller Kreatur, das heißt die Anarchie, geleitet von einem kommunistischen Prophetentum, war das Programm, das er durch eine wilde Schreckensherrschaft durchzuführen dachte. Aber Schlag auf Schlag erlitten die Pöbelhaufen die vollständigsten Niederlagen. Georg Truchseß schlug am 12. Mai 1525 die Bauern bei Böblingen und nahm an Weinsberg für den blutigen Ostersonntag furchtbare Rache. Münzer, der sich gebrüstet hatte, er wolle die Kugeln der Feinde mit seinem Mantel auffangen, erlag mit achttausend Bauern am 15. Mai bei Frankenhausen den vereinigten Landsknechten des Landgrafen, des Herzogs Georg und des Herzogs Heinrich von Braunschweig. Der schwäbische Bund, verbündet mit dem Pfalzgrafen, besiegte die von Götz von Berlichingen treulos verlassenen Bauern im Laufe des Juni bei Bruchsal, Königshofen und Sulzdorf. Als Ende Juni Würzburg sich ergab, war die Niederlage der Aufrührer entschieden, obwohl der Kampf im Algäu und Tirol sich noch bis ins folgende Jahr hinzog. Die aufopfernde Mithilfe, bei der Luther im eigentlichen Sinne sich in die Bresche warf, hat natürlich nicht gehindert, daß man ihm sein Büchlein gegen die „raubischen und mörderischen Bauern“ sehr verdachte. Ein Sturm des Unwillens brach gegen ihn los und der Mönch, der acht Jahre lang der Held der Nation gewesen, war jetzt auf einmal der unpopulärste Mann in ganz Deutschland. Dazu hatte freilich beigetragen, daß seine Schrift in die Hände der meisten Leute erst dann kam, als das siegreiche Junkertum seine blutige Rache an den niedergeworfenen Bauern nahm. Sein „stechet, würget, schlaget“ klang dem Volk wie ein Hohn in den Ohren in dem Moment, in dem der adelige Pöbel an den Geschlagenen sein Mütchen kühlte und die Gefangenen

lebendig verbrannte oder ihnen die Eingeweide an den Baum nagelte und sie so lang mit der Peitsche um den Stamm trieb, bis sie sich die Därme aus dem Leibe herausgehaspelt hatten. Der gemeine Mann, der von Luthers furchtbaren Worten hörte, meinte nun, auch dazu gebe Luther seinen Segen und eine Rechtfertigung seines „harten Büchleins" machte selbst manchen seitherigen Freunden einen schlechten Eindruck. Es ist das Luther innerlich nicht so gleichgültig gewesen, wie er in seinem „Sendbriefe" zur Verteidigung seines harten Büchleins die Miene annahm. „Es steckt tief in uns," sagt er in einer bald nachher gehaltenen Predigt, „daß wir gern sehen, daß uns die Leute günstig sind." Aber niemals hat er sein Buch gegen die Bauern verleugnet. Noch später sagte er: „Ich, Martin Luther, habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie totschlagen heißen. Alle ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich weise es auf unsern Herrn Gott; der hat mir das zu reden befohlen." Man war eben auf beiden Seiten in der leidenschaftlichsten Erbitterung und wir begreifen es heute schwer, daß einer so milden Persönlichkeit wie Melanchthon die furchtbare Bestrafung von Thomas Münzer noch immer nicht genug tat. Münzer war nach der Schlacht von Frankenhausen am 15. Mai 1525 in ein Bauernhaus geflohen und hatte sich da im Bett versteckt. Dort war er von einem Landsknecht festgehalten worden, der Briefe des Grafen von Mansfeld bei ihm fand, als er ihn ausplünderte. Auf der Folter hatte er zugestanden, daß er schon seit seiner Anstellung in Zwickau an einem „Verbündnis" gegen die Fürsten gearbeitet habe und hatte seine Mitverschworenen verraten. Dennoch war er, nachdem man ihm das Abendmahl in katholischer Form gereicht, gefaßt in den Tod gegangen. Noch richtete er vor seinem letzten Stündlein an seine Gemeinde in Mühlhausen einen Abschiedsbrief und flehte die Fürsten um Gnade an für das arme bedrückte Volk. Luther aber schreibt in einem Brief an Rühel: „Man hat dem Thomas Münzer nicht rechte interrogatoria gegeben; ich hätte ihn viel anders lassen fragen. So ist solch ein Bekenntnis nichts anderes als eine teufelische Verstockung in seinem Vornehmen. Bekennt er doch kein Übel." Ebenso bedauert Melanchthon in seiner Geschichte Münzers, daß man ihn nicht gezwungen habe, zu bekennen, daß er seine revelationes vom Teufel gehabt. Ihm war es also mit der einmaligen Folterung noch immer nicht genug. Auch diese Biographie Melanchthons, zu der Luther eine Vorrede schrieb mit dem Spotte, „Münzer liege nun mit etlich Tausenden unversehens im Drecke", machte viel böses Blut, da

Digitized by Google

Münzers Märtyrertod auch solche versöhnt hatte, die von seiner Feldherrnrolle und seiner Prophetengabe nur eine geringe Meinung hegten. Anderseits gab Luther einen starken Beweis seiner unerschöpflichen persönlichen Gutmütigkeit, indem er den in dem großen Sturme schiffbrüchig gewordenen Karlstadt mitleidig in Wittenberg aufnahm, obwohl dieser ihn noch in seinen jüngsten Schriften als den „neuen papistischen Sophisten und des Antichrists nachgebornen Freund“ bezeichnete. Karlstadt hatte sich schon in Rothenburg und dann auf einem am 1. Juni 1525 zu Schweinfurt gehaltenen Bauerntag mit den Bauernführern überworfen und war mehrfach in größter Lebensgefahr gewesen. Obwohl er noch eben Luther in gröblicher Weise geschmäht hatte, wendete er sich nun, von aller Welt verlassen und in steter Gefahr, bald durch Bauern, bald durch fürstliche Landsknechte, de- und wehmütig an Luther als den einzigen, der ihm in seinem Elend helfen konnte: „Ehrwürdiger Herr Doktor und lieber Gevatter! Das ist mein Bitt, Ihr wollet mir alles das verzeihen, was ich aus dem alten Adam bewegt wider Euch gesündigt. Danach wollet mein armes und elendes Weib und Kind ansehen, sich über sie erbarmen und uns verschreiben, daß wir wiederum zu den Unsern einkummen. Denn ich weiß weder Rat noch Hilf ... Laßt Euch weder Mühe noch Zorn abwenden, uns Armen und Bedrängten zu fürdern.“ Unter allerlei Fährlichkeiten hatte er sich nach Frankfurt durchgeschlagen, von wo sein Brief an Luther datiert ist. Und wie hätte Luthers weiches Gemüt den flehentlichen Bitten des alten Freundes widerstehen können! Karlstadt behauptete in einer „Entschuldigung“, daß er niemals den Aufruhr gefördert habe und Luther, der den langjährigen Genossen in seinem selbstverschuldeten Elend nicht verlassen wollte, schrieb zu dieser Entschuldigung eine Vorrede, durch die er bat, dem Verfolgten ein ordentliches Gericht zu seiner Rechtfertigung zu gewähren. Nachdem Karlstadt dann noch in einer „Erklärung“ versichert hatte, auch in der Frage vom Abendmahl sei er bereit und willig, Belehrung zu empfangen, war die Freundschaft mit Luther wiederhergestellt. Nach Erasmus Alberus' Erzählung, die Matthesius bestätigt, war er sogar „heimlich in Doktor Martini Haus, des kein Mensch wußte, ohne Doktor Martini treuer Famulus Wolf Sieberger, der bracht ihm heimlich zu essen“. Mitte August schreibt Luther, der unglückliche Mensch sei von ihm heimlich verwahrt worden; die ganze Welt sei ihm zu eng geworden, und allenthalben bedrängt, habe er ihn um Schutz gebeten. Er habe ihn möglichst freundlich behandelt und ihm geholfen, aber freilich von seinem verkehrten

Sinne lasse er nicht ab.*) Seine Lästerschriften gegen Luther hatte Karlstadt als Regungen des alten Adam entschuldigt, aber es zeigte sich bald, daß auch jetzt der alte Adam noch immer mächtig in ihm war. Das zu erwartende Kind, wegen dessen er mit seiner Familie Orlamünde nicht hatte räumen wollen, kam jetzt in Segren, der Heimat der Frau, zur Welt; es war ein Sohn und Karlstadt bat Luthern zum Paten. Auch Käte, Melanchthon und Justus Jonas wohnten der Taufe bei. Da ihn aber in Segren die Bauern nach seinem Abfall ebenso verfolgten, wie sie ihn vormals gepriesen hatten, erlaubte ihm schließlich der Kurfürst, nach Kemberg zu ziehen, was er ihm anfänglich abgeschlagen hatte. Als der Abendmahlsstreit mit den Schweizern ausbrach, mischte Karlstadt sich aufs neue ein und kam in einer Korrespondenz mit den Schlesiern Schwenkfeld und Krautwald auch wieder auf seine mystischen Träume von der unmittelbaren Erleuchtung zurück. Damit war er in Sachsen unmöglich geworden. Im Frühjahr 1529 taucht er in Holstein auf, dann finden wir ihn in dem von den Wiedertäufern unterwühlten Ostfriesland. Als die Obrigkeit gegen das Sektenwesen einschritt, ging er nach Straßburg. Zu dem Marburger Kolloquium hatte er Zulaß begehrt, um auf seiten Zwinglis gegen Luther zu streiten, war aber abgewiesen worden. Dafür zog ihn Zwingli nach Zürich. Sein neues Zerwürfnis mit Luther gereichte ihm hier zur Empfehlung. Die Oberländer verstanden aber seinen fränkischen Dialekt schlecht. Nachdem man ihn eine Weile als Pfarrer in Altstätten untergebracht hatte, mußte man ihn 1532, nach dem Sieg der katholischen Kantone, wieder in Zürich aufnehmen, bis er 1534 als Professor und Pfarrer zu S. Peter nach Basel berufen wurde. In Streit und Unfrieden lebte er auch hier, doch nicht ohne Autorität bei Behörden und Parteien, bis er an Weihnachten 1541 ein Opfer der Pest wurde. Das Spiel mit „dem Geist", das er in Orlamünde getrieben hatte, um die Bauern aufzuregen, hatte noch hier seine Nachwirkung. Die Basler Frommen raunten sich zu, ein Dämon habe Karlstadt überall verfolgt und durch sein Erscheinen in der Kirche ihn so erschreckt, daß er auf das Todbett sank. Man erkennt daran doch auch den Eindruck, den dieses verworrene Leben

*) Ohne das Zeugnis des Matthesius ließen sich diese Stellen in Luthers Briefe auch auf Cellarius beziehen, der damals von Königsberg nach Wittenberg abgeschoben worden war, aber Cellarius war nicht in einer Gefahr, wie sie Luther für seinen Schützling voraussetzt, während Luther von diesem dieselben Ausdrücke braucht, in denen Karlstadt um sein Mitleid gefleht hatte.

voll Leidenschaft, Unrast und Selbstwiderspruch auf die Zeitgenossen machte. An seinem Dämon ist in der Tat sein ganzes Leben gescheitert.

Auch Luthers Lage war keine leichtere geworden. Sein scharfes Auftreten gegen den Aufruhr hatte die katholischen Fürsten und Bischöfe keineswegs mit seiner Reformation ausgesöhnt. Sie sahen in dem Bauernkrieg dennoch Luthers Werk. Im Volke hatte er an Sympathie verloren, ohne darum die alten Gegner zu gewinnen. Er selbst schreibt am 21. Juni 1525 an Amsdorf, der Erzbischof von Mainz sei jetzt mit Herzog Georg ein Herz und eine Seele und man erwarte in Wittenberg einen Antrag auf Auslieferung Luthers, der dasselbe lehre wie Münzer. Der Frühling der Reformation hatte abgeblüht. Luther schritt nicht mehr, wie in den sieben ersten Jahren seiner Tätigkeit, von Erfolg zu Erfolg. „Wo mir," so sagt er selbst, „die aufrührerischen Mordgeister mit ihren Bauern nicht vor dem Garn gefischt hätten, so sollte es jetzt wohl anders stehen mit dem Papsttum." Der Gedanke einer völligen Niederwerfung der römischen Herrschaft in Deutschland durch eine gemeinsame, alles überwältigende Volksbewegung war zum Märchen geworden. Ja die Ernüchterung durch das tolle Jahr erzeugte sogar in Wittenberg selbst eine frostige Stimmung. Der Kurfürst erschien selten und man sagte, er wolle die Universität aufheben. Auch Luther war von da ein anderer und wollte vom allgemeinen Priestertum nicht mehr viel hören. Man braucht nur den Ton des hitzigen Sendschreibens gegen die tollen und trunkenen Fürsten von 1524 zu vergleichen mit dem elegischen „Sendschreiben an die Christen in Bremen" von 1525 über ihren von dem fanatischen Pöbel in Dithmarschen zu Tod gequälten Märtyrer Zütphen, um einen unmittelbaren Eindruck davon zu bekommen, wie das große Gewitter des Bauernkriegs abkühlend gewirkt hatte. Dieser Ton der Resignation herrscht auch in dem kurzen Gutachten, das Luther auf Spalatins Verlangen darüber abgab, „wie jetziger Zeit Aufruhr zu stillen sei". Er weiß da keinen Rat als die Reform des Klerus, dessen unehrliches Leben „von vielen Jahren nicht wenig zur Unlust des Pöbels" beigetragen habe. Diese Demoralisation hängt aber daran, daß die Priester nicht von ehrlicher Arbeit, sondern vom Messehalten leben. Unter tausend Pfaffen hält kaum einer Gottes halber Messe, sondern sie halten sie für Geld, wenn einem die Angst vor dem Fegfeuer kommt, dem andern „ein Sau krank ist oder einen Groschen verloren hat, oder sonst ein klein Unglück widerfährt". So sind die Priester fett geworden und die Bauern Verächter der Priester. Das soll man ab-

stellen. „Man leg den Meßpfaffen des Wortes Amt auf, welche das nit vermögen, daß die auch nit Messe halten sollen, sonst wird und ist des unnützen Volks zu viel, weil sie fast eitel Bauchdiener und Müßiggänger sind, die niemanden dienen sondern lassen ihnen dienen. So höret das Ärgernis und der Verdruß beider, Gottes und der Menschen, nit auf. Wenn wir dieses Hauptstück recht geordnet hätten, so wäre dem andern allem leicht zu raten." Ein positives Mittel wäre die Hebung der Schulen und Universitäten, wofür man weder Kosten noch Mühe sparen sollte, um ein neues Geschlecht von Pfarrern zu erziehen. „Was aber aus Klöstern, Stiften, Bistümern zu machen sei, weiß ich nit zu raten." So wie sie sind, nützen sie niemanden. Im Grund sind die Bischöfe und Äbte nicht geistliche, sondern weltliche Herrn, „weshalb es tausendmal besser wäre, daß sie sich in weltlichen Stand wandeln ließen und daß solche Güter vom Reich zu Lehen genommen und denen gegeben würden, die es würdig erfunden". In der Sache selbst denkt er also noch gerade so radikal wie vor dem Krieg, aber wie gedrückt und ohne Hoffnung auf den Sieg der Vernunft ist der Ton des ganzen Gutachtens, weshalb ihm auch die Lust fehlt, auf die einzelnen Vorschläge sich tiefer einzulassen.

XXVII

Reaktionsversuche.

Wie zu erwarten war, folgte dem Schrecken des Revolutionsjahrs ein Siegestaumel des siegreichen Junkertums, das sich, als die Dinge schlimm standen, zu den weitgehendsten Konzessionen an die Bauern erboten hatte und jetzt in wahrhaft viehischer Weise gegen die Wehrlosen wütete. Waren die Herren während des Aufstands ganz bereit, auf Kosten der Kirche das Landvolk zu befriedigen, so schienen sie jetzt überzeugt, daß die verdammte Luthersche Sekte die eigentliche Wurzel des Aufruhrs gewesen sei und daß vor allem die kirchliche Ordnung wieder aufgerichtet werden müsse. Am 19. Juli 1525, unmittelbar nach Niederwerfung des Aufstands, traten Georg von Sachsen, Joachim von Brandenburg, Albrecht von Mainz und Magdeburg, Heinrich und Erich von Braunschweig zu Dessau zusammen, um das schlechte Beispiel, das die süddeutschen Bischöfe und Herzöge in Regensburg gegeben hatten, in einem ähnlichen katholischen Sonderbunde für Norddeutschland nachzuahmen. Mit der Zusage, sich gegen neue Aufstandsversuche gegenseitig beizustehen, übernahmen die Verbündeten die Verpflichtung, das Wormser Edikt in ihren Gebieten durchzuführen. Damit war Luther aufs neue vogelfrei und obwohl er das Beste getan hatte, um im Kurstaat die Ordnung aufrecht zu erhalten, deuteten alle Gegner mit Fingern auf ihn, als den Urheber der ganzen Irrsal. Am gehässigsten benahm sich auch jetzt wieder Emser, der im Jahre 1525 in einem Gedichte alle Schuld des Unheils seinem Wittenberger Gegner aufbürdete. Er will darin jedermann zeigen, „was der Luther für ein Mann“, der erst die Bauern zum Aufruhr gehetzt habe, sie dann verließ, als es zum Treffen kam, und während seine verführten Opfer dem Blutgericht verfallen sind, seinerseits fröhlich mit einer Nonne Hochzeit feierte.

Manch Burg verwüst in deutschen Landen,
Die vor den Türken wohl wär b'standen.
Das ist das Evangelion,
Das ihr von Luther gelernet hon,
Der euch hat bracht in alle Not,
Jetzt euer dazu lacht und spott,
Den Kopf zu ziehen aus der Schlingen,
So er den Harnisch höret klingen.
Und will das auf den Teufel legen,
Das er doch selbst schon hat erregen.
Hätt' Luther nie kein Buch geschrieben,
Deutschland wär wohl in Fried geblieben.

Zum Glück war an dem Orte, auf den es ankam, gerade durch den Bauernkrieg und durch den Regierungsantritt Johann des Beständigen die Stellung Luthers stärker geworden, als sie zuvor gewesen war. An demselben Tage, an dem der Graf von Mansfeld, von Luther angefeuert, am 5. Mai den Bauern die erste Schlacht lieferte, war auf seinem Schlosse zu Lochau Kurfürst Friedrich der Weise zu seinen Vätern versammelt worden. Daß er umgeben von Meuterei und Aufruhr sein Leben beschließen mußte, hatte der gewissenhafte alte Fürst um sein Land nicht verdient. Auch sonst war sein Alter nicht arm an Enttäuschungen. Die lange Arbeit um Aufrichtung eines Reichsregiments, sah er noch kurz vor seinem Abscheiden scheitern und empfand es als Treulosigkeit der Verbündeten, wie man ihn dabei im Stiche ließ. „Er fühlte fast wohl," schreibt Spalatin, „wie die Freunde sind." „Ich hab und weiß keinen Freund auf Erden," seufzte er, „als meinen Bruder." Mit Recht durfte Spalatin rühmen, daß die beiden fürstlichen Brüder so innig und freundlich miteinander lebten, daß sie jedermann zum Vorbild dienen könnten. So waren sie auch in der Lutherschen Sache durchaus einverstanden. Der vorsichtige Kurfürst hatte es sorgfältig vermieden Luthern persönlich zu empfangen, wie er überhaupt ungern Audienzen gab, und Luther bezeugt ausdrücklich, daß er den Kurfürsten nur auf dem Reichstage zu Worms gesehen habe. Jetzt auf dem Sterbebette erinnerte der Fürst sich des Mannes, dessen Schriften ihn so oft erbaut hatten. „Wir hatten auch nach ihm bestellt, er war aber nicht daheim, sondern am Harz. Denn der Bauern Aufruhr war eben im Schwang." „Wie seine kurfürstlich Gnaden und ich Spalatinus allein waren," schreibt der Kaplan, „da er des Doktor Martinus ganz gnädiglich gedacht hatte, kam er auf die Seelsorge." Da

gab ihm Spalatin den Rath, vor seinem Abschiede noch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen und so dem Evangelium die Ehre zu geben. „Da sagt er zu mir: ‚Ich will's tun'. Nahm darauf meine rechte Hand in seine und drückte mir's, redet allerlei hohe Sachen mit mir ganz gnädiglich und herzlich bis fast über acht Hor des Abends.... Danach empfingen auch ihre kurfürstlich Gnaden das hochwürdige Sakrament des wahren Leibes und Blutes unseres lieben Herrn und Heilands vermöge seiner heiligen Einsetzung ganz und gar in beider Gestalt mit solcher Andacht, Ernst und Innigkeit, daß wir alle weinten so viel unser dabei waren." Rührend war der Abschied von seinen Dienern, die er um sein Sterbebett versammelte und denen er sagte: „Lieben Kindlein, ich bitt Euch um Gottes willen, wo ich Euer einen irgend erzürnet hätte, es sei mit Worten oder mit Werken, ihr wollt mir's um Gottes willen vergeben. Denn wir Fürsten tun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt." Auch seinem Bruder ließ er noch in betreff der aufrühreriſchen Bauern sagen, er möge mild verfahren mit den irregeleiteten Menschen. So ist es mehr als eine höfische Rede, wenn sein Kaplan ihm bezeugt, daß er ein Fürst „von wundersamer Gütigkeit und Mitleidsamkeit" gewesen sei, aus dessen Mund er in den achtzehn Jahren, die er um ihn gewesen, nie einen Fluch gehört habe. Wenn Friedrich in den für ihn schmerzlichen Verhandlungen mit Karl V., der die Verlobung seiner Schwester mit dem Kurprinzen Johann Friedrich rückgängig machte, kurz vor seinem Tode mehrmals beteuerte, er und sein Bruder hätten mit Luthers Sache nichts zu tun, so meinte er damit doch keineswegs seine Stellung zur evangelischen Lehre selbst. Vielmehr beteuert Spalatin, der im einzelnen Friedrichs konservative Neigungen oft mißbilligte, für das Evangelium hätte Friedrich „Land und Leut, Leib und Leben gelassen. Einen solchen Geist spürte man an dem christlichen, ehrlichen, weisen und gütigen Kurfürsten". Nach einem langen Leben voll Meßdienst und Reliquienverehrung starb er als evangelischer Christ. Die Leiche wurde feierlich nach Wittenberg geleitet, wo sie in der Allerheiligenkirche beigesetzt wurde. Der Fragebogen, interrogatoria, den Spalatin an Luther und Melanchthon schickte, welche alten Bräuche bei der Beerdigung Friedrichs zu beachten, welche zu beseitigen seien, gemahnt uns wie ein Meilenstein zwischen der alten und neuen Zeit. „Daß man Vigil singt?" Antwort Luthers: Non placet. „Licht brennt?" Adiapheron. „Daß ein Bischof oder großer Prälat Meß hält?" Non placet. „Spend für arme Leut."

Placet. In der Tat erhielt jeder Arme bei der Feier einen Groschen, die Lukas Cranach und Goldschmied Christian auszuteilen hatten. Daß Luther die deutsche Predigt und Melanchthon die lateinische Gedächtnisrede bei diesem ersten hochoffiziellen Akte des neuen Regiments halten durften, zeigte jedermänniglich, daß es in kirchlichen Dingen bei der seitherigen Praxis bleiben werde. Wie die Vigilien und Messen, so unterblieb auch das Führen des Leibrosses um den Altar und das Zerbrechen von Schild und Speer. Diese mittelalterlichen Symbole paßten nicht mehr in die neue Zeit. Dafür predigte Luther über 1 Theſſ. 4, 13 ff.: „Wir wollen Euch nicht vorhalten, lieben Brüder, von denen, die da schlafen, auf daß Ihr nicht traurig seid.“ Nicht nur in dieser Predigt, auch in seinen Briefen und Tischreden wurde Luther jetzt den guten Eigenschaften des bedächtigen Herrn, der ihn oft so ungeduldig gemacht hatte, in schönster Weise gerecht. Spalatin aber konnte einen längst gehegten Wunsch nunmehr ausführen und die Stelle am Hofe mit der Pfarre in Altenburg vertauschen, wo er bald in die Ehe trat. Das Vertrauen des neuen Herrn blieb ihm und bei wichtigeren Entscheidungen wurde auch er gehört wie bisher.

Der neue Kurfürst, Herzog Johann, war ein bereits bejahrter Herr von achtundfünfzig Jahren, ein Fürst ohne Galle, wie Luther sich ausdrückt, treu wie Gold, mutig und standhaft. Luthers Urteil über ihn in seiner Gedächtnisrede lautet: „Ein frommer, freundlicher Mann ist er gewest, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtag einen Stolz, Zorn oder Neid gespürt habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte, und mehr denn zu viel mild gewest ist.“ Hatte Friedrich der Weise, bei allem Gefallen an Luthers Schriften, den Gebannten sich doch ängstlich fern gehalten, so zog ihn Johann im Gegenteil gern in seine persönliche Umgebung. Ungezählte Male ließ er ihn nach Torgau an das Hoflager kommen und wechselte mit ihm Briefe, die für den Fürsten ebenso ehrenvoll sind wie für den geistvollen Berater, der für Johann einige seiner schönsten Trostschreiben verfaßt hat. So sehr fühlte sich der alte Kurfürst als Schüler seines Doktors, daß er sich seinen kleinen Katechismus selbst abschrieb und des Abends über dem Lesen der lutherischen Bibel einzuschlafen pflegte. Nur aus innern Motiven war Johann in Bewegung zu setzen; mit Drohungen oder Lockungen war nichts bei ihm auszurichten. „Ich tu niemand nichts,“ sagte er einmal, „allein daß ich Gottes Wort mehr glaube, denn den Menschen.“ So hat er die Sache der Reformation, ohne rechts oder links zu sehn, auf den Reichstagen hindurch-

getragen. Er ging ruhig seinen Weg weiter, ohne sich um all den Lärm der italienischen Theologen und spanischen Soldaten zu beunruhigen. Der Papisten Säbelrasseln und Kriegsdrohungen ließen ihn kalt und darum war er gerade der rechte Herr für Luther, der es gar nicht gern sah, wenn die Herrn von der sächsischen Kanzlei, die Brück, Beyer, Planitz und wie sie hießen, ihm mit Politik und europäischen Vor- und Nach- und Rücksichten das Konzept korrigieren wollten. „Unser lieber alter Vater, der Kurfürst," sagte Luther im September 1530 von ihm, „der hat einen breiten Rücken, muß jetzt alles tragen." Darum haben ihn spätere Geschlechter mit Recht den Standhaften genannt. Diese feste Stellung des sächsischen Herrn war um so mehr wert, als Philipp von Hessen, der Schwiegersohn des Herzogs Georg und der Hauptkämpfer gegen Sickingen und die Bauern, damals noch nicht als eine gleich sichere Stütze angesehen werden konnte. Die katholischen Fürsten und Bischöfe aber zeigten jetzt ihr wahres Angesicht. In erster Reihe die Landsknechte des Mansfelders, Hessen und Sachsen hatten die Bauern überwältigt, trotzdem fingen die Bischöfe an, alle Anhänger Wittenbergs als Mitschuldige am Bauernkrieg zu behandeln. Wer Luthers Bibel las, ward als Rebelle verhaftet. Auch in Württemberg, wo Herzog Ulrich zuletzt doch unterlegen war, ging es übel zu. Im Gebiete des schwäbischen Städtebundes berühmte sich Aichelin, der Profoß des Truchseß, nicht weniger als vierzig evangelische Prädikanten aufgeknüpft zu haben. Die evangelische Kirche hat nie viel Aufhebens aus diesen Märtyrern gemacht. Man stelle sich vor, diese Prädikanten wären katholische Priester gewesen — welche Martyrologien, welche Wundergeschichten würden wir besitzen! So bot Deutschland, nachdem die Hochflut der Revolution abgelaufen war, einen traurigen und wüsten Anblick. Die Ruinen der Schlösser und Klöster, die unbestellten und verwüsteten Felder schienen gegen die reformatorische Bewegung zu zeugen, die man für das ganze Unglück verantwortlich machte und das gewaltige Heer der Lutherschen schmolz beträchtlich zusammen.

Befremdend scheint es zunächst, daß der Abfall gerade in den Kreisen begann, von denen die Opposition gegen die Kirche ursprünglich ausgegangen war. Erasmus, Mutianus Rufus, Crotus Rubeanus, Beatus Rhenanus, die den Dunkelmännern einen so erfolgreichen Krieg gemacht hatten, traten einer nach dem andern auf die Seite der alten Kirche. Nicht die materielle Abhängigkeit der Gelehrten von der Gnade der Äbte und Bischöfe, obwohl auch diese bei dem Rückzuge eine Rolle spielt, war

das Entscheidende, sondern vor allem die Erkenntnis, daß in den Unruhen einer kirchlichen Umwälzung die Studien nicht gedeihen könnten. Nicht nur Erasmus, auch Melanchthon klagt über den Verfall der schönen Wissenschaften. Sie haben nach Erasmus' Versicherung bald mehr Lehrer als Hörer und die Buchhändler verkaufen jetzt kaum noch hundert Bücher, wo sie vordem tausende absetzten. So mußten die Poeten sich sagen, daß bei Fortsetzung der theologischen Streitigkeiten, die sie nicht interessierten und die für sie eine abgetane Sache waren, ihresgleichen niemals die Stellung haben würden, deren sich der Humanismus in dem katholischen Italien noch immer erfreute. So kehrten die Poetenschüler lieber unter den Schutz des Krummstabs zurück, der ihnen vor Luthers Auftreten Brot, Ehre und Muße gewährt hatte. Daß sich die englischen Humanisten zuerst gegen Luther erklärten, brachte der Konflikt ihres Königs mit dem Wittenberger Mönche mit sich.

Während Luther auf der Wartburg saß, hatte Heinrich VIII. ein Buch gegen Luthers babylonische Gefangenschaft geschrieben, das Luther zukam, während er mit Melanchthon an seiner Bibelübersetzung arbeitete. Des Königs Schimpfreden, der ihn einen geifernden Wolf, ein im Bauche des Teufels steckendes, häßlich bellendes, verlorenes Schaf und was noch sonst alles schalt, erwiderte Luther nach dem jus talionis mit ähnlichen Höflichkeiten. So entstand in einer Zeit gehäufter Arbeit seine grobe „Antwort auf König Heinrichs von England Buch“: „Darf ein König von Engelland seine Lügen unverschampd ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen.“ Zur Sache aber sagt er, der Unterschied zwischen ihm und Heinrich sei der: Er frage, stehe eine Lehre in der Schrift, der König frage, wie viele Jahrhunderte ist sie schon im Gebrauch der Kirche? Aber der Türken Glaube sei auch schon tausend Jahre alt und die Heiden hätten einen viel älteren Glauben als die Christen — darauf also komme es nicht an, sondern darauf, ob ein Dogma oder Sakrament in Gottes Wort begründet sei? Hier verweist er denn auf sein Buch, das gezeigt habe, wie es mit dem Schriftbeweis für die sieben Sakramente beschaffen ist. Näher darauf einzugehen habe er dermalen keine Zeit. „Es liegt mir die Bibel zu verdeutschen auf dem Hals, neben andern Geschäften, daß ich jetzt nicht länger in Heinzens Dreck währen kann. Ich will aber, will's Gott, mir die Zeit einmal nehmen und dem giftigen Lügenmaul und Lästerer König Heinz vollends ausantworten.“ Dabei spielte bei Luther auch der Zorn gegen den blu-

tigen Tyrannen mit. Heinz hänge sich nur an den Papst, weil ihm sein Gewissen zappelt. „Sie sind recht beisammen, Papst und Heinz von Engelland. Jener hat sein Papsttum wohl mit so gutem Gewissen als dieser sein Königreich ererbt. Darum jucket einer den andern, wie die Maulesel sich untereinander jucken.“ Der König überließ die Antwort dem Humanisten Thomas Morus, der 1523 unter dem Pseudonym Guilelmus Rosseus Luther in ähnlichem Stil erwiderte. Da der Papst jedem Christgläubigen, der das Buch des englischen Königs lesen werde, zehn Jahre Ablaß verheißen hatte, verfaßte Emser eine Übersetzung desselben, die er der sächsischen Herzogin Barbara zueignete, damit auch sie den Ablaß gewinnen könne. Heinrich aber legte die Schrift Luthers dem Reichsregiment in Nürnberg vor und mahnte dasselbe hurtig Hand anzulegen und den Wittenberger Rebellen wider Christum mit samt seinen Büchern dem Feuer zur Aufbewahrung anzuvertrauen. Emser veröffentlichte dazu die Ansprache, mit der Heinrichs Gesandter, Dechant Joh. Clarke, seinerzeit am 2. Oktober 1521 dem Papste Heinrichs Buch überreicht hatte. So waren denn wieder alle Gegner auf den Beinen. Aber das Regiment antwortete nur, „es habe diese Schmach mißfällig verstanden“. Einen Herold, den Heinrich VIII. direkt an den sächsischen Hof entsendete, fertigten Friedrich und Johann mit ihrer gewöhnlichen Antwort ab, daß sie mit Luthers Sache nichts zu tun hätten; habe Luther gegen Heinrich oder sonst Unziemliches geschrieben, so würde ihnen das nicht lieb sein. Luthern teilte sodann der Kurfürst den Beschluß des zweiten Nürnberger Reichstags mit, der ihm alles weitere Schreiben überhaupt untersagte. Der Reformator antwortete gleichmütig, er habe ernste Ursache gefunden so hart und ernstlich zu schreiben; des Schreibens würde er sich gern enthalten, aber die Gegner ließen es dazu nicht kommen, denn Lästerung seines Gottes und Herrn könne er nicht dulden. Da der Kurfürst sich diese Antwort gefallen ließ, verlief die große Aktion der Gegner auch dieses Mal im Sande. Literarisch drängte sich Thomas Murner hervor, um sich die Gnade des englischen Königs zu verdienen. Auf St. Martinstag 1522 ließ er unter dem königlichen Wappen von England eine Schrift erscheinen: „ob der König von Engelland ein Lügner sei oder der Luther?“ Diese Parteinahme hatte für den Bettelmönch ein bittersüßes Nachspiel. Er erhielt aus Anlaß derselben eine Einladung aus London zugesendet, die ihn an den Hof des Königs berief; als er derselben aber im Frühjahr 1523 nachkam, mußte er in London erfahren, daß die Gegner ihn wieder

einmal zum Narren gehalten hatten. Der Brief war von ihnen abgeschickt worden. Wenn es nicht bloß eine Erfindung Murners ist, wurde er aber, als Heinrich VIII. von der Sache hörte, in freundlicher Audienz vom König empfangen und mit reichen Geschenken und einem Empfehlungsschreiben an den Rat in Straßburg entlassen, auf das aber in Straßburg niemand Rücksicht nahm.

Trösten mochte es ihn unter diesen Umständen, daß sein Gegner in Wittenberg sich zwei Jahre später in eine ähnliche Falle durch übel beratene Freunde locken ließ. Eben als die Aspekten der Reformation in Deutschland sich trübten, schienen sich dem Evangelium im Norden große Aussichten aufzutun. König Christian von Dänemark, der damals als Flüchtling öfter im Schlosse zu Wittenberg weilte, machte Luthern Hoffnung, der mit der Kurie inzwischen zerfallene englische König würde der Kirchenreform beitreten, falls Luther sich entschließen könnte, recht demütig an Heinrich zu schreiben und seine Beleidigungen zu widerrufen. Damit gewinne er England für das Evangelium. Luther dachte: „Wer weiß denn, es sind des Tags zwölf Stunden, wenn du eine gute Stunde treffen könntest in Gottes Namen und den König von England gewinnen, so wärest du schuldig es zu tun und wo es an dir sollt fehlen, tätst du Sünde." So bat er in den devotesten Ausdrücken den König um Vergebung und erbot sich zu öffentlichem Widerruf. Er sei ja nur ein Kot und Wurm, den der König am besten durch bloße Verachtung gestraft habe. Die Intention dieser Selbstwegwerfung war sicher die beste, aber unüberlegt war sie doch. Der König ließ den Brief drucken, begleitet mit seiner Antwort: nicht zu seinen Füßen, wie er sich erboten, sondern vor der göttlichen Majestät solle Luther Abbitte leisten. Die unglückliche Nonne, die er verführt — Luther hatte im gleichen Jahr geheiratet — solle er in ein Kloster gehn lassen, und sein ganzes Leben hindurch Buße tun für die Tausende, die er um ihr zeitliches Leben und die Zehntausende, die er um ihr Seelenheil gebracht habe. Das war nun freilich eine moralische Demütigung und sie war um so empfindlicher, als sie dem Reformator unter Vermittlung der Dresdener Gegner zugefügt wurde. Der englische König schickte seine Antwort an Herzog Georg, der das Schreiben des „Beschützers des christlichen Glaubens, seines besonders lieben Herrn und Freundes", mit einem Briefe vom 21. Dezember 1526 Luthern zustellte. Emser und Cochläus aber ließen Luthers demütigen Brief und des Königs hochmütige Antwort drucken unter dem Titel: „Sendbrief Martin Luthers

an den König von Engelland, darin er um Gnade bittet mit Verheißung zu widerrufen." Daß die beiden Hoftheologen Luthers Erbieten zum Widerruf auf die Lehre, nicht auf die Majestätsbeleidigungen, deuteten, nötigte Luthern, auf die Sache zurückzukommen. Man merkt seiner Antwort aus der Fastenzeit 1527 aber wohl an, wie ärgerlich ihm die ganze Sache ist. Umständlich setzt er auseinander, wie er zu seinem Anerbieten gekommen sei und was es bedeuten sollte. „Es gehet mir wahrlich recht," schreibt er, „und wäre unrecht, wenn es anders ginge ... Mein lieber Herr Doktor Justus Jonas ließ mir keinen Frieden mit Anhalten, ich sollte Erasmum ja ehrlich angreifen und demütiglich gegen ihn schreiben. ‚Domine Doktor', sprach er, ‚ihr glaubet nicht, wie ein feiner venerabilis Senex er ist'." Auch der feine Humanist Resen, jener Schulmann, den Luther in Frankfurt kennen lernte und nach Wittenberg gezogen hatte, wo er in der Elbe ertrank, habe sich in ähnlichem Sinne verwendet. „Ach wie zerlobeten mir die zween den Erasmum, wie gar eitel engelisch Ding mußt ich hören und glauben. Ich meine er habe uns allen wohl gedankt, sonderlich dem unschuldigen Reseno. Doch ein weiser Mann soll keine kleine Torheit tun; sie können recht wüten, sehe ich wohl, wenn sie recht troffen werden, die sonst jedermann Geduld, Sittigkeit und Sänfte lehren und aufrücken. Desselbigen gleichen mein gnädigster Herr König Christiern, König zu Dänemark, machte mich guter Hoffnung so voll, des Königs zu Engelland halben, daß ich gleich dienete, ließ auch nicht ab mit Worten und Schriften, schenkt mir so viel guter Wort ein, ich sollt nur demütiglich schreiben, es würde Nutz schaffen, bis ich davon trunken ward. Ich armer Trunkenbold spie also den demütigen, verlorenen Brief heraus." „Ich bin und bleib halt ein Schaf, daß ich so leichtiglich gläube, mich so führen und leiten lasse, solchen Junkern zu hofieren. Aber doch, was ich deß getan habe, reuet mich nicht, weil ich es dem Evangelio zu Dienst getan habe, welchem ich wohl mehr zu Dienst tu und tun will." Wenn aber der König von Engelland meine, er habe Palinodiam gepfiffen und Luther wolle seine Lehre widerrufen, „so betreugt er sich selbst weitlich und macht ihm selbs einen güldenen Traum, da er eitel Dreck finden wird, sobald er aufwacht".

Durch den Streit Luthers mit dem englischen Tyrannen sah sich nun auch Erasmus genötigt, aus seiner seitherigen zurückhaltenden Stellung herauszutreten, denn er lebte zum Teil als Pensionär der englischen Krone. Wie der König seinen Kanzler Thomas Morus, den Bischof Fisher von

Rochester und den Bischof Lee, „den Buben Leus", wie Luther ihn nennt, dazu bestimmt hatte, gegen den deutschen Ketzer in die Schranken zu treten, so zwang er auch Erasmus, der damals in Basel lebte, Farbe zu bekennen, falls er seine englische Pension nicht verlieren wolle. Erasmus verhehlte aber dem Könige nicht, wie schwer es ihm werde, diesen Schritt zu tun, der ihm in Deutschland die Steinigung eintragen werde. Freilich hatte auch er viel gegen die Lutherschen auf dem Herzen. Luthers revolutionäre Weise hatte ihm stets mißfallen und als nun in seiner nächsten Nähe die Greuel des Bauernkriegs sich entwickelten, schrieb er mit Entrüstung: „Da hast Du nun Deines Geistes Frucht." Der große Humanist gehörte einer früheren glücklichen Zeit an, deren gealterte Vertreter zu der neuen kirchlichen Revolution keine Stellung mehr zu finden wußten, weil sie in Wahrheit außerhalb der Kirche standen. In begeisterter Erinnerung an das neue Leben, das das Wiedererwachen der antiken Weltanschauung gewirkt hatte, sah Erasmus in Plato und der griechischen Literatur seine schöne, geistige Heimat, aus der alle Abergläubigen und Bigotten ewig ausgeschlossen bleiben sollten. Nicht die gemeinen Haufen zu werben, sondern sie fern zu halten, die Edelsten und Besten zu einer stillen, vornehmen Gemeinde auszusondern, war sein Sinn. Mit Plato zu philosophieren, mit den Tragikern die Größe des Menschen und seinen erhebenden Kampf mit dem Schicksal in voller Gewalt zu empfinden, mit Anakreon zu tändeln und mit Aristophanes der Verkehrtheit der Menge zu spotten, war er erzogen. Wie Luther kerndeutsch, so war er ein Grenzdeutscher, in stetem Umgang mit den Welschen erwachsen und gebildet, von weiten internationalen Gesichtspunkten. Eine geoffenbarte Wahrheit gab es für ihn nicht, aber was die Weisesten gedacht und gelehrt recht zu verstehen, war seine Freude. Nun wollten sie ihn, den Genossen der Götter, der von seinem Olymp das Geschrei des Pöbels da unten vornehm belächelte, in ihre banausischen Händel verwickeln, die eben der Mönchswelt entstammten, von der den Genius zu befreien, das Ziel seines Lebens gewesen war. Was hatte der Grieche mit dem Streite der Barbaren, der Philosoph mit dem Gewäsche der Theologen zu schaffen? Er lebte in Griechenland, der alten Heimat des Lichtes, den Pfaffen ließ er gern ihre Synagogen und Kapellen und Dome, wenn sie nur seine Zirkel nicht störten. Die Gründe, warum er innerhalb des Lutherschen Streites weder hüben noch drüben Stellung nehmen konnte, lagen also nicht in seiner größeren Gebundenheit, sondern in der größeren geistigen Freiheit, die er vor beiden Parteien voraus hatte.

Der platonisierende Theismus der Renaissance war seine persönliche Religion, wenn man einen solchen Rationalismus Religion nennen will. Der feinsinnige Humanist stand der christlichen Mythologie mit dem gleichen Wohlwollen gegenüber wie der heidnischen, aber, hätte er die Wahl gehabt, so wird man trotz seiner ehrbaren theologischen Auseinandersetzungen annehmen dürfen, daß er an Heroen, Faune und Halbgötter noch eher hätte glauben mögen als an einen Gottessohn, einen Teufel und eine Gottesmutter. Ihm waren das eine und das andere Vorstellungen der Volksreligion, die der Philosoph belächelt, aber nicht öffentlich verspottet. Nun aber mutete man ihm zu, er solle über Ablaß, Fegfeuer und den Schatz der Heiligen seine Meinung bekennen. Diese Meinung war, daß ihm Luther eben so lieb war wie seine Gegner und er beiden Teilen wünschte, sie sollten erst ordentlich Griechisch lernen und besseres Latein schreiben. Wenn sie die verschiedenen Textgestaltungen des Neuen Testamentes kennten und die Weltliteratur beherrschten wie er, dann würden sie nicht von ihm verlangen, er solle über das sola fide, das im griechischen Texte nicht steht und das hoc est corpus, das der aramäisch redende Jesus nie gesprochen hat, ihre dummen Bücher lesen. Der anerkannt größte Gelehrte Europas hatte keine Neigung in eine Arena hinabzusteigen, in der die Kapläne sich prügelten. Daß er für eine dieser Meinungen, die ihm beide gleich lächerlich waren, ein Martyrium auf sich nehmen solle, konnte nur jemand verlangen, der von der Geistesregion, in der ein Erasmus lebte und atmete, absolut keine Vorstellung hatte. Auch seinem Bedürfnis nach Ruhe, Frieden, Sauberkeit widerstrebte die Rolle, die man ihm zumutete. Der dem sechzigsten Lebensjahre nahe Gelehrte hatte es bis jetzt stets verstanden von allen Parteien Huldigungen einzusammeln, sich selbst aber außerhalb des Streites zu halten. Weder für Reuchlin, noch für Luther hatte er sich kompromittiert und war doch mit beiden in freundlichem Verhältnisse geblieben. „Erasmus est homo pro se," so charakterisieren in ihrem saubern Latein die epistolae obscurorum seine Stellung. Das Wort galt auch insofern, als der einsame, vornehme Gelehrte sich nie für etwas anderes interessiert hatte als pro se. Der Berührungspunkt mit Luther war die Erasmische Ausgabe des Neuen Testaments, die der große Humanist als eine nötige und dankbare Aufgabe auf sich genommen hatte, damit auch auf diesem Gebiete der Grundsatz der Schule, das Studium auf die ersten Quellen zu stellen, durchgeführt werden könne. Da das Schriftstudium Erasmus und Luther gleich viel verdankt, sollte

man nun denken, beide Männer hätten sich auch als Verbündete betrachten müssen, aber der Gesichtspunkt, unter dem beide an die Schrift herantraten, war zu verschieden. Luther hat nie in seinem Leben einen rein wissenschaftlichen Zweck gehabt, am wenigsten in Sachen der Schrift. Das Wissen um des Wissens willen war ihm völlig gleichgültig. Er fragte, was verlangt die Schrift, damit ich selig werde? Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Welche Lehren gibt das Gotteswort mir und der Gemeinde? Für Erasmus im Gegenteil war das Schriftstudium eine literarische Beschäftigung wie jede andere und er behandelte Pauli Briefe nicht anders als Plinius' Briefe oder Ciceros Buch de officiis. „Für Erasmus ist alles kalt Ding," sagt Luther einmal. Des Humanisten moralisierende Reflexionen wollte er nicht für Christentum gelten lassen und wenn Erasmus den Apostel Paulus im Sinne des Hieronymus, nicht Augustins, auslegte, so meinte Luther, er habe den Römerbrief einfach nicht verstanden. Die Theologie des Erasmus, wie sie in dem Enchiridion militis Christiani niedergelegt ist, war in der Tat Werkgerechtigkeit unter Ausschaltung aller katholischen Superstition. Er war Rationalist auch in der Schriftauslegung. Da seine Beschäftigung mit der Schrift lediglich gelehrtem Interesse entsprang, nicht wie bei Luther aus religiösem Bedürfnis stammte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch an die so hochgepriesenen Quellen des religiösen Lebens doch sofort wieder den Maßstab der wissenschaftlichen Kritik legte und in seinen Auslegungen einen kühl exegetischen Ton anschlug, der Luthern unsympathisch war. Die Annotationes zum Neuen Testament sind voll der fruchtbarsten kritischen Observationen und bezeugen, daß er jenen Autoritätsbegriff, von dem Luther gebunden war, längst abgestreift hatte. In diesem Jahrhundert war das eine bemerkenswerte Freiheit des Geistes! Schon in der Ausgabe von 1516 ließ er die Stelle 1 Joh. 5, 7 aus, wo von den drei himmlischen Zeugen, dem Vater, dem Sohn und dem Geist die Rede ist, das heißt, gerade diejenige neutestamentliche Stelle, auf die die Scholastik die Trinitätslehre zu gründen pflegte, die aber allen guten griechischen Handschriften fehlt. Er macht darauf aufmerksam, wie schlecht die Geschichte von der Ehebrecherin Joh. 8 innerhalb des Johannestextes bezeugt ist. Auch materiell urteilt Erasmus ganz rationalistisch. Er hält Gedächtnisfehler und unrichtige Urteile bei den Aposteln für erwiesen. Er erklärt das Markusevangelium für einen Auszug aus Matthäus. Er macht darauf aufmerksam, daß Lukas das, was er berichtet, nicht mit eigenen Augen gesehen hat, da er nur Apostel-

schüler ist. Die Apokalypse, deren Chiliasmus seinem nüchternen Geschmack unmöglich zusagen konnte, ist er nicht abgeneigt, dem Häretiker Cerinth zuzuschreiben, der auf diese Weise sich in den Kanon gedrängt und sein ketzerisches Gift über die ganze Erde verbreitet habe. Man beschuldigte ihn, daß er die Trinität leugne. In der Tat machte er darauf aufmerksam, wie selten im Neuen Testamente Christus Gott genannt werde, während der heilige Geist diese Benennung niemals erhalte. In seinem Kolloquium „Der Schiffbruch" behandelt er Maria, die stella maris, als Nachfolgerin der Venus; er leugnet das höllische Feuer und sucht die Wirksamkeit des Sakraments in der Verfassung des Gläubigen, so daß Melanchthon ihm später vorwarf, im Grunde sei er der erste Urheber des Abendmahlstreits gewesen. In einem andern Zeitalter würde jede dieser Ketzereien hingereicht haben, den Urheber auf den Scheiterhaufen zu bringen, Erasmus ließ man sie durchgehen, da er sich in praktische Fragen niemals mischte und stets seinen kirchlichen Gehorsam auf das ehrbarste versicherte. Bei dem allem ist er doch überzeugt, daß er in dem Urtext des Neuen Testaments die wahre Quelle der Religion gefunden habe und daß die neue Methode erfordere, statt auf Scholastiker und Kirchenväter auf die Apostel selbst, das heißt ad fontes, zurückzugehen. Für alle diese rein wissenschaftlichen Prozesse konnte nun Luthers praktische Verwendung der Schrift nur störend sein. Jetzt wurde alles Parteifrage. Von einer tendenzlosen, rein wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Neuen Testamente war nicht mehr die Rede. Auf der einen Seite wurde der Wert des Gottesworts in einer Weise erhoben, über die Erasmus in seiner kühlen wissenschaftlichen Betrachtungsweise längst hinaus war, auf der andern wurde sein Aufdecken von Übersetzungsfehlern der Vulgata und falscher Auslegungen der Scholastiker sofort zu Keulen und Waffen umgearbeitet, um dem Papsttum einen rechten Puff zu geben. Das aber lag ihm vollkommen fern. Erasmus hatte wohl die Männer der Kirche gern seine Superiorität fühlen lassen, indem er ihre Irrtümer verspottete und gelegentlich einen schöngeschnitzten Pfeil auf ihre Blößen versendete, aber der Papst wußte ja, daß dieses Erbsenschnellen den Felsen Petri nicht erschüttern werde. Dem vornehmen Pensionär der Kardinäle war das ja doch nicht mehr als eine geistreiche Neckerei. An den Sturz der Hierarchie hat er nie gedacht und am wenigsten wollte er in einer brutalen Agitation die Kirche den Massen ausliefern und dem gemeinen Manne sein Joch abnehmen. Von dem Priestertum aller Christenmenschen dachte er wie ein Aristokrat und Luthers ganze

populär derbe, polemische Weise war seiner feinen, peinlichen Gelehrtennatur zuwider. So hat Erasmus sich zur katholischen Kirche verhalten wie Voltaire zum ancien régime; er bezog Pensionen von denselben Würdenträgern, über deren amtliche Stellung er amüsante Scherze machte. Ein Revolutonär war er darum dennoch nicht. Im Gegenteil schreibt er dem Papste Leo X. ausdrücklich: er wolle nicht einmal seinem Bischof in kirchlichen Dingen widersprechen, geschweige dem Stuhle Petri. Der Fehler, die Krone des Pontifex und die Bäuche der Mönche anzutasten, den er Luthern vorwarf, lag ihm fern; beides waren ihm Realitäten, gegen die ein kluger Mann nicht anrannte, sondern denen er verehrungsvoll aus dem Wege ging. Von diesem Standpunkte aus hatte er Luthers kampfbereites Eintreten für die Wahrheit mit der ironischen Überlegenheit betrachtet, mit der ein Egoist und Epikuräer auf die Weltverbesserer herabsieht, die es sich sauer werden lassen, ans Kreuz geschlagen zu werden. Wie sollte er die Tapferkeit der Neuerer bewundern, da sie doch schließlich im Dienste einer Chimäre fochten! Schon 1518 hatte er, gleich beim Auftreten Luthers, sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Luther nicht sanftmütiger aufträte. Die Zahl seiner Gönner und Mäcene würde dann größer sein. Als dann aber das deutsche Volk Miene machte, selbst Luthers Mäcen zu werden, sprach er sich doch auch selbst immer anerkennender über den gewaltigen Volksmann aus. Es sei ihm unvergessen, daß er bei dem kritischsten Wendepunkt der Bewegung 1520 für Luther eintrat, so klar und fest, als es ihm nach seiner vorsichtigen Art möglich war. Die Bulle gegen Luther mißbilligte er in einem Gutachten an den Kurfürsten von Sachsen (axiomata), das er dann freilich wieder zurückforderte, Spalatin aber ließ dasselbe sehr gegen des Verfassers Willen drucken. Als nun aber Luthers Ruhm sich nach dem Tage von Worms immer stolzer erhob, trat außer der angeborenen Ängstlichkeit des Gelehrten ein zweites Motiv bei ihm in Kraft: die Eifersucht des Rivalen auf den Mann, der ihm den Beifall und den Applaus seiner seitherigen Bewunderer hinwegnahm. Seit Luther da war, war Erasmus in Pension getreten. Immer mehr wurde von Luthern, immer weniger wurde von ihm gesprochen. Die guten Tage, da die Welt sich vor dem eiteln Gelehrten beugte, waren vorbei. „Man klatscht ihm Beifall, wie einem gelehrten, kunstreichen Schauspieler auf den Brettern der Studien. Alles bewundert, verherrlicht und preist ihn, was nicht für einen Fremdling im Reiche der Musen gehalten werden will. Wenn einer einen Brief von Erasmus herauslocken kann, so ist sein Ruhm

ungeheuer und sein Triumph gemacht. Wenn aber gar einer mit ihm spricht und umgeht, so ist er selig auf Erden.“ So schildert Camerarius des Erasmus Stellung in den Tagen seines Glanzes. Wie war das nun seit den Tagen von Worms so ganz anders geworden! In den Jahren 1519—1525, von Leipzig bis zum Bauernkrieg, hatte die Nation nur einen Helden und Liebling, Luther. Und nun versetze man sich in die Seele eines eiteln Gelehrten, dem das am Herzen frißt. Anzugreifen hatte er nicht den Mut, weil sein Instinkt ihm sagte, daß er sich dann vollends fertig machen würde. Aber auch es zu ertragen war seiner Eitelkeit unmöglich. So beschränkte er sich auf kleinliche Hiebe, in denen er Luther den überlegenen Gräcisten fühlen ließ. Dabei aber machte ihm im stillen doch jedes Buch Schmerzen, in dem nicht er gelobt wurde, sondern Luther. Im Jahre 1523 schreibt er voll Eifersucht an Zwingli, er habe das alles schon längst gelehrt, was Luther jetzt vortrage, „nur nicht in so leidenschaftlicher und tobender Weise“. Von seinen Gönnern aber wurde er immer ernster gedrängt, endlich Farbe zu bekennen. Es sei jetzt eine Zeit, seufzt er einmal, in der es nicht erlaubt sei zu reden und nicht erlaubt sei zu schweigen. Rede man, so habe man eine Partei gegen sich, schweige man, so habe man alle gegen sich. Im Grunde fühlte er sich zur Teilnahme an diesen Kämpfen zu alt. „Mögen jene unter den Propheten tanzen, wenn sie der Geist des Herrn treibt, mich hat dieser Geist noch nicht ergriffen.“ Als nun mit dem Jahre 1524 die Bischöfe anfingen Ernst zu zeigen in Sachen der Kirchenreinigung, stellte sich Erasmus auf ihre Seite und erklärte, der Weg der Reformen, den man in Regensburg betreten habe, sei der einzige, der zum Ziele führe. Dagegen das wilde Treiben in Süddeutschland ängstigte ihn je länger je mehr, und die Führer dieser Unruhen, die gesinnungstüchtigen Prädikanten und Literaten, nötigten ihm obenein die Entscheidung fast mit Gewalt auf. Der plebejische Franzose Farel mußte Pfingsten 1524 aus Basel ausgewiesen werden, weil er Erasmus beschimpfte und ihn einen neuen Bileam nannte, der das Volk Gottes für Geld verfluche. Der flüchtige Hutten hatte ihm seinen unappetitlichen Besuch aufdrängen wollen und sich für die Abweisung durch eine grobe expostulatio gerächt. Erasmus antwortete verächtlich genug durch seine spongia, „Schwamm darüber“, aber nachdem er nun doch einmal in den Kampf gegen seinen Willen gezerrt worden war, beschloß er im September 1524, nun auch das Tafeltuch zwischen Luther und sich zu zerschneiden, wie seine Mäcene schon lang von ihm verlangt hatten.

Luthern kam das wenig gelegen und als er davon hörte, wendete er sich brieflich an Erasmus, er möge doch, wenn er etwas anderes nicht tun könne, wie bisher als Zuschauer bei dem Trauerspiele sitzen und seine Truppen nicht zu denen der Feinde stoßen lassen, insonderheit keine Bücher gegen ihn herausgeben, wie auch er nichts gegen Erasmus erscheinen lassen wolle. Obgleich Luthers Brief mehr einer Drohung glich als einer Bitte um Frieden, scheint Erasmus Furcht vor seiner überlegenen Feder aus demselben herausgelesen zu haben. Er antwortete mit hochmütiger Ironie und noch im Jahre 1524 erschien seine Diatribe de libero arbitrio. Privatim gab er zu, die Rücksicht auf den Papst und Heinrich VIII. habe ihn genötigt, aus seiner Neutralität herauszutreten, so ungern er sich in einen Kampf mit Luther begebe. So entbrannte denn der Zweikampf zwischen dem schlauen Odysseus und dem tobenden Ajax, wie Zwingli passend dieses Turnier genannt hat.

Luthers schwermütige Ansicht von der völligen Sündhaftigkeit der menschlichen Natur hatte der Jünger der griechischen Philosophie nie geteilt. Vieles Gewaltige lebt, der Mensch aber ist die Krone der Schöpfung. Indem Erasmus von dieser Seite her Luthern angriff, vertrat er seine wirkliche Überzeugung. Der Streit über die Freiheit des menschlichen Willens, den Erasmus im Jahre 1524 begann, war in diesem Augenblick vom Zaun gebrochen, denn er hatte sehr wenig mit den Fragen zu tun, die beim Ausbruch des Bauernkriegs Deutschland bewegten. Wollte Erasmus aber Luther angreifen, so gereicht es ihm immerhin zur Ehre, daß er als Vorkämpfer der menschlichen Freiheit auftrat und nicht als Verteidiger des kirchlichen Aberglaubens. So blieb der große Humanist auch in dieser schwierigsten Lage seines Lebens sich selbst treu, indem er die Lehre von dem Adel und der Freiheit der menschlichen Natur verfocht, wie andere Humanisten vor ihm getan hatten. Nicht den Reformator greift er an, sondern den Augustiner. Erasmus, der Freund des Papstes, plädiert für die menschliche Freiheit, der Kämpfer für die Freiheit vom Papste, Luther, bestreitet den freien Willen und disputiert de servo arbitrio. Die Rollen scheinen vertauscht, und doch hat Erasmus eine der Wurzeln der Reformation getroffen, aus der die spätere Gestaltung der evangelischen Theologie hervorgewachsen ist. Luther selbst hat anerkannt, daß Erasmus ihn nicht in Beiwerk und Nebenstücken bestreite, sondern ihm stracks nach der Gurgel greife. Alle Verirrungen der alten Kirche waren entsprungen aus ihrer Werkgerechtigkeit. Dieser gegenüber

hatte Luther stets behauptet, der Mensch werde nicht nur nicht gerechtfertigt durch gute Werke, sondern er könne gar keine guten Werke von sich aus vollbringen. In der Auslegung des Gebots: „Du sollst nicht töten“, sagt Luther: „Bete, wie lang du willst, gib Almosen, wie oft du willst, stifte Messen und baue Kirchen, so viel du willst, so bist du doch ein Mörder, du hassest deinen Bruder, du kannst ihn nicht freundlich ansehn. Also kann ich von Natur kein freundlich Wort oder Gebärde von mir geben, tue ich's, so ist es gewiß Heuchelei, das Herz bleibt ja aufs wenigste voller Gift.“ Also selbst der freundliche Blick kommt nur zustande unter Beistand des h. Geistes. „So bleibt seit der Sünde ein verderbter Verstand und ein solcher Wille, der Gott aller Dinge feind und wider ist, der auf nichts anderes denkt noch trachtet, denn nur allein auf das, so Gott entgegen und wider ist.“ Gegen solche Auffassung der menschlichen Handlungen berief sich Erasmus, als Herold der Freiheit, auf die paränetischen Stellen der Schrift, die einen freien Willen des Menschen voraussetzen. Über das philosophische Problem selbst drückt er sich sehr vorsichtig und zurückhaltend aus. Er will nur behaupten, daß der freie Wille einiges vermöge. Der freie Wille ist ihm das Vermögen, sich dem, was zur ewigen Seligkeit führt, zuzuwenden oder sich davon abzukehren. Statt aber diese Willenstätigkeit des Menschen von der Tätigkeit Gottes begrifflich abzugrenzen, sucht er Schriftstellen beizubringen, in denen das göttliche Wort selbst einen solchen Synergismus vortrage. Mit diesem Verfahren nähert er sich dem Standpunkte Luthers, indem auch er für diesmal die Schrift als einen Lehrkodex gelten läßt, als ob sie ein in sich übereinstimmendes System der Metaphysik enthielte, was in des Erasmus andern Schriften nicht sein Standpunkt ist. Aus der Literatur eines vollen Jahrtausends ließen sich natürlich Beweisstellen für jede Meinung finden, namentlich wenn man auch noch die Apokryphen beizieht wie Erasmus, der großen Wert auf Jesus Sirach Wort legt: „Gott hat von Anfang den Menschen geschaffen, und ihn seiner Willkür überlassen. Willst du, so kannst du die Gebote halten, und wohlgefällige Treue beweisen. Er hat dir Feuer und Wasser vorgelegt: wonach du willst, kannst du deine Hand ausstrecken. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod; und was er will, wird ihm gegeben werden.“ Zwar gibt Erasmus zu, daß ohne Gnade dieser Wille nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte, aber darum ist er dennoch frei. Hätte der Mensch keinen freien Willen gehabt, so hätte ihm die Übertretung auch nicht als Sünde zugerechnet werden

können. Darum sagt Gott zu Moses: „Ich habe dir vorgelegt den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, erwähle das Gute und wandle darin.“ Unmöglich konnte Gott sprechen: „wähle“ zu einem, der keinen freien Willen hatte. Ebenso spricht Gott durch Jesaia 1, 19: „Wenn ihr wollt und gehorcht, sollt ihr das Mark des Landes verzehren. Wenn ihr aber nicht wollt und widerspenstig seid, vom Schwerte sollt ihr gefressen werden; denn der Mund Jehovas hat es geredet.“ Luthers Jehova, meint Erasmus, hätte besser gesagt, wenn ich will oder, wenn ich nicht will, denn die Menschen haben ja nach Luther keinen freien Willen. Aus solchen Stellen hält es Erasmus für erwiesen, daß die Schrift auch dem Sünder einigen freien Willen zuschreibe. Ebenso heißt es Jesaia 21, 12: „Wenn ihr fragen wollt, fraget; kommt wieder.“ Wenn Gott nach der Schrift den Tod des Sünders nicht will, sondern daß der Sünder sich bekehre und lebe, wenn sie sagt: „laß ab vom Bösen und tue Gutes, suche Frieden und jage ihm nach,“ wenn Jesus den Jerusalemiten zuruft, „ihr habt nicht gewollt“, so wird vorausgesetzt, daß die Menschen das Gute tun können, sonst hätten sie ein Recht gehabt zu antworten: „konnten wir den Propheten nicht gehorchen, wozu hast du sie denn gesendet? Warum rechnest du uns zu, was du selbst verhängt hast?“ Zu diesem Schriftbeweis fügt dann Erasmus noch eine Reihe von Sprüchen der Väter, Konzilien und Päpste, die unbestreitbar Synergisten gewesen sind und die Freiheit des Willens voraussetzen. Wenn ich soll, muß ich auch können, die Kirche aber sagte allezeit: „Du sollst, denn du kannst.“ Daß die von Erasmus angezogenen Stellen von ihm meist richtig gedeutet sind, ist nicht zu bestreiten, aber in den Zusammenhang der paulinischen Heilslehre, die für Luther das Evangelium ist, passen sie nicht. Insofern hat Luther recht und Erasmus hat auch recht. Der eine hat den Römerbrief für sich, der andere das Alte Testament. Erasmus ist auch ein viel zu genauer Kenner des kirchlichen Altertums, um sich zu präzisen Aussagen verleiten zu lassen, die dann mit der einen oder andern Konzilentscheidung in Widerspruch geraten könnten. So hält er sich auf einer mittleren Linie. Er sucht dem Lutherschen Monergismus insofern Rechnung zu tragen, als er zugeben will, daß die ersten Anregungen zum Guten immer von der göttlichen Gnade ausgehen müssen, so daß beim Tun des Guten die göttliche Gnade und der menschliche Wille konkurrieren, so wie das Feuer aus eigener Kraft brennt, aber doch von einer außer ihm liegenden Kraft in Brand gesetzt worden ist. Der Fromme aber werde

allen Ruhm der guten Tat Christo beilegen und sich des Rühmens des eigenen Tuns enthalten. Feste Sätze will Erasmus überhaupt nicht aufstellen. Als Denker, sagt er mit löblicher Aufrichtigkeit, sei er Skeptiker, als Christ unterwerfe er sich der Schrift und der Auslegung der Kirche. So halte er sich an die Beschlüsse der Kirche, auch wo er sie mit seinem Denken nicht zu erreichen vermöge. Manches ist schon darum schädlich, weil es dem Zustande nicht angemessen ist, wie der beste Wein für den Fieberkranken Gift sein kann. Luthers Behauptung, daß die Schrift an sich klar sei, bestreitet er, sie bedürfe des Auslegers. In der alten Zeit waren diese Ausleger die Apostel und die Väter, die den Geist hatten, für die Gegenwart sind es die Träger des Amtes, denn es ist probabler, daß Gott den Geist denen gibt, denen er die Amtsweihe gab, wie er seine Gnade eher einem Getauften verleiht als einem Ungetauften. Daß Gott dem Einfältigen offenbare, was er dem Weisen verborgen habe, will Erasmus darum dennoch nicht leugnen, aber das Faktum ist im einzelnen Falle schwer zu konstatieren. Schließlich greift er dann einfach auf das Argument der Papisten zurück, Gott könne nicht so viele Jahrhunderte hindurch seine Kirche dem Irrtum überlassen haben, um nun endlich durch Luther die Wahrheit zu offenbaren. Eine bestimmte Entscheidung des tiefsinnigen Problems gibt Erasmus nicht, er überläßt die Entscheidung der Kirche, denn gerade als skeptischer Philosoph kann er die Autorität nicht entbehren, die allem Zweifel ein Ende macht.

Luther ließ in den Wirren des Bauernkriegs die Schrift des Erasmus ein volles Jahr unbeantwortet. Erst im Dezember 1525 erschien seine Gegenschrift de servo arbitrio, von der Justus Jonas eine Übersetzung fertigte: „daß der freie Wille nichts sei." Zunächst hat Luther an Erasmus' Buch das Unbestimmte, das Schwanken und Schweben seiner Meinung zu verspotten. Das Buch sei schlüpfriger denn kein Aal, wolle auf Eiern gehn und doch keins zertreten, sagen und doch nicht sagen, schließen und doch nicht schließen. Hat Erasmus sich als philosophischen Skeptiker bezeichnet, so erwidert Luther: Der heilige Geist ist kein Skeptiker. Es gibt kein Christentum ohne sichere Wahrheit. Was die Schrift sagt, ist an sich klar für jeden, der nicht wie die Sadduzäer gegen die Wunder Jesu absichtlich seine Augen verschließt. Auch ist die evangelische Wahrheit nicht erst von gestern dem Volke Gottes bekannt; man darf nur den großen Haufen nicht mit dem Volke Gottes verwechseln, so fällt des Erasmus Spott über das Evangelium von gestern dahin. Die Heiligen hatten das

Wort allezeit. Was den Hauptbeweis aus den paränetischen Stellen der Schrift betrifft, so erwidert Luther, aus dem Befehl folge nicht die Ausführbarkeit des Befehles: a praecepto ad posse non valet consequentia. Wenn daraus, daß Gott vorschreibt, folgte, daß der Mensch von sich aus das Vorgeschriebene erfüllen könnte, dann wäre ja der Beistand des heiligen Geistes überhaupt überflüssig. Erasmus beweise zu viel, also nichts. Vielmehr müsse man jene Stellen ironisch verstehen. Die Apostel hätten gedacht: Tut es, wenn ihr könnt, aber freilich ihr könnt nicht. Gott will durch seine Gebote dem Menschen zeigen, daß er ohnmächtig zum Guten sei, wie wenn ein Arzt einen übermütigen Kranken etwas tun heißt, was diesem unmöglich ist, um ihn zur Erkenntnis seines Leidens zu bringen und dann ihm zu helfen. Denjenigen Stellen, die aussagen, daß Gott nicht den Tod, sondern die Bekehrung des Sünders wolle, setzt Luther die Distinktion eines verborgenen und eines geoffenbarten Willens Gottes entgegen. Nach dem geoffenbarten sage Gott, daß alle Menschen sich bekehren sollen, nach seinem verborgenen Ratschluß bekehren sich aber nur die, die erwählt sind. Tatsächlich geht ja doch der größere Teil der Menschen zugrunde. Das also muß auch Gottes Wille sein, obwohl Gottes Wort sagt: alle sind berufen. Es gibt also einen verborgenen Ratschluß und einen geoffenbarten. Daß die meisten zugrunde gehn, ist Gottes geheimer Ratschluß, sonst wäre der Teufel ja mächtiger als Gott. Endlich aber beruft er sich auf die Absolutheit Gottes und seiner Weltregierung, neben der keine Freiheit der Kreatur Raum habe. „So wir glauben, daß es wahr sei, daß Gott alles versehen und verordnet hat in Ewigkeit, welche Vorsehung auch nicht kann wanken, noch fehlen, noch verhindert werden; und so wir glauben, daß nichts geschieht, denn allein durch seinen Willen, da muß die Vernunft auch bekennen, daß kein freier Wille sei noch im Menschen, noch Engel oder einiger Kreatur im Himmel oder Erde." So spricht er als Philosoph; das religiöse Interesse an der Frage aber liegt für Luther darin, daß dem Verdienste Christi auch nicht das mindeste entzogen werden darf. „Glauben wir, daß Christus uns durch sein Blut erlöst hat, so müssen wir bekennen, daß der ganze Mensch verloren war, sonst lassen wir Christum überflüssig oder bloß zum Erlöser des geringsten Teils an uns werden, was gotteslästerlich ist." Es ist ein fanatisch gewordenes Abhängigkeitsgefühl, das in ihm dagegen protestiert, daß irgend etwas Gutes aus dem Menschen selbst stamme und nicht aus dem in dem Gläubigen wirkenden Christus. Er möchte darum

gar keinen freien Willen haben. „Wäre mir's auch möglich, freien Willen zu bekommen, so möchte ich doch nicht, daß er mir geschenkt oder irgend etwas in meiner Hand belassen würde, womit ich wagen könnte, meine Seligkeit zu erlangen, nicht bloß, weil ich hiermit unter so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren und im Kampf mit so vielen Teufeln nicht zu bestehen vermöchte, sondern weil ich auch, wo diese nicht wären, doch immer ins Ungewisse hinein arbeiten müßte, in meinem Gewissen nie sicher würde, wie viel ich tun müßte, um Gott genug zu tun. Auch bei dem besten Werke würde das Bedenken bleiben, ob es Gott wohlgefalle und ob er nicht noch weiteres verlange, wie die Erfahrung aller Werkgerechten beweist und ich unter vielen Schmerzen so mancher Jahre gelernt habe. Nun aber, da Gott meine Seligkeit meiner Entscheidung entnommen und ganz in die seinige gesetzt hat, da er verheißt nicht nach meinem Laufen und Werken, sondern nach seinem Erbarmen mich zu erretten, bin ich froh und sicher; denn er ist treu und wird mir nicht lügen; er ist mächtig und stark, daß keine Teufel, keine Widerwärtigkeiten ihn beugen und mich ihm rauben können." Das Gefühl der Sicherheit, das ihm sein Glauben an Gottes ewigen Ratschluß gewährt, der ihm vordem ein so schrecklicher Gedanke gewesen war, hat er wohl nirgend so sicher und klar ausgesprochen wie hier.

Der exegetische Streit zwischen Erasmus und Luther hat heute geringes Interesse, da der eine Exeget die einen, der andere die andern Schriftsteller für sich hat, und als philosophische Kontroverse ist der Streit auch heute noch nicht ausgetragen. Der Losung Schillers: „der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren", steht Goethes Meinung gegenüber: „So, wie du bist und wie du angetreten, so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn." Gerade die energischen und tieferen Geister haben stets die Determination des Willens, d. h. die menschliche Unfreiheit gelehrt. So war es die Überzeugung des Apostels Paulus, daß neben Gottes Allmacht keine Willkür der Kreatur Raum habe, daß Gott beides wirke, das Wollen und das Vollbringen. Wie er dachten Augustin, Luther und Calvin und aus ganz andern Prämissen ist bekanntlich auch Spinoza zu demselben Ergebnis gekommen. Das Handeln des Menschen ist ein Ergebnis seiner Anlage und seiner Erziehung. Er bringt ein gewisses Maß von Energie mit als Mitgift seiner Vorfahren, er ist belastet mit bösen Trieben in größerer oder geringerer Stärke. Das ist das individuelle Angebinde, das dem einen die Tugend erleichtert, dem

andern erschwert. Dazu kommen die erziehenden Einflüsse des Klimas und der allgemeinen Zustände auf den Einzelnen, und endlich die spezielle Einwirkung seiner Familie, seines Hauses, seiner Schule, seiner Nachbarschaft. Es ist nicht ein Ding, ob ein Kind aufwächst umgeben von Sünde und Schande und sein Auge nichts sieht als schlechte Handlungen und sein Ohr nichts hört als schändliche Worte, oder ob es heranreift in christlicher Umgebung, in der fromme Elternaugen seine Entwicklung behüten und über jeden Schritt wachen, den die unerprobte Jugend unternimmt. Also auch der Wille des Menschen ist ein Produkt zweier Faktoren, die nicht in des Menschen, sondern in Gottes Hand sind. Anlage und Erziehung bilden das Parallelogramm der Kräfte, das unsere Lebenslinie vorzeichnet, so daß wir mit unserem sogenannten freien Willen nur dem Steine gleichen, der geworfen wird und meint er fliege. Also ganz abgesehen von den Schriftstellen, die Luther anführt, läßt sich füglich mit Luther behaupten, daß der freie Wille nichts sei. Aber eben dazu, die erlösenden Kräfte zu verstärken, eben dazu, daß etliche ohne ihr Verdienst gerettet werden, sind die Rufe der Männer Gottes an die Welt ergangen, besseren Zielen und einer höheren Welt nachzutrachten. Auch sie sind eine bestimmende Kraft; die Offenbarung ist ein Faktor geworden, der das Handeln bestimmt und von niedern Einflüssen frei macht. Nicht als Freie folgen wir ihr in freier Wahl, sondern servo arbitrio. Darum ist die Unterscheidung Luthers zwischen dem geoffenbarten und dem geheimen Willen Gottes keine Sophisterei. Der geoffenbarte Wille heißt alle dem Heile nachtrachten, während nach dem geheimen und unbegreiflichen Schöpferwillen Gottes die Welt doch so geschaffen ist, daß die meisten verloren gehn. Bei der massa perditionis sind die sinnlichen Triebe stärker als der Ruf von oben und auch das war Gottes Wille, sein geheimer Wille, sonst hätte er die Welt nicht so gemacht. Ginge die Mehrzahl aus des Teufels Willen verloren, so wäre ja der Teufel der wahre Herr der Welt. Aufgabe des Predigers, meint nun Luther, sei es nicht, auf dieses dunkle Geheimnis hinzuweisen, daß die Mehrzahl dem Verderben bestimmt ist, sondern der Prediger soll den geoffenbarten Willen verkündigen und je nachdrücklicher er ihn verkündet, um so mehr wird das Wort laufen, wachsen und zunehmen und damit die Gnade sich mehren. Wie er aber dem Prediger vorschrieb, sich an den geoffenbarten Willen Gottes zu halten und nicht die Menschen mutlos zu machen durch den Hinweis auf Gottes geheimen Ratschluß, so hütete er sich selbst, auf

die unfruchtbaren Prädestinationsstreitigkeiten einzutreten. So kam es, daß die Luthersche Kirche diese den Calvinisten überließ, und sie hat sich dabei um nichts schlechter befunden.

In der Form war Luthers Schrift, wenige Stellen abgerechnet, gemäßigt und voll Anerkennung für alles, was Erasmus der Wissenschaft und Welt geleistet habe. Das hinderte Erasmus nicht, den Streit fortzuspinnen. Er schrieb noch einen Hyperaspistes diatribes adversus servum arbitrium Lutheri, worin er hauptsächlich die Willkür Luthers bekämpft, alle paränetischen Stellen ironisch nehmen zu wollen. Allein auch hier ist das Recht nicht immer auf Seite des Erasmus. Wenn ein Anhänger der absoluten Gnadenwahl wie Paulus die Gemeinden zu den Werken des Geistes ermahnt, so muß allerdings seine Voraussetzung sein: „Tut es, wenn ihr könnt!" Er hat bei seinen Ermahnungen nicht die Freiheit ihres Willens im Auge, sondern er warnt und mahnt und redet, weil ihn der Geist treibt und weil er hofft, daß durch seinen Ruf der Geist an die Gemeinden komme. Er tut, was er nicht lassen kann und darf, aber was die Gemeinden dann tun, das leitet er doch alles aus Gottes Gnade, nicht aus ihrem freien Willen. Auch bei seiner Predigt reflektiert er nicht auf ihren freien Willen, sondern auf den unfreien, der der irresistibeln Gnade nicht widerstehen kann, die durch die Predigt an die Gemeinden kommt. Des Apostels letzte Meinung ist allerdings: tut es; freilich könnt ihr es nicht, wenn der h. Geist nicht hilft. Aber eben dazu predige ich, damit in der Predigt der h. Geist über euch komme — dann werdet ihr können, wenn der h. Geist euch hilft. Auch ich predige nicht, weil ich will, sondern weil ich muß und wehe mir, wenn ich nicht predigte! Die Einwürfe des großen Humanisten sind darum seicht und treffen Paulus so gut wie Luther.

Nach einem Schreiben des Erasmus vom 11. April 1526 hat Luther auch damals noch einen Versuch gemacht, sich brieflich mit Erasmus zu verständigen, der Erfolg war aber nur eine schnöde Zurückweisung, deren Ton beweist, daß für Erasmus Anzweiflung seiner Autorität ein Verbrechen war, das er niemals vergab. Auch das macht den Basler Gelehrten nicht größer, daß er sich um die gleiche Zeit bei Kurfürst Johann über Luthers scharfe Angriffe beschwerte, die er doch selbst provoziert hatte. Dem Kurfürsten war die Sache unangenehm und er bat am 21. April 1526 Luthern, eine etwaige Antwort mit Melanchthon zu beraten, weil er offenbar fürchtete, Luther könne den großen Mann jetzt erst recht in die Arbeit

nehmen. Großen Dank hat Erasmus für sein Buch auch bei den Päpstlichen nicht geerntet. Es war ihnen zu kühl und vornehm und konnte seine übrigen Ketzereien nicht aufwiegen. Die Sorbonne hat 1527 ausdrücklich Erasmus' Satz verdammt, daß die Bibel jedermann solle zugänglich gemacht werden, und Paul IV. setzte alle seine Schriften auf den Index, auch die, die nichts über Religion enthalten. Als die Reformation Basel heimsuchte, entwich Erasmus nach Freiburg, aber von Altersbigotterie ist bei dem klugen Greise nicht die Rede. Das Fasten erläßt er sich und als er darüber zur Rede gestellt wurde, ist seine Antwort, sein Herz sei katholisch, aber sein Magen sei lutherisch. Um dieser Belauerung zu entgehen, kehrte er nach Basel zurück, wo er sich wohler fühlte als bei Bischöfen und Domherren. „Zusammengeschrumpft zu einer Zikade" hat dort das alte Männchen am 12. Juli 1536 sein ruhmvolles und erfolgreiches Leben beschlossen. Auf dem Sterbebette, als ihm an beiden Parteien nichts mehr zu liegen brauchte, zeigte er, was er von beiden halte, indem er den Trost der Prädikanten ebenso zurückwies wie die letzte Ölung des Priesters. Er brauchte beide nicht, das war seine wahre Meinung. Darum sagte Luther von ihm: „Ich bitte alle, denen es mit dem Evangelium ernst ist, ihr möchtet dieser Otter gram sein." „Seine fürnehmste Lehre war, man soll sich nach der Zeit richten und ist gestorben wie ein Epikuräer" .... „sine crux et sine lux". Luthers tiefsinniges Wort, daß, wer bete, zugleich fluche, erläutert er selbst mit dem Beispiel: „wenn ich sage, geheiliget werde dein Name, so fluche ich dem Erasmus und allen, die wider das Wort sind." Und selbst seinem achtjährigen Söhnchen prägte er die Gründe ein, warum Erasmus ein verabscheuungswürdiger Heide sei. Einem aber ist dieser Bruch mit Erasmus schmerzlich durch die Seele gegangen, das war Melanchthon. Er fühlte sich, seit diese Stimmung gegen die Schule des Erasmus bei Luther vorherrschte, in Wittenberg in der Fremde, wie seine griechischen Briefe an Camerarius beweisen.

Einen dogmatischen Fortschritt hat Erasmus' Streit mit Luther kaum begründet. Er hat nur symptomatische Bedeutung. Wie Erasmus, so war damals in den Tagen des Sturms und in denen der nachfolgenden Reaktion die Reformlust aller derer abgekühlt, die eigentlich etwas anderes gewollt hatten als das Evangelium. Alle jene Humanisten, die zwar Befreiung vom kirchlichen Joch begehrten, denen aber materiell die Reform der Kirche wenig am Herzen lag, fingen jetzt an, Luthern für die Unruhen der

Bauern und die Ausschreitungen der Massen verantwortlich zu machen und indem sie zur Partei der Ordnung und der Autorität zurückkehrten, fanden sie sich plötzlich auf einer Bank mit den Dunkelmännern, die sie zuerst verhöhnt hatten. Die älteren Humanisten, Zasius, Reuchlin, Wimpheling, Seb. Brant hatten sich bald den neuen Kämpfen abhold gezeigt, die die Ruhe ihres Alters störten. Jetzt trat auch ein Rückzug der Jüngeren ein. Bonifacius Amerbach, Beatus Rhenanus, Wilibald Pirkheimer, Christoph Scheurl u. a. sprachen sich immer stärker gegen Luther aus, der ein Wesen entfesselt habe, dessen notwendiges Ende die Barbarei sein müsse. In der Schweiz brach Glareanus mit den alten Freunden und stellte sich auf Murners Seite. Mutianus in Gotha, den die Revolution zu einem armen Manne gemacht hatte, weint mit Erasmus in seinen Briefen um die Wette über das Schicksal der vertriebenen Klosterfrauen. Selbst Eoban Hesse geriet eine Weile ins Schwanken, bis die Berufung an das Gymnasium zu Nürnberg den Festredner bei Luthers Empfang in Erfurt der evangelischen Sache rettete. Der damalige Rektor aber, Crotus Rubeanus, schwankte nicht bloß, sondern er fiel. Mit klingendem Spiel ging der Verfasser der epistolae in das Lager der viri obscuri über, die seine Feder unsterblich gemacht hatte. In Halle ließ er sich vom Kurfürsten Albrecht eine Präbende zuweisen und aß bis zu seinem Ende das Brot des Ablaßhändlers.

Im übrigen wird man zugeben müssen, daß viele Humanisten ein inneres Recht hatten, ihre Stellung so zu nehmen, wie es ihnen jetzt beliebte. Als Humanisten waren sie Kämpfer für den Adel der Menschennatur. Als Söhne der platonischen Renaissance waren sie Lehrer der Freiheit. Nach der schönen und hellen Weltanschauung ihrer Schule trug der Geist des Menschen den Keim zu allem Großen und Schönen in sich. Ihnen war es mit der Lehre Luthers von der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen nie rechter Ernst gewesen. Der Eifer für Gottes Wort und der Pessimismus der augustinischen Dogmatik stand ihnen schlecht zu Gesichte. Wenn sie jetzt zu dem bequemen Pelagianismus der Prälatenkirche zurückkehrten, so gingen sie dahin, wohin sie gehörten, ganz abgesehen davon, daß schönes Latein, alte Handschriften, Verse, Bilder und Statuen bei diesen Prälaten höher in Achtung standen als in dem Lager der Bilderstürmer. Wir brechen also den Stab über diese Leute nicht, die, indem sie von Luther abfielen, zurückkehrten zu den Idealen ihrer Jugend und insofern sich selbst treu blieben. Bald konnten sich zu Erfurt,

von wo diese Bewegungen zum Teil ausgegangen waren, die Anhänger des Alten wieder sammeln, und der greise Lehrer Luthers, der alte Usingen, war es, der, verbündet mit dem jüngeren Konrad Kling, die Schule im Sinne des Erzbischofs Albrecht humanistisch und doch katholisch wieder herstellte.

So unbefriedigend lagen die Dinge dieser Welt vor dem Auge des Wittenberger Reformators, nachdem die trübe Flut des Bauernkriegs sich verlaufen hatte. Mit Sorgen sieht er in der Nachrede zu illustrierten Spottversen auf die verschiedenen Orden, die er zu Neujahr 1526 herausgab,*) wie seit der Niederwerfung der Bauern und den reaktionären Bündnissen der katholischen Fürsten, die Papisten ihre Hörner wieder aufrichten und die Freunde immer matter und schlaffer werden. „Darum, lieben Freunde," ruft er den Seinen zu, „laßt uns aufs neue wieder anfahen, schreiben, dichten, reimen, singen, malen und zeigen das edle Götzengeschlecht, wie sie verdienet und wert sind." „Es meinen wohl etliche, man solle nu aufhören, das Papsttum und geistlichen Stand zu spotten, es sei genug am Tage, weil er durch so viel Schrift, Bücher, Zettel so zerscholten, zuschrieben, zusungen, zudichtet, zumalet und auf alle Weise geschändet sei, daß man ihn wohl kenne. Mit denen halt ich's nicht, sondern wie die Offenbarung 17 sagt: ‚man muß der roten Huren, mit welcher die Könige und Fürsten auf Erden gebuhlet haben, voll und wohl einschenken', bis sie werde zertreten wie Kot auf der Gassen und nichts Verächtlicheres sei auf Erden denn diese blutgierige Jesabel." Mochte man aus solchen Worten herauslesen, daß Luther nicht den Frieden suche, sondern den Streit, er kannte seine Deutschen zu gut, um zu glauben, weil die Wahrheit nachgerade jedermann bekannt sei, brauche man sie nicht fort und fort den Leuten in die Ohren zu schreien. Gerade jetzt kam es nach Luthers Meinung darauf an, eine starke öffentliche Meinung der Klerisei entgegen zu stellen, da mit der Beruhigung der Massen der Klerus sofort wieder auf seine alten Ansprüche zurückkam. Nach der Dämpfung der Ritter und der Niederwerfung der Bauern war eine völlig neue Lage eingetreten. Bis dahin hatte der christliche Adel deutscher Nation und die Sympathie des Volks das Evangelium hindurch getragen, jetzt nach dem Fall von Landstuhl und der Niederlage der Bauern lag die Reform in den Händen der Fürsten allein, die nunmehr beweisen mußten, wie ernst

*) Das Papsttum mit seinen Gliedern gemalt und beschrieben. 1526.

es ihnen mit der Reform der Kirche war. Um ihnen die Wege zu zeigen, schmetterte Luther aufs neue in die Kriegsposaune und rief zu den Waffen, denn schwere Wolken hingen am Himmel der Politik. Im Januar 1526 kam der Friede von Madrid zum Abschluß, in dem Franz I. dem Kaiser das burgundische Erbe Karls des Kühnen herauszugeben versprach. Der Kaiser sollte Flandern, Artois und Burgund erhalten und Italien behalten. Das Reich Karls des Kühnen war wieder sein. Karls kühnste Knabenträume schienen sich zu erfüllen. Kam es dazu, so war der Kaiser Herr der Welt. Aber zwischen Lipp' und Kelches Rand drängte sich die Hand des heiligen Vaters. Unmittelbar ehe Franz den Vertrag unterzeichnete, hatte er dem päpstlichen Legaten eine Protestation eingehändigt, daß der Eid, den er ablegen werde, ein erzwungener sei und so schwor er, die Hand auf dem Evangelium, diesen Vertrag nicht zu brechen, keinen Tag seines Lebens. „Par ma foi!“ war Franzens Leibspruch. „Tout perdu hors l'honneur,“ hatte er bei Pavia gesagt. Aber diese welsche Treue und diese französische Ehre erlaubten ihm ein solches Verfahren und der heilige Vater hatte es selbst so geordnet. Luther pflegte seitdem den Franzosen den Herrn par ma foi zu nennen, wie er den heiligen Vater den Herrn in nomine domini hieß. Karl V. war der Betrogene, aber Clemens VII. betrog sich selbst um den Sieg über die Ketzer, der dem Kaiser mehr als dem Oberhaupte der Kirche am Herzen lag. Bei dem Empfang der Siegesbotschaft von Pavia hatte Karl auf den Knien der Mutter Gottes die Ausrottung der lutherischen Häresie gelobt und nichts hatte auf die deutsche Parteibildung so vergiftend eingewirkt als das drohende Ausschreiben, in dem der Kaiser auf Oktober 1525 einen Reichstag nach Augsburg einberief, um den Vollzug des Wormser Edikts durchzusetzen. In der Meinung, durch den Frieden mit Franz Herr der Welt geworden zu sein, redete er eine ganz andere Sprache als vormals. Der Augsburger Tag wurde kaum besucht, um so entschiedener erwartete man von dem für den Mai 1526 in Aussicht genommenen Speyerer Reichstag gewaltsame Beschlüsse. Wie Karl V. seinen Sieg in Deutschland brauchen wollte, bezeugte ein Artikel des Madrider Friedens selbst, in dem er den König Franz verpflichtete, falls es zum Krieg gegen die deutschen Ketzer komme, habe der König dem Kaiser Hilfstruppen für die Sache der Kirche und zur Wiederaufrichtung der Glaubenseinheit zu stellen. Anderseits kam der Kaiser nunmehr, im Gefühl seiner erhöhten Machtstellung, auf Gattinaras Konzilprojekte zurück. Aber gerade dadurch trieb

er den Papst aufs neue den Franzosen in die Arme. So war es Clemens VII. selbst, der Karls katholische Pläne kreuzte. Wenn der Kaiser den Rückschlag, den der Bauernkrieg in der Stimmung in Deutschland hervorgebracht hatte, nicht benutzen konnte, um die evangelische Bewegung zu erdrücken, so war das vor allem die Schuld des Papstes. Karl hatte den richtigen Moment ersehen. Konnte man die luthersche Bewegung überhaupt noch bewältigen, so war jetzt die Zeit, da man in Deutschland der Unruhen gründlich satt war. So ließen sich die Dinge bedenklich genug an und diejenigen Stände, die ihren Gottesdienst im Sinne der Wittenberger reformiert und Kirchengüter säkularisiert hatten, mußten sehen, wie sie sich der Durchführung des Wormser Edikts gegenüber decken würden. Ein entscheidender Glücksfall war es da, daß der junge energische Philipp von Hessen, der unter den deutschen Fürsten allein ein begabter Heerführer war, sich mit Entschiedenheit auf die Seite der Evangelischen stellte. Anfangs schwankend, war er bei einer zufälligen Begegnung mit Melanchthon im Frühjahr 1524 für die Sache der Reform gewonnen worden. Auf der Rückreise aus seiner Heimat war Magister Philippus mit dem jungen Fürsten zusammengetroffen, und nachdem er mit diesem in seiner klaren und milden Weise über die theologischen Fragen verhandelt hatte, erbat sich Philipp von dem Wittenberger Professor eine „Summa der christlichen Lehre“, die auf den Landgrafen so überzeugend wirkte, daß er noch im selben Sommer befahl, in Hessen solle nur das lautere Evangelium gepredigt werden. Nach der Schlacht von Frankenhausen hatte er die Zumutung seines Schwiegervaters, dem katholischen Sonderbunde beizutreten, mit großer Festigkeit abgelehnt, jetzt trat er an die Spitze der evangelisch gesinnten Fürsten und drang darauf, sich ernstlich zum Kampfe vorzubereiten. Es war das um so nötiger als die katholischen Gegner schon längst begonnen hatten sich zu organisieren. Schon um die Jahreswende 1525 auf 1526 hatte Herzog Georg zu Leipzig einen Konvent katholischer Fürsten und Prälaten versammelt, der den Herzog Heinrich von Braunschweig zum Kaiser nach Spanien entsendete, um diesem die Reise ins Reich und den endlichen Vollzug des Wormser Edikts ans Herz zu legen. In ähnlichem Sinne hatten am 14. November 1525 in Süddeutschland die mächtigen Prälaten der Mainzer Erzdiözese sich verabredet, im Bereich ihrer Machtsphäre die Neuerungen auszurotten und ernstlich gegen die Neuerer vorzugehn. Die der Versammlung vorgelegten „Bedenken und Artikel des Domkapitels zu Mainz“ verlangten ein übereinstimmendes

Einschreiten gegen die lutherischen Prediger, die Restitution aller Einkünfte des Klerus und die Wiederherstellung der geistlichen Jurisdiktion. Zu diesem Zweck wurden Gesandtschaften an Kaiser und Papst beschlossen, für die die Versammlung eingehende Instruktionen aufstellte. Als Landgraf Philipp den Inhalt dieser Instruktionen in Erfahrung gebracht hatte, kam er Ende Februar 1526 mit dem Kurfürsten Johann in Gotha zusammen, wo sie ein festes Bündnis zu gemeinsamer Verteidigung des Evangeliums verabredeten. Die hessischen und kursächsischen Räte empfahlen dabei, den mainzischen Ratschlag dem Doktor Luther mitzuteilen, und ihn zu bitten „der Kapitel unchristlich und eigennützig Fürnehmen heraus zu streichen, damit andere dadurch abgescheut würden“. Der Bericht der Mainzer an den Kaiser hatte als denjenigen, der zuerst zu exekutieren wäre, „einen namens Luther“ bezeichnet. So hatte Luther auch einen persönlichen Anlaß, zur Sache das Wort zu ergreifen. Im März 1526 ließ er eine Schrift drucken: „wider den rechten, aufrührerischen, verräterischen und mordischen Ratschlag der ganzen Mainzischen Pfafferei Unterricht und Warnung“. Der Satan, meint er, habe nicht genug daran, daß er im vergangenen Jahre so großen Jammer in deutschen Landen zugerichtet habe durch der Bauern Aufruhr, sondern er habe jetzt die Pfafferei aufgestiftet, die Fürsten deutschen Landes aneinander zu hetzen. Denn den Pfaffen sei es gleich, ob kein Fürst mehr in deutschen Landen lebe und ob alles im Blut schwimme, wenn sie nur „ihren Bauch und lästerlich bübisch Leben und unchristliche Pracht“ aufrecht erhalten könnten. Wohl habe er gedacht, als die ganze Pfafferei nach Mainz zusammen strömte, sie würden etwas beim Feuer haben. Nun der Brei fertig sei, spreche er nur: „Friß, liebe Sau, es ist für dich gekocht; wie der Gast ist, so ist auch die Kost.“ „So muß man laufen, wenn man den Hals brechen will.“ Unwillkürlich kommt ihm bei diesem neuesten Konvent das Bild wieder, das er damals in Worms vor sich hatte und das sich unvergeßlich seiner Erinnerung eingegraben hat. „Ihr habt da mit mir ein Stücklein getan, das ist in Adamant geschrieben und wird nimmermehr ausgelöscht werden, auch nicht schweigen bis ihr alle Staub werdet, den der Wind verstreut. Da saßet ihr wie die Larven und Götzen um den jüngsten Menschen, Kaiser Karl, der sich nicht auf solche Dinge verstand, mußte wohl tun, was euch gefiel, und habt mich ohne alles Recht, wie euere Gewissen meine Zeugen sind, unverhört und unerkannt verdammt.“ Ein Bischofsrat war es auch damals, „der brauchte den jungen Kaiser zu

ihrem Mutwillen". Die Vorwürfe, mit denen die Papisten ihn und die Seinen überschütteten, kann er gelassen zurückgeben. „Unser Leben, da es am sündlichsten stinkt, ist noch immer besser als alle ihre Heiligkeit, da sie gleich eitel Balsam ist." „Das wissen die Kinder auf der Gasse, daß jene ein unnütz Volk sind, das nur seinen Bauch weidet und niemanden dient." Ausführlicher widerlegt er den Vorwurf, daß der Bauernaufruhr eine Frucht der evangelischen Lehre sei. Gerade Kursachsen, wo das Evangelium floriere, sei von dem Aufruhr am wenigsten berührt worden. Mühlhausen, wo das Hauptquartier des Umsturzes war, liege in des Herzogs Georg Lande, und hätte nicht Graf Albrecht von Mansfeld den Sieg über die Bauern erfochten, indem er als erster im Harnisch auf dem Plane erschien, so wäre Herzog Georg durch das schnelle Feuer in acht Tagen ebenso um seine Macht gekommen, wie die süddeutschen Herren. Vor allem habe der Aufruhr in den bischöflichen Gebieten gewütet, weil der Welt „das teuflisch tyrannisch Leben der Bischöfe" unerträglich war. „Da war kein Gedanken etwas zu bessern oder nachzulassen, sondern immer fort gedruckt, geschindt, geschabt, daß keiner seines Weibs, Kinds, Guts, Leibs sicher war." „Daß solche Stücke sein Ursach gewesen des Aufruhrs, kann niemand leugnen, denn die Bauern führten sie ja in ihrem Zettel öffentlich." „Nun schmücken sich die Kätzlein fein, wollten's gern verbergen" und darum soll das Evangelium Schuld tragen. Zur Abhilfe soll der Luther als Aufrührer gerichtet werden, so wie die Juden dem klugen Ratschlag des Kaiphas folgten, man müsse Christum töten, „auf daß nicht die Römer kämen und nähmen Land und Leute". Es wäre dem Mainzer Klerus zu gönnen gewesen, sich in diesem Spiegel Luthers zu besehen, aber am Hoflager regten sich bereits wieder die Bedenklichkeiten. Während der erste Bogen der Schrift bereits gedruckt wurde, teilte der Kurfürst Luthern mit, er habe Melanchthon und Schurf beauftragt, mit ihm über dieselbe Rücksprache zu nehmen. Etliche Briefe gingen hin und her und das Ende war, daß Luther erklärte, er sei es auch zufrieden, wenn der Kurfürst von der Schrift abstehe, die er ihm doch selbst aufgetragen hatte. Erst in unseren Tagen gelangte sie zur Veröffentlichung, während früher nur einige besonders drastische Bruchstücke bekannt waren.

Im April 1526 traf der Braunschweiger von seiner spanischen Reise am Rheine wieder ein und brachte nicht nur ermutigende Briefe des Kaisers an die katholischen Fürsten, sondern auch die Vollmacht mit, die katholischen Stände zu einem Bündnis zu organisieren, bis Karl selbst demnächst in

Deutschland erscheinen werde, um seinem Edikte Gehorsam zu verschaffen. Während Franz I. aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurückkehrte, wurden durch Ferdinand von Österreich Schreiben des Kaisers an verschiedene geistliche und weltliche Fürsten versendet, die ankündigten, der Kaiser werde in betreff „der verführerischen, verdammten, lutherischen Lehre, dadurch so viel Mords, Totschlags, Gotteslästerung und Zerstörung entstanden“, zum Rechten sehen und mit ihrem Beirat für gründliche Austilgung der lutherischen bösen Sache und Irrtümer sorgen. Danach konnte kein Zweifel mehr bestehen, in welcher Gefahr alle evangelisch gesinnten Stände schwebten, und so wurde denn am 2. Mai 1526 zu Torgau das Bündnis zwischen Sachsen und Hessen geschlossen, dem am 12. Juni zu Magdeburg die andern evangelischen Fürsten beitraten. Es waren Ernst von Lüneburg, Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Wolfgang von Anhalt und Albrecht von Mansfeld. Auch die Stadt Magdeburg, obwohl sie erzbischöflich war, wurde mit in den Bund aufgenommen. Indem man sie zu solchem Souveränitätsakt zuließ, übernahmen die Fürsten stillschweigend die Verpflichtung, ihr zur Unabhängigkeit von ihrem Erzbischof nach Kräften zu verhelfen. In der Tat hatte Magdeburg seine Freiheit, aber ebenso seine schweren späteren Schicksale dem Beitritt zur Reformation zu danken. Mit wie schweren Gedanken Luther dieser Wendung der sächsischen Politik folgte, das steht zu lesen in dem Büchlein, das sogar Herzog Georg gefiel, ehe er erfuhr, daß es von Luther sei, „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können?“ Daß es ein Recht gebe, der von Gott gesetzten Obrigkeit zu widerstehen, leugnet Luther auch jetzt. Dem Pöbel dürfe man nicht viel pfeifen, weil der gern toll werde, aber auch von einem Rechte der Stände, ihrem Oberherrn zu widerstehen, will er nichts wissen. Daß die Tyrannen nicht zu lang wüten, dafür ist schon so gesorgt. Das Schwert des Damokles hängt stets über ihrem Haupte. Dennoch gibt er dem Gevatter, für den er dieses Gutachten schreibt, dem Ritter Assa von Kram, zu, daß die Fälle so vielgestaltig seien, daß eine Regel schwer aufzustellen ist. „Oberkeit ändern und Oberkeit bessern sind zwei Ding. Um so vorsichtiger sollen wir fahren.“

An der geschlossenen Verbindung änderten Luthers Bedenklichkeiten nichts. Brüderlich geeint erschienen die Verbündeten im Juni 1526 in Speyer und fanden dort noch andere Gesinnungsgenossen. Auch beschränkten sich die Gleichgesinnten nicht auf die Verbündeten von Torgau. Die

oberländer Reichsstädte hatten fast alle reformiert, allein sie sagten mit Recht, ihnen könnten die fernen Hessen und Sachsen doch keinen Schutz verleihen; komme es zum Krieg, so seien sie vielmehr auf ein Bündnis mit den Eidgenossen angewiesen. So schlossen sie sich von einer Einung aus, die ihnen zwar Geldopfer auferlegt, aber nur einen höchst unsicheren Schutz gewährt hätte.

Die engere Verbindung der Evangelischen machte sich auf dem Reichstag aber sofort fühlbar. Hatten die deutschen Fürsten bis jetzt immer erklärt, die Reform der Kirche sei Sache der Geistlichen und sie hätten mit Luthers Schriften nichts zu schaffen, so traten die weltlichen Herren hier in Speyer zum erstenmal mit Namen und Person für das Evangelium ein. Alsbald aber zeigte sich, daß die Bischöfe ihren Glaubenseifer und Rachedurst recht wohl zu bändigen wußten, sobald sie einem ernsten Gegner gegenüberstanden. Kurfürst Johann ritt mit siebenhundert Pferden in Speyer ein. Über seiner Herberge prangte der Spruch: Verbum dei manet in aeternum. Abwechselnd bei ihm und dem Landgrafen wurde evangelische Predigt gehalten und der Zudrang war ganz gewaltig. Emser freilich meinte erbaulich, die Christen sollten lieber Christi Worte im Herzen haben, als daß sie dieselben, wie die Sachsen, auf die Ärmel stickten, aber er verriet damit nur seinen Ärger. Daß gerade die starrsten Anhänger des Alten, Herzog Georg, Kurfürst Joachim, die Herzöge von Bayern und Braunschweig sich nicht zum Reichstage einfanden, war für die Evangelischen ein unerwartetes Glück. Ein Ausschuß wurde gewählt, der bei Erörterung der kirchlichen Lage notwendig wieder auf die Gravamina geführt werden mußte, die seit 1521 alle Reichstage beschäftigt hatten. So nahmen, seit am 25. Juni 1526 die Verhandlungen begonnen hatten, zunächst die Fürsprecher des Friedens und der Vermittlung das Wort, um darauf hinzuweisen, daß die Durchführung des Wormser Edikts, die die kaiserlichen Propositionen auch jetzt wieder verlangten, völlig unmöglich sei. Der Kurfürst von der Pfalz brachte bei dem fürstlichen Ausschuß einen Reformationsentwurf ein, den die Bischöfe von Würzburg, Straßburg und Freising gutgeheißen hatten, nach welchem die Zahl der Fast- und Festtage beschränkt und die Schar der Bettelklöster vermindert wurde. Der Papst sollte den Evangelischen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe zugestehen; dafür sollten die Evangelischen die übrigen Sakramente nicht weiter anfechten und die Lehre vom Fegfeuer und dergl. für das Konzil versparen. In Sachen der Lehre taucht der Grundsatz hier

zum erstenmal auf: Scriptura scripturae interpres. Man ließ sich die lateinischen Kirchenväter und die von der Kirche bewährten Schriften gefallen, aber in letzter Instanz sollte nur die Schrift als Norm der Schriftauslegung dienen und sich selbst auslegen. Die deutschen Fürsten machten sich also daran, die Beratung der Kirchenreform, die der Kaiser 1524 verhindert hatte, indem er die nach Speyer zu diesem Zweck ausgeschriebene Versammlung verbot, im Jahre 1526 in demselben Speyer nachzuholen. Spalatin meldete mit Freude, „daß man nie auf keinem Reichstag bisher so frei, so tapfer und so keck mit, gegen und von dem Papst, den Bischöfen und andern Geistlichen geredet habe als auf diesem". Als nun aber der wunderbare Reformationsentwurf des Ausschusses den übrigen Ständen vorgelegt wurde, erklärten die kaiserlichen Kommissäre, sie hätten vom kaiserlichen Hofe zu Sevilla die vom 23. März datierte Weisung, keinen Beschluß zur Abstimmung zuzulassen, der dem Wormser Edikt und dem kirchlichen Herkommen zuwiderlaufe. Eine Weile wirkte diese Einschüchterung, allein bald fragte man sich, ob denn der Kaiser wirklich jetzt, nachdem bereits der Eidbruch des französischen Königs bekannt war, beabsichtigen könne, sich in einen deutschen Krieg zu verwickeln, und das dem Papste zu Ehren, der Franz I. soeben seines Eids gegen ihn entbunden und die Ligue von Cognac gestiftet hatte, in der Frankreich, Piemont, Schweiz und Lombardei sich gegen Karl zusammenschlossen. Auch Heinrich VIII. verhandelte über seinen Beitritt. Wer blieb da dem Kaiser als die Deutschen? Dazu fiel das weit zurückliegende Datum der Instruktion auf. Man vermutete, die Gesandten hätten wohl in diesen drei Monaten eine neue Weisung erhalten, aber „Finanz und Hinterlist", Intriguen und Bestechung halte dieselbe hintan. In der Tat hatte Karl in einem Conseil zu Granada die Möglichkeit ins Auge gefaßt, die Strafbestimmungen des Wormser Edikts außer Kraft zu setzen. Schon bei der ersten Kunde von den Intriguen des Papstes soll Karl im Februar 1525 im Kreise seiner Vertrauten in einer zornigen Aufwallung erklärt haben: „Heute und morgen wird Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein!" Im Herzen war er freilich viel zu sehr Katholik, um diesem Worte ernstliche Folge zu geben, aber schon sein Entschluß, die deutschen Ketzer eine Weile gewähren zu lassen, wenn nur der deutsche Reichstag ihm beistehe gegen Clemens VII. und seinen Verbündeten Franz I., bedeutete ein vollständiges Aufgeben seines seitherigen Verfahrens. In einem Briefe vom 27. Juli an Ferdinand, der diesem allerdings erst nachträglich zukam, meinte er, die Aufhebung

der bürgerlichen Strafbestimmungen des Wormser Edikts erscheine ihm unbedenklich. Der Papst werde sich darüber nicht beschweren dürfen, da die geistlichen Strafen von einem solchen Beschlusse unberührt blieben und das Reich werde dann eher geneigt sein, eine stattliche Hilfe an Reiterei und Fußvolk gegen die Türken und zum Kaiserzug nach Italien zu gewähren. Freudig und dankbar wären alle Freunde des Evangeliums, des Friedens und der Vermittlung auf diese Politik der Toleranz eingegangen, aber jetzt erst zeigte sich, wie verhängnisvoll das zu Regensburg geschlossene Abkommen der päpstlichen Sonderbündler war. Wieder erwies sich das Papsttum als der böse Genius Deutschlands. Wie ein Mann stimmten diese Verbündeten Roms auf Weisung des Legaten gegen einen solchen Abschied und man erfuhr, der Papst werbe um Stimmen für Wilhelm von Bayern, um denselben zum römischen Könige wählen zu lassen, da das Haus Habsburg in Ketzerei gefallen sei. Der Bayer selbst ließ sich vernehmen, die Wittelsbacher seien auch aus dem Holze, aus dem die Kaiser geschnitzt würden. Das also war die widerspruchsvolle Lage. Bestätigte Ferdinand das Wormser Edikt, so weigerten die Evangelischen den Habsburgern die Hilfe; gab er das Wormser Edikt preis, so fielen die Römischen von ihm ab und wählten sich einen König, der der päpstlichen Krönung gewiß war. Karl aber konnte keine von beiden Parteien entbehren. Dazu war Ferdinand gar nicht in der Lage, den katholischen Fürsten den Vollzug der Wormser Strafbestimmungen zu verbieten; sie würden sich daran doch nicht gekehrt haben. In dieser Drangsal entschloß sich Ferdinand, nach dem Rate der Kurfürsten, alle Stände, jeden auf seine Verantwortung, in kirchlichen Dingen gewähren zu lassen. Auf dieser Grundlage kam der Speyerer Reichstagsabschied von 1526 zustande, der nach der Absicht der Verfasser für die kirchliche Frage ein leeres Blatt Papier sein sollte, auf das jeder auf eigene Gefahr schreiben könne, was ihm beliebe, der aber gerade dadurch in der Wirkung eine der wichtigsten Urkunden des Jahrhunderts ward. Man wiederholte das Verlangen nach einem Generalkonzil oder aber einer Nationalversammlung der deutschen Kirche zur Abstellung der vorhandenen Mißstände, bis dahin aber möge „jeder Stand in Sachen des Wormser Edikts so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffte und vertraute zu verantworten“. Indem auch die Katholischen dem zustimmten, verzichteten sie bis zum Konzil auf Einmischung in die

kirchlichen Verhältnisse der andern Territorien. Gemeint war das als ein Provisorium, als Interim. Es fiel dem Reichstag nicht ein, damit die Aufrichtung gesonderter Landeskirchen gutzuheißen oder gar zu empfehlen, vielmehr war im Eingang ausdrücklich gesagt, es solle keine Neuerung oder Determination vorgenommen werden und die letzte kaiserliche Entscheidung war allewege vorbehalten. Aber wenn der Reichstag auch nicht beabsichtigte, die Kirchensachen den Ständen zu überweisen, das Resultat dieses Abschieds war das doch. Es konnte sich nicht darum handeln, was der Gesetzgeber sich bei seinem Gesetze gedacht hatte, sondern was der Wortlaut des Gesetzes nach gemeiner Logik und Sprachgebrauch besage. Nach diesem Grundsatze handelten die evangelischen Stände. Mit seinem Beschlusse hatte der Reichstag zugestanden, was freilich seit dem Tag von Regensburg eine traurige Wahrheit war: eine gemeinsame deutsche Kirchenreform ist zurzeit unmöglich. Das Reich verzichtete darauf, die kirchliche Reform gemeinsam hinauszuführen, es überließ jedem, in Sachen des Wormser Edikts, wenigstens bis zum Konzil, nach eigenem Ermessen zu handeln. Der Grundsatz cujus regio illius religio trat hier zum erstenmal in der Geschichte auf und übte sofort seine zersetzenden Wirkungen. Der Abschied von 1526 war mithin ein Sieg des deutschen Partikularismus, d. h. der Territorialherren. Die Fürsten, die 1524 das Reichsregiment abgeschüttelt hatten, schüttelten jetzt auch die bischöfliche Oberhoheit ab. Das war das Ergebnis, das aus der Ohnmacht des Reichs notwendig hervorgehen mußte. Nicht das Reich hatte die Ritter niedergeschlagen, sondern die Territorialherren, nicht das Reich hatte die Revolution der Bauern bewältigt, sondern Pfalz, Sachsen und Hessen. Erwies sich das Reich nun auch zu schwach, die kirchliche Reform durchzuführen, so war die einfache Konsequenz, daß die Territorien auch dieses Geschäft vollzogen wie die früheren. Die Kirche wollte sich nicht reformieren, das Reich wollte zwar, aber konnte nicht, so blieb eben nur der Territorialherr als berufener Reformator übrig, der in seinem Territorium sowohl den Willen als die Macht besaß, Ordnung zu schaffen, und indem der Fürst dieses Geschäft übernahm, das der Zeit so sehr am Herzen lag, gab er sich selbst eine unendlich viel höhere Stellung. Vordem war seine Würde begrenzt durch die des Bischofs und Metropoliten, vor denen er sich als vor der höheren Macht der Kirche beugte. Jetzt wird der Landesherr selbst Landesbischof und auch in kirchlichen Dingen haben sich nun aller Augen

nach ihm zu richten. Aus dem Vasallen seines Kaisers wird ein Serenissimus, der weltliche und geistliche Dinge in letzter Instanz abtut. So dürftig diese kirchlichen Notbauten, verglichen mit der Majestät der römischen Kirche, erscheinen, sie entsprechen der deutschen Neigung zum Partikularismus und sind nirgend mehr freiwillig aufgegeben worden. Wo sie wieder weichen mußten, wichen sie der Gewalt, eingeschlafen sind sie nirgend.

Die Umstände fügten es so, daß sowohl der Kaiser als sein Statthalter die Neutralität, die sie im Abschied von 1526 versprochen hatten, auch einhalten mußten. Karl V. hatte genug zu tun mit seinem Kriege gegen Frankreich und den Papst; für Ferdinand aber erwuchsen bald nach Schluß des Reichstags nähere Sorgen an seinen eigenen Grenzen. Am 29. August 1526 starb Ferdinands Schwager Ludwig von Ungarn und Böhmen auf der Flucht aus der Schlacht von Mohacz, die er gegen die Türken verloren hatte. Luther schrieb für die Witwe, die sich schon auf dem Nürnberger Reichstage als Freundin des Evangeliums bekannt hatte, eine Auslegung von vier tröstlichen Psalmen (37, 62, 94 und 109) und bahnte so das freundliche Verhältnis zu Königin Maria, der Schwester Karls V., an, das noch viele Jahre fortdauerte. Durch die Schlacht von Mohacz lagen zwei Kronen, die Ludwig getragen, an der Erde, die Stephanskrone und die Wenzelskrone. Es gelang Ferdinand, sowohl in Ungarn als Böhmen gewählt zu werden, aber der Woiwode Zapolya von Siebenbürgen, der in Ungarn sein Gegenkandidat war, regte ihm die Türken auf, und Sorge für die Erhaltung seiner neuen Reiche lenkte nun auch Ferdinands Interesse wieder mehr als zuvor von den kirchlichen Fragen ab. Suleiman, „der Schatten Allahs über beide Welten", wie er sich selbst nannte, fiel die Habsburger im Osten an und drang 1529 sogar bis Wien vor. Nur der früh eintretende Winter rettete Ferdinand, da, wie der türkische Berichterstatter sagt, „Deutschland das Vaterland des Frostes ist, in dem der Schah der Kälte residiert", vor dessen Nahen die weicheren Orientalen sich nach dem Süden zurückzogen. Karl V. aber führte seinen Krieg gegen den Papst mit den ketzerischen Landsknechten des tapfern Frundsberg und überließ die deutsche Kirche ihrem Schicksal. Hätte Schadenfreude in Luthers Herzen Raum gehabt, so würde sie in den furchtbaren Maitagen, die im Jahre 1527 über Rom kamen, reichlich befriedigt worden sein. Die Landsknechte, die Rom erstürmt hatten, riefen, als Kardinäle verkleidet, vor der Engelsburg, wo Clemens VII. sich barg,

Martin Luther zum Papste aus. Kardinal Cajetan, vor dem Luther zu Augsburg auf der Erde gelegen, wurde in schimpflichem Aufzuge von den Söldnern durch die Straßen geschleift. Einen andern Kardinal trugen sie auf einer Bahre nach dem Kirchhof und drohten ihn in die öffentliche Grube zu werfen, wenn er das ungeheure Lösegeld nicht zahle, das sie begehrten. Einem verendenden Maulesel muß ein vorübergehender Priester die letzte Ölung spenden, mit Hostien und Heiligengebein wird schimpflicher Unfug getrieben. Ihre laut verkündete Absicht aber ist, den Papst zu hängen, sobald die Engelsburg sich ergeben hat. Als Luther die Nachricht von der Einnahme der Stadt erhielt, erkannte er die Hand des Herrn darin, daß der Papst durch den Kaiser gezüchtigt wurde, den er zur Züchtigung Luthers aufgerufen hatte. So schrieb er am 13. Juli 1527 an Hausmann, aber in einem Briefe an Jonas sagt er am 11. November, er wünsche, daß Rom nicht niedergebrannt werde, denn ein solches portentum wäre auch ihm zu entsetzlich. Er war durch die Straßen Roms als junger Mönch voll Andacht gewandert und wünschte der Stadt, die er damals bewundert hatte, auch jetzt nichts Böses.

Als so gegen seinen Willen die führerlosen Landsknechte ihn zum Herrn von Rom gemacht hatten, lag es in Karls Hand, der Papstgewalt für immer einen Zaum anzulegen. Nicht deutsche Ketzer, spanische Katholiken waren es, die ihn baten, diese schlimmste Quelle des Verderbens der Völker und der Kirche zu verstopfen, da er es nunmehr könne. Lope de Soria, sein Gesandter in Genua, sagte in einem Berichte: „Sollte der Kaiser in Erwägung ziehen, daß die Kirche Gottes nicht so beschaffen ist, wie sie sein sollte, und daß die Päpste durch ihre weltliche Gewalt kühn gemacht, die Völker zur Empörung und die christlichen Fürsten zum Kriege widereinander treiben, so kann ich nicht umhin, S. Majestät zu erinnern, daß es keine Sünde, sondern im Gegenteil eine verdienstliche Handlung wäre, die Kirche in solcher Weise zu reformieren, daß des Papstes Autorität ausschließlich auf seine geistlichen Pflichten beschränkt werde. Ich bin nun 28 Jahre in Italien und habe bemerkt, daß von all den Kriegen und Unfällen, die ich in dieser Zeit erlebt, die Päpste allein Ursache gewesen sind.“ Der Neffe des Großkanzlers Gattinara aber schrieb in der gleichen Krise: „Wir erwarten die Entscheidung Ew. Majestät, was aus Rom werden und ob da irgend eine Art von apostolischem Stuhl

bleiben soll oder nicht?" So dachten selbst spanische und italienische Staatsmänner; aber wie hätte der bigotte Habsburger, der diese päpstliche Gewalt mit Strömen Blutes den Völkern wieder aufjochte, die sie abgeschüttelt hatten, die innere Freiheit finden können, selbst eine Politik der Befreiung zu treiben. Wie für Deutschland, so bedeutete auch für Italien sein Regiment bleibendes Verderben.

XXVIII

Die Gründung der evangelischen Landeskirchen.

Wild und verworren sah es zu Ende des Bauernkriegs auf Erden aus. Von den Höhen schauten zerstörte Schlösser, in den Tälern rauchten ausgebrannte Klöster. Die Stimmung der Herren hatte sich gegen die Reform gewendet, die der Bürger war unsicher, auch Luther selbst war ein anderer geworden. Die Sturm- und Drangperiode lag hinter ihm. Die Tätigkeit des Reformators nahm eine neue Wendung; er dachte nicht mehr an das Einreißen, sondern an das Aufbauen. All die Jahre war der Donner seiner Streitschriften über die deutschen Lande gerollt, jetzt kamen Gottesdienstordnungen, Kirchenordnungen, Schulordnungen, Traubüchlein, Taufbüchlein, Katechismen, Visitationsartikel, Kirchenlieder, Postillen und Gesangbücher an die Reihe. Das Schwert ward zur Pflugschar umgeschmiedet, der Agitator wurde zum Pfarrherrn und Seelsorger. Zu tun fand er genug. Das Reich hatte seine Hand von der religiösen Frage zurückgezogen. Die einzelnen Territorien mußten sich jetzt selbst helfen. Während die Trommel gerührt wurde und die Landsknechte unter Frundsberg auszogen, um dem Papste alle Unbilden heimzuzahlen, die er an Deutschland verübt hatte, organisierten sich in Deutschland selbst die einzelnen evangelischen Landeskirchen.

Hätte Luther zur Organisation der Kirche im Jahre 1520 die Vollmacht erhalten, er würde ohne Zweifel bei diesen neuen Schöpfungen wie Zwingli ausgegangen sein von dem Gemeindeprinzip, dem Prinzip des allgemeinen Priestertums, aber zwischen seiner Schrift an den christlichen Adel und der Vollmacht, die ihm sein Kurfürst erteilte, lagen Sickingen und der Bauernkrieg. Der christliche Adel hatte ihm nicht Wort gehalten und das deutsche Volk hatte ihn enttäuscht. Der wüsteste apokalyptische Radikalismus, die tollste Schwarmgeisterei hatte bei der Masse größern Anklang gefunden als die klare und nüchterne Lehre des Evangeliums. Noch in

seinem Unterricht auf die zwölf Artikel der Bauernschaft im Jahre 1525 empfahl Luther die freie Pfarrwahl, die die Bauern begehrten. Nach dem Verlauf der Bauernbewegung konnte kein Verständiger mehr daran denken, die Organisation der Gemeinden diesen selbst zu überlassen; wo man es bereits getan hatte, war der gemeine Kasten leer geblieben und die Pfarrwahl hatte Zerwürfnisse und Unordnungen unter den Bürgern im Gefolge gehabt. Aber auch die Erfahrungen mit dem christlichen Adel deutscher Nation waren nicht besser. Das zwar hatte dieser christliche Adel wunderbar rasch begriffen, daß die Kirchengüter, die seine Vorfahren gestiftet hätten, in ihre Hand gestellt werden müßten. Aber den Nachsatz wollten sie nicht hören, daß der Ertrag dieser Güter auch künftig für Unterhaltung von Pfarren und Schulen zu verwenden sei. So war die Folge der Konfiskation des Kirchengutes nur, daß die Pfarren verfielen und die Schulen aufhörten. Völlige Verarmung und Verwilderung der Priester war das Ende. So riet denn Luther, nach den Erfahrungen, die er der Reihe nach mit Bischöfen, Rittern und Bauern gemacht hatte, die Reform in die Hände der Fürsten zu legen. Es sei jetzt, meinte er, eine Zeit wie die, da die arianischen Irrungen die Kirche spalteten. Damals habe auch Kaiser Konstantinus sich der Sachen annehmen müssen.

Am liebsten hätte er einen Reichstag entscheiden lassen, allein nachdem das Reich selbst sich zu schwach erklärte, eine gemeinsame Ordnung herzustellen und die ganze Frage den Territorien überließ, wer blieb da übrig als die Fürsten? Luther seinerseits rechtfertigte nur eine Tatsache, die die Verhältnisse so gebracht hatten, wenn er behauptete, der landesherrlichen Gewalt sei auch die Pflege der Religion befohlen. Er entkleidete die Kirche als Anstalt ihres mystischen Charakters. Das corpus mysticum ist die unsichtbare Kirche, die mit den irdischen Kirchen nicht identisch ist. So flehte er die Fürsten an, sie möchten sich aus Liebe um Gottes willen der Sachen annehmen. Nach dem „Amt der Liebe“ soll jeder tun, was er der Kirche Christi tun kann; gerade zu diesem Dienste aber sind die Fürsten berufen, die allein die Macht haben, ihn mit Erfolg durchzuführen. Indem er in solcher Weise die kirchlichen Angelegenheiten dem geweihten Priestertum absprach und sie in Laienhände legte, kam Luther freilich auf eine sehr nüchterne Auffassung der Kirche. Er meinte, die Kirche sei eine öffentliche Reizung zum Glauben und Christentum; deshalb seien die Fürsten zur Leitung der Kirche von Amts wegen verpflichtet, wenn auch die Sorge für den Glauben nicht zu ihrer

Vollmacht gehöre. Die sichtbare Kirche sei kein Mysterium, das geistlicher Hände bedürfe, sondern eine bürgerliche Sache, zu der die Obrigkeit, wie zu jeder andern öffentlichen Angelegenheit, Recht und Vollmacht habe. Es war das ein Notbehelf und mit früheren Äußerungen des Reformators über die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt nur schwer in Einklang zu bringen. Aber Luthers praktischer Sinn stellte sich auch einmal über das Prinzip, wenn die schlechte Wirklichkeit es gebieterisch verlangte. Hätte man eine reife Gemeinde gehabt, man hätte nach dem Grundsatz vom allgemeinen Priestertum ihr die Leitung des kirchlichen Wesens in die Hand gelegt. Im Jahre nach dem Bauernkriege, nach den Saturnalien der himmlischen Propheten, konnte daran kein verständiger Mann mehr denken, und so war es ein gewiesener, nicht ein gewählter Weg, den Luther betrat. Das jedenfalls stand fest, in dem seit dem Bauernkrieg bestehenden Chaos konnte man unmöglich länger verharren. Am 31. Oktober 1525 schrieb Luther an den Kurfürsten: „Die Pfarren liegen allenthalben elend; da gibt niemand, da bezahlt niemand. Opfer- und Seelenpfennige sind gefallen. Zinsen sind nicht da oder zu wenig, so achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, daß, wo hier nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen von Euer Kurfürstlich Gnaden, wird in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe, noch Schulen, noch Schüler etwas sein und so Gottes Wort zu Boden gehn." Die nötigen Geldmittel, meint er, seien zunächst den Stiftungen zu entnehmen. „Es sind da Klöster, Stifte, Lehen und Spenden und des Dings genug, wo nur Euer Kurfürstlich Gnaden Befehl sich darein begibt, die zu besehen, rechnen und ordnen." Und nicht nur die Rettung der Pfarreien liegt ihm am Herzen, sondern auch die Schulen, „die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst". „Wollen die Ältern nicht," schreibt er am 22. November 1526 an den Kurfürsten, „mögen sie immer zum Teufel fahren. Aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, wird das Land voll wilder, loser Leute. Nun aber in Euer Kurfürstlich Gnaden Fürstentum päpstlicher und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist und alle Klöster und Stifte Euer Kurfürstlich Gnaden als dem obersten Haupte in die Hände fallen, kommen zugleich auch die Pflichten und Beschwerden, solches Ding zu ordnen, denn sich sonst niemand annimmt und annehmen kann und soll." Ein anderer Ausweg als der, die Kirchen zu organisieren kraft der landesherrlichen Autorität, lag überhaupt nicht vor. So sagt Melanchthon ganz bezeichnend: „Wenn der Hof nicht für unsere Verfügungen eintritt,

was werden sie anderes sein als — platonische Gesetze?" Der Kurfürst als „Notbischof", so war Luthers Meinung, sollte im Umkreise seiner Gewalt der Kirche seinen Arm leihen. Damit erst kam die religiöse Bewegung zu einem positiven dauernden Ergebnis. Verstoßen vom Papst, geächtet vom Kaiser, mißbraucht vom Adel, geschändet von den Bauern, fand das Evangelium Schutz bei den Fürsten der Heimat, und so erwuchsen die traulichen Landeskirchen, wie Max Lenz schön ausgeführt hat, keine imponierenden Organismen wie die katholische Hierarchie, aber zur intensiven Bearbeitung der Parzellen geeigneter als der reisige Pomp des Papsttums. An die Stelle des grandiosen Heilsapparates der römischen Papstkirche trat der Kleinbetrieb der evangelischen Pfarrer, die nicht mehr als Gottes Stellvertreter orbi et urbi Vergebung ihrer Sünden verkündeten, nicht mehr zu einer gläubigen Herde sprachen: „ich trinke für euch alle," nicht mehr jeden, der der Kirchenfahne folgte, durch die enge Tür zu führen versprachen, die aber liebevoll dem Unterricht der Kinder, der Pflege der Kranken, der Sorge für die einzelnen Seelen nachgingen und nicht Herren der Gemeinde sein wollten, sondern ihre Diener. Nachdem das Reich selbst erklärt hatte, die brennenden religiösen Fragen möge jeder Reichsstand selbst erledigen und auf eigene Gefahr, blieb den evangelischen Ständen nichts übrig, als daß jeder Reichsstand sein Gebiet kirchlich organisiere. Das war nicht die Absicht des Speyerer Abschieds gewesen, aber es war seine notwendige Folge. Daß es bei der bestehenden Auflösung nicht bleiben könne, war gewiß. Zwar in den Städten hatten sich bei der Freude an der neuen Lehre die Verhältnisse bald glatt geordnet, aber der rohe und eigennützige Adel und die furchtbar verbitterten und verwilderten Bauern forderten ein Einschreiten dringend heraus. Luther hatte schon seit Jahren eine Kirchenvisitation verlangt, da sich die Klagen der Pfarrer gegen die Bauern entsetzlich mehrten und hier nur die Obrigkeit Abhilfe schaffen konnte. Jetzt endlich drang er damit durch. Nachdem 1526 mit zwei Ämtern eine Probe gemacht worden war, wurde im Juli 1527 durch die Theologen Melanchthon, Mykonius aus Gotha, Menius aus Erfurt und drei weltliche Räte eine Visitation in ganz Thüringen vorgenommen. Die Unordnung und Verwahrlosung der Gemeinden, die man dabei entdeckte, übertraf noch die schlimmsten Erwartungen. Auf Grund der gemachten Erfahrungen verfaßte nun Melanchthon im März 1528 seinen „Unterricht an die Visitatoren und Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen". Luther schrieb dazu eine noch heute beachtenswerte

Vorrede, in der die Gesichtspunkte angegeben waren, nach denen bei der Visitation zu verfahren sei. Die Visitatoren sollten Pfarrer und Laien lehren, „wie man lehre, glaube, liebe, wie man christlich lebe, die Armen versorge, die Schwachen tröste, die Wilden strafe und was mehr zu solchem Amt gehöre“. Ostern 1528 konnte dieser „Unterricht“ ausgegeben werden, auf Grund dessen von da an die Visitationen stattfanden. Es handelte sich dabei zunächst darum, genau zu konstatieren, welches der wirkliche Zustand des kirchlichen Wesens in Kursachsen sei und den Klagen der Pfarrer über die Gemeinden, wie denen der Gemeinden über die Pfarrer, abzuhelfen. Dann sollte auch die Lehrform von Obrigkeits wegen aufgestellt werden, an die die Pfarrer sich zu halten hätten, und auch zu diesem Zwecke setzte Melanchthon einen kurzen Abriß der evangelischen Lehre in lateinischer Sprache auf. Die evangelischen Polterer freilich, die die Aufgabe der evangelischen Kanzel darin sahen, gegen das Papsttum zu eifern, der Gemeinde, wie sie sagten, nicht nur die Weide, sondern auch den Wolf zu weisen, fanden sich wenig erbaut von dem Ernst, mit dem Magister Philippus auf die Schäden in ihren eigenen Gemeinden hinwies. Da Melanchthon schon bei seiner ersten Visitation die Pfarrer anwies, sie sollten eifrig das Gesetz predigen, trat der eitle Agricola als Vertreter des wahren Luthertums auf, indem er mit großem Lärm verkündete, nicht das Gesetz, sondern das Evangelium habe der evangelische Pfarrer zu verkünden. An dem Laster der Bescheidenheit litt der Magister Eisleben nicht. Im Gegenteil lag der tiefere moralische Grund dieses ersten Lehrstreits innerhalb der evangelischen Partei darin, daß Agricola nicht begriff, wie man sein Licht in dem kleinen Eisleben unter den Scheffel stelle, während er sich für berufen hielt, an der Universität auf höherem Gerüste zu glänzen. Als bereit gestellte Mittel für die Hebung Wittenbergs nun nicht, wie er gehofft, zur Dotierung einer Professur für ihn, sondern zur Aufbesserung Melanchthons verwendet wurden, beschuldigte er den glücklicheren Rivalen des Rückfalls in den Papismus, da nicht durch die Predigt des Gesetzes, sondern durch die Verkündigung des im Evangelium angedrohten Zornes Gottes wahrhafte Buße gewirkt werde. Für diesmal wurde der häßliche Handel durch eine Konferenz zu Torgau beigelegt, aber so sehr war man überall der Meinung, die Evangelischen seien bis jetzt Antinomisten gewesen, daß die katholischen Theologen triumphierten, die Wittenberger „kröchen zurück“ und selbst der Kurfürst war bedenklich, ob die Predigt des Gesetzes nicht halber Papismus sei. Daß Melanchthon den Seelsorgern

verbot, die Absolution zu erteilen, wo man keine Buße wahrnehme, und abriet, das Abendmahl zu spenden ohne vorangegangene Beichte der Kommunikanten, wollte gleichfalls vielen als Rückfall in das Papsttum erscheinen. Da Agricola später den Streit erneuerte, können wir dort auf denselben eingehn. Für jetzt trat Luther so völlig auf Melanchthons Seite, daß er die Gesetzespredigt sogar für noch wichtiger erklärte als die Glaubenspredigt, da es der Bösen viel mehr seien als der Frommen. Vollends in die Schulen will Luther solche Kontroversen am wenigsten getragen wissen. In dem Visitatorenunterricht von 1528 wird der Schulmeister ausdrücklich angewiesen: „Soll nicht von Habersachen sagen. Soll auch die Knaben nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen.“ So gab es für den Pädagogen eine Grenze, an der die Polemik stillzuhalten hatte, auch wenn sie an anderm Orte nötig und nützlich erschien. Dem mißtrauisch gemachten Kurfürsten erwiderte Luther: „Daß die Widerwärtigen rühmen, wir kröchen zurück, ist nicht groß zu achten; es wird wohl still werden. Wer was Göttliches fürnimmt, der muß dem Teufel das Maul lassen dawider zu plaudern und zu lügen, wie ich bisher hab tun müssen.“ Es war auch ganz gut, wenn Genußmenschen wie Agricola nachgerade zu fühlen bekamen, es genüge, um ein evangelischer Pfarrer zu sein, nicht, gegen die Greuel des Papsttums zu poltern. Die Zeit des Kirchensturms war zu Ende, man ging mit Ernst an den sittlichen Aufbau der Gemeinden. Zugleich mit der Visitation wurde ein ständiges kirchliches Aufsichtsamt eingeführt, indem man den Pfarrern der vornehmsten Städte die Aufsicht über die umliegenden Bezirke übertrug. Eine Hauptsorge war dabei für Luther die Pflege des Schulwesens, das er schon längst den Magistraten der Städte ans Herz gelegt hatte. Auch Mädchenschulen suchte Luther, wo es möglich war, zu gründen. Schon in einer Auslegung des Psalms 127 für die Christen zu Riga und Livland vom Jahre 1524 wies Luther darauf hin, wie viel man früher für die Bettelmönche und Bischöfe gegeben habe; möge man doch jetzt Prediger und Lehrer nur halb so bedenken, damit die Jugend christlich erzogen werde. Die gleiche Sorge veranlaßte im selben Jahre seinen Aufruf: „An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.“ In seiner fröhlichen Weise sagt er da der Nation, daß auch für Völker und Reiche nicht alle Tage gut Wetter sein werde. „Lieben Deutschen! Kauft, weil der Markt für der Tür ist; sammelt ein, weil es

scheinet und gut Wetter ist, braucht Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkompt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest, aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland: hin ist auch hin; nu haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist hin; sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet, denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Drumb greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann. Faule Hände müssen ein böses Jahr haben." Auch einen Schulplan für die Volksschule entwirft er. Aber während Schwärmer wie Kettenbach und Eberlin sogar Hebräisch und Griechisch in den Volksschulen gelehrt wissen wollten, verliert der aus dem Volke hervorgegangene Reformator die wirkliche Lage des gemeinen Mannes und seine Bedürfnisse keinen Augenblick aus dem Auge. „Meine Meinung ist," schreibt er in der Schrift an die Ratsherrn, „daß man die Knaben des Tags eine Stunde oder zwei lasse zu solcher Schule gehen und nichtsdestoweniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides miteinander gehe, weil das Volk jung ist und warten kann. Also kann ein Maidlein ja so viel Zeit haben, daß es des Tags eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seines Geschäftes im Hause wohl warte." Auch in einer Predigt von der Feste Koburg kam er auf diese Frage zurück und legt dem Ratsschreiber Spengler, dem er sie widmet, den Jugendunterricht ans Herz. „Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen." Auch persönlich wurde er nicht müde, Achtung vor dem Stande der Lehrer einzuschärfen. „Ich halt, daß ein frommer Schulmeister am jüngsten Tag werde über alle Päpste gehen." Für das höhere Schulwesen hatte Luther in Magister Philippus den besten Organisator neben sich. Zuerst der Magistrat von Nürnberg, dann zahlreiche andere städtische Obrigkeiten und Landesfürsten haben sich Melanchthons Hülfe bei Organisation ihres höheren Schulwesens bedient, und durch ihn wurde aus dem halbheidnischen Völkchen der Humanisten der würdige Stand evangelischer Schulmänner, wie Melanchthon selbst in dieser verdienstvollen, stillen Tätigkeit der magister Germaniae geworden ist. Im Jahre 1526 eröffnete Melanchthon das von ihm organisierte Gymnasium in N ü r n b e r g mit einer Weiherede, und in solchen Gymnasien fanden nun die Humanisten die Stelle, an der

sie sich der Arbeit Luthers eingliedern konnten. Die „Verschulung" des deutschen Humanismus beginnt; in Straßburg Sturm, in Nürnberg Camerarius und Hesse, in Sachsen Melanchthon, Nesen und andere große Pädagogen werden die Väter des evangelischen Gymnasiums. Indem der Territorialherr alle diese Bildungsaufgaben auf seine Schultern nimmt, wird sein Staat zur Erziehungsanstalt und tritt in die Lücke ein, die der Zusammenbruch der Kirche hinterlassen hatte. Erst jetzt ist das Territorium ein Staat und sein Fürst mehr als ein bloßer Lehnsträger.

Im Herbst 1528 fand die erste Generalvisitation in Kursachsen statt. Vier gemischte Kommissionen, Beamte und Theologen, bereisten je einen Kreis. Im Kurkreis befand sich dieses Mal Luther selbst unter den Visitatoren. Freilich konnten Luther und Melanchthon sich nicht lang an diesem Geschäfte beteiligen, da die Universität unter ihrer Abwesenheit allzusehr litt. Über hundert Studenten verließen die Universität, da für Melanchthon kein Ersatz vorhanden war. Im Laufe der Zeiten waren es namentlich Justus Jonas und Bugenhagen, die sich als besonders geschickt zu diesen Visitationsgeschäften erwiesen. Die Erfahrungen, die man machte, waren sehr unerfreulicher Art. „Hilf Himmel!" schreibt Luther in der Vorrede zum kleinen Katechismus, „wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakramente genießen, können weder Vaterunser, noch den Glauben, noch zehn Gebot, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue; und nun das liebe Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." So klagt Luther, daß die Pfarrer der Vespern, Nonen und Matutinen, des unnützen Geschwätzes der sieben Gezeiten, los seien, das sei ihnen schon recht, aber keinem falle es ein, die ersparte Zeit auf Studium der Schrift zu verwenden, keiner kaufe, keiner lese ein Buch, oder lasse Predigt und Unterricht sich angelegen sein, oder bete auch nur für die ihm anvertraute Gemeinde. Pfarrherrn könne man die meisten gar nicht nennen, sondern nur Pfründnießer. Es gab Geistliche, welche ihre Pfarrkinder nach deren Belieben auf evangelische oder katholische Weise bedienten. Einer, ein alter Mann, konnte sich kaum auf das Vaterunser und das credo besinnen, war aber ein im ganzen Lande begehrter Teufelsbanner. Andere betrieben neben der Seelsorge eine Schankwirtschaft und die Kirche diente

zum Bierkeller. Auf das Verlangen an die Gemeinde, ein jeder solle wenigstens das Vaterunser lernen, erwiderten die Bauern, das sei ihnen zu lang. An einem andern Orte machte man Musik, um den Gottesdienst zu stören. So waren die Herden wie die Hirten. Selbst Handwerker waren im Verlauf der schwärmerischen Bewegung in den geistlichen Stand eingedrungen und ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte, meldete sich um eine Pfarrstelle. An einem Ort versah ein Leineweber, der sich gern reden hörte, gegen eine Entschädigung von zwei Gulden im Jahr das Predigeramt. Aber auch vornehme Domherren lernten die Visitatoren kennen, die weder etwas von Theologie wußten, noch lateinisch verstanden. Von einem erzählte Luther, einem adeligen Herrn, der las am Altar aus dem Meßbuch statt gloriam, erst glim, dann glam, bis er glücklich sein gloriam herausstotterte. Luther aber machte, als er wieder im Wagen saß, den Vers:

Glim, glam, gloriam,
Die Sau hat einen Chorrock an.

So war es an vielen Orten. Die Visitationsprotokolle wiederholen in trauriger Monotonie: Die Gebäude verfallen, Kirchen und Schulen stehen leer, die Geistlichen sind hungrig, unwissend, gleichgültig, sittlich verwildert. „Die Bauern,“ schreibt Spalatin, „lernen nichts, wissen nichts, beten nicht, kommunizieren nicht, als ob sie aller Religion bar wären. Wie sie das Papsttum verachtet haben, verachten sie uns!“ Solche Schilderungen beweisen freilich die betrübenden Folgen der größeren Freiheit, die eingerissen war, seit die zuständigen Bischöfe von Brandenburg, Magdeburg und Meißen nicht mehr in der Lage waren, ihre Aufsicht auszuüben. Namentlich von den ausgesprungenen Mönchen klagt Luther, die wenigsten hätten ihren Mönch im Kloster gelassen. Das zehnjährige Interregnum und all der Kampf hatte freilich schädlich gewirkt bei einem Geschlechte von Priestern, das im Werkdienst aufgewachsen war und geistige Interessen nicht kannte. Dennoch ist es lächerlich, wenn man in diesen Berichten ein Zugeständnis Luthers hat sehen wollen, daß die Reformation sofort die Barbarei nach sich gezogen habe. Das sind nicht Luthers Schüler, die hier charakterisiert werden, sondern es sind die alten Mönche und Leutpriester der katholischen Kirche. Nach fünfundzwanzig Jahren war es nicht mehr so. Da war kein Mangel mehr an geistlichem Eifer. Eher war die Not des Gegenteils zu beklagen.

Luther suchte nun nach Kräften der großen geistlichen Unwissenheit, die er hatte kennen lernen, entgegenzuwirken, indem er sich daran machte, dem Volk einen Leitfaden in die Hand zu geben. Als er den katechetischen Stoff mit Fleiß und Andacht zusammentrug, hatte er vor, sofort einen Katechismus für das Volk zu schreiben, den er nach seinen Grundrissen sich sofort auf Tafeln skizziert, die er an die Wand hängt. Aber der Stoff schwoll ihm an. Auch sah er, er müsse die Lehrer ausführlich erst orientieren, ehe sie ein solches Kompendium mit Nutzen würden verwenden können. Durch eigene Katechismuspredigten machte er sich selbst den Stoff ganz vertraut. Im Winter 1529 gestaltete er dann diese mehrmals gehaltenen Katechismuspredigten zu einem Buche, das den Predigern den zu behandelnden Stoff darbot und das nach Mitte April unter dem Titel „Deudsch Catechismus Martini Luthers“ im Druck erschien. Der große Katechismus sollte den Pfarrern eine Anleitung geben, wie sie die Hauptlehren des Evangeliums zu verstehen hätten und wie sie dieselben der Gemeinde in Vorträgen oder den Kindern im Unterricht deutlich machen sollten. Der Gang des Unterrichts ist bereits gegeben, aber eine Fassung des Stoffs in Fragen und Antworten gibt der große Katechismus noch nicht, sondern nur gelegentliche Anleitungen, welche Fragen an jedem Ort zu stellen sind. Die Hauptstücke sind ihm die zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser; dazu kommt die Taufe und das Abendmahl. In einer neuen Ausgabe, die im selben Jahre erschien, fügte Luther noch eine kurze Vermahnung zur Beichte hinzu. Nach dieser Darlegung des Lehrstoffs hätten die Lehrer die Fragen und Antworten wohl auch selbst formulieren können. Aber Luther wußte am besten, daß „geschickte Köpfe“ unter den Pfarrern nicht allzu häufig waren. So gibt er im kleinen Katechismus selbst den Stoff in der Form von Fragen und Antworten, so daß auch für die Pfarrer der Unterricht so bequem als möglich sich gestaltete. Das kleine Buch, das stets wegen seines klaren Gangs und seiner kindlichen Sprache gerühmt worden ist, war das Ergebnis vieljähriger Versuche. Die Tafeln, auf denen Luther den Inhalt der einzelnen Hauptstücke skizziert hatte und die zur steten Nachbesserung an der Wand seiner Stube hingen, waren, wenigstens zum Teil, in niederdeutscher Sprache verfaßt, wohl zur Erinnerung für ihn selbst, um nirgend aus der Vorstellungswelt des gemeinen Manns herauszufallen. Auch die erste Buchausgabe, die wahrscheinlich von Bugenhagen besorgt wurde, ist niederdeutsch. Sie trägt einfach den Titel „Eyn Katechismus“. Die ältesten

Ausgaben des hochdeutschen kleinen Katechismus, die wir kennen, sind aus dem Frühjahr 1529. Nach dieser Vorgeschichte ist das kleine Buch das Ergebnis sorgfältiger Arbeit und vielfacher praktischer Versuche, nicht am Schreibtisch ausgearbeitet, sondern geboren aus dem Verkehr mit den Kindern und selbst schon ein Ergebnis liebevollen Unterrichts. In der Anweisung zum Gebrauche, die dem Katechismus beigegeben ist, heißt es, es solle künftig hauptsächlich der Katechismus getrieben werden, um den Stand der christlichen Erkenntnis zu heben und Luther gibt da die höchst pädagogische Regel, der Lehrer solle die Hauptstücke, zehn Gebote, Vaterunser und so weiter, fort und fort wiederholen, und zwar, um das Gedächtnis fest und sicher zu machen, ohne jede Variation. „Daß der Prediger vor allen Dingen sich hüte und meide mancherlei oder anderlei Text und Form der zehn Gebot, Vaterunser usw., sondern nehme einerlei Form vor sich, darauf er bleibe und dieselbige immer treibe. Wenn du bei den Gelehrten und Verständigen predigest, da mögest du deine Kunst beweisen und diese Stücke so bunt und kraus machen und so meisterlich drehen, als du kannst.“ Zu häufiger Erörterung empfiehlt Luther namentlich die Stücke, die dem Volke am meisten not tun, so das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“, für Handwerker, Händler, auch Bauern und Gesinde u. dergl. Nicht nur der Pfarrer und Lehrer, sondern auch der Hausvater soll mit seinen Kindern diese Hauptstücke treiben und sie abfragen. Für diesen Hausgebrauch enthielt der Katechismus auch ein Morgen- und Abendgebet, und ein Gebet vor und nach Tisch, das der Hausvater die Seinigen lehren solle, ferner eine Haustafel, d. h. Sprüche für Obrigkeit, Eheleute, Eltern, Kinder, Knechte, Mägde, Arbeiter, Hausherrn und Hausfrauen, die gemeine Jugend, samt den allen Christen geltenden Weisungen: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“ oder „Tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen.“

Ein jeder lern' sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

So war der Katechismus nicht bloß ein Buch für die Schule, sondern für jedes Haus. In seiner schlichten, kindlichen und doch zugleich markigen Sprache und in der Art, wie der weite Stoff in den knappsten Raum hineingebändigt ist, gehört dieses kleine Büchlein zu den größten Werken des großen Meisters, das auf Jahrhunderte hinaus sein Volk in Lehre und Zucht genommen hat wie vielleicht kein anderes Buch der Welt. Wenn einer, so ist Luther ein Lehrer seines Volks durch dieses Buch

geworden. Die Freunde wußten auch recht wohl, was ihnen Luther da biete. „Luthers kleiner Katechismus," urteilt Justus Jonas, „ist wohl nur ein klein Büchlein, das man um sechs Pfennige kaufen kann, aber sechstausend Welten vermögen ihn nicht zu bezahlen." Johann Mathesius aber schrieb: „Wenn Luther in seinem Lauf sonst nichts Gutes gestiftet hätte und ausgerichtet, denn daß er beide Katechismen in Häuser, Schulen und auf den Predigtstuhl gebracht, und das Gebet vor und nach dem Essen, und wenn man schlafen geht und aufsteht, so könnte ihm das die ganze Welt nimmermehr genugsam danken und bezahlen." *) Wenn manche zu Zwingli neigenden Städte den kleinen Katechismus nicht einführten, so kam das daher, daß sie meinten, derselbe trage die Eierschale der Papstkirche, aus der er ausgekrochen, noch allzu deutlich an sich. In der Tat schärft er Bräuche ein, die Calvin sogar mit Geldbußen und Gefängnis heimsuchte. Der Abschnitt, wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren morgens und abends sich segnen, schreibt beispielsweise vor: „Des Morgens, so du aus dem Bette fährst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz und sagen: ‚das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist'. Des Abends, wenn du zu Bette gehst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz und sagen: ‚das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist'." Auch für die Privatbeichte, die Karlstadt verwarf, sind Formulare beigegeben. Das Pfarrkind soll zum Beichtiger sprechen: „Würdiger, lieber Herr, ich bitte euch, wollet meine Beichte hören und mir die Vergebung sprechen um Gottes willen." Aus Luthers Brief an die Frankfurter, 1532, erfahren wir, daß in Süddeutschland diese Wiedereinführung von „hochwürdigen Herrn" wie ein Abfall vom allgemeinen Priestertum empfunden wurde und wirklich lagen hier Punkte vor, die ganz abgesehen vom Abendmahl, starke Meinungsverschiedenheiten mit den Süddeutschen begründeten.

Wenn Luther mit diesem Buche jedem Hause einen Wegweiser gab, wie man christlich glaube, liebe und lebe, so wußte er doch recht wohl, daß der beste Wille der Pfarrer der stumpfen Böswilligkeit des Landvolks gegenüber nichts ausrichten werde, wenn die Obrigkeit nicht mit ihrer Unterstützung der Lehre und Predigt zu Hilfe komme. Der Staat aber war damals weder so blöde, noch so doktrinär, daß er behauptete, er habe kein Recht mehr einen vierzehnjährigen Buben in seine Christenlehre zu zwingen. Vielmehr sagt Luther rund und bündig: „Welche es aber nicht

*) Vgl. Buchwald, Doktor Martin Luther. S. 321.

lernen wollen, daß man denselbigen sage, wie sie Christum verleugnen und keine Christen sind, sollen auch nicht zum Sakrament gelassen werden, kein Kind aus der Taufe heben, auch kein Stück der christlichen Freiheit brauchen, sondern schlechts dem Papst und seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst hingeweiset sein. Dazu sollen ihnen die Eltern und Hausherrn Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürst aus dem Land jagen wolle. Denn wiewohl man niemand zwingen kann noch soll zum Glauben, so soll man doch den Haufen dahin halten und treiben, daß sie wissen, was recht und unrecht ist; denn wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, deß er genießen will, Gott gebe, er gläube oder er sei im Herzen für sich ein Schalk oder Bube." In unsere modernsten Prinzipien paßt das schlecht, allein Luther wußte wohl, daß, wollte man die Kirche auf ihre moralischen Mittel verweisen, sie bei der großen Masse lang warten könnte und daß die große Menge des Polizeistocks nicht entraten könne. Darum wollte er keinen unter das Gesetz der Freiheit gestellt wissen der von Rechts wegen unter das Gesetz der Rute gehört.

In einer ungleich längeren und mühsameren Arbeit wurde nun auch die Kultusreform abgeschlossen, die seit dem Jahre 1522 Luthern unausgesetzt in Anspruch nahm. In Wittenberg selbst wollten die Anhänger des Alten, zumal die Glieder des Allerheiligenstifts, von ihrem katholischen Ritus durchaus nicht lassen, obgleich Justus Jonas Propst und Amsdorf Mitglied des Kapitels war, während anderseits in der Zeit des Kirchensturms jedes Dorf sich seinen eigenen Brauch eingerichtet hatte. Eine gewisse Unsicherheit und unbestreitbare Selbstwidersprüche in Luthers Verhalten verschleppten diese Reform sehr zu ihrem Nachteil, doch war der letzte Grund seines Zögerns die gewissenhafte Sorge, an Stelle des in seiner Weise vollkommenen Alten nicht Stückwerk und Flickwerk zu setzen. Karlstadt, Oekolampad, Zwingli waren mit ihren Gottesdienstordnungen rasch ins reine gekommen. Er aber machte noch im Jahre 1524 darauf aufmerksam, daß eine Änderung der Sprache im Gottesdienst auch notwendig eine Änderung der Kirchenmusik im Gefolge haben müßte. „Es geht nicht an, daß man die Texte übersetze und die lateinischen Noten beibehalte. Es müssen beide, Text und Noten, Art und Weise und Gebärde aus rechter Muttersprache kommen, sonst ist alles ein Nachahmen wie die Affen tun." Er wünschte ein Werk aus einem Guß, das aber brauchte Zeit. Als Luther von der Wartburg zurückgekehrt war, machte

er dem Chaos, das ihm Doktor Karlstadt angerichtet hatte, damit ein Ende, daß er schlechtweg den früheren Zustand wiederherstellte. Die stillen Messen blieben abgetan und im Abendmahl die Formeln, die dasselbe als ein Opfer darstellten, aber sonst blieb der äußere Brauch der alte: die weißen Gewänder, die lateinischen Gesänge und Gebete, die Lichter am Altar, das Empfangen des Sakraments mit dem Munde statt mit den Händen und sogar die Elevation ward wieder hergestellt. Ebenso wurde das Abendmahl wieder sub una ausgeteilt und die, die den Kelch begehrten, erhielten ihn an einem besondern Altar zu gesonderter Stunde. In der Schrift „wider die himmlischen Propheten“ sagt Luther sogar geradezu, er handle so, weil er sich von diesen Leuten nichts wolle abtrotzen lassen. Gerade dem Rottengeiste zum Spott wolle er das Sakrament ein Opfer heißen, obwohl es kein Opfer sei, wolle er das Erheben der Hostie, das in der Klosterkirche gefallen war, in der Pfarrkirche nicht abtun. Auch die Beichte wurde, wenn auch nicht als Sakrament, wieder hergestellt. Als dann aber die Gefahr durch die Schwarmgeister beseitigt war, ließ er doch noch manches Stück des alten Ritus in der Stille verschwinden, weil es keinen Sinn mehr für ihn hatte. Nach welchen Grundsätzen er den Gottesdienst zu reformieren gedachte, sprach er 1523 aus Anlaß einer Anfrage der Gemeinde Leisnig aus in dem Schriftchen: „Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde.“ Drei Mißbräuche hat er dem seitherigen katholischen Kultus vorzuwerfen: „daß man Gottes Wort geschwiegen und allein gelesen und gesungen hat in den Kirchen. Das ist der ärgste Mißbrauch.“ Der andere ist, „daß so viel unchristlicher Fabeln und Lügen, beide in Legenden, Gesang und Predigten hereingekommen sind, daß es greulich ist zu sehen“. Der dritte Mißbrauch aber ist, daß die Leute das Kirchenlaufen für ein gut Werk halten, das Gott an sich schon wohlgefällt, als ob man mit diesem opus operatum die Seligkeit verdienen könne. Statt dieser seitherigen Weise soll die Predigt des Evangeliums in den Mittelpunkt gerückt werden und „das Tönen und Loren“ soll aufhören, „wie bisher in Klöstern und Stiften geschehen, da sie nur die Wände haben angeblehet“. Eine zusammenhängende Lektion aus dem Alten Testament soll dazu dienen, „daß durch tägliche Übung die Christen in der Schrift verständig, läuftig und kundig werden“. „Dazu soll man brauchen der Psalmen und etlicher guter Responsoria, Antiphon (das sind Wechselgesänge), kurz also, daß es alles in einer Stunde ausgerichtet werde oder wie lange sie wollen. Denn man muß die Seelen nicht überschütten,

daß sie nicht müde und überdrüssig werden, wie bisher in Klöstern und Stiften sie sich mit Esels Arbeit beladen haben." Der Zweck des Gottesdienstes ist, daß das Wort in Schwang gehe. „Es ist alles besser nachgelassen denn das Wort und ist nichts besser getrieben denn das Wort." Nach diesen Grundsätzen stellte Luther seine Gottesdienstordnung fest und am zwanzigsten Trinitatissonntag, am 29. Oktober 1525, wurde zum ersten Male in der Pfarrkirche zu Wittenberg diese „deutsche Messe" gehalten. Die Heiligenfeste samt Fronleichnam wurden nicht mehr gefeiert und damit erst kam der Sonntag wieder zu rechter Geltung, der zuvor bei der Masse der Feiertage sich nicht mehr ordentlich hervorgehoben hatte. Statt der Matutinen und Vespern wurden Lektionen aus der Schrift an drei Wochentagen eingeführt, die die Gemeinde mit dem Hauptinhalte der Schrift bekannt machen sollten. Nur die Feste blieben erhalten, die sich auf das Leben des Herrn bezogen, zumal die der Weihnachtszeit und der Passionswoche und die Aposteltage. Einen Zwang wollte der Reformator aber aus dieser neuen Ordnung nicht gemacht haben. Als sein Freund, der Zwickauer Pfarrer Nikolaus Hausmann, den Gedanken anregte, man möge auf einem evangelischen Konzil eine gemeinsame Ordnung beschließen, wies Luther das zurück. Er wolle keine neue Zwangskirche. In Wittenberg selbst ließ er geschehen, daß man in der Klosterkirche im schwarzen Rock Gottesdienst hielt und in der Pfarrkirche im weißen Meßkleid. Als er zu Anfang des Jahres 1526 seine Wittenberger Agende unter dem Titel „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes zu Wittenberg fürgenommen" veröffentlichte, sagte er in der Vorrede ausdrücklich: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, alle diejenigen, so diese unsere Ordnung im Gottesdienste sehen oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nötig Gesetz daraus machen oder jemands Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo und wie lange es die Sachen schicken und fordern." Nachdem am 29. Oktober 1525 die erste deutsche Messe in der Pfarrkirche gehalten worden war, erklärte Luther am folgenden Sonntag, er habe sich so lang gegen die Abschaffung oder Änderung der gewohnten alten Formen gewehrt, „daß ich nicht Ursache gäbe den Rumpelgeistern, die hineinplumpen unbesonnen ... etliche aus guter Meinung, etliche aus Fürwitz". Das heißt, er wolle hundertmal lieber die alte herkömmliche Messe der Kirche feiern, als sich von Karlstadt und derlei Leuten ihre funkelnagelneuen Er-

findungen im Gottesdienst vorbeten lassen. Auch nimmt er nicht ohne Bewegung von dem Meßkanon Abschied, der bis in das vornicänische Zeitalter zurückreicht und an dem so viele Generationen gearbeitet hatten. Aber was sich mit der Schriftlehre nicht verträgt, sagt er: „das soll untergehen und sinken, wenn es gleich ein groß und schön Ansehen hat.“ Dennoch ließ Luther auch jetzt für die Wochengottesdienste die lateinische Messe bestehen, damit die Jugend Latein lerne. Erst ein späteres doktrinäres Geschlecht hat die symbolische Feier des Gesangs- und Gebetsgottesdiensts ganz fallen lassen. Luther hat das nicht gewollt und er hatte recht, daß er es nicht wollte. Er sagt in der Vorrede ganz richtig, die, die nur immer im Geist sich erbauen wollen, die bedürfen der Dinge keins. Aber das gemeine Volk bedürfe der Dinge und „um solcher willen, wollt ich, wo es hilflich und förderlich wäre mit allen Glocken lassen läuten und mit allen Orgeln pfeifen und alles klingen lassen, was klingen könnte“, indem unter diesem Volke viele noch nicht gläubige Christen seien, sondern der größere Teil dahersteht und gaffe, um etwas Neues zu sehen, gerade als ob man unter Türken und Heiden Gottesdienst halte. Nach diesen Grundsätzen also hat er seine reichere Liturgie gestaltet.

Auch seine Postille, die 1526 erst bis zu dem Osterfeste reichte, brachte er in den folgenden Jahren zum Abschluß, und in der Schrift von der deutschen Messe sagt er, wer nicht die Gabe habe, klar und verständig die Schrift zu predigen, solle lieber eine deutsche Predigt aus der Postille vorlesen. In diesem Sinne begünstigte er das Predigtlesen, denn er fürchtete, daß die Schwärmer sich der Kanzel neuerdings bemächtigen könnten und anstatt des Evangeliums wiederum „von blauen Enten predigen möchten“. Wo aber der rechte Geist aus einem Prediger rede, da wolle er nicht hemmen, denn der Geist lehre wohl baß reden, denn alle Postillen. Gegen die einreißende Unsitte, lateinische und griechische Brocken in die Predigt einzumengen, verwahrt er sich; damit mögen sich die Pfarrer untereinander wichtig machen. „Kann ich grekisch, hebräisch, lateinisch, so spare ich's für unser Konsortium. Da machen wir's so kraus, daß sich unser Herrgott darüber wundert.“ In betreff der Meßkleidung blieb es in den Wittenberger Hauptkirchen zunächst beim alten; doch wollte auch darin Luther den Gemeinden Freiheit lassen. Daß diese Freiheit, von der die Dorfpfarrer vielfach Gebrauch machten, auch ihre Schattenseite habe, erfuhr er freilich, „da in den kleinen Städtlein und Dörfern die armen Pfarrherren Röcke anhaben, die ganz zerrissen sind, da niemand

schier weiß, wer Pfarrer, Bürger oder Bauer sei. Da wollt ich viel lieber, der Pfarrherr hätte einen Chorrock an, damit er für eine andere oder höhere Person gehalten werde." An die Stelle der Priesterweihe durch den Bischof trat selbstverständlich die evangelische Ordination. Dieselbe wurde anfänglich in der Gemeinde des zu Ordinierenden, seit 1535 aber in Wittenberg, meist durch Luther selbst, später durch Bugenhagen vollzogen, woraus beiden eine große Geschäftslast erwuchs. Luther unterwarf den Kandidaten einer Prüfung, dann wurde er vor versammelter Gemeinde durch Handauflegung der Amtsbrüder und Ältesten zum Pfarrer geweiht. Das von Luther verfaßte Formular sagt ganz in seiner Weise: „Hier," d. h. im ersten Timotheusbrief, „höret ihr, daß uns nicht wird befohlen, Gänse und Kühe zu hüten, sondern die Gemeinde, so Gott durch sein eigen Blut erworben hat." Bei dem starken Bedürfnis nach Predigern war es noch lange hin unmöglich, sich auf studierte Leute zu beschränken, vielmehr erscheinen Schullehrer, Kantoren, Küster, Bürger und nicht wenige Handwerker unter den Ordinierten. Die gewaltige geistige Bewegung hatte eben auch solchen die Zunge gelöst, und gerade diese Unstudierten werden gar nicht die schlechtesten Pfarrer geworden sein. Über den Geschmack der Bürger bei ihren Pfarrwahlen schüttelt Luther freilich gelegentlich den Kopf. Sie sehen vor allem auf den Vortrag und „daß er ein schön Person sei, den die Maidlein und Fräulein lieb können haben. Daß er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe, daß er redet, was man gern hört".

Mit der gleichen Vorsicht wie beim Gottesdienste ging Luther in der Reform der Bräuche bei der Taufe vor. Im Jahre 1523 verdeutschte er das römische Taufbüchlein, denn wenn der Glaube der Paten bei dem Akte wesentlich ist, so mußten die Paten die Taufgebete auch verstehen. An den Formen selbst aber änderte Luther zunächst noch nichts, damit die Leute nicht meinten, er wolle eine neue Taufe einführen oder die frühere Form für unwirksam erklären. Er behält also die Weisung bei: „Der Täufer blase das Kind dreimal unter die Augen und spreche: ‚fahre aus du unreiner Geist und gib Raum dem heiligen Geist'. Er lege dem Täufling Salz in den Mund und spreche: ‚Nimm das Salz der Weisheit, die dich fordert zum ewigen Leben.'" Es folgt dann der Exorzismus: „Ich beschwöre dich, du unreiner Geist bei dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes (wobei der Priester je ein Kreuz zu schlagen hat), daß du ausfahrest und weichest von diesem Diener Gottes." „Dann lege der Priester seine Hände auf des Kindes Haupt

und bete mit den knieenden Paten ein Vaterunser. Danach nehme er mit dem Finger Speichel und rühre damit das rechte Ohr und spreche: ‚Hephata, das ist, tue dich auf.‘ Zu der Nase und zum linken Ohre sage er: ‚Du Teufel aber fleuch, denn Gottes Gericht kommt herbei.‘“ Es folgt dann die Frage, die die Paten beantworten: „Entsagest du dem Teufel? Ja. Und allen seinen Werken? Ja. Und allem seinem Wesen? Ja. Ebenso wird das Bekenntnis zu den drei Hauptsätzen des Glaubens von den Paten verlangt, nicht aber das ganze Apostolikum verlesen. Nach der Taufe folgt noch die Salbung, indem der Priester dem Kindlein ein Kreuz mit Öl auf dem Scheitel macht, ihm die Haube statt des Taufkleides anzieht und ihm eine Kerze in die Hand legt mit den Worten: „Nimm dies brennende Licht und bewahre deine Taufe unsträflich, auf daß, wenn der Herr kommt zur Hochzeit, du ihm mögest entgegengehn samt den Heiligen in den himmlischen Saal und du das ewige Leben habest. Amen.“ Mit seinem Standpunkt der Glaubensgerechtigkeit glich Luther die Erneuerung dieses Zeremonialdienstes so aus, daß er versicherte, auf den Glauben der Anwesenden komme doch alles an und es könne auch ohne alle diese Bräuche eine rechte Taufe stattfinden. „Das sind nicht die rechten Griffe, die der Teufel scheut oder fleucht. Er veracht wohl größere Ding; es muß ein Ernst hie sein.“ Haltbar war diese überlebte Form aber nicht und schon nach kürzerer Zeit ließ Luther ein neues Ritual folgen in dem Schriftchen: „Wie man recht und verständlich einen Menschen zum Christenglauben taufen soll.“ Hier hat er bereits die Salbung und andere Zeremonien weggelassen und 1526 veröffentlicht er das neue Taufbüchlein, in dem Öl, Salz, Speichel völlig wegfallen und nur der Exorzismus, doch mit starker Kürzung der Worte, über die neutestamentlichen Taufformeln hinausgeht. Das Glaubensbekenntnis wird nicht wörtlich verlesen, sondern dem Inhalte nach kurz zusammengefaßt; auch die agendarische Verlesung im Gottesdienste verlangte er nicht, sondern ließ darin dem Geistlichen volle Freiheit. Die vielen unnötigen Anfragen über solche Dinge konnten ihn gelegentlich ungeduldig machen. Als einer ihm die Anfrage eines Freundes bestellte, ob man auch mit warmem Wasser taufen dürfe, erwiderte er: „Antwortet dem Tropfen, Wasser sei Wasser, es sei kalt oder warm.“

Neben dem Taufbüchlein schrieb Luther auch ein Traubüchlein, obwohl er in die gewohnten Hochzeitsbräuche der einzelnen Gemeinden

nicht eingreifen wollte. „‚So manches Land, so manche Sitte,‘ sagt das gemeine Sprichwort. Demnach, weil die Hochzeit und Ehestand ein weltliches Geschäft ist, gebühret uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und des Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigen's und bieten sie auf auf der Kanzel zwei oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herren und Rat schaffen und machen, wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehrt, vor der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbige zu tun.“ In dieser Weise ließ er auch bei den sogenannten „statarischen Bestandteilen“ des Gottesdienstes, an die heute kein Geistlicher rühren darf, unbedenklich große Freiheit und versichert überhaupt, daß er seinen Brauch niemanden aufdrängen wolle. Dennoch erklärt auch er es für eine Pflicht des Landesherrn, zwiespältige Predigt zu verhindern, damit der Friede in den Gemeinden nicht gestört werde. An einem Orte darf nur einerlei Predigt sein. Darum habe der Rat in Nürnberg recht getan, die Klöster zu schließen. So trug man noch eine Weile die private Ausübung katholischer Sitte, bald aber wiesen die Protestanten die Katholiken aus dem Lande, wie die Katholiken die Protestanten verjagten oder verbrannten. Ist die ewige Seligkeit von der rechten Lehre abhängig, so darf die falsche nicht geduldet werden. Die Duldung fängt bei den Fürsten dieser Zeit da an, wo ihre Gewalt ein Ende hat. Toleranz in modernem Sinne war diesem Geschlechte so unbekannt, wie Luftschiffahrt oder Telegraphie. Für jetzt, meint Luther, könne man die übergebliebenen Mönche so dulden, „daß man ihnen wie den Juden erlaube, in verschlossenen Synagogen ihre Lästerung zu treiben“. Aber in einem Briefe vom 26. August 1529 redet er bereits dem Zwang zum Kirchenbesuche das Wort. Man dürfe rohe Lästerer in die Kirche treiben, daß sie aus der Predigt der zehn Gebote wenigstens das äußerliche Werk des Gehorsams lernen. Die Todesstrafe aber wollte er gegen die Schwärmer und Wiedertäufer nicht verhängt haben, da die katholischen Tyrannen daraus nur eine Entschuldigung für ihr Wüten gegen das Evangelium entnehmen würden. Es genüge, diese Leute auszuweisen.

Die Absicht Luthers bei seiner Kultusreform war gewesen, „den ganzen Papst auszumerzen“, aber im ganzen verfuhr er doch so schonend,

daß den Vertretern der süddeutschen Städte, die 1536 über die Konkordie in Wittenberg mit Luther verhandelten, dieser Gottesdienst völlig papistisch erschien, und von ihm selbst hören wir noch 1541 das Geständnis, daß Laien oder Ausländer, die die Predigt nicht verständen, meinen würden, „es wäre eine rechte päpstliche Kirche und kein Unterschied oder gar wenig gegen die, so sie selbst untereinander haben". Eine große Anziehungskraft hat diese deutsche Messe, die ihrer mystischen Unterlage und ihres symbolischen und musikalischen Hintergrunds beraubt war, auch niemals besessen. Es waren schließlich doch nur Überbleibsel einer zerstörten Welt, die den Predigtgottesdienst verlängerten, ohne ihn zu heben. Der Legat Vergerius konnte in dieser Messe, die die Straßburger und Schwaben papistisch schalten, seinerseits nichts entdecken als etliche Reste eines verstümmelten Kanons und das wüste Gebrüll Luther'scher Lieder, die ihn entsetzten. So tat die Reform, die Luthers sonstige Entschlossenheit vermissen läßt, niemanden genug.

Im ganzen war das Ergebnis der Visitationen tief niederschlagend. Ein großer Freund der Bauern war Luther nie gewesen, dazu kannte er sie zu genau von seinen Bittgängen als Bettelmönch. Diese neuen Erfahrungen aber bestärkten ihn in seiner Abwendung vom Gemeindeprinzip und in seiner Zuwendung zum landesherrlichen Kirchenregiment. Der tatsächliche Zustand der Bevölkerung machte nach seinen Erfahrungen ihr unmöglich, ihr allgemeines Priestertum auszuüben: so blieb nur die amtliche Bevormundung. In der Schrift: „Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde 1523" hatte Luther noch den Gedanken erwogen, ob sich nicht aus dem großen Haufen der Getauften wenigstens ein engerer Kreis derer aussondern lasse, die mit Ernst Christen sein wollen und mehrfach war er seitdem auf diesen Gedanken einer engeren Kirche zurückgekommen. In diesem engeren Kreise, meinte er, könnte man dann auch eine strengere Kirchenzucht handhaben und die neutestamentlichen Ideale einer Gemeinde der Heiligen eher verwirklichen. Mit der Zeit aber hatte er doch auch die Gefahren kennen gelernt, die eine solche Sammlung von Geförderten mit sich ziehe. Von sich wollte er sie nicht veranlassen, sah aber auch nicht viele, „die dazu dringen". Auch fürchtet er, es möchte „eine Rotterei" daraus werden. „Denn wir Deutsche sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leichtlich ist etwas anzufahen, es treibe denn die höchste Not." Die „Sammlung der rechten Christen", die dann die Wiedertäufer vornahmen, brachte ihn vollends von diesen Konventikel-

plänen zurück, die erst später durch den Pietismus wieder aufgenommen worden sind.

Die materielle Existenz der Prediger konnte nicht ohne große Kämpfe sichergestellt werden. Die Visitation hatte ergeben, daß es hohe Zeit sei, die *Klostergüter, Stiftungen und das kirchliche Vermögen* zu retten. Überall streckte der Adel seine gierigen Finger nach dem Kirchengute aus, die Bauern aber behielten die Gefälle und Gülten in der Tasche. Es waren das zum Teil Folgen von Karlstadts Wühlereien, der gepredigt hatte, der wahre Christ nehme nicht wie Luther zweihundert Gulden dafür, daß er predige. Selbst die Pfründen besetzter und unentbehrlicher Pfarreien waren vom Adel okkupiert worden oder die Bürger sagten, es sei kein eigener Prediger mehr nötig. Jeder Christenmensch könne jetzt das Evangelium lehren, da brauche es keiner bezahlten Pfarrer mehr. „Ja man findet wohl etliche Rülze und Filze, auch unter dem Adel, die fürgeben, man dürfe hinfort weder Pfarrherr noch Prediger, man hab's in Büchern und könne es von ihm selber wohl lernen, und lassen auch die Pfarren getrost fallen und verwüsten, dazu beide Pfarrherr und Prediger weidlich Not und Hunger leiden, wie sich denn gebührt zu tun den tollen Deutschen. Denn wir Deutschen haben solch schändlich Volk und müssen's leiden." Luther war aber doch nicht gemeint, es zu leiden, vielmehr bestürmte er den Kurfürsten sehr ernstlich in seinen Briefen und war um so hartnäckiger in dieser Frage, als er den Hofadel im Verdacht hatte, selbst nicht die saubersten Finger zu haben. Papistische Junker, die dem Evangelium so viel Hindernisse bereitet hatten als möglich, bereicherten sich jetzt schadenfroh mit dem Klostergut, das sie den ketzerischen Prädikanten nicht gönnten. Als der Kurfürst gelegentlich nach Wittenberg kam, drang Luther, gegen den Willen der Höflinge, die ihn aufhalten wollten, in das Schlafzimmer Johanns, um ihm Vorstellungen zu machen und drohte, durch eine öffentliche Schrift solche Kirchendiebe an den Pranger zu stellen. Mit den Bauern war es natürlich die gleiche Not. In nächster Nähe Wittenbergs mußte Luther den Schulzen von Zahna fragen: „Ihr könnt keinen Pfarrer bezahlen und haltet doch einen Hirten?" „Ja, lieber Herr Doktor," war des Schulzen Antwort, „des kunnen wir nicht wohl entbehren." Nur mit Hilfe der Amtleute konnte Luther die Fortentrichtung der Gefälle sichern. An ihm lag es nicht, wenn nicht mehr gerettet wurde. Besetzte Stifte wurden nicht aufgehoben, sondern mit Beiträgen für Schule und Pfarre belastet. Auch wenn sie dem Evangelium widersprachen, durften

die Stiftsinsassen bleiben, aber keine neuen Mitglieder aufnehmen. Der Katholizismus stand auf dem Aussterbeetat und mit dem Jahre 1529 konnte die kursächsische Landeskirche als konstituiert gelten.

In einem andern Sinn und, wenn man will, mehr im Geist des Prinzips der evangelischen Kirche hat Philipp von Hessen die kirchliche Organisation der Landgrafschaft Hessen angegriffen. Philipp war ein Enthusiast und auch die schlimmen Erfahrungen des Bauernkriegs hatten den „freudigen Landgrafen“ in seinem Vertrauen zu der Ausführbarkeit einer freien evangelischen Gemeindekirche und in seiner Begeisterung für das allgemeine Priestertum nicht irre gemacht. Während man in Sachsen sich von vornherein auf den Standpunkt stellte, daß der Landesherr auch die kirchlichen Dinge zu ordnen habe, wollte man in Hessen den umgekehrten Weg betreten. Unmittelbar nach dem Speyerer Tag, im Oktober 1526, berief Philipp seine Untertanen geistlichen und weltlichen Standes nach Homberg in Hessen, um sich mit ihnen in Sachen den heiligen Glauben betreffend zu vergleichen. Diese erste evangelische Synode von Homberg war beherrscht von der Beredsamkeit des Franziskaners Franz Lambert von Avignon, den Philipp nach Marburg berufen hatte. Dieser radikale Franzose stellte den Satz auf, jede kirchliche Organisation müsse ausgehen von dem großen Grundsatz des allgemeinen Priestertums. Es solle eine Kirche gegründet werden, die nur aus Gläubigen bestehe, der Rest aber solle, wie zur Zeit der Apostel, die Heidenwelt sein. Den Gang stellte sich Lambert dabei folgendermaßen vor. Eine Zeitlang solle man überall im Hessenlande das reine, lautere Evangelium predigen. Nach einiger Zeit, wenn das Wort ausgegangen sei in alle Lande und alle davon gehört, solle man anfragen, wer eintreten wolle in die gereinigte Kirche. Diejenigen, die den Eintritt verweigern, sind forthin die Heidenwelt; die, die sich zum Beitritt bereit erklären, werden unter die Zahl der Heiligen eingeschrieben. Sie lassen sich's nicht kümmern, wenn sie im Anfang auch nur wenige sind, Gott wird sie schon mehren. Jede so konstituierte Gemeinde wird dann ihren Bischof oder Pfarrer selbst wählen, und zwar ist jeder Bürger von jeder Profession wählbar, wenn er nur sonst ein rechtschaffener, lehrhafter Mann ist und das reine Wort verkündigen will und kann. Jede Gemeinde hat dann auch ihre Diakone, ihre eigene Armenkasse, das Recht, zu exkommunizieren und bußfertige Sünder wieder aufzunehmen, wie es denn überhaupt auf eine strenge Kirchenzucht abgesehen war. Für die gesamte hessische Kirche wird

dann jährlich drei Wochen nach Ostern eine Synode zusammentreten und eine Kommission zur Visitation der einzelnen Gemeinden aussenden. Die Kirchenvisitation ist also nicht wie in Sachsen ein Akt der landesherrlichen Aufsicht, sondern ein Besuch der Gesamtkirche bei der Einzelgemeinde. Das alles sind Ideen, wie sie später in Genf, Schottland, Amerika verwirklicht worden sind. Auch Lambert war kein Deutscher und kannte die Deutschen nicht. Er setzte einen Gemeinsinn, eine Rührigkeit, eine Freude am Organisieren voraus, die der deutsche Bauer nie gehabt hat. Luther urteilte nüchterner. Er kannte seine Leute. Als ihm Philipp den Entwurf seiner Homberger Theologen zusendete, erklärte Luther in einem merkwürdigen Gutachten vom 7. Januar 1527, dazu fehlten ihm die Leute. So in die freie Wahl der Eltern könne man die evangelische Erziehung der Kinder nicht stellen. Man dürfe nicht die zu Heiden machen, die jetzt schon auf Christus getauft seien. Auch findet er den ganzen Entwurf willkürlich und unhistorisch. Als Moses sein Gesetz gegeben, habe er nicht aufgeschrieben, was ihm eingefallen sei, sondern er habe aufschreiben lassen, was seit alter Zeit in Israel „ganghaftig" gewesen sei, und das habe er zugrunde gelegt bei seiner Gesetzgebung. Wenn diese Ideen dennoch in andern Ländern zur Geltung gekommen sind und Lambert von Avignon gleichsam ein Prophet der Hugenottenkirche ist, die ein Menschenalter später in Frankreich erstand, so ist das, weil die Reformation in Genf, Frankreich und Schottland sich im Gegensatz gegen die Obrigkeit durchsetzte. In Deutschland dagegen ging sie von den Fürsten aus. Luther fragte deshalb sofort, wozu Philipp einen solchen Haufen von Gesetzen machen wolle, da doch der Landesherr am einfachsten selbst durchführen könne, was die Notdurft verlange. Der Entwurf sei auf dem Papier wunderschön, aber Vorschreiben und Nachtun sei weit voneinander. „Darum ist diese Maß zu halten: kurz und gut, wenig und wohl, sachte und immeran .... solches ist meine Meinung." Luthers Vorschlag, es sollten erst drei, sechs oder neun Pfarrherren sich über etliche Stücke untereinander einigen und wenn die verabredete Form Anklang finde, solle man successiv weiter vorgehen, schob freilich die Reform viel zu weit hinaus und hätte ohne Zweifel endlose Zwistigkeiten erzeugt. Das Organisieren war eben überhaupt nicht Luthers starke Seite. Anderseits beruhten Lamberts Projekte auf vollkommener Unkenntnis deutscher Art und deutscher Begabung. Seine Ideale mußten schon an dem deutschen Phlegma scheitern. Bald fand denn auch Philipp von

Hessen für richtiger, nach Luthers Rat, die Dinge selbst zu ordnen. Schon 1528 nahm er die sächsischen Visitationsartikel an, er bestellte selbst die Pfarrer und 1531 setzte er sechs Superintendenten ein. An die Stelle der Wahl trat also auch hier der Begriff der Sendung. Der von oben wirkende Instanzenzug tritt an die Stelle des organisierten allgemeinen Priestertums und der Landesherr schickt den Prediger des Evangeliums, die Gemeinde mag ihn wollen oder nicht. In einem Punkt ist indessen der frische Entschluß des jugendlich feurigen Landgrafen der hessischen Kirche doch zugute gekommen. Von dem hessischen Kirchenvermögen wurde durch die größere Raschheit der Reform mehr gerettet als in Sachsen und aus den Überschüssen dotierte Philipp seine neue Universität zu Marburg, um da seine Pfarrer sich selbst zu bilden. Auch das ist zu rühmen, daß Philipp den ausgetriebenen Mönchen und Nonnen Abfindungen in Geld zuwies, statt, wie das andererorten mehrfach geschah, sie einfach auf die Straße zu werfen.

Damit war denn die deutsch-evangelische Kirche begründet und als neue Schöpfung neben die römisch-katholische gestellt. Daß auch sie Menschenwerk und als solches unvollkommen und verbesserungsbedürftig war, hat niemand deutlicher erkannt und ausgesprochen als Luther selbst und dennoch war es auch hier etwas Großes, was er geleistet hatte. Vor ihm waren Meßopfer und Beichtstuhl die beiden Pfeiler der Kirche. Wer sie wegnahm, kam in Gefahr, einen vollkommenen Einsturz herbeizuführen. Luthers starke Hand aber stellte die Kirche auf das Fundament, auf das sie ursprünglich gebaut war, und nun waren jene Pfeiler entbehrlich.

XXIX

Die Lutherbibel.

Bei der Reformation des Kultus und der Verfassung hatte Luther mehr als er sonst gewohnt war kollegialisch mit andern zusammenwirken und zugleich mit alten, ehrwürdigen Mauerstücken bauen müssen; ganz sein persönliches Werk war dagegen die neue deutsche Bibel und der neue deutsche Kirchengesang, die schließlich von größerer kultureller Bedeutung wurden als Agende und Verfassung. Deutsche Bibeln, niederdeutsche und hochdeutsche, hat es schon vor Luther gegeben und seit die Tätigkeit der Bücherpresse begonnen hatte, zählt man bis zum Jahre 1518 vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche Übersetzungen. An das ganze heilige Buch hatte sich aber seit dem Goten Ulfilas noch kein einzelner deutscher Mann gewagt. Auch waren diese deutschen Bibeln Übersetzungen aus der Vulgata, nicht aus dem Urtexte. Sie dienten den protestierenden Sekten, wohl auch solchen Priestern, die ohne sie ihre lateinischen Perikopen nicht verstanden hätten, oder es waren illustrierte Werke für die Reichen. Einen Einfluß auf die Nation hat keine dieser Übersetzungen geübt. Auch eine große Verbreitung können sie nicht gehabt haben, da sie alle zu bibliographischen Seltenheiten geworden sind. Von Seite der Kirche war der Gebrauch der Bibel in der Landessprache den Laien untersagt und in den Prozessen, die gegen die Waldenser in Kurbrandenburg bis in die Tage Joachim Nestors geführt wurden, wird der Besitz einer deutschen Bibel stets als Indizium der Ketzerei behandelt. Hätte nicht ein dringendes Bedürfnis nach einer treuen und lesbaren deutschen Bibel vorgelegen, so hätte Luther sich diese Riesenarbeit, die auch sein Freund Lang begann, aber bald wieder aufgab, nicht aufgeladen. Es war auch einmal die Rede davon, die Arbeit zu teilen, so daß der eine Matthäus, der andere Lukas usw. übertragen solle. Schließlich hat doch nur Melanchthon ernstlich geholfen, indem er nach Luthers Rückkehr dessen im Winter gefertigten Entwurf

gemeinsam mit dem Freunde sprachlich nachprüfte und durcharbeitete. Dieses Geschäft war im Sommer 1522 Luthers Hauptaufgabe. „Es liegt mir jetzt die Bibel zu verdeutschen auf dem Hals," schreibt er in der Streitschrift gegen Heinrich VIII., weshalb er dem Könige nicht ausantworten könne. Der treue Fleiß der beiden Freunde machte möglich, daß das Neue Testament im September 1522 hinausgehen konnte. Die Septemberbibel, „Das newe Testament Deutzsch", erschien in Folio und kostete anderthalb Gulden (etwa 25 Mark). Trotz dieses verhältnismäßig hohen Preises und trotz eines in Basel sofort veranstalteten Nachdrucks mußte Luther bereits im Dezember eine neue Auflage drucken lassen. Gleichzeitig setzte Luther die auf der Wartburg schon versuchte, aber sofort wieder zurückgestellte Arbeit am Alten Testamente fort, dessen Übersetzung lieferungsweise erschien, bis zu Anfang des Jahres 1534 das ganze Werk vollendet war. In der Folge der Bücher schloß Luther sich an die Vulgata an, nur daß er die Apokryphen in einen Anhang verwies, das dritte und vierte Esrabuch ganz wegließ und die größeren Einschaltungen in den alttestamentlichen Text als „Stücke in Esther", „Stücke in Daniel" bezeichnete. Die Historien von Susanna, vom Bel zu Babel, Drachen zu Babel und den drei Männern im Feuerofen bezeichnet er selbst als Kornblumen, die er ausraufen mußte, weil sie nicht in den Acker gehören, dann aber in ein Würzgärtlein setzte, damit sie nicht verdürben. Da er den Apokryphen eine geringe Wichtigkeit beilegte, übersetzte er Judith und Tobia nur aus der Vulgata. Im Neuen Testament stellte er, in Abweichung von der Vulgata, den Brief an die Hebräer und den Jakobusbrief ans Ende zu dem Brief Judä und der Apokalypse, weil er diese vier Stücke den „rechten Hauptbüchern" nicht gleich achtete.

Luthers Absicht war, eine lesbare, geläufige Übersetzung zu schaffen, die ohne alle gelehrte Erklärung auch von dem gemeinen Manne verstanden werden könne. Nicht die philologisch-antiquarische Genauigkeit, sondern die Deutlichkeit und Verständlichkeit war ihm die Hauptsache. Melanchthon beriet, um Irrtümer zu vermeiden, in betreff der Maße und Münzen mehrere auswärtige Humanisten, aber Luther wollte den deutschen Lesern mit Stadien und Denaren, mit Choinix, Metretes, Medimnos, Leptos, Kotrantes, Assaron usw. nicht lästig werden, und so redet er von Feldweg, Scheffel, Malter, Tonne, Pfund, Groschen, Silberling, Heller und Pfennig, denn dabei stelle sich der gemeine Mann etwas Bestimmtes vor, wenn auch der Archäologe über die Inkongruenz der Namen die Nase rümpfen

sollte. So läßt Luther auch die Apostel nicht bei Tisch liegen, sondern sitzen, und Hagar nimmt nicht einen Schlauch mit Wasser in die Wüste mit, sondern eine Flasche. Wie seine Freunde Albrecht Dürer und Lukas Kranach auf ihren Bildern Abraham im Pelzrock und Sarah in deutscher Haube auftreten lassen, die unter den Palmen Palästinas doch etwas zu warm gewesen sein dürften, so verpflanzt Luther die Einrichtungen des deutschen Hauses und Marktes nach Jerusalem und germanisiert das alte Judentum. Unbekümmert um die antiquarische Richtigkeit redet er von Söller, Markt, Leibrock und dergleichen, damit dem Leser bei den Worten ein klares Bild vor Augen stehe. Nur so war eine Volksbibel zu schaffen, die sich alles gelehrten Beiwerks entschlagen konnte. Die Verdeutschung ist mehr als eine Übersetzung, sie ist eine Anpassung an deutsche Verhältnisse, an deutsches Verständnis und Bedürfnis. Aus diesem Bestreben, den Text in seiner ursprünglichen Eindringlichkeit wiederzugeben, floß denn auch manche freiere Wendung, die ihm die katholischen Theologen, von Eck bis auf die Gegenwart, als Fälschungen aufrechnen, und namentlich seine Einschaltungen hat man bitter gerügt. Luthers Hauptverbrechen in dieser Beziehung war die Einschaltung des nur bei den Sätzen von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Er übersetzt Röm. 4, 15 *ὁ νόμος ὀργὴν κατεργάζεται*, mit: „Das Gesetz richtet nur Zorn an.“ Oder Röm. 3, 28 *λογιζόμεθα γὰρ δικαιοῦσθαι πίστει ἄνθρωπον* schaltet er ein „allein“ ein. „Wir halten dafür, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben allein.“ Das ist das Hauptziel aller katholischen Angriffe auf Luthers Übersetzung. Luther hat aber in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen sich über diesen Zusatz des „allein“ ganz bündig dahin ausgesprochen, die deutsche Sprache pflege dieses Wörtlein „allein“ da beizusetzen, wo sie von zwei Dingen rede, von denen das eine bejaht, das andere verneint werden solle, und so verhalte es sich ja wirklich mit des Apostels Meinung, daß er die Rechtfertigung aus dem Glauben bejahe, die aus den Werken verneine, er lehre also die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, sola fide. Wenn man den Text recht und gewaltig wolle deutschen, so gehöre das Wort hinein. Solche Nachhilfen wollen bei Luther lediglich aus seiner Absicht verstanden werden, die gleiche Stärke des Eindrucks, den der Text im Original ihm machte, in der Übersetzung wiederzugeben. Wenn die Jünger bei der Salbung Jesu Matth. 26, 8 unwillig fragen, „warum ist dieses Verderben der Salbe geschehen?“ so übersetzt er rund und bündig: „was soll dieser Unrat?“ Nicht als ob er *ἀπώλεια* mit Unrat verwechselte,

er will durch diese Wendung eben die Stimmung der Jünger zum Ausdruck bringen: „Wozu die Verschwendung?“ So hat Luther sich selbst darüber ausgesprochen, warum er das ἄνδρες ἀδελφοί der Apostelgeschichte als „ihr Männer, lieben Brüder“ übersetze, weil der herzliche Ton der Rede das verlange. Überhaupt bringt er gern ein „Lieber“ in der Anrede an, auch wo der Text es nicht hat. Bei der Erläuterung des marianischen Grußes sagt er, wörtlich laute das χαῖρε κεχαριτωμένη „Sei gegrüßt, Maria voll Gnaden, allein, wo redt der deutsche Mann also? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutscht: Du Holdselige! Und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: ‚Gott grüßet dich, du liebe Maria‘; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: Du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Lieber auch so herzlich und genugsam in lateinischen oder andern Sprachen reden möge, daß es also klinge und dringe ins Herz durch alle Sinnen, wie es tut in unsrer Sprache.“ Ein anderes Beispiel, das er selbst anführt, ist der Spruch Jesu in der Vulgata: ex abundantia cordis os loquitur. „Wenn ich den Eseln soll folgen,“ sagt er, „die werden mir die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredt? ‚Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über,‘ das heißt deutsch geredt.“ Vermöge seiner mutterwitzigen Ader hat er namentlich die Spruchpoesie der Hebräer, den Prediger, die Sprüche Salomonis und Jesus Sirach so unübertrefflich übertragen, daß sie ein Teil unserer deutschen Spruchweisheit geworden sind. Sein tiefes dichterisches Gemüt dagegen offenbarte sich am schönsten in der Nachbildung der Psalmen. Jeder Psalm ist eine eigene poetische Tat des großen Liederfürsten. Ich erinnere nur, wie viel tiefer und klangvoller der 42. Psalm in der Lutherschen Übersetzung lautet als selbst im Urtexte. Statt des „wie die Hindin lechzt nach Bächen Wassers“ setzt Luther voll ein: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele Gott zu dir.“ Wenn er den Wunsch des Priesters, „daß ich gesehen werde vor Jahve,“ übersetzt, „wann werde ich dahin kommen, daß ich dein Angesicht schaue“, so ist das freilich falsch, aber es ist unendlich viel tiefer als der Wunsch des Leviten, vor Gott zu erscheinen im Tempel, und schließlich trifft Luther

doch auch hier die Hauptsache: die Gottessehnsucht, die den Wunsch eingab. So sind alle Psalmen, wie Ps. 90, „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für", 91, „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzet", 92, „Das ist ein köstlich Ding dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen"; sie sind Psalm für Psalm, Vers für Vers eine große poetische Tat, deren Wert man auch literarisch gar nicht hoch genug anschlagen kann. Es ist sicher nicht philologisch richtig, wenn Luther Ps. 63, 6 „Schmalz und Fett" mit „Freude und Wonne" übersetzt. Aber wie anders klingt es doch: „Das wäre meines Herzens Freude und Wonne" als das Wörtliche: „Laß meine Seele voll werden wie von Schmalz und Fett." Mit cheleph und deschen meint aber der Naturmensch die Freude und Wonne, die ihm Schmalz und Fett bereiteten, so daß Luther schließlich doch die Meinung des Psalmisten traf. Auch erschließt sich Luthers eigenes reiches Gemüt bei Übersetzung der Psalmen am schönsten, denn er zuerst von allen Auslegern versteht diese Lieder als persönliche Äußerungen dahingegangener frommer Sänger, deren Erfahrungen er gern nachdenkt. „Da siehst du allen Heiligen ins Herze," sagt er in der schönen Einleitung, „wie in schöne, lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehn von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohltat. Wiederum, wo findest du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehst du abermal den Heiligen ins Herze wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes." So ist an Stelle des dumpfen Anstarrens der Bibel die lebendigste Auffassung der Individualität der Schriftsteller getreten. Luther erst macht sich seine Gedanken darüber, wer die Sänger waren, die diese Welt von Lust und Schmerz im Busen getragen? Welcher Fortschritt gegen seine erste Psalmenvorlesung, in der er noch alle Psalmen für Gebete des Messias hielt! Auch das rein Sprachliche hat er sich nicht leicht gemacht. In der Zeit, in der er in Wittenberg das auf der Wartburg begonnene Werk fortsetzte, machte er förmlich Jagd auf gute Volksausdrücke. Er ging auf den Markt, um zu hören, wie die Landleute markteten und feilschten, und wo er einen guten Volksausdruck hörte, zeichnete er ihn auf. So bat er auch Spalatin, auf solche Wendungen zu achten. Volksausdrücke wolle er haben, keine höfischen Wörter. Die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf

dem Markte sollten die Freunde fragen, wie man deutsch rede, denen sollten sie aufs Maul sehen. Wir haben noch einzelne Manuskripte seiner Übersetzung, da ist dieselbe Stelle oft mehrmals durchstrichen, bis er das Rechte gefunden hatte. So gibt es auch ein Bild der Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, wenn er bei der Übersetzung von Apok. 21 am Schluß des ganzen Werks nochmals die Feder niederlegt und durch Spalatin die kurfürstliche Kammer ersucht, sie möge ihm Exemplare der Edelsteine zuschicken, die Apok. 21, 19 erwähnt werden, damit er sich auch vorstellen könne, wie das neue Jerusalem aussehe, das in Jaspis, Saphir, Chalcedon, Smaragd, Sardonyx, Sardis, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyacinth und Amethyst soll gegründet werden. Ähnlich studiert er Zoologie, um die Raubvögel und alles Gewürm in der Bibel richtig zu bezeichnen. Diese seltene Gewissenhaftigkeit und Treue paarte sich bei Luther mit einer Fähigkeit, in den religiösen Geist des Originals einzudringen, wie sie nur dem Genius gegeben ist. Um die patriarchalische Einfalt, die durchaus schlichte, kindliche Art des biblischen Erzählungstones zu treffen, den poetischen Schwung der Propheten und Psalmen wiederzugeben und wieder die volkstümliche Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden, dazu gehört eine kongeniale Ader, dazu gehört die naive treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Gemüts, die man, wie Ludwig Häusser sagt, mit aller Gelehrsamkeit nicht erlernen, wohl aber über Büchern leicht verlernen kann. So wie Luther übersetzte, konnte nur ein großer Dichter übersetzen und ein guter, reiner Mensch. Als es an die Übersetzung des Alten Testaments ging, konstituierte sich der Freundeskreis zu gemeinsamer und regelmäßiger Arbeit. Wir haben von der Art der Beteiligung der einzelnen Mitarbeiter einen Bericht Melanchthons. Danach war der alte Klosterpräzeptor Bugenhagen der Grammatikus, der den planen Wortsinn des Textes klar darlegte. Melanchthon selbst nennt sich den Dialektikus, der versteht, was sich spekulativ mit gutem Fug aus dem Texte spinnen läßt. Justus Jonas ist der Orator, der den schönen, vollen Ausdruck findet und die Worte zum Markte richtet, Doktor Martinus aber est omnia in omnibus. Von der Revision des großen Werkes, mit der Luther seit 1539 beschäftigt war, erzählt Mathesius, Luther habe sich einen eigenen „Sanhedrin" gebildet, der sich etliche Stunden vor dem Abendessen in Luthers Kloster versammelte. Es waren Bugenhagen, Jonas, Cruciger, Melanchthon, Aurogallus und der Wittenberger Diakon Georg Rörer, der sich bei der Korrektur nützlich machte und das Protokoll über die be-

schlossenen Änderungen führte. Luther hatte alle Übersetzungen zur Hand und hatte sich zuvor „bei alten Deutschen von guten Worten befragt". „Dann kam der Doktor in das Konsistorium mit seinen alten lateinischen und neuen deutschen Biblien, dabei er auch stetig den hebräischen Text hatte. Herr Philippus bracht mit sich den grekischen Text, D. Cruciger neben der hebräischen die chaldäische Bibel; die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, D. Pommer hatte auch ein lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich ein jeder auf den Text gerüst, davon man Rat schlagen sollte, grekische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponiert dieser Präsident ein Text und ließ die Stimm herumgehn und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung." Wie genau Luther selbst, auch bei dieser zweiten Bearbeitung, es mit der Vorbereitung nahm, davon zeugt eine Erzählung bei Seckendorff, daß er die Werkstätten verschiedener Handwerker besucht habe, um sich den Gebrauch und die Namen der verschiedenen Werkzeuge und die Handgriffe erklären zu lassen, um für derlei Dinge den rechten Ausdruck zu treffen. So berichtet auch Mathesius, als der „Sanhedrin" im Levitikus an die verschiedenen Opferregeln gekommen sei, habe Luther sich vom Fleischer am Morgen einen Schöps abstechen und die ganze Anatomie erklären lassen, um von den Vorgängen auch ein deutliches Bild zu haben. Nachdem er so lange für die hebräischen Lektionen sich bei dem Kurfürsten verwendet und mehrmals Berufungen vermittelt hatte, setzte er große Hoffnungen auf die jungen Hebraisten: „Habe baß viel von ihnen erwartet", sagt er, es sei ihm aber ergangen wie dem König Salomo, der auf Köstliches aus Indien gehofft, seine Diener aber hätten ihm Affen und Pfauen mitgebracht. In einem Briefe an den alten Freund Link schreibt er 1528: „Wir arbeiten jetzt an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden. Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall soll ihre liebliche Melodie verlassen und dem Kuckuck nachsingen." „Hiob wehrt sich gegen unser Übersetzen," heißt es ein andermal, „wie gegen die Tröstungen seiner Freunde." In einer der Vorreden bekennt er: „Ich habe mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei bis vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens

dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist." Freilich war auch die Arbeit an den prophetischen Büchern, bei der geringen Kenntnis der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Geschichte die schwierigste, da man in hundert Fällen gar nicht wußte, um welche historischen Vorgänge es sich handle. Den rabbinischen Auslegungen mißtraute Luther je länger je mehr. Nötigenfalls suchte er durch andere Punktation einen ihm genehmen Sinn zu gewinnen. „Wenn Doktor Forster sagte," erzählt er in einer Tischrede, „ei die Rabbinen verstehen ihn also, so sagte ich: ‚Kunt Ihr in der Grammatika und den Punkten so machen, daß es sich reime auf das Neue Testament?' ‚Ja!' ‚So nehmt ihn also!' Daß sie sich selbst deß verwunderten und sagten, sie hätten's ihr Lebtag nicht gemeint." Trotz dieser Schwierigkeiten aber enthält auch die alttestamentliche Übersetzung Wendungen von ewigem Wert. Man denke an Worte wie: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen Hilfe kommt!" Oder: „Der Herr wird abwischen alle Tränen von allen Angesichtern," „es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet dem Herrn den Weg," „die auf den Herrn vertrauen kriegen neue Kraft, daß sie auffahren wie Adler," „das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen" — das alles sind Worte der Ewigkeit, für die Luther ein unvergängliches Gewand gefunden hat. Eine eigentümliche Schwierigkeit bereiteten ihm bei dieser Arbeit die beiden Gottesnamen Jehovah und Adonai, die nach seiner Meinung beide „Herr" hießen. So verfiel er auf den Ausweg, das „Herr" verschieden zu drucken, Jehovah als HERR, Adonai als HERre, wo wir den Ewigen und den Herrn zu unterscheiden pflegen.

Um Luthers Verdienst voll zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß Deutschland im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr wie im Zeitalter der Hohenstaufen eine gemeinsame Sprache der Sänger und Dichter besaß. „Es sind in Deutschland viele dialecti," sagt Luther in den Tischreden, „unterschiedene Art zu reden, daß oft einer den andern nicht wohl

versteht, wie Bayern Sachsen nicht recht verstehen, sonderlich die nicht gewandert sind; die Bayern verstehen bisweilen einer den andern nicht, was grobe Bayern sind." So wie Hebels Alemannische Gedichte und Reuters Erzählungen verhielten sich Oberdeutsch und Niederdeutsch zueinander. Zwischen beiden Teilen und beiden verständlich stand die Sprache der Sachsen, das Meißnische, das zwischen der abgeschliffenen Lippensprache der Plattdeutschen und den rauhen Kehllauten der Oberländer die Mitte hielt. So war es gekommen, daß die Reichstage und die kaiserliche Kanzlei in ihren deutschen Erlassen sich des meißnischen Idioms, der kursächsischen Amtssprache, bedienten. Auf Grundlage der meißner Mundart bildete sich für solche Zwecke ein gemeinsames Deutsch als höhere Einheit über den verschiedenen Dialekten, zunächst als Diplomatensprache im amtlichen Verkehr. An sie schloß Luther sich an. „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei," sagt er in den Tischreden, „welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Aber man vergleiche nun einmal das Deutsch der Reichstagsabschiede mit dem Deutsch Luthers, um zu erkennen, was Luther aus dieser Sprache gemacht hat! Er erst hat ihr die Zunge gelöst. Mit seinem ungeheuren Gedächtnis schöpfte er die ganze Fülle an Ausdrücken und Worten in allen deutschen Dialekten aus. Mit seinem musikalischen Gehör erlauschte er den rechten Rhythmus dieser Sprache und gab ihr einen Wohlklang, den sie vor ihm nie gehabt hatte. Des Wortes mächtig wie kein anderer, paßte er sie allen Stimmungen und Bedürfnissen an, gab ihr die warme Innigkeit seiner Gebete, die stolzen Donnerlaute seiner Streitschriften und den Wohllaut seiner Kirchenlieder. Gelenkigkeit, Geist, Kraft, Anmut hat unsere Sprache erst von ihm erhalten, dem Redner, Prediger, Sänger und Dichter. Er dachte bei Tag und Nacht darüber nach, „wie er's gewaltig wolle deutschen", und von ihm haben es die andern gelernt. So wurde Luthers Deutsch das Deutsch der gebildeten Welt. Schon ein Zeitgenosse, Erasmus Alber, bekennt: „Unser Herr Gott hat die deutsche Sprache durch Doktor Martinum erleuchtet ... Er hat uns nicht allein die wahre Religion gezeigt, sondern auch die deutsche Sprache erleuchtet. Er ist der deutsche Cicero." In der Vorrede zu seiner Grammatik aber sagt Jakob Grimm, Luthers Deutsch sei der Kern und die Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung, so daß man das Neuhochdeutsche einfach als protestantischen Dialekt bezeichnen dürfe. Wer Luthern vorwirft, daß er die deutsche Nation gespalten habe, der sollte doch auch dessen gedenken, daß er es war, der Nord- und Süddeutschland

sprachlich erst einigte und damit unsere Nation erst schuf. Er hat den Plattdeutschen die hochdeutsche Schriftsprache aufgedrängt, er hat für Nord und Süd den Grund gelegt zu einer gemeinsamen Sprache und damit zu der Einheit unseres geistigen Lebens und unseres Volkstums. Von ihm lernte die Nation reden und Reden ist Denken. Auch seine Gegner eigneten sein Deutsch sich an. „Das merkt man wohl," sagt Luther, „daß sie aus meinem Dolmetschen lernen deutsch reden und schreiben; stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt." Selbst Luthers Todfeind, Georg von Sachsen, soll gesagt haben: „Wenn doch der Mönch die Bibel voll deutschte und ginge danach, wo er hin sollte." Und nicht nur geschaffen hat Luther diese Sprache, sondern er hat sie uns auch erhalten, wie Ludwig Häusser in seinen Vorlesungen so ergreifend ausführt. Luthers Bibel blieb fort und fort der Quell, in dem unsere Sprache sich wieder reinigte, wenn sie durch Fremdländerei und Sprachmengerei verhunzt und verunziert war. Als die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts längst ein Deutsch schrieben, das ein ekles Gemenge von Französisch, Italienisch und Englisch war und welche Sprachen noch sonst der Horribilistribilifax des siebzehnten Jahrhunderts durcheinander welschte, da las unser Volk wenigstens noch ein reines Deutsch in seiner Bibel und in ihr hat sich der Genius der Sprache dann auch wieder sauber gewaschen. Wer Goethes Faust, Prometheus, Walpurgisnacht oder das Gedicht „Sind das die Knaben alle?" auf biblische Ausdrücke prüft, der sieht sofort, wie alle religiösen Vorstellungen „des großen Heiden" ihr Gewand aus der Lutherbibel erborgten. Goethe ist von Luther vollkommen abhängig, wie er selbst aufrichtig bekannte. Sein Faust, das Ebenbild der Gottheit, Prometheus, der Menschen schafft nach seinem Bilde, die Druiden, in deren Schlußhymne Stücke der Festen Burg anklingen, verraten allzumal, daß Goethe in die Lutherbibel greifen mußte, um für die tiefsten Empfindungen den rechten Ausdruck zu finden. Eben diese deutsche Bibel hat aber auch den Grundstein zu einer allen Ständen gemeinsamen Bildung gelegt und diese Bildung mit einer Fülle neuer Vorstellungen bereichert. Die ganze versunkene hebräische Welt, das edelste Reinprodukt einer tausendjährigen Geschichte, die schönste Blüte des alten Orients, die Lehre Jesu und die Theologie des Apostels wurden durch Luthers Bibel Gemeingut der Evangelischen. Durch ihn gab es für zwei Jahrhunderte, was es seit dem achtzehnten Jahrhundert nicht mehr gibt, eine gemeinsame Weltanschauung der Armen und Reichen, der Gebildeten und Ungebildeten.

Luthers Bibel lasen sie alle, die Fürstin im Schloß und die Magd in der Kammer. In ihr verstanden sie sich, in ihr wurden sie zu einem geeinten deutschevangelischen Volke. Die Lebensarbeit Luthers gewann in der Bibelübersetzung ihren Abschluß. Sie begründete jene geistige Mündigkeit der Gemeinde, die von Anfang an Luthers letztes Ziel war. Erst mit ihr waren die Bande der babylonischen Gefangenschaft gesprengt. Auch die Arbeit der Humanisten feierte in ihr ihren höchsten und wichtigsten Triumph. Der große Grundsatz der Renaissance „ad fontes“ hat keinen geschichtlich bedeutenderen Erfolg aufzuweisen als Luthers deutsche Bibel. Luthers Bibel war die Anwendung des neuen Kulturprinzips auf die Kirche selbst, die diesem Prinzip bis dahin Trotz geboten hatte. Was wollten der echte Aristoteles oder der originale Plato besagen gegenüber dieser Wiederauferstehung der Heiligen Schrift. Das war die rechte Renaissance. Jetzt erst fühlte sich der Bürger religiös mündig und das Wort vom allgemeinen Priestertum ward Wirklichkeit. Jeder Hausvater hatte nun die Quelle aller religiösen Wahrheit am eigenen Herde. Das war den Päpstlichen ein Greuel zu sehen, wie Cochläus klagt, daß beliebige Schuster und Weiber das Neue Testament als angebliche Quelle aller Wahrheit auf das gierigste läsen und in gleichem Schmerze jammert in Wien Johann Fabri, daß Luthers Bibel mehr Schaden getan habe als der Hagel in Ägypten. Ja dieser tanquam fons, wie der Frankfurter Dekan sich ausdrückt, rauschte wieder in den Gemütern des Volks, diese sutores et mulieres wollten fortan selbst sich erbauen ohne Priester und Bischöfe, statt in der Kirche nachzuplappern: „Heilige Mutter Gottes bitt für uns“, oder „Sei gegrüßt, Maria, du Gebenedeite unter den Weibern“. Die Massen selbst mengten sich ein in den Streit der Gelehrten, sie behaupteten, es gehe auch sie an, was über ihren Glauben festgestellt werde; das konnte vorübergehend wunderliche Ausschreitungen veranlassen, wie die Theologie der neuen Propheten zeigte, im Kerne war diese Mündigkeit doch besser als die alte geistige Knechtschaft. Mit der deutschen Bibel war der Tag der Befreiung angebrochen. Die Gemeinde war nicht mehr mundtot zu machen, denn sie hatte die Bibel. Man konnte jetzt die Infallibilität der Konzilien oder des Papstes beschließen, man konnte das Sakrament der Priesterweihe für das Höchste erklären und der Gemeinde zu dem Kelch auch noch die Hostie nehmen — es half nichts mehr, denn sie hatte die Bibel.

Je länger, je mehr übte dieses Bibellesen seine heilsame Wirkung auch auf den deutschen Volkscharakter aus. Warum, so fragt Häusser in

seinen Vorlesungen über Reformationsgeschichte, haben die Deutschen die Perfidie niemals Klugheit und die Frivolität niemals gute Lebensart genannt wie die Welschen? Darum, weil sie die Bibel lasen und sie zur Norm ihrer Sittlichkeit machten und nicht den Beichtstuhl. Darum ist aus der Sündflut des Dreißigjährigen Kriegs unser Volkscharakter in seinem Kern ungeschädigt hervorgegangen, weil in der letzten Hütte des Tagelöhners und in dem vornehmsten Palast des lutherischen Fürsten die Bibel gelesen wurde. Die fehlte dem Franzosen und dem Italiener, darum ist das deutsche Gewissen ein anderes als das romanische. Im Umgang mit der Schrift lernte der deutsche Protestant andere Grundsätze und hatte ein anderes Gewissen als das der Pariser Jesuiten, der römischen Kardinäle und der spanischen Moraltheologen. So ist bei dem Erstarken des Romanismus im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Luthers Bibel der wertvollste Schutzwall unseres Volkstums gewesen.

Bemerkenswert ist dabei, wie rasch und allgemein die Bedeutung dieser größten Gabe des Reformators von den Zeitgenossen erkannt und gewürdigt wurde. Ein sehr charakteristisches Zeugnis dafür sind beispielsweise die Schriften von Hans Sachs, zumal seine „Wittenberger Nachtigall, die man jetzt höret überall“. Nachdem im September 1522 Luthers Bibel hinausgegangen war, erschien am 8. Juli 1523 dieser Meistersang des Nürnberger Schusters und gibt bereits ein beredtes Zeugnis, wie rasch der deutsche Bürgerstand bibelfest geworden ist. Der Nürnberger Schuster hat den Winter gut benützt. Er weiß, was Matthäi am ersten und am letzten geschrieben steht und hat eine genaue Kenntnis der Lutherschen Schriften. Schon im Jahre 1522 hatte er an die vierzig Drucksachen Luthers gesammelt und sich säuberlich in einen Band zusammenbinden lassen. Durch ihn erfahren wir, wie in der Stadt, die Luther das Auge und Ohr Deutschlands nannte, die Stimmung war, während die beiden Reichstage sich in ihren Mauern abspielten. Schon das Titelbild des Büchleins ist eine treue Illustration der Zeitlage. Zur Rechten steht der verbleichende Mond der alten Kirche, zur Linken die aufgehende Sonne des Lammes Gottes und zwischen ihnen in des Baumes Zweigen sitzt die Nachtigall, die den Tag verkündet.

„Wacht auf, es nahet gen dem Tag.
Ich hör' singen im grünen Hag
Eine wunnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm' durchklinget Berg und Tal.“

Ehe die Nachtigall den Tag verkündete, sind die Schafe „gangen nach des Mondes Schein in der Wildnis Holzweg ein“. Da kam die Wittenberger Nachtigall und lockte die Schafe auf den rechten Weg.

„Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht.
Daraus die lichte Sonn' tut blicken,
Des Mondes Schein tut sich verdrücken.“

Von der Morgensonne hell beschienen sieht man auf dem Hügel das Lamm mit der Kreuzesfahne, zu dem die frommen Schafe sich sammeln. Jetzt sind sie dem Löwen, Leo X., entronnen, der zornig unter dem Baume sitzt und brüllt; er möchte die Nachtigall verschlingen und kann ihr doch nicht beikommen. Ihm helfen viele Tiere, die rings um den Baum stehn,

Die nach der Nachtigall blecken,
Waldesel, Schwein, Böck', Katz' und Schnecken;

womit natürlich Eck, Emser, Murner und Kochläus gemeint sind.

Loben, der Löw' sei noch der best',
Seine Weid' sei süß und gut.
Wünschen der Nachtigall die Glut;
Desgleichen auch die Frösche quaken
Hin und wieder in ihren Lachen
Über der Nachtigall Getön,
Denn ihr Wasser will ihnen entgehn.
Die Wildgäns' schreien auch gag, gag,
Wider den hellen, lichten Tag
Und schreien ins gemeine all:
„Was singt Neues die Nachtigall?
Macht ein Aufruhr unter den Schafen,
Man sollte sie mit Feuer strafen.“

Luthers Bibel setzt den wackern Schuster auch in den Stand, in seinen „Gesprächen“ als vollkommen sattelfester Theologe Auskunft zu erteilen und in der „Disputation“ die Gegner auf den Sand zu setzen. Aber selbst in diesen Streitgesprächen ist er der friedsame Handwerksmeister, der von Haß nichts weiß und auf Versöhnung der Parteien rechnet. Er tadelt es sogar ernstlich, wenn manche „Luthersche“ im Fleischessen am Fasttag den rechten Glauben suchen, denn das können Hunde und Katzen

auch. Am erfreulichsten ist diese evangelische Gesinnung, wo sie sich indirekt ausspricht, wie in Sachsens Bearbeitung älterer Stoffe, z. B. der Legende „von den ungleichen Kindern Evas“, deren Bekanntschaft ihm durch Melanchthon vermittelt war. Sie erzählt, wie der Herr Adam besucht und Eva ihre wohlgeratenen Söhne ihm vorführt, während sie die ungeratenen gern verstecken möchte. Der Herr aber macht aus jenen Fürsten und Herren, aus diesen Bauern und Arbeiter und muß ob solcher Ungerechtigkeit den Zank der beleidigten Stammutter, die nicht auf den Mund gefallen ist, über sich ergehen lassen. In der dramatischen Bearbeitung des gleichen Stoffes hält der Herr mit den Kindern förmlich Luthersche Kinderlehre und ruft zuerst den Abel auf: „Abel, wie heißt das erste Gebot?“ Sehr klar lernen wir aus Hans Sachsens Schriften auch, was dem Bürger an Luthers Werk gefiel und was ihn der alten Kirche abwendig machte. Der fleißige Schuster, der in der Werkstatt nicht minder emsig war als am Schreibtisch, zählt in der Nachtigall all den Werkdienst auf, mit dem der Christ bisher seine Zeit hat vergeuden müssen.

„Mit Mönch, Nonnen, Pfaffen werden,
Tag und Nacht in den Kirchen plärren,
Metten, Prim, Terz, Vesper, Komplett,
Mit Wachen, Fasten, lang Gebet,
Mit Gerten hauen, kreuzweis liegen,
Mit Knieen, Neigen, Bücken, Biegen,
Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
Mit Heiltum, Kerzen, Fahnentragen,
Den Abend fasten, den Tag feiern,
Und beichten nach den alten Leiern,
Ist doch alles in der Schrift ungründ't,
Eitel Gedicht und Menschenfünd'.“

Zu dem Zeitverlust kam dann die ewige fromme Brandschatzung:

„All Kirchweih sie nach Geldern dichten,
Ein Jahrmarkt mit Heiltum aufrichten,
Auch kommen Stationierer,
Antonier, Valentiner,
Bestreichen Frauen und Mann
Mit einem vergüld'ten Eselszahn,
Sind erschienen durch Geldes Kraft,
Schrecken Leut' in die Bruderschaft,
Holen die Zins' alljährlich Jahr.
Danach kommt eine ehrsame Schar,

Heißt man zu teutsch die Romanisten,
Mit großen Ablaßbullen, Kisten.
Richten auf rote Kreuz mit Fahnen,
Und schreien zu Frauen und Mannen:
‚Legt ein, gebt euere Hilf' und Steuer
Und löset die Seel' aus dem Fegefeuer.'"

Der Ärger des wackern Meisters, dem sein Gesinde und seine Gesellen unter dem Vorwande kirchlicher Pflichten von der Arbeit wegliefen und des sparsamen Bürgers, der sich von den Ordensleuten und Bruderschaften täglich mußte anbetteln lassen, ist aus diesen Worten unschwer herauszuhören. Die Erbauung, die der Meister sich holt, indem er eine Stunde in seiner Bibel liest, hält länger vor und kostet weniger. Die Glocken der Pfaffen rufen vom Morgen bis zum Abend, aber nicht zur Arbeit, sondern zur Unterbrechung der Arbeit, das Lied der Wittenberger Nachtigall dagegen weckt Lust und Liebe zur Erfüllung aller Pflichten. Zu der Dankbarkeit dafür kam als ein weiteres Moment die Begeisterung für die heldenhafte Persönlichkeit Luthers, dessen Geschichte Sachs in holperigen Reimen erzählt vom Beginn des Ablaßhandels bis zu dem Reichstag zu Worms, allwo

. . . er sollt' nun revozieren
Und wollt' doch niemand disputieren
Mit ihm und ihn zum Ketzer machen,
Deß blieb er beständig in seinen Sachen.
Und gar kein Wort nit widerruft,
Denn es war ja all sein Geschrift
Evangelisch, apostolisch,
Deß schied er ab fröhlich und frisch.

So hat auch Hans Sachs denselben Eindruck von Bruder Martin, wie das frohe Landsknechtslied: „Zu Worms er sich erzeiget!"

Ein anderes Zeugnis der evangelischen Gesinnung unter den angesehensten Bürgern Nürnbergs und ihrer Vertrautheit mit der Schrift ist Dürers Apostelbild. Schon im Jahre 1518 hatte der große Maler durch Scheurl Luthern einen Bildergruß gesendet zum Dank für seine 95 Thesen. Wie ernst Dürers Geist schon seit 1498 von biblischen Vorstellungen erfüllt war, beweisen seine apokalyptischen Reiter, die der Meister vollkommen schriftgemäß ausgestattet hat. Seit seiner Bekanntschaft mit Luthers Schriften erstarkt dieser biblische Zug in ihm. Bei seinen berühmten vier Aposteln ist Luther sein Berater gewesen. Johannes und

Paulus sind in den Vordergrund gerückt, während Petrus zurücktritt. Dürers Johannes fehlen die Attribute, die aus der Apokalypse stammen, der Adler und die Feder, die der Adler vom Himmel bringt, da Luther die Apokalypse ablehnt. Unter dem Bilde hatte Dürer eine so energisch protestantische Predigt als Unterschrift angebracht, daß der Kurfürst Max von Bayern sie absägen ließ, als er die Bilder nach München überführte. Aber die Gestalten der Apostel sind auch ohne Unterschrift protestantisch, sowohl das Pastorengesicht des frommen Johannes, wie der zornig mit dem Schwerte aufstoßende Paulus und der gutmütig zurücktretende Petrus. So gut wie Hans Sachsens Meistergesang steht Dürers Apostelbild in stillem Zwiegespräch mit der Bibel Luthers.

Der leidenschaftlichste Widerspruch gegen Luthers Werk kam auch jetzt wieder von Dresden. Sechs Wochen nach dem Erscheinen des Neuen Testaments erließ Herzog Georg ein Edikt: „Es gelangt an uns, daß jetzo zu Wittenberg das Neue Testament durch Martinum Luther, dafür es männiglich achtet, verdeutscht, mit sonderlichen Postillen auf dem Rande, auch mit etlichen schmählichen Figuren, päpstlicher Heiligkeit zu Hohn und Spott und zu Bekräftigung seiner Lehre in Druck gebracht und ausgegangen, daß sich auch viele unserer Untertanen und anderswo in unsern Landen und Fürstentümern angezeigt Neu Testament zu kaufen unterstehen, so doch beide, Alt und Neu Testament, ohne die vormals genugsamlich verdeutscht, welches alles vorbestimmter päpstlicher Heiligkeit, Kaiserlicher Majestät und unserm Gebot zu sonderlicher Verachtung gereicht und auch solches in keinem Weg zu gedulden leidlich." Demgemäß befiehlt der Herzog, daß jeder, der dieses Buch gekauft, dasselbe an die nächste Amtsstelle abgebe, die ihm übrigens den Kaufpreis zurückerstatten wird. Große Ausgaben haben sich die herzoglichen Kassen damit nicht aufgeladen, da beispielsweise in Leipzig nur vier Exemplare eingeliefert wurden. Der Anstifter dieses viel Ärgernis erregenden Edikts war natürlich wieder Emser gewesen, der nunmehr 1524 in seiner „Verteidigung der Messe der Christen gegen Luther" sich mit kluger Strategie in erster Reihe gegen Luthers Einleitungen zu den einzelnen Büchern wendete. Er behauptet, außer dem vierten werfe Luther alle andern Evangelien weg; den Hebräerbrief erkläre er für untergeschoben, den zweiten Petrusbrief für zweifelhaft, den Jakobusbrief für eine stroherne Epistel, an dem Briefe Judä vermisse er den apostolischen Geist und in die Apokalypse wolle sich Luthers Geist nicht schicken. So sei Luther nicht ein Reiniger der Tradition, sondern

ein Ausreuter. Genau ein Jahr nach dem Erscheinen des Lutherschen Neuen Testaments ließ er sodann eine Rechtfertigung des Verbots desselben im Herzogtum erscheinen. „Aus was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung dem gemeinen Mann verboten worden sei.“ Aber die Ausstellungen, die er an Luthers Werk macht, beziehen sich auf sehr nebensächliche Dinge. Meist rechnen sie es Luther als Fehler an, wenn er im Anschluß an den Urtext von der Vulgata abweicht oder im Interesse der Sache eine freiere Wendung wählt. Als Emser endlich am 1. August 1527 eine angeblich eigene Übersetzung erscheinen ließ, legte er einfach Luthers verbotene Bibel zugrunde, nur daß er die Kontroversstellen im Sinne der katholischen Kirche abänderte. Das Format des Buchs war das gleiche, und um das Plagiat zu vollenden, kaufte Emser mit Unterstützung seines Herzogs auch die Kranachschen Holzschnitte, mit denen Luthers Werk geschmückt war. Die dreifache Krone, mit der Kranach die babylonische Frau zur Päpstin gekrönt hatte, war vom Verleger selbst in den späteren Ausgaben mit einer einfachen Krone vertauscht worden, um das Vertreiben des Buchs in den katholischen Gebieten zu ermöglichen. Luther aber charakterisiert 1530 in seinem Sendbrief vom Dolmetschen Emsers Arbeit dahin: „Er nahm vor sich mein Neues Testament fast von Wort zu Wort, wie ich's gemacht hab, und tat meine Vorred, Glossen und Namen davon, schrieb seinen Namen dazu, verkaufte also mein Neues Testament unter seinem Namen.“ Zu dem Neuen Testament Emsers fügte der Mainzer Dominikaner Dietenberger in noch umfassenderem Plagiat 1534 die ganze Bibel. Ecks 1537 erscheinende Übersetzung ist selbständiger, konnte aber gegen die herrliche Sprache Luthers gerade darum um so weniger aufkommen. Ein Bedürfnis nach einer deutschen Bibel lag für die katholische Bevölkerung, die an die Auslegung ihres Bischofs gebunden war, auch nicht vor und so verschwanden diese Übersetzungen bald wieder aus dem Gebrauch. Das Bibellesen blieb ein Merkmal des Protestanten.

Emsers Diebstahl an Luthers Bibelübersetzung war die letzte der bösen Taten dieses Erzfeinds. Im selben Jahre 1527 starb er am 8. November zu Dresden eines plötzlichen Todes. An seine Stelle trat Johann Kochläus, der sich in Worms so zudringlich an Luther gehängt hatte und nun seine Domdekanei zu Frankfurt mit der Kanzlei des Herzogs Georg vertauschte. Das Pamphlet „der siebenköpfige Luther“, in dem der neue Sekretär sieben Phasen in Luthers Entwicklung unterscheiden wollte, das er sofort im Dezember 1528 ausgehen ließ, ist ein Beweis, daß Schmähschriften

gegen Doktor Martinus noch immer das beste Mittel waren, sich Herzog Georgs Gnade zu empfehlen.

Emsers Angriffe auf Luthers kritische Bemerkungen zu den einzelnen Büchern des Neuen Testaments zeigen, wie weit Luther auch in dieser Beziehung an innerer Freiheit und männlicher Aufrichtigkeit den Zeitgenossen voraus war. Hatte er seine höchste und letzte Autorität vertrauensvoll dem Bürger zugänglich gemacht, so wollte er damit doch keineswegs einen „papiernen Papst“ aufrichten, durch den auch ohne das innere Zeugnis des Glaubens und Gemüts alle Fragen niedergeschlagen werden sollten. Auch hier behielt Luther sich seine unmittelbare Stellung zu Gott vor. Gegenüber der Bibliolatrie der Späteren ist die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit zu rühmen, die er auch in dieser Beziehung sich bewahrte. Zerrüttung des Wahrheitssinns ist stets die Folge der überschätzten Autorität. Luthers tapferes und aufrichtiges Gemüt blieb fern von dieser Verirrung seiner angeblich gläubigeren Nachfolger, und da er der Schrift keine Prädikate beilegte, die ihr nicht zukommen, so waren ihm die Advokatenkünste der Harmonistik erspart. Auch in Sachen der Schrift nimmt er für sich das Recht eigener freier Prüfung in Anspruch. Er hat die Bibel aus der Hand der katholischen Kirche empfangen und ist gar nicht gemeint, sich mit geschlossenen Augen der katholischen Tradition zu unterwerfen. Er prüft nicht nur selbst die überlieferten Bücher auf ihren apostolischen Geist, sondern er gibt auch den Lesern einen Prüfstein an die Hand, „alle Bücher zu tadeln“, das heißt nach ihrem Wert zu schätzen. Seine Vorreden geben über Inhalt, Disposition, religiösen Charakter und apostolischen Wert der Schriften durchaus freie Winke. Als das erste und rechte Hauptstück des Neuen Testaments bezeichnet er den Römerbrief, der wohl wert wäre, daß ein Christenmensch ihn Wort für Wort auswendig wüßte und täglich mit ihm umginge, denn für Luther ist die paulinische Lehre von des Menschen Erlösung durch Christi Opfertod nicht eine theologische Spekulation über das Evangelium, sondern das Evangelium selbst. Schöner als hier hat Luther nirgend ausgesprochen, was er unter dem rechtfertigenden Glauben verstehe. „Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tötet den alten Adam, machet uns ganz ander Menschen, von Herzen, Mut und Sinn und allen Kräften, und bringt den heiligen Geist mit sich. O es ist ein lebendig, schäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohn Unterlaß soll Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob

gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan und ist immer im Tun." Die Veranlassungen zur Abfassung der Korintherbriefe erläutert Luther, zumal in den späteren Ausgaben, nicht ohne Hinblick auf den Sektenstreit der eigenen Zeit. In Galatien ging es zu wie in Wittenberg, als der Apostel weg war. Auch das entgeht Luthers kritischem Blick nicht, daß sich der Kolosserbrief zum Epheserbrief verhält wie der Galaterbrief zum Römerbrief, der kleinere Brief ist ein Kompendium des größeren. Das Hindernis, das nach dem zweiten Thessalonicherbrief den Antichrist hindert, sich in seiner ganzen Anmaßung zu entfalten, ist das römische Reich, das erst noch aus dem Wege geräumt werden muß, ehe der Papst, der Antichrist, völlig Herr werden kann. Daß er die Pastoralbriefe als Kirchenordnungen versteht, durch die Paulus den Bischöfen vorschreibt, wie sie lehren und regieren sollen, beweist gleichfalls ein richtiges Verständnis ihres Zwecks. Am ersten petrinischen Briefe hat Luther ein besonderes Wohlgefallen, weil sein paulinischer Inhalt sich mit dem deckt, was Luther das Evangelium nennt, und er die Lehre vom allgemeinen Priestertum auf das klarste hier ausgesprochen findet. Daß der Verfasser des Hebräerbriefs sich 2, 3 nicht als Apostel bezeichne, sondern als einen, „auf den solche Lehre von den Aposteln kommen sei, vielleicht lange hernach", ist seinem offenen Blicke nicht entgangen, und einen harten Knoten nennt er es, daß diese Epistel Kap. 10 und 12, 17 denen, die nach der Taufe gefallen sind, nach Weise der Montanisten, die zweite Buße versagt. Trotz des vielen Guten, das er in der Epistel anerkennt, ist er darum doch der Meinung, „daß man sie den apostolischen Episteln nicht allerdings gleichen mag". Auch den Jakobusbrief achtet er nicht für eines Apostels Werk, da er lehrt, Abraham sei aus seinen Werken gerechtfertigt worden. „Darum will ich den Brief nicht haben in meiner Bibel in der Zahl der rechten Hauptbücher." In die gleiche Kategorie setzt er die Epistel Judä, die nur ein Auszug aus dem zweiten Petrusbrief ist, und jüdische Apokryphen als Gottes Wort behandelt. In noch tieferer Verdammnis ist bei ihm die Apokalypse. „Mir mangelt," sagt er in der Vorrede von 1522, „an der Offenbarung des Johannes nicht einerlei, daß ich das Buch weder apostolisch noch prophetisch halte. Aufs erst und allermeist, daß Apostel nicht mit Gesichten umgehen, sondern mit klaren Worten prophezeien. ... Dazu dünkt mich des allzuviel zu sein, daß er so hart befiehlt und dräuet ... Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken." In der späteren Vorrede von 1530 sucht er die Erfüllung der

Weissagungen in der alten Kirchengeschichte nachzuweisen, vermag aber auch dann seine Zweifel an dem apostolischen Charakter dieser Schrift nicht zu unterdrücken. Von dem Fetischdienste der Späteren, die jede Kritik ihres heiligen Buchs für ein Sakrileg erklärten, ist also bei Luther keine Rede. Sein Standpunkt, daß nicht alle neutestamentlichen Schriften die gleiche Autorität haben, führte Luthern naturgemäß zur Aufstellung einer untern Klasse, die ungefähr den alttestamentlichen Apokryphen entspricht. Den Hebräerbrief und Jakobusbrief läßt er nach ihrer innern Zusammengehörigkeit aufeinander folgen, aber von ihrem Ehrenplatze hinter den Paulinen rückt er sie hinunter zur Epistel Judä und der Offenbarung des Johannes. Dabei sagt er ausdrücklich: „Bisher haben wir die rechten gewissen Hauptbücher des Neuen Testaments gehabt, diese hier nachfolgenden aber hatten vorzeiten ein ander Ansehen." Im Register scheidet er sie durch einen Absatz als eine minderwertige Klasse und läßt sie auch nicht in fortlaufenden Ziffern mitzählen. Sein Privatkanon, gegen den die andern Bücher zurückstehen müssen, besteht aus den paulinischen Briefen, der von einem Pauliner verfaßten ersten petrinischen Epistel und dem Johannesevangelium, das gleichfalls auf paulinischer Unterlage sich aufbaut. „Denn," sagt er, „in diesen findest du nicht viel Werk und Wundertaten Christi beschrieben, du findest aber gar meisterlich angestrichen, wie der Glaube an Christus Sünd, Tod und Höll überwindet. ... Wo ich je deren eines mangeln sollt, der Werke oder der Predigt Christi, so wollte ich lieber der Werk als seiner Predigt mangeln." Mit andern Worten, die deutliche oder minder deutliche Verkündigung der paulinischen Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben ist der Maßstab, nach dem er den Wert oder Unwert jedes Buches bestimmt. Darum ist ihm Sankt Jakobi Epistel eine recht ströherne Epistel. Man hat sich getröstet, daß, in späterer Zeit, Luther milder über den Jakobusbrief geurteilt habe, aber auch in späteren Tischreden, bei denen er doch junge Leute und Frauen zu Zuhörern hatte, spricht er sich noch weit stärker über diese Epistel aus: „Ich halt, daß sie irgend ein Jude gemacht hat, welcher wohl hat hören von Christus läuten, aber nit gar zusammenschlagen." Selbst die schriftstellerische Leistung des Verfassers kritisiert er. „Jetzt sagt er von Kleidern, bald von Zorn, fället immer von einem auf das andere. Er sagt, wie der Körper nicht lebt ohne die Seele, so ist der Glaube nichts ohne die Werke. Marge, Gottes Mutter, wie ein arm similitudo ist das!" Man wird dieses Eifern tadeln, aber die Rechtfertigung aus den Werken

und die Rechtfertigung aus dem Glauben konnte er nicht reimen und er war eine viel zu wahrhaftige Natur, um die Widersprüche in der Schrift mit künstlicher Harmonistik auszugleichen und seines Glaubens zu gewiß und zu tapfer, um sich von einem: „es steht geschrieben", imponieren zu lassen. Wort Gottes war ihm, was sich ihm als solches im Herzen bezeugte, dann konnte er auch auf dem Buchstaben hartnäckig bestehn, aber seine lebendige Überzeugung hat er dem Buchstaben niemals unterworfen, sondern ganze Bücher abgelehnt, wenn sie seinem Glauben widersprachen. In betreff des Alten Testaments verfährt er selbstverständlich noch freier als mit dem Neuen. Noch in einer Tischrede vom Jahre 1540, als er verhältnismäßig konservativer geworden war, sagt er: „Genesis ist das rechte Buch, das soll man lesen und lehren. Es ist aber meines Bedünkens nicht von Moses, denn man hat vor auch Bücher gehabt und zitiert Bücher, das Buch bellorum domini 4. Mos. 21, 14 und das Buch justorum domini." Die protestantische Schriftkritik hat mithin in Luther ihren Begründer, nur daß die Nachfolger die Weiterführung dieser Untersuchungen scheuten und sie den Arminianern und Socinianern überließen.

XXX

Luther als Dichter.

Während das deutsche Volk aus Luthers Hand seine Bibel in Abschnitten entgegennahm, bot der unerschöpflich Reiche ihm gleichzeitig noch eine andere Gabe. Nochmals sollte Deutschland seinen größten Sohn von einer ganz neuen Seite kennen lernen; der Theologe, Prediger, Publizist und Universitätslehrer trat fast über Nacht der Nation als ihr größter Dichter gegenüber, mit dem auch ihre ersten Poeten, wie Hutten, Murner, Brant, Hans Sachs und die andern sich nicht vergleichen konnten. Von Luthers Kirchenliedern datiert eine neue Epoche der deutschen Poesie. War es ein psychologisch interessantes Schauspiel, zu verfolgen, wie aus dem weltfremden, menschenscheuen Klosterbruder Martin der große Volksmann und Reformator wurde, der wie kein anderer deutscher Mann mit seiner Arbeit in der Öffentlichkeit stand und sich mit jeder Schrift immer an die ganze Nation wendete, so ist es ein nicht minder merkwürdiger Entwicklungsgang, wie der Theologe und Reformator Luther in einem reifen, dem jugendlichen Sturm und Drang längst entwachsenen Lebensalter aus praktischem Bedürfnis heraus zum Liederdichter wird, und zwar zum wahren und großen Dichter. Eine alltägliche Sache ist es doch nicht, daß ein großes poetisches Talent die ganze sangesfrohe Jugendzeit hindurch stumm bleibt, um dann nach vollbrachtem vierzigsten Lebensjahre sich mit einem Erfolge auszusprechen, wie er in unsrer großen und liederreichen Nation bis dahin kaum erhört worden war. Als Student gehörte Luther einer humanistischen Burse an, die eine zwitschernde Poetenschar in sich barg, aber nicht der Poet heißt er dort, sondern der Philosoph. Er hat in der Zeit, in der das aufquellende Gemütsleben des Jünglings sich gern in Versen ausspricht, keine carmina gereimt und keine Ode gedrechselt, auch keine Phyllis noch Chloe besungen. Tiefsinnige Rätsel des Daseins nahmen damals seine ganze Kraft gefangen und das Grübeln

über diese dunkeln Runen entfremdete ihn der Freude, die die Mutter aller Poesie ist. Wohl hören wir, daß er die Laute schlug, doch nicht daß es eigene Texte waren, die er dabei vortrug. Auch das schwere Gemüt des jungen Mönchs hat nie Erleichterung darin gesucht, zu singen, was er leide. Wie alle seine Kräfte sich erst im Kampfe entfalteten, so wuchsen ihm auch die poetischen Schwingen erst in der Stunde in der er ihrer für sein großes Werk bedurfte. Wohl begegnen wir schon früh in seinen Streitschriften allerlei Reimen, meist parodistischen Inhalts, aber er selbst nahm solche poetische Randverzierungen nicht ernst, sondern gab damit den Gegnern nur ihre eigenen Reimereien spöttisch zurück, ohne eine poetische Wirkung zu beabsichtigen. Alle seine Gaben und Kräfte standen im Dienste der großen Aufgabe der Reform; so war auch seine Poesie nur eine neue Anpassung seines Genius an diese. Können wir doch genau verfolgen, wie lediglich durch das Bedürfnis seiner Kirche aus dem Psalmenübersetzer sich der Psalmist und Dichter herausentwickelt hat. Zunächst war es die Auslegung der poetischen Bücher des Alten Testaments, die Luther aus der Scholastik in das Gebiet der Poesie hinüberführte. Durch viele Jahre nahm ihn seine Psalmenvorlesung in Anspruch. Im Frühjahr 1519 erschien der erste Teil seiner Operationes in psalmos im Druck. Wenn auch der ästhetische Gesichtspunkt dem Ausleger des Gotteswortes fremd war, so zeigt doch die Art, wie er den Inhalt der Psalmen reproduziert und ihre Bilder weiter ausspinnt, daß die alttestamentliche Poesie ihn selbst poetisch stimmte und ihn anregte, die angeschlagenen Akkorde dichterisch zu variieren. Ja, im Grunde ist Luthers ganze Dichtung aus diesem Psalmenkolleg herausgewachsen. Dem lateinischen Kommentar folgt die deutsche Nachdichtung, zuerst in populären Auslegungen, später in der Psalmenübersetzung von 1524, und die so schon dreimal versuchte Nachbildung verklärt sich nochmals zum gereimten Kirchenlied. Daß er den Stoff so lang schon in der Seele getragen, mit der Form schon so oft gerungen, das erklärt die Raschheit, mit der dann seine herrlichsten Lieder in kurzer Frist sich folgen. Vermischt mit gelehrten Zutaten im Kommentar, als reines Metall in der Übersetzung und als geprägte Goldmünze im Gesangbuch können wir jedes einzelne Stück vorweisen. — Der poetische Charakter seiner Psalmenerklärung trat zuerst deutlicher ans Licht, als er einzelne Psalmen zur Erbauung der Gemeinde auslegte, und das geschah am gemütvollsten da, wo so viele Keime seines innern Lebens aufgingen, die in der Unruhe des Amtslebens und der kirchlichen Kämpfe

sich bis dahin nicht hatten entwickeln können, in der Stille und dem Frieden des Wartburgjahrs, als er zugleich seine deutsche Bibel in Angriff nahm. Gleich der erste Gruß von dort oben, die Auslegung des 68. Psalms, fließt über von poetischen Exkursen. Aber der Gedanke, seine Gewalt über die Sprache zu eigenem poetischem Schaffen zu gebrauchen, lag ihm damals noch fern. Da brachte es seine reformatorische Arbeit mit sich, daß man auch für gottesdienstliche Zwecke Lieder beschaffen mußte, die nicht nur gelesen, sondern auch in der Kirche gesungen werden sollten, um so aus der lateinischen Messe einen deutschen Gottesdienst zu machen. Jetzt sehen wir ihn Umfrage halten, wer ihm deutsche Kirchengesänge schaffen könne, die in seine deutsche Messe sich einfügten. Er wendet sich an den federgewandten Spalatin, an den redefertigen Hofmarschall Dolzig, an den pathetischen Justus Jonas, der in Erfurt durch seine lateinischen Verse geglänzt hatte. Von allen Aufgeforderten hatte nur der Glaubensexulant Paul von Spretten einen Erfolg aufzuweisen in dem Liede, das die Marseillaise der süddeutschen Reformation geworden ist: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte.“ Aber Luther brauchte nicht lang zu suchen, wer hier eintrete. Er selbst war der Mann, der jeder Aufgabe gewachsen war. Es bedurfte nur des äußern Anstoßes, um ihm das zum Bewußtsein zu bringen. Dieser Anstoß kam, als am 1. Juli 1523 in Brüssel jene beiden jugendlichen Ordensgenossen Luthers verbrannt wurden; auf sie dichtet er das erste Lutherlied, von dem wir wissen. Im Balladentone des Landsknechtslieds erzählt er das Schicksal der beiden Mönche, wie sie durch viele Wochen hindurch von den Löwener Theologen im Kerker bearbeitet wurden und als Zeugen der Wahrheit starben. Wie er sein Lied schließt:

„Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden,“

so konnte man auch von ihm selbst sagen: wer mit solchem Erfolge begonnen hatte, ein evangelisches Lied zu schaffen, der war auch der Mann, das Werk durchzuführen. Das Jahr 1523 wurde das Geburtsjahr des evangelischen Kirchenliedes. „Ich bin gewillt,“ schreibt er an Spalatin, „deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das ist geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe.“ Da die Kirche Lieder braucht, ist er gewillt, Lieder zu dichten, und wenn er will, kann er auch das. Das erste Lied, das er zu diesem gottesdienst-

lichen Zwecke dichtete, ist das in dem gleichen Jahre mit dem Märtyrerliede entstandene: „Nun freut euch liebe Christengemein und laßt uns fröhlich springen.“ Das Lied ist nicht wie die späteren eine gereimte Paraphrase eines Psalms, sondern eine eigene Konfession des Lutherschen Evangeliums von der Glaubensgerechtigkeit, dem Liede des Paulus Speratus verwandt und ganz wie dieses ausklingend:

„Und hüt' dich vor der Menscheng'satz,
Davon verdirbt der edle Schatz;
Das sag ich dir zur letze!“

Als nun aber das Bedürfnis des Gottesdienstes ihn zwingt, die jetzt erst entdeckte poetische Ader systematisch abzubauen, da läßt er die leichte Volksweise und den persönlichen Ton der beiden ersten Lieder fallen und greift auf seine Psalmen zurück, deren Übersetzung er eben vollendet hatte und die 1524 im Druck erschien. Schloß sich seine Psalmenübersetzung an den hebräischen Parallelismus an, antiphonisch, mit Hall und Widerhall, so war zur Nachdichtung in Reim und Vers nur noch ein Schritt. Sofort nimmt er die eben vollendete Arbeit nochmals auf und gießt sie in deutsche Reime. Die Entstehungsverhältnisse der ersten Lieder sind uns unbekannt. Sie tauchen zuerst auf in einem kleinen Gesangbuch, das zu Anfang des Jahres 1524, vermutlich als Buchhändlerspekulation eines auswärtigen Druckers, gedruckt wurde, dem sogenannten Achtliederbuch. Das Büchlein enthält drei Lieder von Speratus, vier Lieder von Luther und ein achtes eines Ungenannten. Das Buch beginnt mit Luthers „Nun freut euch liebe Christen Gemein“. Hat dasselbe noch nicht den festen Stil des späteren Kirchenlieds, so ist es doch als Bekenntnis von Luthers tiefinnerstem Verkehr mit seinem Heiland beliebt geworden:

„Er sprach zu mir: Halt dich an mich!
Es soll dir jetzt gelingen.
Ich geb' mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib', da sollst du sein.
Uns soll der Feind nicht scheiden.“

Auf dieses ganz persönliche Bekenntnis folgt eine poetische Paraphrase des 130. Psalms, die uns sofort klar zeigt, wie Luthers Lieder entstanden. Sein Kirchenlied soll nur das Echo der Schriftworte sein, aber Luther

beweist auch hier, wie in seiner Übersetzung, eine seltene Fähigkeit, das Leitmotiv der biblischen Vorlage aufzunehmen und in volleren Akkorden wiederzugeben. Das de profundis lautete in seiner eigenen Übersetzung: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir." Jetzt gibt Luther das wieder:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir
Herr Gott, erhör mein Rufen."

Luthers deutscher Psalm fährt fort: „So du willst acht haben auf Missetat, Herr, wer wird bestehn?" Nunmehr überträgt er:

„Denn so du das willst sehen an,
Wie manche Sünd' ich hab' getan,
Wer kann, Herr, für dir bleiben?"

„Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern," heißt es im Psalm. Jetzt gibt Luther das wieder:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen."

Der Schluß des Psalmes mahnt: „Israel warte auf den Herrn, denn Güte ist bei dem Herrn und viel Erlösung bei ihm. Und er wird Israel erlösen aus aller seiner Missetat." Luther aber singt:

„Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen."

Nach seiner Absicht soll das Kirchenlied nur das Echo der Schriftworte sein, aber mit jedem Versuche klingt dieses Echo freier, voller und melodischer, und wenn es die Aufgabe der Lyrik ist, einen Nachklang einer bestimmten Empfindung auch in der andern Herzen zu wecken, so hat es nie eine vollkommenere Lyrik gegeben. Das gleiche Achtliederbuch enthält die Paraphrase des 12. Psalms: „Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern." Als Lied lautet dieser Vers:

„Ach Gott vom Himmel sieh darein
Und laß dich des erbarmen!
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind die Armen."

„Einer redet mit dem andern unnütze Dinge,“ fährt der Psalmist fort, Luther aber übersetzt:

„Der wählet dies, der andere das,
Sie trennen uns ohn alle Maß
Und gleißen schön von außen.“

Das Achtliederbuch war ohne Luthers Zutun herausgekommen, aber es war allerdings sein Wille, ein evangelisches Gesangbuch zu schaffen und er ergriff diese Aufgabe mit der Energie, mit der er alles anfaßte. Wenn das Jahr 1520 das Jahr der großen Streitschriften war, so wurde 1524 das Liederjahr. Wie man im Leben Schillers von einem Balladenjahre zu sprechen pflegt, so kann man dieses Jahr im Leben Luthers das Jahr der Kirchenlieder nennen. Nicht weniger als 23 Lieder hat er in dem einen Jahre gedichtet, doppelt so viel als in den 22 noch folgenden Jahren seines Lebens, eine Fruchtbarkeit, die sich eben nur daraus erklärt, daß er diese Psalmpoesie als einen ihm längst vertrauten Schatz im Gemüte trug und ihn nun rasch ausmünzte, solange ein Bedürfnis dazu vorlag. Sobald diesem Bedürfnis abgeholfen war, fließen auch die Lieder sparsamer. Zunächst freilich brachte jedes neue Gesangbuch neue Gaben Luthers. — Im Jahre 1524 erschienen das Erfurter Enchiridion*) und das Wittenberger „geistlichen gesangk Büchlein“ mit Luthers eigener Vorrede, von dem das erstere unter 25 Liedern 18 von Luther, das andere unter 32 Liedern 25 Luthersche enthielt.**) Dazu kam 1529 das Klugsche Gesangbuch, gebessert zu Wittenberg, das wir allerdings nur aus der Beschreibung eines Bücherfreundes kennen, das aber nach dessen Aussage bereits das Lied „Ein feste Burg“ enthält. Die Abzweckung auf kirchliche Bedürfnisse ist bei den meisten dieser Lieder unverkennbar. Der Lobgesang Simeons wird zu dem schönen Adventslied: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin“, die lateinische Weihnachtssequenz wird zu dem fröhlichen:

„Gelobet seist du Jesus Christ,
Daß du ein Mensch geboren bist.“

---

*) Ein Enchiridion oder Handbüchlein zur steten Übung und Trachtung geistlicher Gesänge und Psalmen.

**) G. E. Waldau, Journal von und für Deutschland. 1788. S. 328. Der Titel lautete: „Geistliche Lieder aufs new gebessert zu Wittenberg. Gedruckt bei Joseph Klug. 1529.“

Das media vita des älteren Notker wird zu unserem: „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen.“ Das Glaubensbekenntnis, das der Priester bei der Messe zu sprechen hat, singt jetzt die Gemeinde: „Wir glauben all an einen Gott.“ Auch das Johann Hus zugeschriebene Abendmahlslied:

Jesus Christus nostra salus,
Quod reclamat omnis malus

nahm Luther zum Gedächtnis des böhmischen Reformators auf in seinem: „Jesus Christus, unser Heiland.“ Auch das katechetische Bedürfnis ist nicht vergessen, wenn Luther sogar die zehn Gebote poetisch paraphrasiert:

Das sind die heiligen zehn Gebot',
Die uns gab unser Herre Gott.

Indem nunmehr mit dem Jahre 1529 der wesentliche Ertrag von Luthers dichterischer Tätigkeit vor uns liegt, lenkt sich unser Interesse in erster Reihe auf dasjenige Lied, das wir schlechtweg das Lutherlied zu nennen pflegen: „Ein fest Burg ist unser Gott.“ Da der erste Druck sich nicht erhalten hat, wird auch heute noch gestritten, bei welcher Gelegenheit das Lied entstanden sei. Der Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, erinnerte ältere Hymnologen an Luthers bekanntes Wort „und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wolle er doch hinein“. So entstand die Legende, Luther habe vor seinem Einzug in Worms das Lied gedichtet. Allein dann müßte das Lied in den ältesten Liederbüchern stehn und gerade diesen fehlt es. Spätere erinnerte die feste Burg an die Feste Koburg, auf der Luther während des Reichstags von Augsburg im Sommer 1530 weilte, allein da das Klugsche Gesangbuch von 1529 das Lied bereits hatte, und ebenso ein Augsburger Gesangbuch desselben Jahres, ist es so spät nicht entstanden. Einen einigermaßen brauchbaren chronologischen Fingerzeig geben nur die Worte: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib.“ Diese Worte sind sicher nicht 1521 von dem Bettelmönche ohne Gut und ohne Weib gedichtet, sondern von dem Wittenberger Hausvater, der zärtlich an seiner Familie hing. Der Geburtstag von Hänschen Luther am 7. Juni 1526 ist also der frühste Termin, bis zu dem wir zurückgehen können, während die Drucke verbieten, über 1529 hinauszugehn. Innerhalb dieser drei Jahre wäre also die Abfassungszeit zu suchen. Eine Weile war die Annahme beliebt, das Lied sei am Jahrestag der 95 Thesen im Jahr 1527 gedichtet worden.

Sie stützt sich auf einen Brief Luthers an Amsdorf, in dem Luther während des Wütens der Pest und bei schweren Krankheiten im eigenen Haus es seinen Trost nennt, daß wenn der Teufel die Leiber verschlingt, wir das Wort haben und den Freund beten heißt, daß wir seine Macht und List überwinden. Aber das Lied ist kein Lied in den Nöten einer Seuche, gleich dem bekannten Pestliede Zwinglis. Ganz andere Gefahren meint der Sänger, wenn er von des Teufels Rüstung redet. Da das Lied zuerst 1529 auftaucht, müssen wir sehen, ob es nicht in die Situation dieses oder des vorangegangenen Jahres paßt. Und da erinnern wir uns freilich des großen Schreckens der Evangelischen, als Otto von Pack, der Geheimschreiber des Herzogs Georg, ihnen die Mär aufgeredet hatte, im Jahre 1528 sei zu Breslau ein großes Bündnis der katholischen Fürsten zur Ausrottung des Evangeliums geschlossen worden. Durch diese Kunde hatte sich der Landgraf von Hessen zu schwerem Landfriedensbruche hinreißen lassen und als Beklagte gingen die evangelischen Stände nach Speyer, wo sie am 19. April 1529 ihren Protest gegen einen Reichstagsabschied einlegen mußten, der ihre Kirchen zur Wiederauflösung verurteilen wollte. An einen solchen kritischen Zeitpunkt müssen wir wohl denken, wenn Luther von einer Not redet, „die uns itzt hat betroffen“, wenn er wiederholt, daß der alte böse Feind mit Ernst es itzt meine. Nachdem Karl V. es so lange nur mit Drohungen hat bewenden lassen, macht er itzt Ernst. Eben dazu schließt der Kaiser im August 1529 den Frieden mit Frankreich, um die Ketzer itzt auszurotten. Die alte Ungnade des grämlichen Habsburgers und des Teufels Tücke kommen neu zum Vorschein. „Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt!“ Luther aber will nichts wissen von den Allianzen, mit denen Kurfürst Johann und Landgraf Philipp sich decken wollen. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.“ Er weiß, welche Wege nach Mühlberg führen. Ihm gehören die Eidgenossen, mit denen der Landgraf sich verbinden will, zu den Feinden des Wortes. Sie haben einen andern Geist und lassen die „Worte nicht stehn wie sie lauten“. „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank darzu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seines Geistes Gaben.“ Statt des Königs Franz und der Tagsatzung der Sakramentierer weiß er einen andern Verbündeten: „Weißt du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, das Feld muß er behalten.“ In diese Situation also wird das Lied gehören. In der Tat fließen auch in andern Schriften dieser Zeit dem Reformator Wendungen seines eigenen

Liedes in die Feder, wenn er z. B. im großen Katechismus von 1529 schreibt: „Närrisch wäre es, unser Waffen und Wehr zu verachten," nämlich die reine Lehre. Oder er erinnert, daß ein jeder hintansetzen muß „Gut, Ehr, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben". Als ihm diese Gedanken das Herz bewegten, da dichtete er das Lied: „Laß fahren dahin, sie haben's nicht Gewinn" oder er hatte es eben gedichtet, so daß unwillkürlich ihm die Worte wiederkommen. „Wo der Feinde Wille nicht gebrochen würde," schreibt er in dem gleichen Katechismus, „so könnte sein Reich auf Erden nicht bleiben." Damit schließt auch sein Lied: „Das Reich muß uns doch bleiben." Auch in der gleichzeitigen Heerpredigt wider die Türken werden wir ähnlichen Reminiszenzen begegnen. Wie das Lied 1529 gedruckt wurde, so ist es auch nicht lange vorher entstanden. Aber obwohl das Lied der Stimmung einer ganz besondern Lage entsprang, seiner Praxis, sich an einen Psalm anzuschließen, bleibt Luther auch hier treu. Der 46. Psalm ist dieses Mal seine Vorlage. „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke": Eine feste Burg ist unser Gott. „Eine Hilfe in den großen Nöten, die uns troffen haben". Er hilft uns frei aus aller Not, die uns itzt hat betroffen. „Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz," sagt der Psalmist.

„Der Herr Zebaoth
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten."

Eben das aber, daß er trotz der besondern Interessen, die ihn bewegen, nicht heraustritt aus der Sphäre des Schriftworts, macht sein Lied zum Kirchenlied, denn vom Kirchenliede verlangen wir, daß es nicht individuelle Stimmungen vortrage, sondern ausspreche, was die Gemeinde als solche angeht. Der Dichter persönlich verschwindet hinter der großen Schar, deren Gesamtüberzeugung er bekennt. Er redet im Chorus. Ja so sehr ist Luthers Choral aus dem Gemeingefühl des Protestantismus geboren, daß wir in demselben schon die Protestanten mitsingen hören, die erst noch kommen sollen. Wir hören bei diesem Trutzliede die Fanfaren Gustav Adolfs und die Kanonen von Lützen. Es klingt wie Torstensohn und Coligny, wie Cromwell und Wilhelm von Oranien. Alles, was den Protestantismus groß gemacht hat, liegt in diesen wenigen trotzigen Strophen:

„Laß fahren, laß fahren dahin,
Sie haben's nicht Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben."

Sein bestes Lied ist darum auch das für Luther als Dichter besonders charakteristische. Seine Lieder sind voll individuellen Lebens; sein Gottvertrauen, seinen Mannestrotz und seine kindliche Gläubigkeit enthalten sie ganz; aber wie sie von einem allgemeineren Psalmworte getragen sind, so sprechen sie auch nur von dem, was die ganze Gemeinde mit ihm bekennen kann. Seine persönlichen Sorgen und Anfechtungen, seine privaten Leiden und Freuden behält er seinem Kämmerlein vor. Wenn er Kirchenlieder dichtet, fühlt er sich unter den weiten Bogen und Hallen der Kirche und auf einer Bank mit der Gemeinde. Er singt nur das, was alle seine Brüder mit ihm bewegt und was der Geringste wie der Größte mit ihm singen können. Jene individuelle religiöse Stimmung: „Wenn alle untreu werden, so bleib doch ich dir treu," kann als Gedicht ergreifend sein, aber was die Person im Gegensatz zur Gemeinschaft empfindet, gehört nicht in ein Kirchenlied. Wirklich Erlebtes und wirklich Erfahrenes will es aussprechen, aber nur das, was alle andern in gleicher Weise erlebt und erfahren haben. Man hat ganz richtig darauf hingewiesen, daß Luther im Kirchenliede nie das *ich* und *mir* braucht, sondern stets *wir* und *uns*. Er singt und betet im Namen aller. „Sing mit dem Haufen," sagt er in der Auslegung des Vaterunsers, „so singst du wohl." Mit dieser Tatsache, daß Luther nur für die Gemeinde sang und nicht für sich, hängt es zusammen, daß mit der Vollendung des Gesangbuches auch seine Poesie stockte. Für sich hatte der von tausend Geschäften gespornte Mann der Arbeit nie Muße, sein individuelles Leid in Versen auszusprechen. Auch er hat viel erlebt an Leid und Freud, innere Anfechtungen und äußere Erfolge; in der stillen Wochenstube seiner Käthe hat er gestanden, und am Sterbebett seines Lenichens hat er geweint; er hat den hellen Kinderjubel der Seinen geteilt und die nagende Trauer der Nation über den verblendeten Kaiser und das verratene deutsche Reich, aber das alles vertraute er nicht dem Liede an. Darin steht er anders als sein Rivale im Kirchenlied, Paul Gerhardt, dem sich jedes Leid und jede Freude als Gesang vom Herzen löste. Ein Dichter in diesem Sinne ist Luther nicht gewesen. Seine Losung bei persönlichen Erfahrungen war:

Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein Leid niemand klag.

Er war eine zu männlich tapfere Natur, um ein Bedürfnis zu lyrischen Ergüssen zu fühlen. Der Gemeinde hatte er in den zwei Jahren, in denen er vor allem Dichter war, gegeben, was sie brauchte. So fließen von da seine poetischen Gaben seltener, und die neuen Gesangbücher bringen nur noch wenig neue Lieder Luthers. Die „Wittenberger geistlichen Lieder auf's neue gebessert, 1531" enthalten das Lied: „Verleih uns Frieden gnädiglich." Das Wittenberger Gesangbuch von 1535 bringt das Kirchenlied: „Sie ist mir lieb, die werte Magd" und das jauchzende Weihnachtslied aus Luthers Kinderstube: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Nach Melodie und Versen ahmt Luther hier das mittelalterliche Rätsellied nach, das die Jugend beim Kranzwinden unter der Dorflinde zu singen pflegte:

Ich komm' aus fremden Landen her
Und bring' euch viel der neuen Mär,
Der neuen Mär bring' ich so viel,
Mehr dann ich euch hie sagen will.

Es folgten dann noch einige Katechismuslieder, die bezeugen, welches Interesse der große Mann mitten im Gedränge seiner Weltgeschäfte dem Unterricht und der Schuljugend bewahrte. Dahin gehört in dem Gesangbuche von 1539 eine poetische Bearbeitung des Vaterunser und ein Lied über die Bedeutung der Taufe:

„Christ unser Herr zum Jordan kam."

Noch brachte das Gesangbuch von 1543 vier Lieder des alternden Reformators, darunter das kräftige:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollen stürzen von dem Thron.

Die schärfer hervortretende Polemik erinnert an die streitbare Stimmung der letzten Lebensjahre, und so hat der Dichter Luther, wie er 1523 mit einem Märtyrerliede begann, mit einem Kriegsliede diese poetische Tätigkeit beschlossen. Daß er nicht invita Minerva weiterdichtete, war ein Teil seiner weisen Selbstbeschränkung. So gehört er zu den wenigen Dichtern, die fast nur Gutes gaben, und die Körner verloren sich nicht unter der Spreu. Das charakteristische Lied bleibt aber das, das die

Gemeinde schlechtweg das Lutherlied nennt. In dem Vertrauen auf die feste Burg da oben liegt der ganze Luther, und dieses Gottvertrauen ist der eigentliche Grundakkord des protestantischen Kirchenliedes geblieben. Wenn die Späteren sangen: „Jesus, meine Zuversicht,“ „Befiehl du deine Wege,“ „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ „Was Gott tut, das ist wohlgetan,“ so ist wohl der protestantische Trotz zur evangelischen Ergebenheit gemildert, aber die eine Note schlägt doch immer wieder vor, nur daß Luthers eigenes religiöses Empfinden tapferer, männlicher ist. „Es herrscht in Luthers Kirchenliedern,“ sagt Wilhelm Scherer, „ein so männlicher Ton, wie er noch niemals in der deutschen Lyrik erklungen war.“

Mit Einsatz seiner vollen dichterischen Kraft hat Luther nur das Kirchenlied gepflegt; seine Kirchenlieder sind völlig ausgereift und sorglich gefeilt. Anders ist das mit seinen sonstigen Poesien. An Dichtungen anderer Gattung fehlt es bei ihm nicht, aber sie tragen vielfach den Charakter des Unfertigen. Es waren Improvisationen, auf die er selbst geringen Wert legte. Darum sind auf diesem Gebiete seine kurzen Sprüche das beste, da sie keiner weiteren Feile bedurften. Fast durchweg kommt in diesen Gelegenheitsgedichten seine heitere und satirische Ader zum Ausdruck. In seinem reichen Geiste hatte neben der Frömmigkeit eine hohe Weltfreude Raum. Er war nicht nur voll Interesse für alle Vorgänge des Lebens, sondern er besaß auch den Mutterwitz, die gewonnenen Eindrücke scherzhaft zu verwerten. Die Fabel und die Sinnsprüche sind darum das Gebiet, das er neben dem Kirchenlied am liebsten pflegte. Seine Richtung ging hier ausschließlich auf das Volksmäßige. Die Volksbücher spielen in seinen Tischreden und Streitschriften eine große Rolle, so Eulenspiegel, Markolfus, Reinecke der Fuchs und der Pfaffe von Kahlenberg. Als geborener Humorist vermag er ihre schlagenden Stellen prächtig wiederzugeben. Manche Züge sind sogar nur noch in der witzigen Art bekannt, wie Luther sie erzählte, z. B. wie Markolfus in den Wald geht, um sich aufzuhängen, aber der eine Baum ist ihm zu hoch, der andere zu nieder, der eine zu dick, der andere zu dünn. Auch hier gehen die Reproduktionen Luthers nicht selten in eigene Phantasiespiele über. Die Tischreden bezeugen, wie er seine Unterhaltung mit derartigen Schwänken würzte, und welch ein Erzähler er war. Noch heute sind sie eine unerschöpfliche Fundgrube von Anekdoten und anekdotischen Erinnerungen, die zuweilen der Kritik ermangeln, aber niemals der Tendenz. Eine charakteristische Fabel,

wie Luther sie gern zum besten gibt, ist die von Hans Pfrim, dem verstattet wurde im Paradiese zu leben, wenn er sich alles Kritisierens enthalte. Er war aber Fuhrmann. Einige Paradiesbewohner, die Wasser mit einem Kruge ohne Boden schöpften, ließ er gewähren, obwohl es ihn reizte, ihnen ihre Torheit vorzuhalten, so auch zwei Zimmerleute, die nicht durch die Tür kamen, weil sie den Balken quer trugen, als er aber einen Wagen sah, der nicht von der Stelle rückte, weil er falsch bespannt war, fing er an zu schelten und hatte so sein Anrecht auf das Paradies verloren. Beim Weggehn gibt er Petrus noch auf seine Frage, warum er das Paradies verlassen müsse, die unhöfliche Antwort: „Ich muß heraus und hab dennoch unsern Herrgott nicht verraten als Du." Den Paulus schilt er einen Verfolger Christi und den Moses nennt er einen ungläubigen Juden. Als ihm dann aber die unschuldigen Kindlein von Bethlehem begegnen, schüttelt er ihnen Birnen und dafür darf er bleiben, hält aber forthin den Mund.

Wollen wir die didaktischen Stücke klassifizieren, so hat Luther wohl am meisten ernste Arbeit auf die Fabel verwendet, in der seine kluge und zuweilen pessimistische Beobachtung des menschlichen Treibens eine passende Form fand, sich auszusprechen. Unter seine Lieblingsbücher gehörte darum Äsop. Wie ihn auf der Wartburg die Bibelübersetzung beschäftigte, so hat er im Sommer 1530 auf der Feste Koburg neben der Übersetzung der Propheten auf die Herstellung eines deutschen Äsop viele Zeit verwendet. Ihm war die übliche Ausgabe Sebastian Brants zuwider, weil sie zu der gesunden Kost der alten Fabel allerlei schmutzige Anekdoten aus den Facetien Poggios hinzugefügt hatte. Fabeln schienen ihm das beste Kinderbuch, seinen Kindern aber wollte er diese Unsauberkeiten nicht in die Hand geben. Um also die Brantsche Ausgabe zu verdrängen, machte er sich selbst daran, für Schule und Haus den echten Äsop zu übersetzen. Auch dieses Dichten stand im Dienst der großen Sache. So hat er die Fabeln vom Hahn und der Perle, von Wolf und Lamm, von Maus und Frosch, vom Hund mit dem Fleische, vom Fuchs, der den Raben lobt, im ganzen dreizehn Stücke Äsops bearbeitet und mit Anmerkungen auf die eiteln Prediger, die geizigen Bauern, auf die Adeligen, die Kirchengüter an sich reißen und ähnliche Vorgänge versehen, so daß seine angefügte „Lehre" vielfach an das „Merke" des Hebelschen Schatzkästleins erinnert. Aber auch andere Erzählungen des Altertums und der mittelalterlichen Volksbücher nimmt er in seinen Fabelschatz auf, so zum Beispiel die Fabel von Krebs und

Schlange, in der er nach Mathesius seinem Hänschen erzählte, wie die Schlange ihre Schlangenwindungen erst verlernte und gerade liegen konnte, als sie steif und tot war. Daß Luther die schlichten Fabeln Äsops und die Spruchweisheit des Alten Testaments so hoch stellte, ist für seinen eigenen Genius durchaus charakteristisch. Das Mutterwitzige hat für ihn immer einen großen Reiz gehabt, weil es seiner eigenen Betrachtungsweise entsprach. In ein ähnliches Genre, der Parabel und des Lehrgedichts, schlagen seine gelegentlichen Scherze, wie „die Klage der Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen ehrbaren Vögeln" gegen den Vogelherd des Famulus Sieberger oder sein bekannter Brief an sein „liebes Sönlin Hensichen" vom Kinderparadies, und der Brief an seine Tischgenossen vom Reichstag der Krähen aus der Feste Koburg. Auch satirische Tierfabeln hat er gedichtet, so die Erzählung, wie der Esel dem Löwen mit Erfolg das Reich streitig macht, weil er ein Kreuz auf dem Rücken hat, das im Glauben der Leute mit seinen Wundern alle Taten des Löwen verdunkelt, ohne daß der Esel damit große Mühe gehabt hätte, oder den Streit der schwarzweißen Schwalbe, des Dominikaners, mit dem Franziskaner, dem grauen Sperling, um die Gunst der Gemeinden, wobei der Sperling mit der grauen Kappe erbaulich predigt: „Liebe Bauern, gute Freunde, hütet euch vor dem Vogel, der Schwalben; denn inwendig ist sie weiß, auf dem Rücken aber ist sie schwarz." An solchen Stücken erkennen wir eine charakteristische Seite von Luthers Schriftstellerei. Er war der größte Humorist der gleichzeitigen Literatur. Schon in seinen Briefen ist das nicht der geringste Reiz, wie ein gutmütiger Humor in tausend schalkhaften Lichtern aufglänzt, bald in Scherzen über seine Freunde, bald in der drolligen Parodierung seines Verhältnisses zu seiner Hausfrau. Selbst in seinen Schreiben an den Kurfürsten Johann über die Pest in Wittenberg und das Schwänzen der Studenten, die das Fieber im Schulsack haben und die Schwindsucht im Tintenfaß, oder an die Räte des Kurfürsten Joachim über die Brandenburger Agende, in dem er dem zeremonienfrohen Herrn gestattet vor seinen Prozessionen selbst einherzutanzen wie David vor der Bundeslade, verdrängt der Humorist den Geschäftsmann. Ja selbst im Gebete wandelt ihn zuweilen der Schalk an, wenn er Gott zuspricht: „Du bist ja ein frommer Gott, das tät der Teufel nicht", oder wenn er berichtet, er habe dem lieben Gott die Ohren gerieben mit seinen Verheißungen. Gesalzner freilich wird dieser Humor in den Streitschriften,

bei denen man sich eben erinnern muß, daß der Ton der Polemik im sechszehnten Jahrhundert ein anderer war als heute. Etwas Unappetitliches, Unanständiges gab es für dieses Geschlecht überhaupt nicht, nichts worüber man nicht geredet hätte. Was alle wissen, war der Grundsatz, davon darf man auch vor allen reden. Auch das Zusammenleben mit den Haustieren erklärt den seltsamen Bilderschatz dieser Publizisten. So darf man sich an dem nützlichen Borstentiere nicht stoßen, das in Luthers Polemik stets über die Bühne läuft, denn darin erreicht er seinen Verehrer Hans Sachs noch lange nicht, der nachweist, daß ein reicher Filz in vierzig Stücken einer Sau ähnlich sei. In Luthers Polemik steht doch immer der Dichter im Hintergrund. Alles personifiziert sich ihm. Bald hat die Sau den Panzer an, bald eine Zitrone im Maul oder sie schmückt sich zur Kirchweih mit einer goldenen Spange und hat eine Perlenschnur um den Hals oder sie stürzt sich gefräßig auf den Habersack. Noch öfter gleichen die Gegner dem hochgeöhrten Tiere des Müllers, dessen gute Gewohnheiten er ebenso genau beobachtet hat, wie die übeln Folgen, die das grüne Futter oder die zärtliche Gesellschaft der Genossen für dessen Anstand haben. Nicht minder genau weiß er von den Sitten des Bocks Bescheid, wie Emser zu seinem Nachteil erfahren mußte. „Putz dich liebes Kätzlein,“ ruft er den Gegnern zu, die sich verteidigen möchten, und wieder gleicht des Gegners Buch einem Pudel voll Flöhen, daß es krimmelt und wimmelt, nicht von Druckfehlern, sondern von Denkfehlern. Das alles ist derb, ja roh. Aber mit einem Humoristen geht man nicht streng ins Gericht und „das ohrenzarte Frauenzimmer“, mit Fischart zu reden, vertrug damals dergleichen. Der Humor besteht eben in der Übertreibung und in grellen Kontrasten. Wir lachen über den Gegensatz, nicht über das Niedrige, das für den Kontrast unentbehrlich war. Dabei hat der Humor Luthers immer etwas Überraschendes, wenn er nach dem erhabensten Aufstieg zum Himmel so plötzlich herabstürzt und sich überschlägt gleich einer Purzeltaube.

Im ganzen haben humoristische Schriften ein kurzes Leben. Werden die feineren Beziehungen nicht mehr verstanden, so ist ihre Wirkung vorbei. Ein Blitz, den man mit der gelehrten Laterne erst beleuchten muß, wirkt nicht mehr als Blitz. Auch vom Geiste der Zeit sind diese Schriften abhängiger als andere. Was früher als Scherz galt, gilt heute als Roheit. So verstehen wir oft kaum, was an den berühmtesten Satiren von Brant, Murner und Sachs die Zeitgenossen so sehr entzückte. Aber einige Spötter wie Aristophanes, Rabelais, Shakespeare machen eine Ausnahme. Ihre

Blitze schlagen auch heute noch ein. Unter diesen Wenigen steht Luther in erster Reihe. Gerade diese humoristische Ader fließt am Ende seines Lebens am reichlichsten. Während die zunehmende Kränklichkeit und die Last der Arbeit ihn in der Polemik leidenschaftlich und maßlos macht, sucht er anderseits Rettung vor den dunkeln Stimmungen im freien Spiele seines Humors. Seine erfreulichsten Briefe und seine köstlichsten Satiren fallen in Jahre, in denen er sonst nicht viel Erfreuliches von der Welt zu erzählen weiß. So hat sich Luther als Dichter noch bis in die letzte Lebenszeit fortentwickelt, wenn auch an Stelle der vollen Harmonie des Liederdichters der oft bittere Humor des Alters getreten ist, mit dem er sich über den zunehmenden Mißklang des Lebens hinweghilft. Insofern gehört auch seine burleske Polemik zum Ganzen dieses Dichterbilds.

Als den wertvollsten Ertrag dieser Seite seiner Tätigkeit dürfen wir schließlich die große Anzahl von schlagenden Kernsprüchen bezeichnen, die über alle seine Schriften zerstreut sind oder auch durch besondere Veranlassung ihm abgefordert wurden. Daß er selbst ein besonderer Freund der Spruchdichtung war, wissen wir nicht nur aus der besondern Mühe, die er auf die Sprüche Salomonis und Jesus Sirach verwendete, sondern er hatte auch eine ansehnliche deutsche Sprichwörtersammlung angelegt, zu der er von nah und fern Beiträge erbat, und für die sich namentlich der Anekdotenkrämer Agricola nützlich machte. So gab er auch seinen eigenen Büchern kräftige Wahlsprüche mit, sei es am Anfang oder am Ende. Vielfach trat die Bitte an ihn heran um Einträge auf das erste Blatt der Hausbibel; aber auch zahlreichen Gedenkversen, Gratulationen und Grabschriften begegnen wir. Der Inhalt gibt zumeist selbst schon über ihre Bestimmung Auskunft.

Wie einer lieset in der Bibel,
So stehet am Hause sein Giebel.

Ein jeder lerne sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Ein Ehmann soll geduldig sein,
Sein Weib nicht halten als ein Schwein.
Eine Hausfrau soll vernünftig sein,
Des Mannes Weise lernen sein.
Da wird Gott geben Gnad' dazu,
Daß ihm die Eh' gar sanfte tu.

Nichts Lieberes ist auf Erden,
Denn Frauenlieb', wem's mag werden.

Wenn das Stündlein nicht da ist, richt' man nichts aus,
Wenn's nicht sein soll, wird nichts draus.

Gute Worte und nichts dahinter.

Trau' niemand, denn niemand reit' das Pferd weg.

Fremde tun mehr Gutes denn eigne Freunde.

Narren wissen alles.

Anfahen ist leicht.

Wer gern viel höret, der höret viel, das er nicht gern höret.

Am geschmierten Riemen lernt der Hund Leder fressen.

Der ist weise und wohl gelehrt,
Der alle Dinge zum Besten kehrt.

Freunde in der Not
Gehn zwanzig auf ein Lot.
Soll's aber ein harter Stand sein,
So gehen fünfzig auf ein Quintlein.

Hyäne ist ein Tier in Ägypten, das lernt einen Hund rufen bei seinem Namen und frißt ihn.

Gut' Gesellen und Freunde führen manchen in ein Bad.

Das gut meinen
Macht viel Leut' weinen.

Geselle dich nicht zu der Gewalt,
So behält dein Wesen auch ein' Gestalt.

Man soll mit Herren nicht Kirschen essen, denn sie werfen einen mit den Stielen.

Das ist ein weiser Mann,
Der sich an fremdem Unfall bessern kann.

Wenn man den Hund hauen will, hat er Leder fressen.

Wer nicht Kalk hat, muß mit Kot mauern.

Hier kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut.

Zwei können miteinander zugleich singen, aber nicht zugleich reden.
Mit dem Wirt verändert sich das Haus.
Der Helden Kinder sind eitel Plagen.
Ein weiser Mann tut keine kleine Torheit.
Ein Dieb zeugt den andern.
Je weniger Gesetz, je besser Recht; je weniger Gebot, je mehr gut Werk.

Hast du es nicht mit Scheffeln,
So hast du es doch mit Löffeln.

Es gönnt niemand dem andern was Gut's, das ist der Welt Lauf.
In den Händen soll das Gut sein, nicht im Herzen.
Willst du alt werden, so werde bald alt.
Wenn du den Teufel zu Gast ladest, siehe, wie du ihn wieder los wirst.
Mancher verlernt das Gewisse über dem Ungewissen.
Das Recht ist allzeit ein frommer Mann, aber der Richter ist oft ein Schalk.
Wenn die Richter so fromm wären wie das Recht, so bedürften wir keiner Juristen.
Wer gerne tanzt, dem mag man leichtlich pfeifen.
Es sind alle fromme Jungfrauen, wo kommen da die bösen Frauen her?
Es ist ein süßes, liebliches Kräutlein, das heißt Patientia.
Man kann dem Teufel viel eher eine Kapelle bauen, denn unserm Herrgott.

Viel wissen, wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.

Laß einen jeden sein, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Gut macht Mut,
Mut macht Armut,
Armut macht Demut.

Der Frauen Augen kochen wohl,
Mehr denn Feuer, Magd und Kohl.

Ändern und bessern ist zweierlei.
Hilf fromme Leute mehren, der Bösen ist sonst zu viel.
Landstraße ist sicher, Holzweg ist fährlich.
Sprich nicht hui, ehe du über den Berg bist.

Wer nicht singen kann, der will immer singen.

Wer nicht Geld hat, bezahlt mit der Haut.

Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu ausweichen.

Ein Gewissen ist mehr denn tausend Zeugen.

Wer sehr schilt, der lobt.

Wer sehr lobt, der schilt.

Wenn das Ende gut ist, ist alles gut.

Wenn die Laus in Grind kommt, wird sie stolz.

Trauwohl reitet das Pferd weg.

Wer einen vom Galgen erlöst, dem hilft der andere gern daran.

In großen Wassern fängt man große Fische, in kleinen Wassern fängt man gute Fische.

Die Reichen geben nicht, Taus Eß hat nicht.

Wer was weiß, der schweig,
Wem wohl ist, der bleib.
Wer was hat, der behalte,
Unglück, das kommt balde.

Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.

Glaube nicht alles, was du hörst,
Sage nicht alles, was du weißt,
Tue nicht alles, was du magst.

Christus läßt wohl sinken,
Aber nicht vertrinken.

Liebes Kind, lernst du wohl,
So wirst du guter Hühner voll.
Lernest du aber übel,
Mußt du mit der Sau essen aus dem Kübel.

Iß, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Red', was wahr ist.

Man hält manchen für böse
Und manchen für gut,
Da man beiden unrecht tut.

Hüt' dich vor der Tat,
Der Lügen wird wohl Rat.

Affen und Pfaffen
Lassen sich nit straffen.

Wer nicht kann wehren,
Wird nicht lang können nähren.

Qui non habet in nummis,
Dem hilft nicht, daß er frumm is.
Qui dat pecuniam summis,
Der machet wohl schlicht, was krumm is.

Wer zu hart schnäuzet, zwinget Blut heraus.

Was soll der Kuh Muskat, sie ißt wohl Haberstroh.

Hüte dich vor den Schleichern, sagte die alte Maus, die da rauschen, tun dir lange nichts.

Frauendienst ist nie umsonst.

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Recht muß doch Recht bleiben.

Viele dieser Lutherworte sind sprichwörtlich geworden, so daß heute niemand mehr ihres Ursprungs gedenkt und eben das ist der Beweis, daß Luther zu unsern volkstümlichsten Spruchdichtern gehört. Darum möchten wir neben den Kirchenliedern die Sprüche als Luthers beste dichterische Leistung bezeichnen. Charakteristisch für seinen poetischen Genius sind aber auch die Verse anderer, die er anzieht. Auch hier bevorzugt er das Humoristische. Mancherlei Gutes ist durch seine Zitate gerettet worden. Ich erinnere an die Verse:

Ist der Apfel rosenrot, ist ein Würmlein drinnen,
Ist ein Mägdlein säuberlich, hat es krause Sinnen.

Oder den Reimspruch auf des heiligen Reiches Streusandbüchse:

Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken,
Wenn ick dich arbeite, so bist du licht, wenn ick dich egge, so bist du schlicht.
Wenn ick dich mähe, so find ick nicht.

Ohne Absicht streut er überall in seinen Schriften Sprüche der Weisheit aus, die zu geflügelten Worten geworden sind, weil sie den Nagel auf den Kopf treffen. Auch denen, die er aus der hebräischen Spruchpoesie übernahm, hat er so sehr den Stempel seines Geistes aufgeprägt, daß sie für echte Lutherworte gelten.

Die dichterische Persönlichkeit des großen Reformators ist nach dem allem unschwer zu erfassen. Spät und zögernd war er seiner Gaben auch in

dieser Beziehung sich bewußt geworden. Die große Aufgabe seines Lebens, an der sich alle seine Kräfte entwickelt hatten, hat auch diese entbunden. Auch bei ihm war der Streit, wie Hesiod sagt, der Vater der Dinge. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen soll, so muß ich zornig sein," schreibt er selbst. „Da erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." So hat ihn der Zorn über die Scheiterhaufen zu Brüssel zum Dichter gemacht, und der Zorn über des Papstes und Türken Mord ließ ihn zum letzten Male kräftig in die Laute schlagen. Alles in ihm, ohne Rest, auch seine dichterische Begabung stand im Dienste seiner heiligen Sache. Gewiß ist der Dichter Luther nur eine Episode im Leben des Mannes, der als Evangelist, als Prediger, als Agitator, als theologischer Denker und Schriftsteller die Nation noch viel tiefer erregt hat, aber die Entwicklung seines Seelenlebens liegt besonders schön und klar in seiner dichterischen Entwicklung ausgesprochen. Den großen Zweck seines Lebens hat er auch durch seine Poesie gefördert, die ihm keineswegs nur ein Spiel seiner freien Stunden ist. Ja seine Gegner wußten wohl, daß seine Kirchenlieder ihre gefährlichsten Gegner waren, denn, so klagten sie, das Volk singe sich durch diese Lieder in den neuen Glauben hinein. Seit in den Häusern Luthers Bibel gelesen, in den Schulen Luthers Katechismus gelernt und in den Kirchen Luthers Lieder gesungen wurden, gab es ein deutschevangelisches Volk. Wie er ist nie wieder ein Mann Lehrer seiner Nation gewesen. Als Schöpfer dieser neuen Welt durfte er mit gerechtem Stolze auf die nun vollendete Reform hinblicken, und als bei Beginn des Augsburger Reichstags Kurfürst Johann mit Sorge die ungnädige Stimmung des spanischen Kaisers wahrnahm und zuweilen kleinmütige Stunden hatte, da tröstet ihn in seinem ersten Briefe von der Feste Koburg Luther damit, es gebe kein Land im Reiche, das so viele gute Pfarrer habe wie der Kurstaat — „es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft tut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr solches junge Volk in Euer kurfürstlich Gnaden Land ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist als woll ER sagen: ‚Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich Dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradeis, Du sollst Vater über sie sein.'"

XXXI

Das evangelische Pfarrhaus.

Der Schlußstein zum Ausbau der neuen Kirche war die Begründung des evangelischen Pfarrhauses, zu der Luther selbst durch seine Vermählung mit Katharina von Bora einen wesentlichen Baustein beitrug. Als eine Pflicht hat Luther von Anfang an seine eigene Eheschließung angesehen.*) Nachdem er so vielen Freunden zu ihren Priesterehen zugeraten, wollte er auch selbst sich zu dieser evangelischen Ordnung bekennen, damit niemand glaube, daß er Scheu habe gegen das Verbot der alten Kirche zu handeln. Auch den letzten Schimmer des alten mönchischen Heiligenscheines wollte er ablegen. Einer etwas unbequemen Jüngerin, die ihn zum Eintritt in die Ehe aufforderte, der aufgeregten Argula von Staufen, ließ er am 30. November 1524 sagen, auch er sei von Fleisch und Blut, aber zur Ehe könne er sich nicht entschließen, da ihm der Scheiterhaufen ja schon bereitet sei und er täglich den Tod erwarte. Doch erklärt er auch jetzt schon, sein Herz stehe in Gottes Hand, der es zum einen oder andern bestimmen könne. Bald darauf treten auch Anzeichen auf, daß Luther sich mit dem Gedanken trage, zu heiraten. In einem Briefe vom Pfingstabend 1525 läßt er dem Erzbischof von Magdeburg, der damals wieder mit dem Plane der Säkularisation seiner Stifte umging, durch seinen Rat Rühel bestellen, „wenn es Sr. Kurfürstlich Gnaden eine Stärkung zur Eheschließung sein möchte, wolle er gern bereit sein, ihm zum Exempel vorher zu traben". Auch in einem Briefe vom 10. Juni an Spalatin findet sich zu einer Zeit, in der ein Überfluß von heiratslustigen Nonnen in Wittenberg vorhanden ist, die mehr humoristische als zarte Andeutung: „Wenn sich das Ferkel beut, soll man den Sack herhalten." Schon vier

*) Vgl. die Biographie: Kath. von Bora, von Albrecht Thoma. Berlin bei Reimer. 1890. Auch: „Luther und Käthe", in meinen kleinen Schriften. Leipzig 1883. S. 270 ff.

Wochen früher, mitten in den Nöten der Kriegswochen, in einem Briefe vom 4. Mai 1525, redet er von der Bora als von seiner Käthe, die er vor seinem Tode sich noch wolle antrauen lassen. Für die Verheiratung der Nonne, um die es sich hier handelt, hatte er sich bisher vergeblich bemüht. Schon vielfach mußte er für ausgetretene Klosterfrauen Versorgungen suchen. Unter wie schweren Mißhandlungen sich eine Nonne aus Eisleben dem Kloster entwunden hatte, brachte Luther im Frühjahr 1524 durch ein Flugblatt an die Öffentlichkeit. Um so mehr wendeten sich solche bedrängte Frauen an ihn. In große Verlegenheit war er zu Ostern 1523 geraten, als drei Torgauer Bürger im Einverständnis mit ihrem Pfarrer Gabriel Zwilling, dem alten Klosterstürmer, eine Entführung von neun Nonnen aus dem Kloster der Bernhardinerinnen zu Nimtzsch bei Grimma veranstalteten. Hinter leeren Heringstonnen verborgen brachten sie ihre Fracht nach Torgau und fuhren sie dann nach Wittenberg, wo sie am Osterdienstag alle neun dem Doktor vor die Tür seines Klosters setzten. Es waren meist Töchter adeliger Familien, eine Schwester des Staupitz, eine Kanitz, zwei von Zeschau, von Golis, Margaretha und Ave von Schönfeld und Katharina von Bora. Sie wurden zunächst in hilfreichen Familien untergebracht, Katharina im Hause des späteren Stadtschreibers Reichenbach. Im Kloster hatte Käthe eine Tante zurückgelassen, Magdalena von Bora, die dem Beispiel der Nichte bald folgte. Es ist die Muhme Lena, die als Stütze der Hausfrau später in Luthers Haus lebte und oft in seinen Briefen gegrüßt wird. Die Nichte, damals vierundzwanzig Jahre alt, knüpfte mit dem zu Besuch Melanchthons in Wittenberg weilenden Nürnberger Patriziersohne Baumgärtner ein Verhältnis an, und Luther selbst bemühte sich, die Ehe zustande zu bringen. Aber nach Nürnberg zurückgekehrt scheute der Patrizier schließlich doch die Heirat mit einer entlaufenen Nonne und zog sich zu Katharinas schmerzlicher Enttäuschung zurück. Luther wollte die Bora nun mit Pfarrer Glatz von Orlamünde verheiraten, aber diese weigerte sich und tat wohl daran, denn Glatz war ein unverträglicher Mensch, der wegen Streitigkeiten mit seiner Gemeinde abgesetzt werden mußte. Bei diesen Verhandlungen erklärte Käthe, Amsdorf oder Luther würde sie gern nehmen, niemals aber Glatz. Luther dachte damals vielmehr an Ave von Schönfeld, denn er hielt die Bora für hochmütig. Aber die Schönfeld versorgte sich selbst, und nun wurden die Freunde von der Nachricht überrascht, Luther habe am 13. Juni 1525 seine Heirat mit der Bora ganz plötzlich vollzogen. Eine boshafte Nach-

rede, meldet Bugenhagen an Spalatin, habe Luthers Entschluß mit einem Schlag zur Reife gebracht, und Luther selbst bestätigt in einem Briefe vom 21. Juni an Amsdorf dieses Motiv seines plötzlichen Vorgehens. Nach geschehener Rücksprache fand am Dienstag nach dem Trinitatisfest 1525 gegen Abend Katharina mit dem Maler Lukas Kranach und dessen Frau, zu denen sie übergesiedelt war, sich in Luthers Wohnung ein. Als Zeugen waren geladen der Jurist Dr. Apel, der Stadtpfarrer Bugenhagen und der Propst Justus Jonas. Schurf und Melanchthon erschienen nicht unter den Geladenen, da sie beide Luthers Absicht nicht billigten. In Gegenwart der befreundeten Zeugen gaben beide Teile die Erklärung ab, daß sie sich zur Ehe nähmen, worauf dann am folgenden Sonntag der Kirchgang folgen sollte. Das war auch sonst so der Brauch. Jonas berichtete sofort am Morgen das große Ereignis an Spalatin. „Luther hat Katharina von Bora zur Frau genommen. Gestern war ich dabei und sah die Verlobten auf dem Brautlager. Ich konnte bei diesem Schauspiel die Tränen nicht zurückhalten.“ Ein naives Bild im Palazzo Pitti zeigt noch heute, wie das Defilieren der ganzen Hochzeitsgesellschaft vor dem Brautlager damals zu den üblichen Hochzeitsbräuchen gehörte. Nach vierzehn Tagen gab Luther dann ein solennes Hochzeitsmahl, zu dem nicht nur die Wittenberger Freunde, sondern auch die zu Lochau und Mansfeld sowie Vater und Mutter geladen wurden. Daß diese Vermählung des Mönchs mit einer Nonne, des Augustiners mit der Bernhardinerin, ungeheures Aufsehen machen würde, war vorauszusehen. Auch Wohlgesinnte hätten es lieber gesehen, wenn Luther irgendeine ehrsame Bürgerstochter gefreit hätte, während es ihm eben recht war, den Bischöfen zu zeigen, „daß geistliche Personen frei seien“. Er tröstet sich, alle Engel würden lachen und die Teufel weinen. Der Erste, der seine Mißbilligung aussprach, war Melanchthon, der sich aus der schwäbischen Jammerbaserei des Kleinstädters niemals ganz herausgearbeitet hat. In griechischer Sprache schüttet er seinem Nürnberger Freunde Camerarius sein Herz aus. Luther habe niemanden vorher zu Rate gezogen, wie denn der Schreiber selbst es bitter übel genommen zu haben scheint, daß man ihn von beiden Festen ausgeschlossen hatte. Vor allem beklagt er, daß Luther in so betrübten Zeiten an sein Vergnügen denke, da er doch jetzt sein Ansehen nötiger hätte als jemals. Nach seiner Meinung hat Luther sich mißbrauchen lassen. „Es ist ja der Mann auf das leichteste zu behandeln, und die Nonnen, die sich auf alle Künste verstehen, haben ihn daran bekommen.

Desgleichen hat der viele Umgang mit den Nonnen, obwohl er edeldenkend und großmütig ist, ihn verweichlicht, und seine Natur fing wohl auch Feuer. Auf diese Weise scheint er hineingefallen zu sein auf diesen ungelegenen Wechsel des Lebens.“ Daß aber das Gerede, daß er die Bora verführt habe, erlogen sei, sei klar. Erasmus hielt das Gegenteil für klar und verbreitete mit boshaftem Eifer den Klatsch, daß Katharina bereits vierzehn Tage nach der Hochzeit geboren habe, was er dann doch selbst als falsches Gerede widerrufen muß. Ein lateinisches Spottgedicht, das unter den Studenten umlief, schrieb man Emser zu. So ergoß sich eine Flut von Verleumdungen über Luthers Entschluß, er selbst aber war gerade darauf stolz, daß der Teufel mit seinen Schuppen, den großen Hansen und Bischöfen, ganz unsinnig werden wolle über seine Heirat. Die übeln Nachreden kamen zur Ruhe, als dem jungen Ehepaar, er war 42, sie 26 Jahre alt, erst ein volles Jahr nach der Hochzeit der erste Sohn geboren wurde. Die Eheleute saßen in dem Kloster der Augustiner, das nur zu zwei Dritteilen ausgebaut war und das Kurfürst Johann seinem Doktor im folgenden Jahre 1526 als Freihaus mit besondern Gerechtsamen überließ. Hier entwickelte sich das Familienleben Luthers, an dem das ganze evangelische Deutschland gemütlichen Anteil nahm. Mit den romantischen Liebespaaren, Abälard und Heloise, Dante und Beatrice, Petrarca und Laura wird niemand Luther und Käthe zusammenstellen. Sie sind im Gegenteil, um einen Vischerschen Ausdruck zu brauchen, rechte Repräsentanten der gesunden Philisterhaftigkeit unserer deutschen Natur. Luthers Leben spielt sich in der Studierstube ab, die tätige junge Frau dagegen legte sofort einen Garten an; sie baute Schweineställe, unterkellerte das Haus und stellte Badestuben her; selbst die Braugerechtigkeit, die an dem Hause haftete, machte sie sich zunutze. In der großen Wirtschaft war sie so recht in ihrem Element. An Luther wollte Magister Philippus in der ersten Zeit eine gewisse Niedergeschlagenheit wahrgenommen haben. Dieser selbst sagt nur, der neue Zustand sei ihm ungewohnt gewesen. „Im ersten Jahre des Ehestands,“ erzählt er, „hat einer seltsame Gedanken. Wenn er über Tisch sitzt, so gedenkt er: ‚vorhin warst du allein, nun bist du selbander‘; im Bette, wenn er erwacht, sieht er ein paar Zöpfe neben sich liegen, das er vorhin nicht sah.“ Schon morgens um vier Uhr ist die tätige Hausfrau aus den Federn, um das Gesinde zu wecken, und ihr Mann nennt sie darum den Morgenstern von Wittenberg. Um den Bedürfnissen des größer werdenden Haushalts zu genügen,

kauft und pachtet sie im Laufe der Jahre auch noch andere Grundstücke, die sie selbst bearbeiten hilft. Auch ihr Eheherr fand an der Gärtnerei Geschmack und schreibt einmal, wenn die Pest ihn am Leben lasse, wolle er ein Gärtner werden. Als die selbstgepflanzten Bäume sich ausbreiten, freut er sich der gefiederten Sänger, seiner „Herrn Doktores, die zufrieden auf ihren Zweiglein sitzen, Gott für sich sorgen lassen, mit hellen Augen wie kleinen Sternen in die Ferne blicken und durch eine ganze Stubenlänge hindurch eine Fliege erspähen". So beobachtet er mit Vergnügen, wie sein Männlein und Weiblein miteinander verkehren und das Weiblein seine Eier säuberlich ins Nest legt und sich darüber setzt, bis die Jungen ausschlüpfen. Wenn ein Buchfink so recht aus voller Kehle seine Triller geschmettert hat, dann tritt wohl der Hausherr hinzu, nimmt sein Hütlein ab, und mit seiner liebenswürdigen Redseligkeit hält er dem Vogel eine Ansprache: „Mein lieber Herr Doktor! Ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge. Des Morgens stehst du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf ein Bäumlein und singst, lobst und dankest Gott. Danach suchst du deine Nahrung und findest sie. Pfui, was hab ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch tue, der ich so viel Ursach dazu habe." Zu ähnlichen Betrachtungen gibt ihm der Bienenstand Anlaß, den die emsige Käthe aufgerichtet hat. Selbst über die Schmetterlinge in seinem Garten stellt er seine pfarrherrlichen Betrachtungen an. „Erstlich ist es eine Raup, hänget sich an eine Wand, gewinnt ein Häusigen, darnach bricht er das Häusigen und fleugt ein papilio heraus, wenn er nun sterben will, setzt er sich auf einen Baum oder Blatt, druckt ein lang Traktum Eier von sich, daraus werden wieder eitel Raupen. Aber varia genera von Raupen habe ich in meinem Garten gefunden, daß ich glaub, es hab mir's hie der Teufel hergeführt." Haben doch etliche als Zeichen ihrer Herkunft hinten ein Horn wie jener vorne. Schmetterlinge ohne Raupen und Rosen ohne Dornen gab es also auch im schwarzen Kloster nicht, aber trotzdem war der einstmals heimatlose Mönch in dieser kleinen Welt ein glücklicher Mann. Anfänglich etwas befangen, erzählt er doch bald in seiner treuherzigen Weise, wie es jetzt ein ganz anderes Leben sei. Allerlei Mönchsgewohnheiten mußte die junge Frau dem Eheliebsten freilich abgewöhnen. So war sie nicht davon erbaut, wenn er seine Kleider selbst ausbesserte, zumal wenn er dazu, wie das auch später noch vorkam, sich zum Flicken ein Stück Tuch aus andern Kleidern herausschnitt. Auch

vergaß er zuweilen noch ganz ihre Existenz. Er war gewohnt, schweigend seiner Arbeit nachzudenken, Käthe war dagegen sehr für Unterhaltung. „Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich studierte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: „Herr Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?" Sie waren aber bekanntlich ein und dieselbe Person. Wenn Justus Jonas den Erasmus einen teuern Mann nennt, fragt Frau Käthe: „Ist nicht der teure Mann zu einer Kröte geworden?" Bei ihrer rastlosen Tätigkeit kam Käthe nicht so viel zum Bibellesen, wie der Doktor wünschte. Als sie meint, gelesen habe sie alles, wenn sie nur auch danach tun könnte, warnt er vor dem Überdruß an Gottes Wort, von dem wir gern glauben, wir wüßten es, während wir doch so viel davon verstehen, wie eine Gans. Später verspricht er ihr einmal fünfzig Gulden, wenn sie bis Ostern die ganze Bibel würde gelesen haben. Mit vollem Anteil des Gemüts meldet Luther den Freunden seine Familienhoffnungen, die Geburt seines Hänsleins, seine Furcht um das Leben von Mutter und Kind und Käthes Nöte bei dem Nähren des Erstgeborenen. Dennoch gedeiht der kleine Mann. Er wird ein homo vorax ac bibax, und selbst das wird Justus Jonas vermeldet, daß Hans nunmehr zu krabbeln beginnt und bereits in jede Ecke des Studierzimmers ein Wässerlein gemacht hat. Der Überlegenheit seiner Käthe aber in der Kinderstube zollt der gelehrte Doktor seine volle Bewunderung. „Es greift ein Weib viel besser zu einem Kinde mit dem kleinen Finger, denn ein Mann mit beiden Fäusten .... Mit wie feinen bequemen Gebärden spielen und scherzen die Mütter, wenn sie ein weinendes Kind stillen oder in die Wiege legen. Laß nun solches einen Mann tun, so wirst du müssen sagen, er stelle sich dazu wie ein Kamel zum Tanz, so gar übel stehet ihm solches an, auch wenn er das Kind mit einem Finger angreifen soll." Wird der kleine Balg, wenn er in Windeln gewickelt wird, zornig, so hat der stolze Vater seine Freude daran: „Schrei flugs und wehre dich; mich hat der Papst auch gebunden, aber ich habe mich aus seinen Banden befreit." Später darf Joanellus in sonst ernsten Briefen für eine geschenkte Rassel danken oder Grüße erwidern. Am Neujahrstag 1527 schreibt der glückliche Vater seinem Freunde Spalatin: „Mein Hänschen grüßt Euch, der nun im Monat der Zahnung anfängt zu lallen und mit lieblichen Beleidigungen alle zu schelten." Noch lange bleibt Hänschen des Vaters Studiengenosse. „Wenn ich sitze und schreibe oder tue sonst etwas, so singet er mir ein Liedlein daher, und

wenn er's zu laut will machen, so fahre ich ihn ein wenig an; so singet er gleichwohl fort, aber er macht's heimlicher und mit etwas Sorgen und Scheu." Das sei das höchste Erdenglück, das Luther auch seinem Spalatin gönnte. „Die Käthe," so schreibt er dem Freunde, „wünscht Euch alles Gute, sonderlich ein Spalatinlein, das Euch lehrt die Freude der Ehe, deren der Papst nicht wert war." Es liegt etwas Rührendes in dieser Korrespondenz, in der die ehemaligen Mönche und Nonnen hinüber und herüber sich die bevorstehenden Familienereignisse mitteilen. Die Welt mochte spotten, schließlich war es doch nicht der geringste Teil der Reform, daß Luther durch seine Ehe ein frommes und fröhliches Pfarrhaus gründete, dem andere nachfolgten. Jonas, Lang, Link, Bugenhagen, Spalatin sind alle in die Ehe getreten, und statt Horen zu singen, hüten sie nun ihre Kinder. Der gewaltige Reformator, vor dem Fürsten zitterten, schaut mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers in die Augen seines Martinchen und Lenichen und gesteht ganz offen, er könne sich überhaupt kein größeres Leid denken, als wenn sein Hänsichen ihm feind würde. „Ich habe meine Käthe lieb," heißt es später einmal, „ja ich habe sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr. Ich wollte lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollte." Aber auch in seine Kinderstube schaut er mit den Augen eines Pfarrherrn, der seinen Predigttext im Kopfe hat. Der Gott des Aristoteles, der nur den ersten Anstoß gibt, dann aber die Welt sich selbst überläßt, erscheint ihm wie eine schläfrige Magd, die nachlässig ein Kind wiegt. Das „werdet wie die Kinder" versteht er erst, seit er die lebendige Teilnahme der Kinder an fremdem Leid beobachtet hat, ihren Glauben an ihren Vater „ohn all Disputation", ihre gutmütige Versöhnlichkeit. Daß sie lieber Kirschen essen als Geld zählen, einen roten Apfel einem Goldgulden vorziehen, sollten wir ihnen nachtun, aber ehe wir dahin kommen, muß uns Gott „entgröben", wie die Schwärmer sagen, d. h. die Knorren und Äste abhauen. „Die Kinder sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel, sie tun alles einfältig von Herzen und natürlich." Kam die Kirschenzeit, so fuhr der Doktor mit seinen Knaben auf die benachbarten Pfarren. Werden sie dabei vom Regen gewaschen, so dürfen sie nicht klagen, denn es regnet ja hunderttausend Gulden, nämlich Weizen, Haber, Gerste, Wein, Kraut, Zwiebeln, Gras und Milch. Begegnen sie einer Herde, so sind das ihre Milch-, Butter- und Käseträger, Wolleträger. Im Hause dürfen die Kinder sich ein Hündlein halten, und ihre Frage, ob es im Himmel auch welche gebe, bejaht er; sie würden eine

goldene Haut haben und Haare und Locken von Edelstein. Dort würden wir auch lernen, wie Gott solche Kreaturen macht, „da wollen wir denn Vöglein mit schönen hellen Augen selber machen.“

Neben diesen Familienfreuden ging in gleicher Herzlichkeit der Studentenverkehr, auf den er sich jetzt mehr als zuvor einlassen konnte. Den jungen Gesellen im Hause läßt er eine Kegelbahn bauen und eröffnet selbst die Partie, aber öfter mit einem Sandhasen. Im Kolleg verbat er sich das Aufstehen der Studenten, das Melanchthon eingeführt hatte, sonst müsse er ein Vaterunser mehr beten, um nicht hochmütig zu werden. Bei der Fuchstaufe, der sogenannten Deposition, wirkte er gelegentlich selbst mit. Die Quälereien dieses Akts erläuterte er den Aufzunehmenden damit, daß sie beizeiten sich an Plagen gewöhnen müßten, denn durch das ganze Leben werde man vexiert durch Bürger, Bauern, Adelige und Ehefrauen. Dann sollten sie daran gedenken, daß sie in Wittenberg zum Leiden seien geweiht worden. Damit goß er ihnen den Wein über die Köpfe, wie das zu einer rechtschaffenen Deposition gehörte. Über das Tanzen besitzen wir ein „Bedenken“, das Luther zugeschrieben wird, das die tolerante Meinung vertritt, der Tanz sei dazu da, daß die jungen Leute ein höfliches Benehmen lernen und die Jünglinge desto zuversichtlicher um eine ehrbare Jungfrau anhalten können. Nur die Rundtänze, bei denen die Knaben ihre Tänzerin umfassen, will er nicht billigen. Sonst meint er: „Der Glaube und die Liebe lassen sich nicht austanzen und aussitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist.“ An den Vergnügungsplätzen der Bürger, beim Vogelschießen, selbst bei der Jagd, war er als Gast mit seiner Familie zu finden, zumal in Gesellschaft seines Gevatters Lukas Kranach und des Marschalls Hans Löser. Aus einer Widmung an letzteren geht hervor, daß er auf diese Weise sich erfrischte, wenn Abspannung und Ohrensausen ihn arbeitsunfähig gemacht hatten. Er genoß dann Wald und Heide und kam ihm die Stimmung, so stahl er sich beiseite und schrieb eine Predigt oder eine Psalmauslegung, wie denn die schöne Auslegung des 147. Psalms: „Preise Jerusalem deinen Herrn, lobe Zion deinen Gott,“ auf einer solchen Löserschen Jagd entstanden ist.

Mit der Zeit versammelte sich eine ansehnliche Schar von Pensionären um den Tisch des Lutherschen Ehepaars. Das Haus, weil ursprünglich Kloster, hatte nur wenige größere, ineinandergehende Zimmer; mönchisch geschieden lag Zelle neben Zelle. Frau Käthe belegte die Zellen mit ihren Kostgängern, die ihre Rechnungen nicht immer lobten, wie Veit Dietrich

auf die Nachwelt gebracht hat. Dieser verließ sogar mit seinen Zöglingen im Unfrieden das Haus, aber freilich erst nachdem seine Bewerbung um eine Nichte Luthers abgewiesen worden war. Als einmal ein Fürst von Anhalt bei Luther Wohnung nehmen wollte, wurde er gewarnt: „Im Hause des Doktors wohnt eine wunderbar gemischte Schar aus jungen Leuten, Studenten, jungen Mädchen, Witwen, alten Frauen und Kindern bestehend, weshalb große Unruhe in dem Hause ist, derentwegen viele Luthern bedauern." Als Beistand hatte die Hausfrau ihre Tante Lena zur Seite und den verkrüppelten Famulus Sieberger, den lebenslänglichen Studenten, der zur Freude der Pensionäre lieber Vögel fing als an der Drechslerbank arbeitete. Es spricht für Luthers Gutmütigkeit, daß er ihm den Vogelherd, den Sieberger in seinem Gärtchen angelegt hatte, nicht einfach verbot, sondern eine „Klagschrift der Vögel über den Diener Wolfgang Siebergern" aufsetzte, in der sie Luthern vermelden, derselbe habe durch seine Netze ihrer Freiheit zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott ihnen gegeben, gewehrt, was Gott durch Mehrung des Ungeziefers bestrafen werde. In betreff der Drehbank hofft Luther auf eine Erfindung, die das Drehen selbst besorge, da es Herrn Siebergern zu viel Mühe mache. Bei dieser nachsichtigen Milde begreift es sich, daß Luther Käthes Zanken gelegentlich lobt, da das Gesinde es bedürfe, daß man's härter halte als er es fertig bringt.

Das große Familienzimmer mit der breiten Fensternische und dem Schiebfenster zwischen den kleinen Butzenscheiben geht auf den Hof, wo Luthers Kinder um den Birnbaum spielten, unter dem der Mönch einst mit seinem Vikar Staupitz mehr als eine ernste Unterhaltung gepflogen hatte. Geschmückt war es mit einem Bilde der Madonna mit dem Jesusknaben, auf das der Rothenburger Schulmeister Ikelsamer eine höhnische Anspielung macht. Auf der stilleren, nach der Elbe zu gelegenen Seite war ein größerer und kleiner Saal, die Luther beide zu Vorlesungen und Hausandachten benutzte. Gleichfalls auf die langsam dahingleitenden gelben Wasser der Elbe blickte Luther von seinem Studierzimmer aus, das in dem nachmals beseitigten Turme des „schwarzen Klosters" sich befand. Da es in der westlichen Ecke des Klosterbaus gegen Süden lag, erfreute er sich den ganzen Winter der hellen Sonne und eines freien Blicks auf das jenseitige Ufer. Der letzte Mitbewohner, Prior Brisger, hatte ein Häuschen neben dem Kloster bezogen, siedelte aber bald als Pfarrer nach Altenburg über. Da das Kloster, eingeengt von Wall und Graben, keinen

Raum für einen Tummelplatz der Kinder bot, hatte Luther vor dem Tor am Saumarkt ein Grundstück mit einem Teiche erworben, aus dem Käthe ihre Fische bezog. Schon länger besaß er vor dem Elstertor einen Garten. Im Frühling 1521 hatte er in demselben eine Quelle entdeckt und fassen lassen. Dort baute er ein kleines „Lusthaus". Vielleicht ist das „das hübsche Gemach", das Ikelsamer ärgerte, „das über dem Wasser steht, darin man trunk und mit andern Doctoribus fröhlich war und so viel nötlicher Sach ungeachtet bei Byrigen saß". Diese ganze neue Welt machte ihm kindliche Freude und er schrieb an Spalatin: „Ich hab einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gegraben, beides mit gutem Glück. Komm, und Du sollst mit Lilien und Rosen bekränzt werden." — Und die Freunde kamen gern. Luther gehörte nicht zu den Reformatoren, die man besser nicht über die Schwelle ihres Hauses begleitet, im Gegenteil, im Verkehr mit den Kindern, den jungen Leuten, in den Tischreden, in den Scherzen mit der Gattin kam sein reiches Gemüt erst recht zum Vorschein. Das Studierzimmer versammelt bald die Gehilfen der Bibelübersetzung und vornehme Besucher, bald die Kinder, die er auch bei der Arbeit gern um sich hatte. Wie es in demselben aussah, schildert er in einem Briefe vom 20. Juni 1529. Alle Tische, Repositorien, Stühle, Bänke, Schemel, Fensterbänke seien bedeckt mit Briefen, Anfragen, Akten, Beschwerden, Bittschriften usw. In Nürnberg, wo solche Dinge der Magistrat erledige, sitze Link in einem Paradies. Bei seiner Art die Feder zu handhaben, stellt man sich Luthern auch bei der Arbeit leicht reizbar und ungeduldig vor, aber er war gegen Lärm und Störung wenig empfindlich. Unter seinen Fenstern spielten Hans, Paul und Martin mit dem Lips des Melanchthon und dem Jost des Jonas. Das Jüngste wirtschaftet zu seinen Füßen, während der Vater arbeitet. Ist Luther aber länger von Wittenberg abwesend, so schreibt er auch an die Kinder, wie der schöne Brief an Hänschen von der Feste Koburg zeigt.

Das Verhältnis der beiden Ehegatten ist bei der treusten Liebe stark humoristisch gefärbt. Gerade solche energische Eheherrn wie Luther sind geneigt, sich der Welt als die armen und unterdrückten Haussklaven vorzustellen und da Frau Käthe ein lebhaftes Temperament, einen starken Willen und eine sehr geläufige Zunge besaß, während Luther in häuslichen Dingen der gutmütigste Ehemann der Welt war, so lag in dem Scherze ein Körnchen Wahrheit. Vor ihrer Heirat hatte bei den Studenten die Bora, wohl wegen ihrer mitteilsamen Weisheit, Katharina von Siena ge-

heißen. Luther latinisiert ihren Namen in catena mea, meine Kette. „Lieber Herr Keth,“ redet er sie in seinen Briefen an. Dr. Kethus, Ketha meus, hera mea Ketha, dominus meus Ketha, allerheiligste Frau Doktorin und zahlreiche andere Titulaturen wiederholen immer wieder den gleichen Scherz. Er will's auch selbst nicht besser haben. „Da gleich ein Weib etwas bitter ist, doch soll man Geduld mit ihr haben. Denn sie gehört ins Haus und das Gesinde darf's bisweilen auch sehr wohl, daß man ihnen hart sei und weidlich zuspreche.“ Das sächsische Kloster- und Edelfräulein hätte weniger selbstbewußt, aufgeweckt und redselig sein müssen, als sie in der Tat war, wenn Luther, bei seiner Neigung zum Scherzen und Necken, ihr nicht den Ruf eines weiblichen Demosthenes hätte machen sollen. Hatte er sie eine Weile reden und eifern lassen, dann fragte er wohl spaßhaft, ob sie vor dieser langen Predigt auch ein Vaterunser gesprochen habe? Oder er meint, sie könne das Amen nicht finden. Als ein in Wittenberg studierender Engländer einen Lehrer der deutschen Sprache suchte, empfahl Luther seine Käthe: „Die ist beredt, sie kann's so fertig, daß sie mich weit darin überwindet.“ Auch eine andere Erfahrung macht er, wie jeder Ehemann: „Was sie mit Wohlredenheit nicht können zuwege bringen, das erlangen sie mit Weinen.“ Auch darin liegt ein Porträt seiner Eheliebsten, wenn er ihr einmal schreibt: „Solches erdichten die Naseweisen, deine Landsleute.“ Dennoch gäbe er sie um keinen Preis wieder her. „Da wollt ich meine Käthe zum Pfand setzen,“ war sein höchster Trumpf und den Galaterbrief, den er über alle andern Bücher der Schrift stellte, nannte er seine Käthe im Neuen Testament. Noch mehr ans Herz gewachsen waren ihm aber die Kinder und das „Grüße unsern lieben Sack“ oder „Puste den Hans von mir,“ fehlt nie in seinen Briefen an die Gattin. Da Käthe durch ihre resolute Weise sich in Wittenberg mancherlei Gegnerschaft zugezogen hatte, fehlte es nicht an Leuten, die die Verträglichkeit der Gatten bezweifeln wollten. In der Tat sagt Luther einmal: „Wenn ich noch eine freien sollte, so wollt ich mir ein gehorsames Weib aus einem Steine hauen.“ So hatte er ihr geboten, eine Hochzeitsgabe, die sie von dem Kurfürsten Albrecht erhalten hatte, an dessen Rat Rühel zurückzusenden, was sie aber unterließ. Geschirr, das er für Agricola gekauft hatte, nahm sie rasch selbst in Besitz. Auch ihre zänkischen Tage hatte sie. Luther aber meint gutmütig: „Ob sie gleich zuweilen schnurren und murren, das muß nicht schaden; es gehet in der Ehe nicht allezeit schnurgleich zu, ist ein zufällig Ding; deß muß man sich ergeben.

Adam und Eva werden sich gar weidlich die neunhundert Jahr zerscholten haben, und Eva zum Adam gesagt haben: ‚Du hast den Apfel gefressen.‘ Herwiederumb wird Adam geantwortet haben: ‚Warum hast Du mir ihn gegeben?‘“ Natürlich kamen dabei aber doch Stunden, in denen er unter die Geduldsproben, die Gott ihm auferlegt hat, auch sein Eheweib rechnete. „Ich muß Geduld haben mit dem Papste, ich muß Patienz haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen, ich muß Patienz haben mit dem Gesinde, ich muß Patienz haben mit Katharina von Bora, und der Patienz ist so viel, daß mein Leben nichts sein will als Patienz.“ Und dabei nennen ihn die Leute einen ungeduldigen Mann! Das innere Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten, die beide heiße Köpfe waren, blieb aber von solchen Scharmützeln unberührt. „Denn wiewohl die Weibsen gemeiniglich alle die Kunst können, daß sie mit Weinen, Lügen, Einreden einen Mann gefangen nehmen. Könnens fein verdrehen und die besten Worte geben, doch, wenn diese drei Stück im Ehestande bleiben, nämlich Treu und Glauben, Kinder und Leibesfrüchte und Sakrament, daß man's für ein heilig Ding und göttlichen Stand hält, so ist's gar ein seliger Stand.“ Wiewohl also Luther für die Schwächen seiner Käthe durchaus nicht blind war und sie eher spaßhaft übertrieb als schönfärberisch verleugnete, ist er doch sein ganzes Leben lang voll von ihrem Lobe und je älter er wird, um so herzlicher wird seine Liebe. Nie hat er es bereut, daß er „sich ihrer erbarmt hat“. Am klarsten zeigen die Briefe über die Kinder, daß zwischen Mann und Frau alles in Ordnung war. „Küsse mir den jungen Hansen von meinetwegen,“ schreibt Luther im Jahre 1532, „und heißet Hänschen, Lenchen und Muhme Lene für den lieben Fürsten und für mich beten. Ich kann in dieser Stadt, wiewohl jetzt Jahrmarkt ist, nichts finden zu kaufen für die Kinder. Wo ich nichts brächte sonderliches, so schaffe mir Du etwas Vorrats.“ Wir denken, ein solcher Brief gibt ein deutlicheres Bild, wie es in Luthers vier Wänden zuging als die Klatschereien auswärtiger Gegner, denn in Wittenberg selbst wurde Luthers Hausehre von niemandem angetastet.

Daß der Verkehr in Luthers Hause so gastfrei, großmütig und heiter sich entfalten konnte, daran hat seine Frau den größten Anteil. Umringt von Kindern, mit Besuchern überschüttet, in ökonomischen Dingen von ihrem Manne oft gekreuzt und selten unterstützt, hat Frau Käthe einen Haushalt geführt, der uns vorbildlich vor Augen steht, wenn wir von dem bürgerlichen Leben des sechzehnten Jahrhunderts reden. Im Laufe

von acht Jahren hatte Käthe ihrem Mann sechs Kinder geboren, von denen zwei Mädchen starben, das erste in zartem Alter, die größere, Magdalena, schon schön entwickelt und über dreizehn Jahre alt. Die drei Knaben mußten von Hauslehrern unterrichtet werden, da die Schulen nichts taugten. Als solche werden der Melancholiker Weller, Georg Schnell, ein Franz aus Flandern und Rudtfeld genannt, der ihn auf der letzten Reise nach Eisleben mit den Knaben begleitete. Neben ihnen saßen auch die Famuli, Amanuenses und zuweilen auch die Wittenberger Diakone an Luthers Tisch. Durch solche Tischgenossen wurden Luthers Tischreden aufgezeichnet, seit Cordatus von Zwickau im Sommer 1531 damit begonnen hatte des Meisters fliegende Worte sich bei Tisch zu notieren, ohne daß Luther dagegen Einsprache erhob. Seinem Beispiele folgten Veit Dietrich und Johann Schlaginhauffen. Obgleich Melanchthon warnte nicht jeden Augenblickseinfall des großen Mannes zu Protokoll zu nehmen, haben Ludwig Rabe und Anton Lauterbach damit fortgefahren. Von 1540 an haben wir die wertvollen Niederschriften von Johann Mathesius, der auch Predigten über Luthers Leben und Worte der Weisheit hielt und für seine Sammlung Mitteilung von Hieronymus Besold und andern Freunden aus dem Jahre 1542 benutzte. Luthers letzter Amanuensis war Johann Aurifaber, der Zeuge seines Todes war, und die ausführlichste Sammlung von Tischreden zusammentrug. Am intimsten wurde Luther mit dem jugendlichen Veit Dietrich, der ihm 1530 auf der Feste Koburg Gesellschaft leistete, und mit Anton Lauterbach, Diakonus zu Wittenberg. Als der Bischof von Meißen den Lauterbach für die Pfarrei Leisnig nicht bestätigen wollte, da er nicht geweiht sei, erwiderte der Famulus Luthers ganz in des Meisters Geist, seine Frau sei doch geweiht, sie war nämlich eine entlaufene Nonne. Lauterbachs Nachschriften der Tischreden sind die wertvollsten, da aber Luther Latein und Deutsch durcheinander sprach, ist sowohl der in der deutschen wie der in der lateinischen Gesamtausgabe überlieferte Text immer zur Hälfte Übersetzung. Schon Lauterbach schrieb zuweilen falsch nach. Luther sagte: „Das Deutsche Reich stand nicht lang in Blüte,“ Lauterbach schrieb lateinisch nach: in sanguine. Luther sagte vetitum, Lauterbach schrieb foetidum. In Frankfurt hat Pastor Rebenstock diese gesammelten Lutherworte in lateinischer Sprache herausgegeben, aber durch seine Latinisierung ihren originellen Charakter stark verwischt. Aurifabers deutsche Tischreden verdrängten die andern Sammlungen und doch hat gerade er sich an denselben am schlimmsten vergangen. Seit

seiner Amtsentsetzung im Jahre 1561 lebte der rohe Streittheologe von der Herausgabe von Lutherreliquien, die er möglichst erweiterte und breit schlug, um sie teuerer verwerten zu können. Seine Liebhaberei war, „mit der Sauglocke zu läuten". Danach traf er seine Auswahl und erlaubte sich gelegentlich die bedenklichsten Erweiterungen, für die er nicht immer die zuverlässigste Tradition benutzte.*) Neuerdings sind nun auch die ursprünglichen Niederschriften der einzelnen Tischgenossen ans Licht gekommen und lassen uns am intimsten in Luthers häusliches Leben hineinsehen. Wir hören den Doktor da vor Gästen und Kostgängern frank und frei über alles reden, vom Papst und seinem Freund, dem Teufel, vom Türken und dem König von Frankreich, vom sakkusierten Rom und den bösen Hexen in Mansfeld, von den verschmitzten Dämonen auf der Wartburg und den großen Trauben in Italien. Auch alte Mönchsschwänke tischt er den Seinen auf, wie er sich deren aus dem Erfurter Refektorium erinnerte, so ein Distichon auf den Käse, der nicht ein Argus (mit vielen Augen) aber largus (reichlich) sein soll, ferner nicht ein Methusalem und noch weniger ein Lazarus, von dem es heißt: er stinket schon. War er müde von der Arbeit, so forderte der Hausvater wohl auch die Tischgenossen auf, ihm zu erzählen, was in der Stadt vorgehe? Bei solcher Gelegenheit wird der Schwarzkünstler Faust erwähnt, der den Teufel seinen Schwager nenne, und gesagt habe, hätte ihm Luther die Hand gereicht, so würde er ihn verderbt haben.**) Luther aber erwiderte, auch davor würde er sich nicht scheuen. Er kennt übrigens selbst solche Fälle. So hat in Nordhausen ein Magier mit Namen Wildfeuer einen Bauer mit Wagen und Pferden aufgefressen, die man dann etliche Stunden davon in einer Pfütze fand. Ein Mönch soll einen Bauern gefragt haben, wie viel er verlange für das Heu, das er verzehren könne? Als der Bauer ihm sagte, für einen Kreuzer dürfe er fressen soviel er herunterkriege, verzehrte der Magier vor des Besitzers Augen ein halbes Fuder Heu. Ein andrer riß einem Juden, der ihn mahnen wollte, ein Bein aus, so daß er nicht wiederkam mit seinen Forderungen. So fehlte es an Luthers Tisch an Unterhaltung nicht. Vorlaut durften ihm aber die jungen Leute nicht werden; vielmehr belehrte er sie nach Plutarch, sie seien die Buchstaben im Alphabet. Einige

*) Vgl. Walz, Zeitschrift für Kirchengeschichte 2, 630 f.

**) Vgl. Kroker, Tischreden, S. 422. In den zahlreichen Wittenberger Briefen aus Luthers Zeit kommt Faust dagegen nie vor, obwohl das Volksbuch seine Anfänge dorthin verlegt.

sollten sein die Vokales, die das Wort haben, einige Semivokales, die zum Teil reden, die Jungen aber sollten sein die mutae, das stumme e, die schweigen und zuhören. Unerzogenheit rügte er scharf, wie er denn einmal den Sohn eines reichen Hamburgers, der sich bei den ihm langweiligen Gesprächen die Zeit damit vertrieb, dem aufgetragenen Gänsebraten die Haut abzuziehen, in Gegenwart des Vaters gründlich zurechtsetzte. Zuweilen wurde es der Hausfrau des Redens zu viel und sie schalt: „Warum eßt ihr nicht und redet unaufhörlich?“ Für gewöhnlich wollte Luther einfache Hausmannskost, doch feierte er gern Gedenktage und dann war sein Grundsatz: „Darf unser Herr Gott gute, große Hechte, auch guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie wohl auch essen und trinken.“ Am Abend brachte er seine Gedanken durch einen Trunk Bier zur Ruhe. „Wir alten Leute müssen unser Polster und Kissen im Kännlein suchen,“ entschuldigte er sich dann vor den Jungen. Das gleiche Mittel brauchte er gegen schwere Gedanken. Melanchthon stellte, wenn ihn etwas bedrückte, das Horoskop und schaute nach den Sternen, Luther meinte, er schaue lieber in den Krug und dämpfe so die Sorgen. Bevor er den Tag beschloß, kam meist noch Frau Musika zu ihrem Recht. Er schleppt dann selbst die Notenbücher herbei, die er fortfährt zu sammeln und zu vermehren. Auch seine eigenen Lieder werden zur Laute gesungen, die er noch immer schlug, oder Kantor Johann Walther brachte von Torgau seine neuen Melodien. „Ich habe gar manche liebe Stunde mit ihm gesungen,“ erzählt der kurfürstliche Kapellmeister, „und oftmals gesehen, wie der teuere Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde noch satt werden. Wurde er wieder einmal traurig, so sagte er: ‚Aus Teufel! Ich muß jetzt meinem Herrn Christo singen und spielen.‘ Er greift frisch in die Claves bis die Gedanken vergehn.“ „Der Doktor,“ sagt Erasmus Alber, „hatte eine feine, helle reine Stimme, beides zu singen und zu reden; war nicht ein großer Schreier.“ Der Kreis, der sich täglich um Käthes Tisch versammelte, war zeitweise ein recht großer. Außer den Hauslehrern brauchte Doktor Martinus einen Famulus. Dazu kam Muhme Lena, das kinderhütende Prinzip, eine Schar von Kostgängern beiderlei Geschlechts und ständige Besuche. Zu der eigenen Kinderschar hatte Luther auch noch die fünf Waisen seiner Schwester Kaufmann angenommen, die bis zu ihrer Ausbildung im Hause blieben und manche Not machten. Selbst die aus Berlin vertriebene Kurfürstin von Brandenburg wohnte in späteren

Jahren, als sie schwachsinnig wurde, in Luthers Haus, das viel Plage von dieser vornehmen Einquartierung hatte, zumal, wenn dann auch ihre Tochter, die Fürstin von Anhalt, durchs Haus rauschte, deren Aufdringlichkeit Luther gelegentlich recht unhöflich abwies. Auch eine aus dem Kloster entwichene Verwandte des Herzogs Georg wurde zu dessen großem Verdruß Mitbewohnerin des schwarzen Klosters. Es war die Herzogin Ursula von Münsterberg, die ihr Freiberger Stift im Oktober 1528 verließ und Zuflucht bei dem Lutherschen Ehepaar suchte. Trotz dieser Überfüllung des Hauses war die unermüdliche Käthe bereit, auch ihre Schwiegereltern bei sich aufzunehmen, als bei dem alten Hans die Gebrechen des Alters sich meldeten. Der Vater ging darauf nicht ein, aber auch ohne diesen Zuwachs war das Problem, eine solche Haushaltung durchzuschleppen, für Käthe um so schwieriger, als Luthers Grundsätze über Geldnehmen auf jedermanns Beifall mehr zu rechnen hatten als auf den seiner Hausfrau. Es war gegen sein Gewissen von den Studenten Kolleggeld und von den Buchhändlern Honorar zu nehmen und er konnte nie viel Geld in seiner Schublade sehen, solange andere Leute darbten. Dabei bestand aber sein ganzer öffentlicher Gehalt als Professor aus zweihundert Gulden. Im zweiten Jahre seiner Ehe hatte er über hundert Gulden Schulden und wurde doch nach wie vor von Flüchtlingen, Reisenden, Mönchen und Nonnen als ihr natürlicher Patron in Anspruch genommen und gebrandschatzt. Einen guten Wirt konnte sich Luther selbst nicht nennen. „Unser Herrgott muß der Narren Vormund sein", tröstet er sich bei solchen Gelegenheiten. Daß bei diesen Verhältnissen die Hausfrau das Ihre zu Rate hielt, daß sie geneigt war, Darlehen aus der kurfürstlichen Kammer oder dem Ratauskeller, zuweilen auch bei den Eltern ihrer Kostgänger, als Entschädigung für ihres Mannes Mühe zu betrachten, ist begreiflich, obwohl sie sich dadurch in der Leute Mäuler brachte. Der Doktor verkauft oft den letzten Ehrenbecher, um recht zweifelhaften Leuten zu helfen und tröstet sie: „Gott wird andere geben." Mit allen Tischgängern hat Käthe sich auch nicht vertragen. Frauen, die drei Kinder an der Schürze, eines auf dem Arm und eines unter dem Herzen haben, pflegen nun einmal nicht zu allen Stunden den Forderungen ihrer Umgebung zu entsprechen. Manche Kostgänger sind ihr doch zeitlebens treu geblieben. Namentlich Lauterbach ließ sich mit großer Gutmütigkeit für die Geschäfte und Bedürfnisse ihres Haushalts anspannen. In Wittenberg war wenig zu haben. „Es ist unser Markt ein Dreck," schreibt Luther

einmal und so muß Lauterbach Luthers Hausfrau verproviantieren. Bald hat er mit Käse oder Butter, bald mit pomis Borsdorfiis sich nützlich zu machen, einen Pelzrock für die Kleine nach Maß zu bestellen, oder soll Bauholz für eine Badestube oder Rebpfähle beschaffen. Selbst eine aus Sandstein gehauene Haustüre darf Lauterbach am 26. November 1539 in Pirna besorgen. Es ist dieselbe, die noch heute eine Zierde des Lutherhauses in Wittenberg ist und auf der einen Seite Luthers Brustbild, auf der andern sein Wappen mit der Rose zeigt. Als Devise hatte Käthe Jesaia 30, 15 darunter schreiben lassen: „Im Schweigen und Hoffen steht eure Stärke," obwohl das Schweigen nicht gerade ihre Stärke war. Wie bei Lauterbach, so weiß Käthe sich für Gefälligkeiten, die ihr Mann andern erweist, sehr praktisch bezahlt zu machen. Nachdem Luther einen Kasten, den Käthe braucht, nach Länge und Breite, Schloß und Beschlag, Zapfen und Nägeln seinem alten Schützling Zwilling beschrieben hat, fügt er ärgerlich bei: „Ich hätte auch mehr zu tun, denn von Kasten zu schreiben."

Seine tiefen Schatten hatte freilich auch dieses frohe Familienleben. Das waren die steten körperlichen und geistigen Leiden des Familienhauptes. Mit den Folgen des Steinleidens wußte die resolute Doktorin fertig zu werden, obgleich ihre Hausmittel zuweilen der bedenklichsten Art waren. Schwerer waren Luthers gedrückte Seelenzustände zu ertragen. Er selbst hatte vor diesen Anfällen der Schwermut solche Furcht, daß im Jahre 1527 Bugenhagen wochenlang bei ihm wohnen mußte, um stets zu seiner Hilfe und seinem Troste zur Hand zu sein. Wie viel seine Frau dabei litt, und was sie leistete, davon sind die beiden nächsten Zeugen, Justus Jonas und Bugenhagen des Ruhmes voll. Sie traf ihren Mann am 6. Juli 1527, während sie selbst ihrer zweiten Entbindung entgegen ging, wie er in den Armen seines Freundes Jonas den Geist aufzugeben schien und rief mit lautem Jammern ihre Frauen zu Hilfe. Als er sich erholte, trat ein krampfhaftes Schluchzen und ein unaufhaltsamer Tränenerguß ein. Dabei fragte er: „‚Wo ist denn mein allerliebstes Hänslein?' und als ihm das Kind gebracht wird, ruft er: ‚O du gutes, armes Kindelein. Nun ich befehle meine allerliebste Käthe und dich meinem frommen Gott. Ihr habet nichts, der Gott aber, qui est pater pupillorum et judex viduarum, wird euch wohl bewahren und ernähren! Dann wandte er sich zu seiner Frau und sagte: ‚Du weißt, daß wir nichts besitzen als die silbernen Becher.'" Die tapfere Käthe aber, obwohl vor Schreck halb

tot, nahm ihr Herz in die Hand und sprach: „Mein liebster Herr Doktor, ist's Gottes Wille, so will ich Euch lieber bei unserem Herrgott wissen dann bei mir. Es ist nicht alleine um mich und mein Kind, sondern um viel Christenleute zu tun, die Euer noch bedürfen; wollet Euch meiner halben nicht bekümmern. Ich befehle Euch seinem göttlichen Willen. Es wird Euch Gott erhalten." Unter Anwendung von warmen Kissen schaffte sie ihm dann Erleichterung seines qualvollen Zustandes, aber die Anfechtungen und Ohnmachten kehrten noch lange wieder. Hatte so die Frau die Kosten seiner Schwäche zu tragen, so stellte ihr seine Stärke nicht minder schwere Aufgaben. Zu den eigenen Leiden kam im Sommer 1527 die Pest. Studenten, Kollegen, Freunde ergriffen in wilder Hast die Flucht. Luther aber erklärte, gerade um die Furcht des Volks nicht zu steigern und den der Universität schädlichen Übertreibungen zu steuern, werde er bleiben. Auch Bugenhagen und die Kapläne, die als Hirten ihre Herden nicht verlassen wollten, hielten aus. Bald hatte Käthe, während sie ihrer Niederkunft entgegenging, die Pest im Hause. Die Frau des Kaplans Rörer, dem Luther Wohnung gegeben, wurde im Wochenbette von ihr weggerafft und zwei seiner Pflegetöchter von der Krankheit ergriffen. Auch Häns̈chen wurde krank und im Stalle fielen fünf Schweine. Unter solchen Auspizien gebar Käthe ihre zweite Tochter Elisabeth, die ihr aber nach acht Monaten schon wieder entrissen ward. Was die Epidemie betrifft, so kamen mit Ausnahme der Frau des Kaplans alle Kranken des Klosters mit dem Leben davon. Luther war auch stets der Überzeugung, die Hälfte der Patienten sterbe an ihrer eigenen Angst und als im Jahre 1529 eine neue Seuche, der „englische Schweiß" durch Deutschland ging, spottete Luther über die Leute, die so lang schwitzen bis sie einen Frieselausschlag hervorbringen und dann sich einbilden, sie müßten an der neumodischen Krankheit sterben. „Ich halt," sagte er bei einer solchen Gelegenheit, „der Teufel habe jetzt Fastnacht mit solchen vergeblichen Schrecken oder wird etwa Kirmeß in der Hölle sein?" Bei einem neuen Auftreten der Pest im Jahre 1535 hielt Luther wiederum Stand und verlangte von den Studenten das gleiche. Dem Kurfürsten, der ihn dringend aufforderte, der Gefahr aus dem Wege zu gehn, schrieb er einen sorglosen Brief. „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, welcher bis dahin eine ganz nüchterne Geiernase gehabt hat auf die Pestilenz, und wo sie fünf Ellen unter der Erde wäre würde er sie wohl riechen. Weil derselbe hier bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhie

sei. Wohl ist's wahr, daß ein Haus oder zwei ein Geschmeiß gehabt, aber die Luft ist noch nicht vergift. Denn seit Dienstag keine Leiche noch Kranker erfunden ist. Doch weil die Hundstage vorhanden, und die jungen Knaben erschreckt, hab ich mir's gefallen lassen, daß sie umherspazieren, damit ihre Gedanken gestillt werden, bis man sehe, was werden will. Ich merke aber, daß derselben Jugend viel solch Geschrei der Pestilenz gern hört, denn etliche den Schwären auf dem Schulsack, etliche die Colica in den Büchern, etliche den Grind an den Federn, etliche die Gicht am Papiere kriegen. Vielen ist die Tinte schimmlicht worden; sonst haben auch etliche die Mutterbrief gefressen, davon sie Herzweh und Sehnsucht zum Vaterland gewonnen, und mögen vielleicht dergleichen Schwachheiten mehr sein, denn ich erzählen kann. Und ist wohl die Fahr dabei, wo die Eltern und Oberherrn solchen Krankheiten nicht mit Ernst und allerlei Arzney helfen und steuern werden, sollt wohl ein Landsterben daraus werden, bis man weder Prediger, noch Pfarrherrn oder Schulmeister haben könnte." Gegen diese Epidemie der Herren Studenten, deren Hauptsymptom im Kollegschwänzen besteht, möchte er allerdings „von einer christlichen Oberkeit eine starke Arzney und Apotheken erhalten". Auch damals blieb Luthers Familie, als ob sie Immunität gegen die Krankheit besäße, am Orte der Schrecken und Käthe hatte keinen Augenblick gezögert bei ihrem Manne auszuharren. Eine tapfere Frau ist sie nicht minder in den bösen, als in guten Tagen ihm die treuste Stütze gewesen, die er um so mehr nötig hatte als er selbst seinem Melanchthon ganz offen bekennt, er sei in häuslicher Drangsal viel weniger tapfer als sein in öffentlichen Dingen so zaghafter Freund Philippus. Käthe aber versagte nie. Freud und Leid mit ihm zu teilen bis der Tod sie scheide, hatte die ehemalige Nonne dem ehemaligen Mönche gelobt und dieses Gelübde haben sie gehalten. Hätten sie die Bande der babylonischen Gefangenschaft nicht abgeworfen, wie viel Tatkraft der Frau, welch reiches Gemütsleben des Mannes wären im Kloster verkümmert, die jetzt der Welt die erfreulichsten Früchte brachten! So ist Luthers Pfarrhaus ein typisches Bild des neuen geistlichen Lebens, das das Priesterhaus mit der grimmen, habsüchtigen Pfarrköchin und das Kloster mit seinem nie endenden Geläute und nie endenden Unfrieden zum Heil der Bevölkerung verdrängt hatte. Nun erst war die neue Kirche vollendet. Die Zufriedenheit des geistlichen Standes, der erst durch Luther ein menschenwürdiges Dasein erhalten hatte, gab seinem Werke eine so feste Unterlage, daß die Papisten es nicht mehr

umzustürzen vermochten. Durch die Abschaffung des Zölibats wurde in jeder Gemeinde ein Haus begründet, das den Leuten in allem Guten ein Beispiel gab und das einen starken Strom sittlicher Kräfte in die Welt leitete, das evangelische Pfarrhaus. Je gehässiger die Vorurteile waren, die die Zeit den Priesterweibern entgegenbrachte, um so stärker war die Aufforderung, auf sich zu achten und der Welt zu zeigen, daß eine solche Pfarrfamilie der ganzen Gemeinde ein Segen sein könne, wenn sie war, wie sie sein sollte. Dafür war Luthers eigene Ehe vorbildlich. Jedem Besucher wurde es wohl in seinem Hause und so viele Augen in sein Familienleben hineingesehen haben, ernstlichen Tadel hat dasselbe niemals erfahren.

XXXII

Der Abendmahlstreit.

Man hat der Ranke'schen Schule entgegengehalten, daß die Geschichte eines Volks nicht die Geschichte seiner großen Männer sei. Nicht einzelne Heroen machten die Geschichte, sondern Zustände entwickelten sich aus Zuständen. Die Frage, wie die deutschen Zustände sich ohne Martin Luther entwickelt hätten, wäre schwer zu beantworten, wenn nicht die parallele Entwicklung in der Schweiz, die sich ohne Luthers direktes Eingreifen vollzog, uns einigermaßen zum Fingerzeig diente. Die erasmische Aufklärung bewirkte dort eine ähnliche Umbildung der Anschauungen, wie sie die Schriften Luthers in Deutschland veranlaßten und politische Bewegungen, mit denen Luther nichts zu tun hatte, führten in der Schweiz sogar rascher als in Sachsen von der Theorie zur Praxis hinüber. Eine Nachahmung der Wittenberger Reformation ist also die Zwinglis keineswegs gewesen. Luthers Kirche und Zwinglis Kirche waren vielmehr von vornherein zwei voneinander unabhängige geschichtliche Bildungen. Der Grund ihrer Entzweiung war mit dem verschiedenen Ursprung und den verschiedenen Zielen gegeben und darf nicht als das willkürliche Zerwürfnis zweier Streittheologen betrachtet werden. So ist auch der Abendmahlstreit ein unvermeidlicher Zusammenstoß von zwei verschiedenen religiösen Prinzipien gewesen, der freilich dann durch Luthers Leidenschaftlichkeit eine unnötige und verderbliche Tragweite erhielt. Daß der deutsche Reformator von seinen Überzeugungen nichts nachließ, wird niemand ihm zum Vorwurf machen, um so mehr hatte man von Anfang an an dem Tone auszusetzen, in dem Luther mit den Schweizern verhandelte. Versetzt man sich freilich auf Luthers eigenen Standpunkt, daß die ganze Spaltung vom Teufel angerichtet sei, so war kaum zu erwarten, daß er die Geschäftsträger des Bösen anders behandeln werde als den Gottseibeiuns selbst. „Es möchte einem das Herz zerspringen für solch frechem Geschwätz,"

so schildert Luther selbst die Stimmung, in der er jedes Buch der Gegner in die Hand nahm, und er glaubt zu wissen, wer den Sakramentierern ihre Lästerungen eingeblasen hat. Damit war aber von vornherein der Streit vergiftet. Mit dem Teufel gab es für ihn keinen Pakt. Statt dieses Verfahren zu tadeln oder zu billigen, suchen wir es zu verstehen als eine Notwendigkeit dieser Natur. Sicher war es auch sehr abergläubisch von Luther, daß er den Papst für den Antichrist hielt, aber ohne das hätten wir ihn noch heute. So müssen wir uns eben darein finden, daß auch dieser große Mann die Fehler seiner Tugenden hatte. Die Rechthaberei und Streitsucht, die die andere Seite seiner Glaubensfestigkeit war und die man schon zu Erfurt, Wittenberg und Leipzig an dem jungen Mönche beklagt hatte, war nach so vielen siegreichen Kämpfen naturgemäß nicht geringer geworden und Oldekop konnte jetzt erst mit Fug schreiben: „He wolde in allen Disputationibus recht hebben und zankede gern.“ Von der Regel, daß der Mensch nichts schwerer erträgt als den Erfolg, macht eben auch Luther keine Ausnahme. Eine so beleidigende Sprache wie er hat kein Bischof gegen Zwingli geführt, aber dafür haben sie noch den Toten verbrannt und seine Asche mit Schweinsasche vermischt; diesen Geist des Jahrhunderts muß man sich gegenwärtig halten, um einen richtigen Standpunkt zu finden für einen Streit, der Luthers Bild entstellte, so oft er wieder ausbrach.

Als Luther zuerst in der Fehde über Karlstadts Abendmahlslehre mit Zwingli zusammenstieß, hatte er selbst keine klare Einsicht, daß die rationalistischen Vorstellungen, denen er bei dem Züricher Theologen begegnete, konsequente Folgerungen einer völlig andern Weltanschauung waren und das notwendige Ergebnis einer ihm fremden Kultur, der religiösen Renaissance. Die subjektive Willkür, die ihn an Karlstadts indisziplinierten Einfällen ärgerte, setzte er auch sofort bei dessen Bundesgenossen voraus. Gerade damit aber tat er Zwingli unrecht, denn in dem System der schweizerischen Reformation war für Luthers mystische Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl in der Tat kein Raum. Die Schweizer Reformation war die Reform, die der Humanismus aus sich heraus zu leisten vermochte, auch ohne das Dazwischentreten eines religiösen Genius, der durch die Gewalt seiner Persönlichkeit und seines Worts die andern unter das Gesetz seines Geistes stellte und seine persönlichen Erfahrungen und tiefsinnigen Gedanken zum Bekenntnis seines Volkes machte, wie das Luther vermocht hatte. Zwinglis Werk war im

Kern Humanismus und Rationalismus. Der Grundsatz der Renaissance: „Zurück zu den Quellen," verlangte Rückbildung der kirchlichen Lehren und Einrichtungen auf die Schrift. Luthers religiöse Erkenntnis, daß nur der Glaube uns rechtfertige, nicht die kirchlichen Werke, gehörte als paulinische Lehre auch dazu, aber diese Lehre war für Zwingli nicht in gleicher Weise wie für Luther das Evangelium. Zurückführung der Theologie und Kirche auf ihre biblischen Grundlagen hatte Erasmus schon lange als das zu erstrebende Ziel bezeichnet. Leo Jud, Geißhäusser, Zwingli, die ersten, die in der Schweiz die Reform praktisch in die Hand nahmen, sind alle Schüler des Erasmus gewesen. Durch die Satiren des großen Rotterdamus, nicht durch die tiefsinnigen Schriften Luthers, hatten die Züricher Reformatoren ihren ersten Anstoß erhalten. Diese tatkräftigen jungen Schweizer nahmen sofort die Reformen selbst in die Hand, die der bedächtige Niederländer in bequemem Optimismus dem einträchtigen Zusammenwirken von Papst, Kardinälen, Bischöfen und Fürsten auf einem zu seiner Zeit zu berufenden Konzil überlassen wollte. Die schweizerische Reformation war mithin die praktische Verwirklichung erasmischer Axiomata. So stießen im Abendmahlsstreit zwei religiöse Systeme aufeinander, die zwar beide dem Schriftprinzip huldigten, aber in der Anwendung desselben auf das Bestehende insofern auseinandergingen, als Zwingli dieses Prinzip ohne Unterschied auf alles kirchlich Überlieferte anwendete, während Luther nur das beseitigt wissen wollte, was seiner Überzeugung von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein oder einer unzweifelhaften Schriftwahrheit widersprach. Wenn Zwingli seine reformatorische Tätigkeit 1519 in Zürich mit der Erklärung eröffnete, er werde sich nicht an die von der Kirche vorgeschriebene Perikopenreihe halten, sondern erst den Matthäus durchpredigen, dann die Apostelgeschichte, dann die Briefe und so weiter, so liegt schon darin der humanistische Rückgriff auf die Gesamtheit der Quellen. Auch ist Zwingli sehr stolz auf diese reformatorische Tat. In der Auslegung des 18. Artikels seiner Schlußreden vom Jahre 1523 sagt er: „Wer hat mich heißen, einen ganzen Evangelisten im Zusammenhang predigen; hat das der Luther getan? Nun hab' ich's doch angehoben zu predigen, ehe ich den Luther je habe gehört nennen." Luther dagegen identifizierte das Evangelium mit der Predigt Pauli, indem er seinen Römerbrief in alles hinein- und aus allem herauslas, weil seine persönlichen religiösen Erfahrungen sich mit denen des Römerbriefs deckten. Für ihn ist der Römerbrief nicht eine

Spekulation über das Evangelium, sondern das Evangelium selbst. So ist klar, daß es sich bei der Schweizer Reformation um eine eigene geschichtliche Neubildung und nicht um eine Wiederholung der Wittenberger Tendenzen handelte. Als Luther sich besser mit dem Wesen der Züricher vertraut gemacht hatte, sagte er ganz richtig: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Der Ausgangspunkt bei Luther war die religiöse Sehnsucht nach Versöhnung mit Gott. Der Ausgangspunkt Zwinglis war die humanistische Aufklärung und das politische Bedürfnis der Eidgenossen, sich von der römischen Kirchenfahne und Werbetrommel zu scheiden. Der beherrschende Gedanke Luthers war die Frage der persönlichen Rechtfertigung gewesen. In ganz persönlichen innern Kämpfen war ihm erst wieder Klarheit gekommen über das Wesen des religiösen Prozesses. Er hatte erkannt, daß nicht unsere Leistungen uns mit Gott versöhnen, sondern der Glaube an seine Gnade; Zwingli dagegen hatte sich noch wenig mit sich selbst beschäftigt. Seine Gedanken galten dem gemeinen Wesen. Fragte Luther: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?" so fragte Zwingli: „Wie kriege ich eine christliche Gemeinde?" Er hatte die Schrift gelesen, nicht um zu erfahren, wie der einzelne gerechtfertigt werde, nicht um in eigenen schweren Kämpfen, von denen seine helle Frohnatur nichts wußte, Trost und Licht zu erhalten, sondern dieser politische Kopf wollte erfahren, wie die ersten apostolischen Gemeinden es gehalten hätten und was zu tun sei, wolle man die jetzige Kirche auf ihren Ursprung zurückführen? Der Bergmannssohn war in die Tiefen seiner Seele hinabgestiegen, um dort Gott zu finden, der Sohn der Alpen überschaute von seiner Höhe das Treiben der Menschen, um ihre Haufen zu regieren und ihre Einrichtungen zu ordnen und blickte auch hinüber über die Berge nach den benachbarten Völkern, während Luther sich immer nur um seine Deutschen gekümmert hat. Der eine sprach: „Dein Glaube wird dich selig machen, dein inneres Sein ist dein wahres Sein"; der andere riet der Gemeinde: „Kehre zurück zur biedern Sitte der Apostel. An der Quelle nur schöpft sich die Gnade lauter." Auch Luther erkannte den Grundsatz des Humanismus: „Zurück zu den Quellen" an. Aber er hatte sich, gemäß seiner persönlichen Führung, einen obersten Grundsatz aus der Schrift gezogen, der ihm die Formel der Wahrheit war: die Rechtfertigung aus dem Glauben. Nur was diesem sola fide widersprach, das sollte abgetan werden. Die Wiederherstellung der äußeren Formen des urchristlichen Kultus, wie sie Zwillings, Karlstadts und Zwinglis Ideal war, lag ihm fern. „Wir halten dafür,"

sagt er in der Schrift gegen die himmlischen Propheten, „daß nicht von nöten ist, alles zu tun und zu lassen, was Christus getan und gelassen, sonst müßten wir auch auf dem Meere gehn und alle Wunder tun, die er getan hat. Wenn wir das Abendmahl so halten wollten wie er, dürften wir es nirgend anders halten als im gepflasterten Saal zu Jerusalem." Ob die zwölf Apostel einen Brauch gekannt und geübt, war ihm nicht entscheidend; wenn der Brauch den Grundsätzen ihrer Lehre nicht widersprach, ließ er ihn gelten. Auch nach der Zeit des Neuen Testaments ist noch Gutes und Gottgewolltes entstanden, das zu beseitigen in Luthers Augen frevelhafter Kirchensturm wäre, während Zwingli, der einen Neubau nach apostolischem Muster plante, alles niederriß, was nicht klare Schrift für sich hatte. Der Luthern so verhaßte Bildersturm war in der Regel das erste gewesen, womit die Schweizer Reformatoren begannen, denn um einen Neubau aufzuführen, mußte man tabula rasa machen. Aber Luther war nicht der Meinung, daß im letzten Jahrtausend nur Schriftwidriges und Gottfeindliches geschaffen worden sei. Er besah sich jedes Stück des alten Wesens dreimal, ehe er es hergab. Keines wurde ihm entrissen, ohne daß es dem gläubigen Mönche einen Tropfen seines Herzblutes kostete, während Zwingli sich schmerzlos davon trennte, denn die mönchische Pietät des Augustiners war dem Schweizer eine unbekannte Sache. Das war eine Verschiedenheit des historischen Sinnes, der Pietät, des Temperamentes in den beiden Reformatoren, der auch einer der Gründe war, warum die lutherische und zwinglische Kirche ganz verschiedene geschichtliche Gestaltungen geworden sind. Luther aber stand dem Verfahren des Schweizers mit einem Mißtrauen, ja mit einem Argwohn gegenüber, der jede tiefere Verständigung ausschloß. Wenn auch Zwingli die Schwärmerei der fortdauernden Inspiration verwarf und die Wiedertäufer noch heftiger verfolgte als Luther selbst, so wollte dieser in Zwingli doch nichts anderes sehen, als einen der himmlischen Propheten, der durch kluge Verführung die Menge für seine gotteslästerliche Lehre gewonnen habe. Unleugbar war ja auch, daß Münzer und Karlstadt in der Schweiz einen gewissen Rückhalt gefunden hatten.

Zu diesem sachlichen Gegensatze kam dann freilich, daß der Schweizer und der Norddeutsche zu verschieden geartete Persönlichkeiten waren, um sich völlig zu verstehen. Luthers Grundstimmung war melancholisch und cholerisch. Wie so viele große Humoristen war er im tiefsten Grunde seiner Seele schwermütig und empfand das Leben als eine Last. Zwingli

aber rief mit Hutten: „Oh Jahrhundert! Die Studien blühen, es ist eine Lust zu leben!“ Der reiche Bauernsohn aus der Grafschaft Toggenburg hatte eine normalere Entwicklung hinter sich als der arme Kurrendschüler aus der Grafschaft Mansfeld. Zwingli hat in seiner Fröhlichkeit und Frische etwas vom Schweizer Tell, während bei dem Bergmannssohne zeitlebens die schweren Jugendeindrücke der Schule und der Klosterzelle nachwirkten. Nur zwei Monate jünger als Luther war Huldrich Zwingel auf einem stattlichen Bauernhofe am Fuße des Säntis zu Wildhus aufgewachsen und hatte von Kind auf die reine Luft der Berge geatmet.*) Dem siegreichen Kampfe der Eidgenossen gegen den Burgunderherzog verdankte Zwinglis Heimat ihre Freiheit von der Oberherrlichkeit des Abtes von Sankt Gallen. In diesem Streite um die Freiheiten der Toggenburger Bauernschaft stellte auch der Vater Zwinglis seinen Mann, und das erste, was der Knabe von ihm lernte, war, daß man das Leben fest anfassen und wie man hoch und nieder behandeln müsse, um etwas auszurichten für Gemeinde und Vaterland. Respekt vor dem gnädigsten Herrn Grafen oder dem Herrn Abte pflanzte niemand in seine Seele. Auch die ersten religiösen Eindrücke waren grundverschieden. Von der andächtigen Wirkung gotischer Kathedralen, brausender Orgeltöne, qualmender Weihrauchsäulen, von den Schauern des Meßopfers konnte in dem kleinen, hellen Holzkirchlein des Bergdorfs nicht die Rede sein. Jenes Pietätsverhältnis, das Luther zu dem katholischen Kultus hatte, war für Zwingli eine völlig fremde Sache. Wohl aber erzählt er, wenn er in der Morgenröte die Firnen erglühen sah, habe er ernstlich gemeint, der Herr Zebaoth trete auf die Spitzen der Berge, und wenn die Gewitter in den Schluchten des Säntis tobten, habe er Jehovas Stimme vernommen: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm.“ Eine solche Jugend mußte Zwingli gesund, frisch und heiter machen, wo Luther in den Abgründen religiösen Tiefsinns mehr als einmal unterzugehen in Gefahr stand. Luther schlägt sich sein Leben lang mit dem Teufel herum, Zwingli hat immer nur mit unserem Herrgott gerechnet. Ein wissenschaftlicher Streit war mit Luther nicht zu führen, da er jeden Widerspruch gegen seinen Glauben vom Teufel herleitete, Zwingli dagegen glaubte an das Recht der Vernunft und den Segen der Logik. Der Mönch und der Volksmann bekämpften sich, ohne sich zu verstehen. Schon in der Sprache,

*) Vgl. Rudolf Stähelin, Huldrich Zwingli. Basel. 1895.

die beide reden, liegt die Verschiedenheit ihrer Natur, ihrer Bildung, ihrer Nationalität wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Luthers Vergleichungen stammen aus dem engen Umkreis des Hauses und des Klosterhofs, auf Zwinglis Schriften liegt der Sonnenglanz der Alpenwelt und sie atmen die freie Luft der Berge. Luthers Lieblingsbild ist das nützliche Borstentier, das in der Wirtschaft seiner Hausfrau eine so große Rolle spielte, oder auch gelegentlich der blinde Gaul und der störrische Esel. Zwingli redet vom Stiere und Bären, dem listigen Füchslein und den falschen Katzen, vom flinken Eichhorn und pfeifenden Murmeltier. Das rechte Gebet vergleicht er einem glatten Bolzen, der aus der Armbrust geradeaus gen Himmel fliegt. Luthers erste und letzte Forderung ist, daß wir uns als arme Sünder erkennen. Zwingli sagt: „Du sollst ein Biedermann sein und dein Vaterland lieben.“ Luthern sind seine ersten Schuljahre die bittersten seines Lebens gewesen, Zwingli war die Freude und der Stolz seiner Lehrer in Wesen, Bern und Basel; das gab seinem Wesen etwas Freigemutes und Freudiges in den Jahren, in denen Luther stets traurig einherging und im Beichtstuhl Trost suchte für sein Sündenelend. In der Armut und der Mönchszelle wachsen eben andere Menschen als auf der Alp bei Volksfesten, Hosenlupf und Armbrustschießen. Daß ihn der Vater vor den Nachstellungen der Berner Predigermönche nach Wien entfernte, erweiterte des Jünglings Gesichtskreis und brachte ihn durch Konrad Celtis Vermittlung mit dem Geiste der neuen Zeit in Kontakt. Den letzten Stempel empfing er in der Schule des Humanisten Wyttenbach zu Basel, wo er 1506 als Magister promovierte. Mit zweiundzwanzig Jahren wurde der Sohn des Ammanns bereits Pfarrer der großen Gemeinde Glarus, wo er sich mit Seneca und andern lateinischen Autoren beschäftigte und die satirischen und aufklärerischen Schriften des Erasmus las, während Luther sich damals in Tauler und die Schriften der deutschen Mystik vertiefte. Während Luthers stürmische Schreibweise noch deutlich zeigt, wie er in gewaltsamer Revolution sich von der Scholastik befreit hat und die Mystiker seine Vorbilder sind, hat Zwingli sich die klare und anmutige Darstellungsweise des Erasmus zum Vorbild genommen, so daß er in einfachem und durchsichtigem Aufbau seiner Schriften Luther entschieden übertrifft. Des Schweizers Versuche, in Thomas von Aquino einzudringen, bestärkten ihn nur in der Überzeugung, die er aus der Schule des Humanisten Wyttenbach mitgebracht hatte, daß es geraten sei, überall auf die Quellen zurückzugehen. So beginnt er fast gleichzeitig mit Luther

sich der griechischen Sprache zu bemächtigen, wie er sagt: „damit ich die Lehre Christi aus ihren eigenen Quellen erkennen möchte.“ Von da an gehört er der kleinen Gemeinde der Griechen an. Sein Freund Oswald Mykonius vermittelt ihm den Verkehr mit dem großen Haupte der Gräcisten in Basel, und schließlich nimmt ihn der übliche Lobebrief des großen Rotterdamus förmlich in die Humanistengemeinde der Edelsten und Besten auf, doch nicht ohne die Auflage, sein Latein noch bedeutend zu hobeln und zu bessern. Von den Scholastikern hat nun nur noch der 1504 durch Wimpheling edierte Picus von Mirandula auf ihn tieferen Einfluß, weil dieser merkwürdige Denker selbst schon von dem Platonismus der Renaissance berührt ist. Dorther hat Zwingli seinen Gottesbegriff, den ihm die Gegner als Widerspruch gegen die christliche Trinitätslehre anrechneten, denn im Herzen ist er Platoniker und Christ im Stile der Renaissance. Durch Picus erfährt er von dem Satze des Thales, daß die Götter alles erfüllen und in ihnen Gottesfurcht und Unschuld ihre Quelle haben. Die Allwissenheit Gottes erklärt er sich ebenso mit dem platonischen Satze: „Gott erkennt alles, indem er in einem einfachen und unendlichen Akte sich selbst erkennt.“ Die Allwissenheit ist ein Akt des göttlichen Selbstbewußtseins. Was vorgeht, geht in Gott vor und ist ihm darum sofort bewußt. Ist es etwas Böses, so weiß er es in ein Gutes umzuwandeln. Es sind das die philosophischen Anschauungen der Humanisten; auf die Kirchenlehre gehen sie so wenig zurück wie auf das Evangelium. So tief freilich haben diese Spekulationen den praktischen jungen Schweizer nicht beschäftigt, daß er darum mit der überlieferten Trinitätslehre gebrochen hätte. Er läßt dieser ihren Ehrenvorsitz auf theologischem Gebiet, aber einen ernsten Einfluß auf seine eigene Überzeugung hat sie niemals geübt. Ähnlich verhält er sich zur überlieferten Christologie. Er anerkennt zwei Naturen in Christo und hält diese streng auseinander. Die übersinnliche, übervernünftige, unveränderliche Gottheit darf nicht in das endliche Leben und Wesen herabgezogen werden. Er unterscheidet streng zwischen dem, was Christus nach seiner Gottheit und was er nach seiner Menschheit tut, und da Zwingli meint, gelitten habe Christus nach seiner Menschheit, denn die Gottheit sei unveränderlich und leidensunfähig, erklärt Luther, Zwingli leugne damit den Opfertod Gottes und die Realität der Erlösung. Genau so nestorianisch denkt er über das Abendmahl, denn der unveränderliche Gott kann nicht in das Brot eingehen. Im Werke Jesu leugnet er die objektive Erlösung durch den Opfertod Jesu nicht, aber stärker betont er

das vorbildliche Tun Jesu und die von ihm gegebene Belehrung. Auch darin ist er Rationalist.

Was der von Erasmus Ausgegangene vor dem Wittenberger Mönche voraushatte, war die bessere humanistische Bildung und der universellere, freiere geistige Gesichtskreis. An seiner Entwicklung läßt sich verfolgen, wie viel doch jene Generation dem geistvollen Baseler Gelehrten verdankte. Erasmus' Lob der Narrheit, sein Handbuch des christlichen Streiters, seine Dialoge und Sprichwörtersammlung sind Zwinglis tägliche Begleiter und geben seinem Geiste die Richtung auf die Kritik der kirchlichen Zustände. Erasmus hatte in seiner Vorrede zum Neuen Testament die Scholastik ein Labyrinth genannt, aus dem kein Ariadnefaden herausführe. Zwingli nimmt diesen Gedanken in seinem Lehrgedicht „Das Labyrinth" auf. Die Christenheit hat das allein wahre Ziel, Christum, verloren, und so läuft sie stets in Gefahr, von dem Ungeheuer Minotaurus verschlungen zu werden, und nur ein kühner Durchbruch, Huttens perrumpendum est, kann sie retten. Wie Erasmus ihm die Schattenseite der bestehenden Zustände zeigt, so öffnet er ihm anderseits die Augen für die Herrlichkeit der Antike und die großen Männer der Alten Welt. Mit den Humanisten Italiens ist Zwingli überzeugt, daß Plato und Pindar aus dem göttlichen Brunnen wahrer Inspiration getrunken haben, und daß Seneca so gut unter die Heiligen gehört wie Franziskus von Assisi. In der Widmung seiner expositio fidei, einer nach seinem Tode von Bullinger herausgegebenen Schrift, sagt er dem französischen Könige, neben den Heiligen des Alten und Neuen Bundes werde er im Paradiese auch Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Numa, Camillus, die Catone, Scipionen und seine eigenen königlichen Ahnen finden. Luther aber schrieb in der letzten Schrift, die er gegen die Schweizer 1545 herausgab, wenn das wahr wäre, so wäre das ganze Evangelium falsch. Zwinglis geistige Heimat ist die helle, sonnige Weltanschauung der Renaissance, die durch Welten geschieden ist von Luthers innerem Leben, das sich zwischen den Polen des Sündenschmerzes und der Erlösung durch Christus bewegt. Mit dem Zustande seiner eigenen Seele, überhaupt mit der Frage der Erlösung des Sünders, beschäftigte sich Zwingli weit weniger als mit der Pflicht des Bürgers, eine rechtschaffene Gemeinde und einen wohlgeordneten Staat zu schaffen. Die soziale Aufgabe der Religion, mehr als die persönliche, liegt ihm am Herzen. Von jenem Sichversenken in Gott, wie es Luther aus der deutschen Theologie und Tauler lernte, von der Mystik der

Klosterzelle weiß Zwingli nichts, und so ist es nur allzu begreiflich, daß seine helle, rationalistische Natur mit Luthers Wunderglauben in der Sakramentslehre zusammenstoßen mußte. Für Luther bildete das Wunder nicht die mindeste Schwierigkeit. Er fand, das Wunder des Abendmahls sei nicht schwerer zu glauben als das Wunder des Lebens überhaupt, und wer es anfechte, der werde an die andern Wunder, wie die unbefleckte Empfängnis und die Auferstehung, wohl auch nicht allzu fest glauben. Die Wunderscheu im Abendmahl machte ihm den ganzen Zwingel verdächtig. Bei so verschiedenen Bedürfnissen war von vornherein jede wirkliche Verständigung zwischen ihnen ausgeschlossen. Sie trennte Meinung und Neigung. Sie unterschieden sich, wie sich der Norddeutsche unterscheidet von dem Schweizer, wie der Mönch vom Weltpriester, wie der Theologe vom Politiker, wie das ewig unbefriedigte Genie von dem fröhlichen, seiner Gaben sich bewußten Talent, wie der spekulative Theologe von dem auf praktische Ziele gerichteten Rationalisten sich allezeit unterschieden haben. Über Zwinglis fröhliches und umgängliches Wesen spricht sich Luther selbst, wenn auch etwas von oben herab, doch anerkennend aus. „Zwingel ist ein fröhlicher, höflicher Kollationenmann (Frühschoppengast) gewest, aber doch so gar verdüstert und traurig danach geworden.“ Ein andermal heißt es in den Tischreden: „Zwingel war in der Erste ein feiner, fröhlicher, aufrichtiger Mensch.“ Erst seine Irrlehre und „daß die Schweizer gern wären die Vördersten gewesen“, habe die Entzweiung herbeigeführt, sie lag aber in der Sache und in den Personen gleichzeitig.

Während Luthers Lebenselement die Theologie war, war Zwinglis Lebenselement die Politik, in der er Großes erreichte. Daß in seiner Machtsphäre das Reislaufen gehindert und die fremden Pensionen verboten wurden, daß er die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Erleichterung der Zehntpflicht anbahnte, daß er zuerst für die Tagsatzung Stimmrecht nach Maßgabe der Kopfzahl und nach den wirklichen Leistungen der Kantone verlangte, gereicht dem Politiker Zwingli zur hohen Ehre und wenn er die süddeutschen Reichsstädte für einen Bund mit den Bauernrepubliken zu gewinnen suchte, so konnte das vom Standpunkt des Reichs mißbilligt werden, er aber, als Eidgenosse, hatte ein Recht, eine solche Politik zu machen. Sein radikales Vorgehen in Sachen des Kultus hielt man in Wittenberg für Bilderstürmerei, aber sein Bildersturm vollzog sich durch die geordnete Obrigkeit, wie Luther das in Sachsen vergeblich verlangt

hatte. Luther behandelte ihn wie einen Wiedertäufer, aber gerade Zwingli ließ die Wiedertäufer „ohne Gnade“ ertränken, seinen Jugendfreund Manz sogar noch ehe er von der Lehre zur Tat geschritten war. Die strenge Kirchenzucht, die Luther vergeblich wünschte, hat Zwingli mit großer Strenge organisiert und die Aufgaben des gemeinen Kastens, der in Sachsen überall gescheitert war, mußte in Zürich die Gemeinde erfüllen. So war Zwingli nicht bloß ein Mann der Freiheit, sondern auch der Ordnung, der von Jugend auf wußte, was zum Regiment gehöre und dasselbe darum auch völlig in die Hand bekam. Luthers unsicheres hin und her Tasten erscheint fast hilflos neben der sichern, zielbewußten Weise Zwinglis, praktische Aufgaben zu lösen. In allen solchen staatlichen Fragen erscheint Zwingli dem Wittenberger Reformator weit überlegen, aber vergleichen lassen sich die beiden Persönlichkeiten, die so verschiedenen Elementen angehörten, so wenig, als sich die Forelle der Schweizerbäche mit der Wittenberger Nachtigall vergleichen läßt. Dennoch hätten sie noch lange friedlich nebeneinander hergehen können, denn wenn es auch Zwingli von Anfang an ablehnte, als Nachahmer Luthers betrachtet zu werden, und sich bewußt war, auf seinem eigenen Wege zu seiner biblischen Überzeugung gekommen zu sein, so fehlte es ihm doch nicht an Respekt vor dem deutschen Vorkämpfer, der „der Welt eine bessere Gestalt gegeben hatte.“ Da war es Karlstadt, der den Schweizer in die deutschen Händel hereinzog. Das aber war ein Unglück, daß Zwingli zuerst als Bundesgenosse Karlstadts Luthern entgegentrat, so daß dieser nicht anders wußte, als daß Zwingel einer der Schwärmer vom Schlage Karlstadts, Münzers, Storchs und ähnlicher Propheten sei und darum mit gleichen Waffen abgewehrt werden müsse, während er ähnliche Abendmahlsdifferenzen mit den böhmischen Brüdern mit ruhiger Milde ertrug, weil er an ihrer Frömmigkeit nicht zweifelte.

Mehr als durch sein Hetzen zum Bauernkrieg hat Karlstadt durch die Erfindung einer neuen Abendmahlslehre geschadet, die er von vornherein in so abenteuerlicher Weise verfocht, daß Luther sich mit Unwillen gegen jede andere als die buchstäbliche Deutung der Schriftworte erfüllte. Schon von Orlamünde aus und in dem Momente, als Luther auf ihn ohnehin erbittert war, schrieb er im Sommer 1524 zwei Schriften, eine „von dem widerchristlichen Mißbrauch des Herrn Brot und Kelch“ und eine andere: „Wider die alte und neue papistische Messe“. In diesen Schriften legte er nicht bloß seine neue Auffassung nieder, über die sich ja disputieren

ließ, sondern er lud auch all seinen Groll gegen Luther in der gehässigsten Polemik ab. Luther war an das Sakrament des Abendmahls mit der heiligen Scheu herangegangen, die sein Glaube an die Gegenwart des Leibes im Abendmahl von ihm forderte. An dem uralten Kanon der Messe selbst wollte er eben nur das geändert wissen, was dem sola fide zuwider war und den Opferbegriff der Priesterkirche zur Voraussetzung hatte. Daß aber mit, in und unter dem Abendmahl der Leib Christi selbst gereicht werde, stand ihm unverbrüchlich fest. Am Wunder im Abendmahl stieß er sich gar nicht, denn er war ein wundergläubiger Mystiker und verlangte ein greifbares Unterpfand des Heils. Ohne dieses Wunder hatte das Abendmahl für ihn überhaupt keinen Sinn. Nun trat Karlstadt an diese Luthern hochheilige Frage mit Einwendungen heran, die wirklich zum Teil sehr wohlfeil waren und kam zu dem Luther sehr anstößigen Resultat, der Leib Christi sei gar nicht im Abendmahl. Zunächst behauptete er, es fehle für Luthers Vorstellung, der Leib sei mit, in und unter dem Brot, der Schriftbeweis. Die Schrift sage: das ist mein Leib, nicht mit, in und unter dem Brote ist mein Leib, Luther gebe also dem Text mehr Wörtlein als er habe. Der Text könne aber auch nicht meinen, was die Katholiken sagen, das Brot sei selbst zum Leib geworden, denn hätte die Schrift ein solches Wunder erzählen wollen, so hätte sie es auch sagen müssen, während in der Schrift sich gar niemand verwundere. „Es wäre ja eine greuliche Vergessenheit gewesen, daß alle Apostel so viel von der Menschheit Christi schreiben und niemand davon, daß Christus auch im Sakrament sei und was er darin tue oder leide." Wenn aber die Schrift weder sagt, das Brot ist mein Leib, noch in dem Brot ist mein Leib, was sagt sie denn? Karlstadt antwortet, sie sagt vom Brot gar nichts. Das „dies" bezieht sich gar nicht auf das Brot, sondern auf den am Tisch anwesenden Leib Jesu. Jesus, als er sprach: „Das ist mein Leib!" deutete auf sich selbst und sagte: „Dieser Leib soll für euch gebrochen, dieses Blut soll für euch vergossen werden." Die Worte „nehmet hin und esset" bezogen sich also auf das dargereichte Brot, dagegen das „das ist mein Leib", bezieht sich auf Jesu Leib. Dafür, daß das „dies ist" sich wirklich auf Jesu Leib beziehe, dafür sagt Karlstadt „dient als Beweis die griechisch Sprach, welche dies Wort, das ist mein Leib mit einem großen Buchstaben anfahet". Also weil in seinem Neuen Testament vor den Worten: „das ist mein Leib", ein Punkt stand, und das folgende τοῦτο groß geschrieben war, sollte dieser Satz für sich stehen und sich nicht auf

das vorangehende, „nehmet hin und esset“, beziehen. Daß die Interpunktion der gedruckten Ausgabe und nicht den Handschriften eigne, daß er sich also auf Erasmus, nicht auf Matthäus stütze, war ihm unbekannt. So gab er sich mit seinem „Beweis aus der griechisch Sprach“ nur eine lächerliche Blöße. Luther aber spottet über diese Trennung der beiden Satzteile, Karlstadt lasse Jesum sagen: „nimm und iß. Hier sitzt Hans mit der roten Joppe.“ Zudem, meint Karlstadt, hätten ja die Jünger den Wein schon getrunken gehabt, als Christus so sprach. Niemand aber werde behaupten wollen, daß Christus den Wein in der Jünger Bäuch gesegnet habe. Solche Einwendungen konnten Luther nur entrüsten, während Karlstadt freilich meint, aus allen diesen Gründen sei der Leib Christi im Abendmahl überhaupt nicht gegenwärtig zu denken. Es wisse auch niemand zu sagen, was er denn da tue. Der Leib Christi sei am Kreuze gewesen, da hab' er für uns gelitten, im Himmel stehe er zur Rechten des Vaters und bitte für uns, im Sakrament aber tue er nichts. „Darum ist das heimlich sakramentlich Wesen ein Abbruch der Ehre Christi, macht's, wie ihr könnt.“

Auch nach seiner Übersiedelung nach Süddeutschland setzte Karlstadt den Streit fort. Zunächst veröffentlichte er zu Straßburg eine „Auslegung dieser Worte Christi: ‚das ist mein Leib‘ wider die einfältigen und zwiefältigen Papisten, welche solche Worte zu einem Abbruch des Kreuzes Christi brauchen“. Hier schließt er sich an die Meinung des Holländers Hoen an, daß in der Spendeformel das ist so viel sei wie das bedeutet, significat. Im gekreuzigten Christus sollen wir die Gnade suchen, nicht im Sakrament. Die Gnade, die Christi Kreuz wirke, suche Luther im Brote des Abendmahls und darum sei er wieder ein Meßpfaffe geworden. Nachdem Luther sich zuerst durch die vorgetragene evangelische Wahrheit in Ansehen gesetzt habe, sei er durch seine Sakramentslehre in alle antichristlichen Greuel zurückgefallen und darum sei er selbst nichts als des Antichrists nachgeborner Sohn.

Von allen wohlfeilen Argumenten Karlstadts machte auf Luther nur eines einigen Eindruck, und zwar gerade das, das uns als das seichteste erscheint, nämlich das deiktische „dies ist“. Mit der gleichen Unterstellung, das „dies“ deute auf den anwesenden Christus, hatte Luther die Hauptbeweisstelle der Papisten für den Primat des Papstes beseitigt. Wenn ihm Eck zu Leipzig Matth. 16, 13, entgegenhielt: „auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche,“ so glaubte Luther unter diesem Felsen

Christum verstehen zu dürfen, der auf sich selbst gedeutet habe. Eine Exegese, die er dort in Karlstadts Beisein sich gestattet hatte, konnte er jetzt nicht für unzulässig erklären, aber es erbitterte ihn doppelt, daß der Kampfgenosse von damals nun seine eigenen Waffen gegen ihn kehrte. Von Straßburg setzte sich der Streit sofort nach Zürich fort, denn die Beziehungen beider Städte waren sehr nahe und namentlich der Austausch der Bücher war ein rascher. Die Kirchenreform war damals der Hirsetopf, der noch warm zwischen Zürich und Straßburg hin- und herging. Daß die Schriften Karlstadts ganz im Stile der Bilderstürmerei verfaßt waren und leicht Anlaß zu Störungen der heiligen Handlung selbst geben konnten, hatte die Folge, daß der Rat der Stadt Zürich im Jahre 1524 dem Beispiel der Stadt Straßburg und der Stadt Basel folgte und den Verkauf der Karlstadtschen Bücher verbot. Zwingli, der selbst die Vorstellung von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl nie geteilt hatte, wie sie auch in seine rationale Weltanschauung nicht paßte, übergab nun dem Rate der Stadt Zürich eine Vorstellung gegen dieses Verbot und stellte sich damit auf Karlstadts Seite. Mit Karlstadts exegetischen Sprüngen wollte er freilich nichts zu tun haben, aber der ganze Luthersche Sakramentsbegriff lag außerhalb der Grenzen seiner Gedankenwelt. Wer Gott in sein Bewußtsein aufgenommen hat, so war seine Meinung, der braucht kein äußeres Unterpfand seiner Gnade, so wenig das Licht für den Sehenden noch ein Unterpfand seines Scheinens zu geben braucht oder der Genesene ein Unterpfand dafür verlangt, daß er gesund ist. Die Ansicht aber, daß der Leib, den Maria geboren und der am Kreuze gehangen, als Fleisch und Blut in der Hostie gereicht werde, nennt Zwingli abgeschmackt; sie ist ihm ein Rest der katholischen Wandlungslehre. Daß der Glaube, im Brot den Leib Christi zu erhalten, selig mache, ist ihm ein gottloser und törichter Irrwahn. Der Glaube besteht darin, daß wir fest und unerschütterlich auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen, nicht darin, daß wir Brot für den Leib Christi halten. Jener Glaube macht uns fröhlich, diese Zumutung aber, zu glauben, was den Sinnen und der Vernunft widerspricht, stürzt uns in Zweifel und Gewissensnot und erweist sich schon dadurch als Erfindung frevelhafter Menschen. Die Papisten wollten ihr Priestertum verherrlichen durch die Behauptung, daß nur der Priester Gott machen könne, aber aus Gottes Wort schöpften sie diese Fabel nicht. Im übrigen ist Zwingli der Meinung, geglaubt werde dieser Trug überhaupt nicht. Wie alle Radikalen überzeugt sind, daß im Grunde

des Herzens eigentlich jedermann mit ihnen einverstanden sei und nur Mangel an Mannesmut und Aufrichtigkeit die andern abhalte, in ihre Opposition einzustimmen, so erklärte Zwingli, der Glaube an die Anwesenheit des Leibes Christi im Brot sei jederzeit nur geheuchelt worden, geglaubt habe in Wirklichkeit daran niemand. Für ihn war der Sinn des Abendmahls „das Wiedergedächtnis dessen, was einst geschehen ist“. Darauf hatte schon Erasmus den Hauptwert gelegt und Zwingli bekannte dem Magister Melanchthon in Marburg, daß er aus Erasmus' Schriften den ersten Anstoß zu seiner Auffassung erhalten habe. Seine Deutung des „das ist“ als „das bedeutet“ dagegen verdankt auch er dem niederländischen Humanisten Honius, mit dem er seit 1523 in Verbindung stand. Indem Zwingli sich der Bücher Karlstadts annahm, trat er Luthern von vornherein als Bundesgenosse seines verächtlichsten Gegners gegenüber und er eröffnete den Kampf, indem er ungefähr gleichzeitig mit der erwähnten Schrift Karlstadts am 16. November 1524 einen Brief an den Pfarrer Alber von Reutlingen handschriftlich versendete, der allmählich in mehr als fünfhundert Abschriften umlief. Die Veröffentlichung durch den Druck wünschte Zwingli damals noch nicht. Nicht einmal Albern selbst schickte er die Schrift, die sich doch als Brief an Alber einführte. Auch die ausgewählten Empfänger beschwor er „bei Jesu Christ, der richten wird die Lebendigen und die Toten“, daß sie dieselbe keinem Menschen mitteilen sollten. Die Absicht dieses seltsamen Verfahrens war, zunächst vorsichtig zu erkunden, wie diese Gedanken im engeren Kreise aufgenommen würden, ehe er dieselben der Öffentlichkeit vorlege. In Reutlingen machte das Sendschreiben an den beliebten Prediger natürlich großes Aufsehen und gegen Ende des Jahres 1525 beschlossen die Reutlinger eine Gesandtschaft nach Wittenberg zu schicken, um zu ermitteln, wie Luther zu der Frage sich stelle? Zwinglis Brief, den Alber selbst nicht erhalten hat, bekämpfte, ohne übrigens Luther mit Namen zu nennen, die Luthersche Abendmahlslehre, die dem Schweizer so unverständlich erscheint, daß er meint, sie sei wohl niemals wirklich geglaubt worden. Luthers Meinung ist ihm eine abgeschmackte Überlieferung der Papisten, eine Gottlosigkeit und ihre Anhänger sind in seinen Augen Heuchler oder Toren, roher als die Skythen. Luther hielt zunächst an sich und die den Reutlingern erteilte Antwort scheint erst im Juni 1526 in Druck gegeben worden zu sein. Natürlich war dieselbe ablehnend. Für Luther ist der Anstifter dieser neuen Sekten und Rotten der Satan, das folgt ihm schon daraus,

daß Karlstadt, Zwingli und Oekolampad, jeder auf eine andere Weise, die Leugnung des Leibes im Abendmahl begründen. Wäre der Papst noch mächtig, „so würden solche Bücherschreiber und Geistesstürmer so still sein als die Mäuslein, aber nun sie Raum bekommen, fangen sie kecklich an“. Darum sollen die Reutlinger „sich an das schlichte Wort Jesu halten, ‚dies ist mein Leib‘ und sich nicht kehren an das unnütze Geschwätz und Rühmen“. Diese ersten Auseinandersetzungen mit Zwingli fallen zusammen mit den letzten Schriften Luthers gegen „den Landläufer und unberufenen Prediger Karlstadt“, und die scharfe Polemik gegen diesen setzt Luther nun auch gegen Zwingli fort.

In Straßburg, um dessen Besitz beide Parteien eifrig rangen, kannte man längst Luthers Meinung. Schon am 15. Dezember 1524 hatte Luther die Anfrage der Straßburger, die sich gleichzeitig auch an Zwingli gewendet hatten, mit großer Entschiedenheit beantwortet. „Das bekenne ich,“ schrieb er, „wo Doktor Karlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte berichtet, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst getan. Ich habe wohl so harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern herausgewesen wäre, weil ich wohl sah, daß ich damit dem Papsttum den größten Puff hätte geben können. Aber ich bin gefangen, ich kann nicht heraus: der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht aus dem Sinn reißen lassen.“ Dabei blieb er auch forthin, ist sei ist und Leib sei Leib, an Gottes Wort aber soll man nicht drehn und deuteln, „Lieber, Gottes Wort ist Gottes Wort, da darf's nicht viel menkels“. In jenem Briefe hatte Luther die Straßburger bereits auf seine Schrift verwiesen, die demnächst erscheinen werde. Es war das Büchlein „wider die himmlischen Propheten“, in dessen zweitem Teile Luther auch auf Karlstadts Abendmahlslehre einging und die Bücher unbarmherzig zerzauste, deren Zwingli sich annahm. So war man von beiden Seiten im Vorrücken. Zunächst wendet sich Luther wieder gegen die neuesten gelehrten Mätzchen Karlstadts, der ein leidlicher Lateiner war, aber neuerdings mit Vorliebe aus der griechischen und hebräischen Bibel operierte, wozu ihm alle Kenntnisse fehlten. Der Namen Messe, den man von dem ite missa est ableitete, stammt nach Karlstadt von mas, hebräisch Tribut. Karlstadt aber meint, das Wort bedeute im Hebräischen Opfer, indem Luther diesen Namen Messe beibehalte, wiederhole auch er das Opfer auf Golgatha und geselle sich den katholischen Christusmördern zu, die in jeder

Messe Christum opfern. Luther erwidert, Karlstadt müsse diese Bedeutung des hebräischen Worts irgendwo in einem Rauchloch gefunden haben. „Siehe, welch ein vermessen Esel ist das! Da tobet er einher: mir hat geträumet, daß mas auf Ebräisch ein Opfer heiße; darum haschen, henken, morden, geißeln, kreuzigen Christum die Wittenberger und sind ärger denn Caiphas, Judas und Herodes, weil sie es die Messe heißen.“ Das Wort, das Karlstadt vorschwebe, heiße Steuer, Zins oder Schoß, die man der Obrigkeit oder dem Tempel darbringe. In diesem Sinn hätten die ersten Christen den Ausdruck auf das Abendmahl angewendet, zu dem sie Brot und Wein steuerten, und darum nannten sie das Abendmahl eine Kollekte oder Messe. Ernster nimmt Luther es mit Karlstadts Leugnung des Leibes im Abendmahl. „Hie hat die Sau den Panzer an.“ Dem Pöbel werde es freilich einleuchten, wenn Karlstadt lehre, daß Christi Fleisch und Blut im Sakrament überhaupt nicht vorhanden seien und sie würden lieber glauben, es sei schlecht Brot und schlecht Wein. Aber will man so mit der Schrift umgehn, um dem Dünkel des gemeinen Mannes gerecht zu werden, so wird kein Artikel des Glaubens bleiben. Wenn sich die Worte, „das ist mein Leib, der für euch gegeben wird,“ gar nicht auf das Brot bezögen, so hätte Christus sie auch nicht gesprochen, weil sie dann nur den Sinn seiner andern Reden verdunkeln würden. „Wie magst du wohl denken, daß der Trunkenbold Christus sich so voll gesoffen hat am Abend, daß er mit übrigen Worten die Jünger hat übertäubet?“ Auch daß das Wort Brot im Griechischen männlichen Geschlechts ist, Christus aber sage: „Das ist mein Leib,“ also seinen Körper und nicht das Brot meine, ist ein Fehlschluß, denn wir sagen auch, wenn wir deuten, das ist mein Weib und nicht die ist mein Weib. Wer die Worte verstehen will, kann sie nicht anders deuten, als daß Christus von dem Brot, das er in die Hand nahm, sagte, „das ist mein Leib“. Dazu zwingt die Art und die natürliche Folge der Worte. „Wie Christus ins Sakrament bracht werde, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß Gottes Wort nicht lügen kann, welches sagt, er sei darin.“ Wenn nach 1. Kor. 11, 27 der, der unwürdig von diesem Brot ißt, schuldig wird an Leib und Blut des Herrn, so setzt auch Paulus voraus, daß beide in dem Abendmahl waren, das der Unwürdige gegessen hat. Darum essen sie ja das Gericht, weil sie den Leib nicht unterscheiden. Alle Einwendungen der Vernunft, der Frau Hulda, sind wertlos, denn über die Wahrheit des Evangeliums hat Frau Hulda nicht zu entscheiden. „Christus heißt uns seinen Leib

empfahen, da er spricht: ‚Nehmet hin und esset, das ist mein Leib‘. Das sei einmal gesagt, so viel als tausendmal.“ Wenn Christus sagte, was Karlstadt ihn sagen läßt, „mein Fleisch ist nichts nütze,“ dann wäre es nirgend etwas nütze, nicht am Kreuze, nicht im Himmel, nicht im Mutterleibe bei der Menschwerdung. Aber Christus spricht nicht: mein Fleisch ist nichts nütze, sondern Fleisch ist nichts nütze, von seinem Fleische aber sagt er: „Mein Fleisch ist eine rechte Speise.“ Das Tun „zum Gedächtnis,“ das Karlstadt allein übrig geblieben ist, ist nur eine fleischliche Andacht, „welches die Teufel und Heuchler auch können. Hier aber handelt es sich um den Glauben. Mit dem Herzen glaubet man, so wird man gerecht, mit dem Munde bekennet man, so wird man selig. Wenn wir des Leibes, der gebrochen wurde, nur gedenken, ihn aber nicht wahrlich erhalten, so heißt das nicht ihn genießen, sondern es heißt vom Geruch satt werden, und vom Sehen ans Glas trunken werden, wie Jesaja sagt, daß einer träumte, wenn er aber aufwacht, ist seine Seele ledig.“ „Karlstadts Geist will nicht glauben, was Gottes Wort sagt, sondern was er sieht und fühlet — ein schöner Glaube!“ Mit dem Texte der Schrift darf man einen solchen großen Mann natürlich nicht behelligen. „Da laß ihn unverworren mit. Siehst du doch, daß er ander Ding zu tun hat. Es ist genug, daß ein solcher Mann es sage. Willst du ihm nicht glauben, so glaube doch seinem grauen Rock und Filzhut, darinnen der heilig Geist sein muß, wie du wohl greifen magst.“ In diesem Tone wurde der Streit bereits geführt, als Zwingli in denselben eintrat, denn Luther verhandelte mit dem Bauernführer Karlstadt, der sich im Zwillichkittel unter den Aufrührern herumtrieb, nicht mit dem Doktor und Theologen; seine harten Worte schlossen aber nicht aus, daß er bald darauf den schiffbrüchig gewordenen Abenteurer im eigenen Hause versteckte, weil der Henker einen Anspruch auf ihn erworben hatte, ein Beweis, daß mit Luthers harten Reden sich dennoch ein weiches Herz vertrug.

Großen Wert hat auch Zwingli auf Karlstadts Argumente nicht gelegt, aber nach seiner ganzen rationalen Anlage mußte er in der Abendmahlsfrage Luthers Gegner sein. Das Bedürfnis Luthers nach einem greifbaren Faustpfand des Übersinnlichen kannte der Humanist nicht. Er sah darin nur ein Stück der Magie der mittelalterlichen Kirche, mit der die Priester die Welt betrogen. Auch er glaubt an eine Gegenwart Christi, wenn er die heilige Handlung begeht, aber sie ist ihm eine Gegenwart

Christi bei dem Abendmahl, nicht in dem Abendmahl, keine Gegenwart des Leibes, sondern des Geistes Christi, nicht seiner menschlichen, sondern seiner göttlichen Natur. Luther nennt das in einem Briefe vom Oktober 1527 an die Breslauer Prediger „die neue Geisterei. Unter dem Papsttum war der Satan eitel Fleisch, daß auch Mönchskappen mußten heilig sein, nun will er eitel Geist sein“. Da für jeden der beiden Streiter nach seiner Geistesanlage die mystische oder die rationale Auffassung völlig selbstverständlich war, fand auch jeder die seine in dem Worte Christi ausgedrückt; ihre Auslegung war ihre Person und darum war ein Ausgleich unmöglich. Obgleich Zwingli in dem Buche Luthers von den himmlischen Propheten nicht genannt war, hatte er doch allen Grund, dessen Urteile auch auf sich zu beziehen und da sein Brief an Alber bereits in Hunderten von Abschriften umlief, hatte er auch keinen Grund mehr weiter zurückzuhalten. So erschien im März 1525 sein commentarius de vera et falsa religione, dem er im August eine „Nachhut über das Abendmahl“ (subsidium) folgen ließ. Das Buch ist eine gesunde und einfache Darstellung der evangelischen Glaubenslehre, die vor Melanchthons Glaubenslehre die frische Sprache und die persönliche Unmittelbarkeit voraus hat. Der platonische Gottesbegriff Zwinglis schloß jede Verbindung Gottes mit dem Materiellen, also auch mit Brot und Wein aus. Darum hat in seinem Glaubenssystem die Luthersche Vorstellung von sinnlichen Pfändern des Heils keine Stelle. „Was sinnenfällig ist, kann nicht Gegenstand des Glaubens sein.“ Wie der Glaube von dem unsichtbaren Gott herstammt, so kann auch sein Ziel und Inhalt nur der unsichtbare Gott sein. Darum kann die Gemeinschaft mit Gott nicht vom Genusse des Fleisches Christi abhängen. Daß der Verfasser hier sich auch gegen solche Männer wenden muß, „die in unserer Zeit in Ansehen stehen und durch ihre Schriften der Welt eine andere und edlere Gestalt scheinen gegeben zu haben“, liegt ihm schwer auf der Seele, aber er nimmt Gott Vater, Sohn und Geist zum Zeugen, daß es ihm um nichts zu tun ist als um Ermittlung der Wahrheit.

Zwingli geht aus von dem Namen Sakrament, der eine Einweihung und öffentliche Verpflichtung bedeute, nicht eine geheimnisvolle Mitteilung. Auch der Begriff des Glaubens schließt Luthers Deutung aus, denn was sinnenfällig ist, kann nicht Gegenstand des Glaubens sein. Das Geistige aber sinnlich werden zu lassen ist ein Selbstwiderspruch und darum gibt es kein Essen eines geistlichen Leibes. Der Glaube zwingt die Sinne

nicht zu dem Geständnis, daß sie etwas empfinden, was sie nicht empfinden, sondern hebt empor zum Übersinnlichen, Unsichtbaren und gründet auf dieses die ganze Hoffnung. Wie der Glaube von dem unsichtbaren Gotte herstammt, so kann auch sein Ziel nur der unsichtbare Gott sein. Wie es der Freiheit des göttlichen Geistes widerspricht, seine Wirksamkeit im Menschen von einem äußern Zeichen abhängig zu denken, so hört auch der Glaube auf, Glaube zu sein, wenn er eines zeremoniellen Zeichens zu seiner Bestätigung bedarf. Darum können die Sakramente weder einen inneren Vorgang im Menschen bewirken, noch auch Zeichen sein, die ihn über das Vorhandensein eines solchen gewiß machen. Seinen Schriftbeweis gründet Zwingli auch hier, wie in dem Briefe an Alber, in erster Reihe auf Joh. 6; Christi Fleisch essen, heißt an Christum glauben. Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze. Daß nach Jesu Willen das Abendmahl nichts anderes sein sollte als ein Erinnerungszeichen, beweist er aus Jesu Wort: „das tut zu meinem Gedächtnis," aus dem Anschluß an das jüdische Passah, das gleichfalls ein Fest der Erinnerung war, und aus der Bedeutung des Todes Christi als eines Versöhnungstodes, so daß das Abendmahl nichts ist als die gemeinsame und öffentliche Danksagung derer, welche den Tod Christi preisen. Ein merkwürdiges Beispiel, wie doch auch der hellste und klarste Geist sich von der Vorstellungswelt seines Jahrhunderts nicht völlig lösen kann, ist eine Stelle seines subsidium, in der er berichtet, die Worte 2. Mos. 12, 11, „das Passah ist das Vorübergehen des Herrn," seien ihm durch eine wunderbare Vision als Beweis an die Hand gegeben worden, wie oft in der Schrift das „ist" stehe für „bedeutet". Auch im Traume, beschäftigt mit der Vorbereitung zu einer Disputation mit Joachim am Grüt, so erzählt er, sei ihm am 13. April 1525 in der Frühe plötzlich gewesen, als ob ein Mahner bei ihm stände und ihn fragte, warum er denn nicht seinen Gegnern die genannte Stelle vorhalte? Je größeren Eindruck dieses Zitat dann machte, um so fester war er überzeugt, daß es ihm durch eine himmlische Stimme offenbart worden sei. Die Gegner bezweifelten Zwinglis Erzählung nicht, aber sie sahen in der geheimnisvollen Erscheinung natürlich einen verlarvten Teufel, und für Luther lag in dieser Berufung auf geheimnisvolle Stimmen der Beweis, daß Zwingli so gut wie Münzer unter die himmlischen Propheten gehöre. So hatten auch Storch und Stübner gegaukelt, er aber wollte von keiner Offenbarung wissen als von der durch die Schrift.

In der gleichen „Nachhut" (subsidium) durfte Zwingli sich auf eine inzwischen veröffentlichte Schrift Oekolampads berufen, der unmittelbar nach dem Erscheinen des commentarius ein Buch „über die richtige Auslegung der Worte des Herrn, ‚das ist mein Leib'" veröffentlicht hatte. Einer der frühsten Streiter gegen Eck und deshalb in die Bannbulle mit eingeschlossen, war Oekolampad Sickingens Gast auf der Ebernburg gewesen und war seitdem Prediger in Basel geworden. Jetzt trat er gegen Luther auf Zwinglis Seite. Auch er leugnet im Abendmahl jedes Wunder, fehle doch jedes Zeichen der Verwunderung bei den Aposteln, die diese notwendig äußern mußten, wenn sie einem Akt sich gegenüber gewußt hätten, der mehr Wunderbares enthalte, als alle Wunder der Evangelien zusammen. Daß die Apostel sich nicht wundern, beweist für Oekolampad, daß sie an ein Wunder nicht gedacht haben. In der Anerkennung einer tropischen Erklärung traf Oekolampad mit Zwingli zusammen, aber er suchte den Tropus nicht in der Kopula „ist" sondern im Prädikat „Leib". Leib sei so viel wie Bild des Leibes, figura corporis, wie schon Tertullian richtig auslege. Ebenso werde Johannes der Täufer Elias genannt statt Bild des Elias, die Kirchengewalt ein Schlüssel, sofern der Schlüssel eine Figur der Kirchengewalt sei. Er wolle nicht darüber streiten, ob est „bedeutet" heißen könne, jedenfalls aber sagen die Worte nicht: „mit, in und unter dem Brote ist mein Leib". Über die Zwecklosigkeit eines leiblichen Genusses des Leibes Christi redet Oekolampad noch schroffer als Zwingli. Man sage zwar, es sei ein großes Zeichen der göttlichen Huld, daß sie uns mit Christi Fleisch speise und fromme Seelen verlangen danach in glühender Liebe. „Aber nicht Liebe wäre dies, sondern hündische Gier. Der innere Mensch ist es, der gespeist werden muß, und ihn speist Gott mit der lebendigen Speise seines Worts." Neue Beweise, die über Karlstadt und Zwingli hinausführten, hat der Basler Theologe nicht beigebracht, aber indem er fortfuhr die Äußerungen der Kirchenväter von Tertullian bis Augustin zu prüfen, wie weit die symbolische Deutung schon in der alten Kirche sich nachweisen lasse, bahnte er ein geschichtliches Verständnis der Frage und damit auch eine ruhigere Betrachtungsweise an, wie das seiner eigenen, milderen und versöhnlicheren Art gemäß war. Der aus Weinsberg stammende Verfasser wollte nun die ihm befreundeten schwäbischen Pfarrer gleichfalls für diese Ansicht gewinnen, aber Brenz und Schnepf antworteten ihm im Oktober 1525 mit einem von vierzehn Prädikanten unterzeichneten Syngramma Suevicum, in dem sie sich auf

Luthers Standpunkt stellten, was sie um so leichter konnten, als Luther damals die Frage, ob auch der Ungläubige den Leib Christi erhalte, noch nicht so schroff in den Vordergrund rückte wie später. Auch in Basel selbst votierte der vom Rat der Stadt zum Gutachten aufgeforderte alte Erasmus gegen Oekolampad. „Der Elende," schreibt Oekolampad an Zwingli, „wenn er seine Feder gegen die von ihm selbst uns eröffnete Wahrheit brauchen wird." So war man in einen neuen Glaubensstreit geraten. Mit Mühe waren die von den Schwarmgeistern und den Bauernführern verursachten Wirren beschwichtigt worden, und nun ging die dogmatische Entzweiung über die Abendmahlslehre durch ganz Süddeutschland. Waren Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen auf Zwinglis Seite, so waren dafür Augsburg, Nürnberg und Straßburg geteilt, während die Unterzeichner des Syngramma in den kleinen Reichsstädten treu zu Wittenberg standen. Luther hüllte sich in ein verächtliches Schweigen und Oekolampad spottete über den Götzen in Sachsen, auf dessen Antwort seine Getreuen so lange warten müßten. Nicht eben höflich erklärt Luther in dem bereits erwähnten Briefe an die Breslauischen Prediger sein Schweigen: „Ich sehe doch, daß sie nur ärger werden und feind wie eine Wanze, welche von ihr selbst übel stinkt, und je mehr man sie zerreibt, je ärger stinkt sie." Statt seiner nahm im September 1525 Bugenhagen das Wort „gegen den neuen Irrtum vom Sakrament des Leibes", wurde aber von Zwingli mit seiner Deutung von Joh. 6, 63, „das Fleisch ist nichts nütze", schroff zurückgewiesen. Dabei erklärte der Schweizer die Sachsen für durchaus rückständig, indem man in Wittenberg nicht nur in der Lehre vom Sakrament, sondern auch in der vom Fegfeuer, der Beichte, den Schlüsseln, den Bildern, in Halbheiten stecken geblieben sei. Der Streit über die eine Frage brachte den Kämpfern erst zum Bewußtsein, wie sehr ihre Reformationsprinzipien überhaupt verschieden waren. Auch die Wittenberger meinten jetzt zu entdecken, daß Zwingli in der Lehre von Christus nestorianisch und in der von der Erbsünde pelagianisch schreibe, da er die Erbsünde nicht als schuldvolle Sünde, sondern nur als „ein Presten", eine Gebrechlichkeit der menschlichen Natur betrachte. Ganz besonders erbitterte es die Züricher, daß der lutherisch gesinnte Rat von Nürnberg sich herausnahm, das von flüchtigen französischen Ketzern überschwemmte Straßburg vor dem Eindringen von Irrlehren zu warnen. In der Tat schrieb von Straßburg her der Franzose Farel in einem Briefe an Bugenhagen, der Antichrist werde nicht untergehen solange Luther an seiner Lehre von dem

Gott im Brote festhalte. Während Luther an seinem Buche gegen Erasmus arbeitete, erhielten die andern Gegner keine Antwort. So entschlossen sich die Straßburger im Oktober 1525 eine neue Gesandtschaft „an den Schrifttyrannen in Wittenberg" zu schicken. Aber die Antwort war nur Luthers alter Hinweis auf den Wortlaut der Spendeformel. Von einer Vermittlung will er nichts hören: „Entweder ihr oder wir sind Diener des Satans." Daß nunmehr auch in Schlesien der Pfarrer Krautwald und der Krautjunker Schwenkfeld mit einer neuen Deutung der Abendmahlsworte auftraten, „mein Leib ist Brot", d. h. Seelenspeise, weil er für die Seinen gegeben wird, überzeugte ihn nur, daß hinter all dem Wirrwarr der Vater aller Hindernisse, der Satan stecke. Aber gerade deshalb mußte Luther schließlich doch zur Feder greifen. Ende Juni 1526 gab er einer von Agricola veranstalteten Ausgabe des Syngramma der zweimal sieben Schwaben eine Vorrede mit auf den Weg, in der er zeigt, auf welcher abschüssigen Bahn die Tropiker sich befänden und wohin dieser Weg führe; schon habe die Lehre in einem Jahr fünf oder sechs Köpfe bekommen. „Der erste war Doktor Karlstadt mit seinem τοῦτο, der andere Huldrich Zwingel mit seinem Significat. Der dritte ist Joh. Oekolampadius mit seiner figura corporis. Der vierte kehret die Ordnung des Textes um usw. Nu sie solche gemalte Brillen vor den Augen haben, kommen sie zur Schrift getrollt, suchen, wie sie ihren Sinn hineintragen und die Schrift auf ihre Meinung ziehen. Da hebt's sich's denn, da müssen die Worte nicht zu verstehn sein, wie sie von Art lauten; man muß dehnen und biegen, da ein τοῦτο, da ein Signifikat, da eine Figura, da die Worte umkehren, da den Text versetzen, da den Text mengen wie eine Karte. Siehe da kommen die Sekten her. Blieben sie aber auf den Worten, wie sie dastehn, und beweiseten aus dem Text und Folge oder sonst aus gutem Grunde, daß die Worte anders, denn sie lauten, zu verstehn wären: so würden sie keine Rotten anrichten." Auf diese Vorrede folgte dann im Jahre 1526 ein „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister". Die Schrift war eine Bearbeitung von drei Predigten, die Luther Ende März 1526 gehalten hatte und die als Luthers Antwort an die Schwarmgeister angesehen wurden. Da die Predigten sich an die Gemeinde richteten, bringen sie Luthers Lehre über Abendmahl und Beichte auf den denkbar populärsten Ausdruck. Als Seelsorger dieser Gemeinde beginnt er mit dem treuen Rate, daß wer durch die Einwendungen der Gegner gegen die

Anwesenheit des Leibes im Brote in seinem Glauben unsicher geworden sei, der möge sich lieber des Abendmahls enthalten, solange er in diese Zweifel verstrickt sei. Die Sache selbst aber sei einfach und klar. „Wer den rechten Glauben schöpft aus den Worten, der glaubt also: Christus krieche ins Brot oder Kelch, oder worein er will; wenn ich die Worte habe, will ich nicht weiter sehen noch gedenken; was er sagt, das will ich halten. So wickelt er sich ins Wort, lässet sich nicht davon weisen, wird auch dadurch erhalten. Denn wir sind ja nicht solche Narren, daß wir die Wort nicht verstehn. Wenn solche Wort nicht klar sind, weiß ich nicht, wie man deutsch reden soll. Sollt ich nicht vernehmen, was das wäre, wenn mir jemand ein Semmel vorlegt, und sagte: nimm iß, das ist ein weiß Brot! Item: nimm hin und trinke, das ist ein Glas mit Wein! Also, wenn Christus sagt: ‚nehmet, esset, das ist mein Leib', verstehet auch ein Kind wohl, daß er redet von dem, das er darreicht." Eine bleibende Bedeutung hat der Traktat namentlich dadurch, daß Luther in ihm Christi Anwesenheit im Brot zuerst mit der Allgegenwart des Leibes Christi begründete. Nach Christi göttlicher Natur, an der der verklärte Leib Anteil hat, ist er überall und kann überall ausgeteilt werden. Luther erklärt das nach der Analogie unserer Seele, „die auch im ganzen Leib zugleich, auch in der kleinsten Zehe ist, daß, wenn ich das kleinste Glied am Leibe mit einer Nadel steche, so treffe ich die ganze Seele, daß der ganze Mensch zappelt. Kann nun eine Seele zugleich in allen Gliedern sein, welches ich nicht weiß, wie es zugeht, sollte dann Christus das nicht vermögen, daß er zugleich an allen Orten im Sakrament wäre?" Oekolampad nennt solche Beweise ad hominem, „pueril", aber es fragt sich, ob in diesen Vergleichungen nicht mehr Tiefsinn steckt als in der Argumentation der Schweizer mit der localis circumscriptio eines jeden Leibes und mit Christi festem Sitz zur Rechten Gottes. Jedenfalls hält ihm Luther mit vollem Rechte entgegen, wenn Zwingli mit dem Wunder im Abendmahl aus Gründen der Vernunft aufräume, so sei es inkonsequent, das Wunder der Empfängnis vom heiligen Geiste oder irgend ein anderes Wunder stehen zu lassen. Daß man mit diesem Streite in ein vollkommen scholastisches Turnier auf dem Boden des ewig Unbegreiflichen zurückgeraten war, wurden beide Teile nicht inne. Der rohe Ton der Verhandlung lehrt aber, wie schon in diesen Vorpostengefechten ein seit lange angesammelter Groll zum Ausdruck kam. Die Behauptung der Schweizer, die Mitteilung Christi durch das Brot sei nicht nötig, parodiert Luther mit den Worten:

„Der heilig Geist hat es nicht recht troffen. Was ist nötig, daß ich glaube an den gebackenen Gott? Wohlan, er wird sie auch einmal backen, daß ihnen die Rinde wird verbrennen." So schiebt er sie einfach in des Teufels Backofen, in die Hölle. Die ewige Seligkeit abhängig zu machen von der Zustimmung zu einem einzigen Dogma, war vordem nicht die Art des Martinus Eleutherius, der noch in seiner Einleitung zum Römerbrief unter dem rechtfertigenden Glauben etwas ganz anderes verstanden hatte. Auch hier bezeichnet der Abendmahlsstreit eine Wendung aber keinen Fortschritt.

Ob Luther den Sermon selbst zum Druck beförderte, ist zweifelhaft; vielleicht waren es die Freunde, die das Höhnen Oekolampads über das lange Schweigen des Wittenberger Orakels nicht länger ertrugen. Er selbst aber empfand es wie Verrat, daß ihm diese Leute in den Rücken fielen, während er mit der Abwehr Heinrichs VIII. und des Erasmus genug zu tun hat. „Denn zu der Zeit," sagt er in dem Büchlein gegen den Engländer, „da ich allein im Kampf stund, Bullen und Bann, beide des Papstes und Kaisers, dazu aller Papisten Anfechten leiden mußte, waren sie aus der Maßen kühne, freudige, unverzagte Helden, stille zu schweigen und mich allein im Schlamme arbeiten zu lassen. Nu mir aber Gott gnädiglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe und sie mir sollten beistehen und helfen vollends den Streit ausführen, wie ich mich auf sie verließ und vertröstet, fallen sie von hinten zu über mich armen, wohlgemarterten Menschen und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papisten tun ... Die Sakrament müssen herhalten, die sind nichts denn Merkzeichen worden, damit man die Christen zeichnet wie man die Schafe mit Rötelstein zeichnet ... Ei wie fein frei streite ich doch! Ich liege zu Feld wider die Papisten und denke, meine Bruderlin sind hinter mir und helfen: so zünden sie mir dieweil die Stadt an und morden alles, was drinnen ist und rühmen sich noch dazu, daß solches ein gering Ding sei und an den Sakramenten nicht so viel gelegen ... Ja, daß sie nichts vergessen, preisen sie sich selbs, wie große Märtyrer sie sind und viel leiden müssen, auch vom Luther, der Luther aber leide gar nichts, habe auch den Geist verloren und gehet auf eitel Rosen." Jetzt weiß er, warum Paulus das bitterste Leid von den falschen Brüdern erfuhr. „Ich mußt es auch erfahren, was es für ein Kräutlein wäre. Ich hatte bisher schier allerlei versucht und erlitten; aber mein Absalom, mein liebes Kind, das hatte seinen Vater David noch nicht verjagt und geschändet, mein Judas hatte das Seine noch nicht getan an

mir." Mit diesem Gefühle tiefer Kränkung nahm er den Angriff auf und sie ging ihm um so tiefer, als der Streit gerade in die früher berichtete Zeit gemütlicher Depressionen fiel, die er seinen Gegnern nur eine Viertelstunde wünscht, damit sie sich bekehren. Seit sie ihn, den Kranken, so bedrängen, weiß er, was es heißt: „Der, der mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen, des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein, denen du die Perlen vorwarfst, die wenden sich, um dich zu zerreißen. Herr Gott, wer wußte es! Da, lieber Junker Luther, lerne ein andermal, was es heißt: ‚Hütet euch vor Menschen.'" Wer sich in diese schmerzliche, enttäuschte und tief erbitternde Lage des kranken Mannes versetzt, der wird seinen Ton gegen Zwingli und Oekolampad einigermaßen entschuldigen, wenn er ihn auch nicht billigt. So eilig, wie Oekolampad diese Verhandlung machte, war sie auch gar nicht, denn es kam in ihrem Verlaufe nur wenig zum Vorschein, was nicht Luther schon in der Schrift gegen Karlstadt besprochen hatte. Den Schweizern freilich ist dieser eine Punkt so wichtig, daß sie sich als die wahren Reformatoren fühlen. So sieht Luther sich an die sprichwörtliche Redensart erinnert: „‚Wer hält hie den andern?' sprach der Rost am Halseisen." Als Rost haben sie sich an seinen blanken Schild gesetzt und meinen nun, sie seien die Hauptsache.

Auch Zwingli wiederholte in seiner „klaren Unterrichtung vom Nachtmahl Christi", die er am 23. Februar 1526 veröffentlichte, lediglich die alten Gedankengänge. Sollen die Einsetzungsworte nicht bildlich, sondern eigentlich verstanden werden, dann handelten sie von dem noch lebenden, nicht von einem künftigen geistigen, verklärten Leibe, denn Jesus redet von dem Leibe, „der für euch gebrochen wird", das ist aber nicht der verklärte Leib. Jesus hätte bei eigentlicher Deutung den Seinen, während er mit ihnen am Tische saß, ein Essen seines wirklichen Leibes zugemutet und wir müßten mit unseren Zähnen sein Fleisch ebenso durchdringen wie die Nägel am Kreuz und der Speer des Longinus diesen Leib durchdrungen haben. Erhielten wir im Abendmahl jenen Leib, der am Kreuze hing, so müßten wir denselben auch empfinden. Für das Vorhandensein eines Leibes, meint Zwingli, seien die Sinne die richtige Instanz, nicht der Glaube. Sähen die Sinne den Körper nicht, so sei auch kein Körper da. Gott schaffe so wenig einen unwahrnehmbaren Leib wie ein unsichtbares Licht. Nirgend habe Gott je ein Wunder getan, das man weder sah, noch empfand, noch irgendwie sonst wahrnahm. Wäre das Fleisch Christi auf wunderbare Weise im Abendmahl, so müßte man

es auch irgendwie wahrnehmen. Da wir aber immer nur Brot sehen und nicht Fleisch, so sei offenbar, daß wir Gott ein Wunder zuschreiben, das er nicht will, ja das ihn schmäht, denn Gott wirkt keine Wunder, die niemand wahrnimmt. Auch meint Zwingli, die Luthersche Ansicht widerspreche sich. Sie betone das „dies ist“, als ob daran alles hänge, sofort aber stelle sie das „ist“ zur Seite und sage: „in, mit und unter diesem Brote ist der Leib“, das sei aber etwas ganz anderes als das „dies ist“. Entweder man nehme das „das ist“ eigentlich, dann haben die Papisten recht, und die Hostie ist derselbe Leib, der zu Jerusalem am Abendmahlstisch saß und zu Golgatha am Kreuze hing, oder man nimmt die Rede nicht wörtlich, dann bleibe für das „ist“ kein anderer Sinn als das „bedeutet“; es handle sich dann um einen bildlichen Ausdruck für die Aufnahme des Wortes Christi, um eine Verbindung im Glauben. So habe schon Augustin gesagt: „Warum bereitest du Zahn und Bauch vor? Glaube an Christus, so hast du ihn genossen, denn an ihn glauben, das ist Brot und Wein genießen. Wer an ihn glaubt, der genießt ihn.“ An ihn glauben, macht selig, nicht ihn sehen, ihn fühlen oder speisen. Im Geiste verkehre Gott mit unserer Seele, nicht durch Brot und Wein; durch unser Gewissen, nicht durch Mund und Zähne nehmen wir Christum in uns auf. Aber alle diese philosophischen Gegensätze liegen doch nur auf der Peripherie. Das Wesentliche des Gegensatzes ist ein Persönliches. Wo der praktische Zwingli im Abendmahl eine bedeutungsvolle Handlung des Gläubigen sah, da handelte es sich für den andächtigen Mönch um ein Tun Gottes. Luther hat sich von dem alten Glauben der Messe nicht losgemacht, daß Gott hier ein Wunder tue und sich selbst uns darbiete in einem sinnlichen Unterpfand. Was Gott tut, ist die Hauptsache, nicht unser Gedächtnis an Christi Opfertod. Die frömmere Meinung ist die Luthers, die rationale die Zwinglis.

Am ausführlichsten entwickelte Zwingli seine Theorie in der am 28. Februar 1527 erschienenen amica exegesis, „freundliche Auslegung der Herrenworte an Martin Luther“. Zwingli ist sich bewußt, ganz auf dem Boden des johanneischen Evangeliums zu stehen, „mit dessen Wegnahme die Sonne aus der Welt hinweggenommen wäre“. Durch milden und ruhigen Ton weiß er sich gegen die aufgeregte Polemik des Wittenbergers in Vorteil zu setzen und durch reichliche Anerkennung dessen, was Luther geleistet, sammelt er brennende Kohlen auf des Gegners Haupt. Aber seiner Christologie ist die scharfe Unterscheidung des Menschlichen

und Göttlichen, zu der ihn sein philosophischer Gottesbegriff nötigt, nicht förderlich gewesen. Auch wo Jesus sich ausdrücklich als Menschensohn bezeichnet, soll er doch oft aus seiner göttlichen Natur heraus geredet haben. Ja, sogar wo Jesus von seinem Fleische spricht, hat er unter Umständen seine göttliche Natur gemeint, wie in dem Ausspruch: „Mein Fleisch ist die rechte Speise.“ Zwingli erklärt das für eine Alloösis, d. h. für eine überspringende Rede, eine Willkür, die Luther nach Kräften verhöhnt. Ausführlich geht Zwingli sowohl hier wie in den beiden folgenden Streitschriften auf Luthers Meinung ein, daß dem Leibe Christi seit seiner Verklärung Allgegenwart zukomme. Soll derselbe allerorten und gleichzeitig ausgeteilt werden können, so muß er freilich allgegenwärtig sein, aber nach Zwingli streitet das gegen das apostolische Symbol, das bezeugt: „Aufgefahren gegen Himmel, sitzet er zur Rechten Gottes“, von wo er erst wieder herniedersteigen wird am Tage des Gerichts über Lebendige und Tote. „Die ihn bei jedem Abendmahle austeilen, die reißen also Christum aus dem Himmel und aus dem Schoße des Vaters.“ Diese Lokalisierung des Leibes Christi im Himmel zur Rechten des Vaters wird durch Zwingli ein Schibboleth seiner Kirche, während Luther das Dogma von der Allgegenwart des Leibes Christi ausbildet. Wenn man im allgemeinen Zwinglis Vorstellung rationeller nennt, so ist das doch nur mit Einschränkung richtig. Luthers Vorstellung, daß Christi geistiger Leib ebenso in der ganzen Welt gegenwärtig sei, wie unsere Seele in allen Gliedern unseres Leibes gegenwärtig ist, können auch wir vollziehen, aber für einen an einem bestimmten Orte zur Rechten Gottes sitzenden Christus, wie ihn Zwingli voraussetzt, haben wir keinen Raum in unserem Universum. Luthers Vorstellung ist mystisch, die des Humanisten Zwingli ist mythologisch. Luther läßt sich diese Schwäche des Gegners auch nicht entgehen und spottet, daß Zwingel bei Gottes rechter Hand sich vorstelle „einen Gaukelhimmel, darin ein güldener Stuhl steht und Christus neben dem Vater sitzt in einer Chorkappe und güldenen Krone“. Oekolampad wirft er sogar vor, er meine, „Christus sitze auf einem Sammetpolster und lasse ihm die Engel singen, geigen, klingen und spielen“. Das war sicher Oekolampads und Zwinglis Meinung nicht, aber ihr Betonen der localis circumscriptio auch des verklärten Christus forderte solchen Spott heraus. Kurz zusammengefaßt ist Zwinglis Meinung vom Abendmahl die: Das Abendmahl wurde von Christus eingesetzt, damit wir nie vergessen, daß er seinen Leib in Schmach und Tod für uns gegeben hat, und damit

wir es öffentlich mit Lob und Dank bezeugen, daß er durch Darbringung seines Leibes uns erlöste, und damit wir uns verpflichten, als Glieder eines Leibes christlich zusammenzuleben, weil wir alle Glieder eines Leibes sind. Das Abendmahl ist also ein Erinnerungs-, ein Bekenntnis- und ein Gemeinschaftsakt; es ist die Feier der Wohltat Christi, ein Bekenntnis unseres Glaubens, Vertrauens und Dankes und ein Zeugnis unserer Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde. Das Sakrament selbst ist nur ein Zeichen bei dieser Gedächtnisfeier, aber ein heiliges Zeichen, nicht ein gemeines Brot, sondern ein heiliges Brot, so wie die Blume im Kranze der Braut eine tiefere Bedeutung hat, als wenn sie noch auf dem Myrtenstock im Gärtlein stände, oder wie die Witwe von dem Trauring an ihrem Finger spricht: „Das ist mein Mann selig", während es doch nur ein Andenken ist an den Gestorbenen. Diese Zeichen sind aber auch in sich beziehungsreich und bedeutungsvoll und nicht willkürlich, denn wie Wein und Brot die Stützen unseres Lebens sind, so soll Christus unsere Stütze sein, und wie das Brot aus vielen Körnern zusammengebacken, und wie der Wein aus vielen Beeren zusammengekeltert wird, so ist die Kirche aus vielen Einzelnen verbunden zu einem Leibe, zu einem Tempel des Geistes, der in ihr wohnt. In diesen Vorstellungen erschöpft sich für den Schweizer die Bedeutung des Abendmahls. Ein solches beziehungsreiches Symposion kann auch der Humanist begehen, während er fest überzeugt ist, die Anwesenheit des himmlischen Leibes im Brote könne man zwar mit Worten lehren, aber im Herzen werde sie von niemandem geglaubt. Luthers Bedürfnis nach einem mystischen Inhalt der kultischen Handlung versteht Zwingli nicht. Die so glauben, sind ihm Theophagen. „Wenn wir Christus, der im Himmel herrscht, leiblich essen wollten, so wären wir grausamer als Saturn, der den Herrscher der Welt verzehrt hat." In populärer Form hat Zwingli sodann die Gedanken der amica exegesis in deutscher Sprache wiederholt in der „freundlichen Verglimpfung und Ablehnung", die er am 30. März 1527 dem Sermon Luthers wider die Schwärmer entgegensetzte. Beide Schriften übersendete er Luther. Ihr Ton war, um die Gegner zu gewinnen, entgegenkommend, aber dieses Entgegenkommen wurde für Luther aufgewogen durch den beigelegten Brief, in dem Zwingli Luthers ganzes Verhalten in den letzten Jahren, seine Zuwendung zu den Fürsten, seine Unduldsamkeit gegen jede abweichende Meinung, die immer mehr in Wut ausarte, seinen Anspruch auf Unfehlbarkeit, einer beleidigenden Kritik unterzog und dabei

die Befürchtung aussprach, daß Luther in dieser Wandlung vom Evangelisten zum Tyrannen etwas von dem erfahre, was die vom Herrn Verworfenen zu erfahren pflegen. Was aber Luther am meisten reizen mußte, Zwingli drohte ihm mit Repressalien, falls er in dem seitherigen Tone fortfahre. „Denn auch andere haben eine Feder, wenn auch nicht eine gar so spitzige, so doch eine gar sichere ... Hütet Euch ja, daß Ihr nicht auf bösen Weg geratet, denn wir werden nicht schonen ... Lebt wohl und tut nichts Unbedachtes!“ Der so wie eine törichte Jungfrau Ermahnte hatte aber längst ein umfängliches Buch ausgearbeitet, das an Schärfe und Verachtung des Gegners alles seither Geschriebene weit hinter sich ließ, so daß die Römischen mit Schadenfreude zusahen, wie die Gegner ihrer Kirche sich nunmehr mit einem Ungestüm untereinander anfielen, mit dem sie nicht einmal in ihren trunkensten Tagen sich gegen den Papst gewendet hatten. Diese Schrift Luthers, die die Frühjahrsmesse 1527 brachte, trug den Titel: „Daß diese Worte Christi ‚das ist mein Leib‘ noch feststehn, wider die Schwarmgeister.“ Sie war die Schrift eines kranken Mannes, der die Herrschaft über sich verloren hat. Doktor Martinus beginnt sofort mit einer Geschichte der Politik des Teufels und der Praktiken des großen Höllenfürsten von dem ersten Auftreten der Ketzer zur Zeit der Kirchenväter bis herunter zu Karlstadt, Zwingli und Oekolampad. Um das wiedergefundene Evangelium umzustürzen, hat der Satan den Abendmahlsstreit angefacht, und „er wird fortfahren und mehr Artikel angreifen, wie er schon funkelt mit den Augen, daß die Taufe, Erbsünde, Christus nichts seien“, so legt Luther Zwinglis ihm nur halb bekannte Meinungen aus. Den Frieden und die Liebe, die die Schweizer ihm bieten, verflucht er bis in den Abgrund der Hölle, denn sie sind Vater- und Muttermörder. Nicht um die Liebe handelt es sich, sondern um die Schrift, „dort aber steht mit hellem, dürrem Text: ‚Das ist mein Leib.‘ Oh wie stinken hie dem Teufel die Hosen.“ Heftig kann man die Schrift nicht mehr nennen, sie ist unwürdig in der Art, wie sie die den Gegnern heiligen Vorstellungen durch den Kot schleift. Die Abendmahlsfeier der Schweizer ist ihm „ein Bauchdienst und ein Gefresse wie in den Tabernen oder auf der Kirchweih“, was ihm Zwingli mit der Antwort lohnt, Luther selber gleiche den Jahrmarktsmusikanten, die ihre Stücke nicht recht können und darum, wenn sie nicht weiter wissen, Possen einschalten, um die Einfältigen zu täuschen. Die Beispiele der Schweizer, wie oft in der Schrift das „ist“ im Sinne von „bedeutet“ stehe, gibt

Luther zum Teil zu, wo aber das „ist" seinen guten Sinn hat, bestreitet er das Recht, es anders auszulegen als buchstäblich, sonst könne auch einer 1. Mose 1, 1 so auslegen: Gott bedeutet „Kuckuck", schuf bedeutet „fraß" und Himmel bedeutet „Grasmücken". Ernsthaft konnte Zwingli solche Purzelbäume nicht nehmen, und auch das konnte dem Gegner nicht imponieren, wenn Luther ihn anschreit: „Hörst du es nu, du Sau, Hund oder Schwärmer, wer du unvernünftiger Esel bist, wenn gleich Christus Leib an allen Enden ist, so wirst du ihn darum sobald nicht fressen, saufen noch greifen; auch rede ich mit dir nicht von solchen Sachen; gehe in deinen Säustall oder in deinen Kot." In diesem Tone hatten die Scholastiker, denen er einst vorwarf, sie sprächen von heiligen Dingen wie der Schuster vom Leder, doch niemals geredet. Auch verkannte er die Stimmung seiner Gegner völlig, wenn er glaubte, wenn sie das Bier wieder im Faß hätten, wollten sie es gewiß nicht zum zweiten Male anstechen. Im Gegenteil war Zwingli in siegesgewissester Stimmung, und Luther selbst hatte durch seine Maßlosigkeit ihm das Spiel leicht gemacht, so daß Zwingli seine Entgegnung, „daß diese Worte Jesu Christi ewiglich den alten Sinn haben werden", dem Kurfürsten Johann dedizierte, damit dieser vergleichen könne, wie Luthers Schelten zu Zwinglis Lehre stimme. Der Widmung an den Kurfürsten vom 20. Juni 1527 hängt er dazu klüglich einen Segenswunsch für Luther an und glaubt „damit viel christlicher zu verfahren als wenn man mit dem Teufel anfängt, wie du dein großes Buch angefangen hast". Seine Auslegung gründet er auch hier mit Vorliebe auf Johannes. „Niemand kommt zu mir, es ziehe ihn denn der Vater. Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben." Ist das Vertrauen auf Gott die Summe des Heils, so fragt der Glaube nicht dem leiblichen Essen nach. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. „Wer ihm also dienen will, soll ihm aus dem Glauben dienen, nicht mit leiblichem Essen seines Fleisches. Der Geist ist es, der lebendig macht, so muß es allein Geist sein, der unsern Geist zum Leben sichert. Das alles weist dahin, daß den Glauben zu geben, zu mehren, zu befestigen allein Sache des innewohnenden Geistes sei und nicht des leiblich gegessenen Leichnams, wie Luther ohne Gottes Wort vorgibt. Summa Summarum: Unser Glaube steht in dem leiblich gekreuzigten, nicht in dem leiblich gegessenen Gott." Eine Verbindung Gottes mit einem Menschen ist zu verstehen, eine Verbindung Gottes mit einem Brot ist Zwingli unverständ-

lich. „Das Brot hat keinen Verstand, gedenkt nicht, bildet nicht, aber unser Gemüt trachtet, erkennt und sieht seine wahre Menschheit, seinen Tod, seine Herrlichkeit. Da ist er recht daheim, da findet man ihn. Was soll er im Brote tun? Soll das Brot die Seele stärken? Soll das Brot Erkenntnis Christi in die Seele bringen? Was bedürfte es dann des Predigens und des Fruchttragens des Geistes? Mag man den Glauben mit dem Essen überkommen?“ Eine so ernst durchdachte, wohl überlegte Lehre hätte wohl eine gleich würdige Widerlegung verdient, wie denn auch die großen Verdienste, die sich die Züricher gerade damals um die Sache der Reformation erwarben, Luthern von seiner Geringschätzung Zwinglis hätten zurückbringen müssen. Zwinglis Sieg in Bern, die Vertreibung des Bischofs von Basel, dessen Flucht Erasmus sich anschloß, die rasche Ausbreitung des Evangeliums in der Schweiz mußten ihm zeigen, daß Zwingli doch ein anderer Mann war als Karlstadt und Münzer. Aber auch diese wichtigen Erfolge machten auf Luther keinen Eindruck. Er spottet nur über „des Triumphators“ Einzug in Bern an der Spitze von tausend Eisenreitern und über den „großen Christoffel, den großen Riesen von Zürich“. Aber der Landgraf, dem politisches Augenmaß nicht abzusprechen war, hatte eine andere Schätzung für den Züricher Volkstribunen, und in Süddeutschland wendeten sich die Augen immer mehr von Wittenberg ab und Zürich zu. Seit dem Beginn dieses unseligen Streites war Luthers Ansehen hier nicht mehr dasselbe. Man ließ sich die Freude an Zwinglis Erfolgen dadurch nicht verderben, daß Luther in denselben nur teuflisches Blendwerk sah. Im Gegenteil trieb seine Ungerechtigkeit die Süddeutschen erst recht auf die Seite der Schweizer, die sie auch für nähere und zuverlässigere Bundesgenossen hielten. Ungewarnt durch diese Wandlung der Stimmung in Süddeutschland schlug Luther in seinem nächsten Buche: „Bekenntnis vom Abendmahl“, das zu Anfang des Jahres 1528 erschien, einen noch verächtlicheren Ton gegen die Sakramentierer an und warnte vor dem Zwingel als vor einem Unchristen, „denn der Mensch ist ganz verkehrt und hat Christum rein ab verloren“.

Sehen wir von den burlesken Übertreibungen ab, so hat Luthers Kritik viel Treffendes, und das Buch hätte des Hagels von Scheltreden gar nicht bedurft, um seinen Zweck zu erfüllen. Zwinglis Ausrede, daß Jesus zuweilen auch als Menschensohn nach der Figur der Alloösis aus seiner göttlichen Natur heraus rede, so daß er mit Fleisch nicht Fleisch meine, sondern Geist und in diesem Sinne sage: „mein Fleisch ist die

rechte Speise," dabei aber eigentlich den Geist meine, nennt Luther mit Recht eitel Willkür. Darin, daß Zwingli das Leiden Christi nur auf die menschliche Natur bezieht, sieht Luther eine Leugnung des Erlösungswerks überhaupt. Auch über die Ubiquität des Leibes Christi verbreitet er sich eingehend und macht einen bemerkenswerten Versuch, im Stile der mittelalterlichen Mystik die Allgegenwart des Leibes anschaulich zu machen. Er läßt sich für einmal auf den Standpunkt der Schweizer ein, daß Christus an einem Orte, etwa im Mittelpunkt aller Kreatur, sei, und will ihnen beweisen, wie selbst dann der himmlische Christus an jedem Orte empfunden werden könne. So sagt er vergleichungsweise: „Ich hab wohl Crystallen oder Edelgestein gesehen, da inwendig etwa ein Fünklein oder Flamme, als im Opalo ist, ein Wölklein oder sonst ein Bläslein haben, und doch dasselbige Bläslein oder Wölklein scheinet, als sei es an allen Enden des Steins; denn wo man den Stein hinkehret oder wendet, so siehet man das Bläslein, als sei es vorn am Stein, so es doch mitten inne ist. Wenn nun Christus auch also im Mittel aller Kreatur säße, sollt ich nicht sagen können: Siehe da ist Christus Leib wahrhaftig im Brot; gleichwie ich sage: siehe da ist das Fünklein gleich vorn am Crystall. Meinst du nicht, daß Gott viel wunderbarlicher und wahrhaftiger könne Christus Leib im Brot darstellen, ob er gleich an einem Ort im Himmel wäre, denn mir das Fünklein im Crystall vorgestellt wird." Eine ähnliche Parallele findet er in der Stimme, die an einem Orte ist, im Munde des Redners, und doch in zehntausend Ohren kommt und ist doch nur eine Stimme. „Lieber, kann Gott solches tun mit einer leiblichen Stimme, warum soll er's nicht sollen tun können mit dem Leibe Christi, ob er gleich an einem Orte ist, wie sie sagen, und dennoch zugleich an vielen Orten wahrhaftig in Brot und Wein sein, weil sein Leib viel geschwinder und leichter ist denn keine Stimme, und ist ihm alle Kreatur durchläuftiger denn keine Stimme ist, wie er das im Grabstein bewiesen hat, sintemal kein Stimm so leicht durch einen Stein fahren kann als Christi Leib tät." Ein anderes Bild! „Wenn ein Spiegel in tausend Stücke gebrochen würde, dennoch bliebe in einem jeglichen Stücke dasselbige ganze Bild, das zuvor im ganzen Spiegel allein erschien. Hie ist ein einiges Antlitz, das dafür stehet und darein siehet und ist doch in allen Stücken gleich dasselbige Antlitz ganz und völlig in einem Augenblicke. Wie wenn Christus auch also wäre im Brot und Wein und allenthalben, denn kann Gott solches mit dem Antlitz im Spiegel tun, daß sein Antlitz augenblicklich in

tausend Stücken oder Spiegeln ist, warum sollt er nicht auch Christus einigen Leib also machen, daß nicht allein sein Bild, sondern er selbs an vielen Orten zugleich wäre.“ Hätte Luther seinen Beweis nur in solchen poetisch mystischen Bildern geführt, man könnte sich des Buches freuen, aber solche Stellen verschwinden hinter der Menge der Flüche und Possen. Den unerquicklichsten Eindruck aber macht die gequälte Exegese, die keiner der beiden Streiter entbehren kann, da keiner sich gesteht, daß die verschiedenen Stellen der Schrift weder untereinander, noch mit der Meinung ihrer Ausleger sich wirklich decken. So bleibt Luthers Hauptbeweis auch hier, daß die Schrift „mit hellen dürren Worten“ sage, das ist mein Leib, nicht das bedeutet meinen Leib, est nicht significat. Dabei will er bleiben. Schon in der Schrift, „daß diese Worte noch fest stehn“ von 1527 hatte er gepoltert: „Weil hie die Macht dran liegt, ob das Wort ‚ist‘ so viel in der Schrift gelten müsse als das Wort ‚bedeutet‘, so ist der Zwingel schuldig, solches aus der Schrift zu beweisen. Wo er das nicht tut, so ist sein Ding ein Dreck.“ Uns freilich erscheint es seltsam, wie der Streit sich um ein Wörtlein drehen konnte, das Jesus selbst nicht einmal gesprochen hat. Man fragt: kann ἐστιν significat bedeuten und muß es significat bedeuten? Jesus aber hat aramäisch gesprochen oder beim Gebrauch der heiligen Formel ohne Zweifel das überlieferte Hebräisch, das in diesem Falle eine copula gar nicht kennt. An die übliche Passahformel: „dies der Becher des Segens,“ knüpfte Jesus den Zusatz: „das Blut des Neuen Bundes, das für Euch vergossen wird.“ Zu dem Wort: „dies das Brot des Passah,“ fügt er hinzu: „mein Leib, der für Euch gegeben wird.“ Den Vulgatatext auf den Tisch zu schreiben, wie Luther in Marburg tat, hoc est corpus meum, als ob Jesus das est unterstrichen hätte, hat darum wirklich keinen Sinn. Das „ist“, über das man streitet, gehört lediglich zur Übersetzung. Der Streit war freilich nicht bloß ein Wortstreit. Eine sachliche Differenz lag vor. Für Zwingli ist das Abendmahl nur eine andere Form für die Gemeinschaft mit Christi Geist, wie sie das gläubige Gebet und das andächtige Hören der Predigt in gleicher Weise vermittelt. Nach Luther dagegen erhalten wir im Abendmahl ein von allen andern Heilsmitteilungen spezifisch unterschiedenes Gnadenmittel, den Leib, der für uns gegeben ward zur Vergebung der Sünden. „So,“ sagt er in einer Predigt, „verstehe ich die Worte, daß da sein Leib und Blut mir geschenkt wird zur Vergebung der Sünde.“ Und nicht nur ein Unterpfand der Sündenvergebung ist ihm

der Genuß des für unsere Sünde geopferten Leibes, sondern auch ein Unterpfand unserer Auferstehung. Wie dieser Leib auferstand aus dem Grabe, so werden auch wir auferstehen, wenn wir ihn gläubig in uns aufgenommen haben. Dennoch erhält auch der Ungläubige den Leib, denn wenn der Leib wirklich bei den Zeichen ist, verschlägt es nichts, ob der Empfangende gläubig ist oder ein Schelm und Bube. Zwingli sah darin einen Abfall Luthers von seinem ersten Prinzip, dem sola fide. Er setzt das auseinander in seiner Schrift vom August 1528, „Luthers Buch, Bekenntnis genannt“, die er dem Kurfürsten und Landgrafen widmet, nachdem ihm der Ton der letzten Bücher Luthers unmöglich gemacht hat, mit diesem weiter zu verhandeln. Er will in der neuen Gegenschrift zeigen, daß Luther jetzt nicht mehr im Glauben an Christus, sondern im Essen seines Leibes das Heil suche. Zutreffend ist der Vorwurf nicht. Luther sagt in seinem kleinen Katechismus: „Essen und Trinken tun's freilich nicht, sondern die Worte, die da stehn — wer denselbigen glaubt, der hat Vergebung der Sünden.“ Das gläubige Essen dient zur Seligkeit, das ungläubige zur Verdammnis, in beiden Fällen aber ist der wahre Leib bei den sichtbaren Zeichen und der Glaube der Grund, warum wir ihn uns zum Heile oder zum Gerichte empfangen. Daß Luther an sein Bekenntnis vom Abendmahl ein Bekenntnis zu den hohen Artikeln von Vater, Sohn und Geist hinzufügte, wie sie die Kirche stets gegen Arianer und andere Ketzer gehalten, ist eine indirekte Unterstützung der Vorwürfe, die Zwingli des Arianismus bezichtigten. Auch die Auffassung Zwinglis, daß die Erbsünde nicht schuldbare Sünde, sondern ein Presten der menschlichen Natur sei, wird bekämpft, doch ohne Zwingli zu nennen. Die wuchtigen Schläge gegen die Irrlehre der Papisten und ihre Messe, die ein Greuel über alle Greuel sei, sollen dann zuletzt noch dem Vorwurf Zwinglis die Spitze abbrechen, als ob Luther „nach dem Knoblauch und den Zwiebeln Ägyptenlands“ Hunger und Heimweh empfinde. Aber wenn er auch die Beschuldigung der Schweizer, daß er zur alten Vorstellung des Meßdienstes zurückkehre, mit Fug und Recht ablehnen konnte, den Vorteil von dieser traurigen und zügellosen Fehde hatten doch nur die Papisten.

Trotz alles Bedauerns über Luthers Toben und Schelten wird man schließlich nicht verkennen dürfen, daß er eine solche Kraftleistung für seine Pflicht hielt, weil er in jeder Lebensäußerung der Schweizer „die Hosen des Teufels“ roch. Nicht nur sein fester Vorsatz, den ihm heiligen mirakulösen Inhalt des Sakraments nicht daran zu geben, sondern ebenso sein

unheimlicher Teufelsglaube machte ihn schroff und unduldsam. Ihm stand von vornherein fest, daß da kein Mittel sei, ein Teil müsse des Teufels und Gottes Feind sein, er oder sie. Seine ganze mystische Natur sträubte sich gegen die Anschauung, daß das Abendmahl nichts als eine Erinnerungsfeier sein solle. Leib und Blut aus dem Brot und Wein nehmen, und dennoch das Abendmahl feiern mit schlechtem Brot, wie es der Bäcker backe, das heiße das Ei aussaufen und uns die Schale lassen. Vielmehr essen wir wirklich den Leib Christi im Abendmahl und dieser Leib hat als ein geistiger die Kraft, uns zu vergeistigen. Durch diese geistige Nahrung wird auch unser Leib vergeistigt, es bildet sich der Auferstehungsleib, in dem wir dereinst erscheinen sollen. „Dazu eben ist diese geistliche Speise, wenn der Mensch die ißt, so verdäuet sie sein Fleisch und verwandelt ihn, daß er auch geistlich, das ist ewiglich lebendig und selig wird.“ So standen sich unvereinbare Gegensätze gegenüber. Die Schweizer wollten nicht einsehen, warum Luther die Transsubstanziation anfechte, wenn er im Abendmahl dennoch ein absolutes Wunder vor sich gehen lasse, Luthern dagegen war das Abendmahl, wie die Schweizer es faßten, als Pflicht- und Erinnerungszeichen, oder als Danksagungsfeier eine läppische Zeremonie und eine Fälschung seines heiligsten Gnadenmittels. Aber auch das ist nicht zu leugnen, daß er sich in dieser leidenschaftlichen Weise zugleich für seine eigene Autorität wehrte. Herrisch und hochfahrend war er in den Streit eingetreten, in den er durch den ihm verächtlich gewordenen Karlstadt hineingezogen worden war, und nun konnte er nicht mehr zurück. Nach den starken Trümpfen, die er sofort ausgespielt hatte, hätte ein Rückzug eine Niederlage bedeutet. Er hatte alle Brücken zu einem Rückzug schon zu Anfang des Streits verbrannt. Unter diesen Umständen können wir es Zwingli nicht allzuhoch anrechnen, wenn er an seinen Freund Konrad Sam schrieb: „Ich will verloren sein, wenn Luther nicht Faber an Torheit, Eck an Unreinheit, Cochläus an Frechheit, und, um es kurz zu sagen, alle Lasterhaften an Lastern übertrifft.“ In solcher Wertschätzung standen sich die beiden Streiter gegenüber und nur ein leichtlebiger Laie wie der Landgraf konnte da noch auf den Gedanken kommen, diese Todfeinde dennoch zu Freunden zu machen. An eine Ausgleichung war nicht zu denken und hätte nie gedacht werden sollen. Zwingli und Luther waren allzu verschieden angelegte Naturen, als daß der Versuch hätte gelingen können und es ist nicht zu leugnen, daß gerade die Vermittlungsversuche die Spaltung erst recht unheilbar gemacht haben.

XXXIII

Der Reichstag zu Speyer 1529.

Die religiöse Frage nach der Bedeutung des Abendmahls wäre wohl nie eine politische geworden, hätte nicht auf dem Zusammenhalte der Sachsen, der oberdeutschen Städte und der Eidgenossen allein die Hoffnung beruht, der katholischen Partei erfolgreichen Widerstand zu leisten. Diese aber stand im Jahre 1529 mächtiger da als drei Jahre zuvor. Ohne lärmende Katastrophen, aber Schritt für Schritt, hatten die Papisten in ihren Gebieten das halb verlorene Terrain zurückgewonnen. Die Jahre von 1526 bis 1529, die die evangelisch gesinnten Fürsten und Städte zur Aufrichtung ihrer evangelischen Landeskirchen benutzten, gebrauchten die katholischen Stände nicht minder, um ihre evangelisch gesinnten Untertanen unter das Wormser Edikt zu beugen oder sie zu vertreiben und auszurotten. Mit welcher Härte sie dabei verfuhren, zeigt das Beispiel von Rottweil, wo die papistische Majorität im Sommer 1529 nicht weniger als 350 Evangelische auswies, die sich in der Schweiz eine neue Heimat gründen mußten. Auf diese Weise war ein buntes Vielerlei evangelischer und katholischer Gebiete entstanden, das die Lage Deutschlands zu einer sehr gespannten machte. Überall stießen die Grenzen der Parteien hart aufeinander und lagen, sich fürchtend, beargwohnend oder auch sich wirklich bedrohend, voreinander auf der Hut. Bei dieser argwöhnischen und gereizten Stimmung, die auf beiden Seiten herrschte, reichte ein unbedeutender Anlaß hin, den Konflikt zum Ausbruch zu bringen. Einem gewissenlosen Abenteurer und Hochstapler sollte es um ein Haar gelingen, den lang befürchteten Religionskrieg zu entflammen. Die Bischöfe, deren Jurisdiktion in den evangelischen Gebieten durch die neuen Kirchenorganisationen für immer abgeschafft war, wendeten sich, sobald die Folgen des Speyerer Abschieds fühlbar wurden, im Jahre 1527 an den Kaiser, er möge ihnen zur Wiederherstellung ihrer legitimen Gewalt verhelfen. Landgraf Philipp

hätte natürlich gern gewußt, was Karl V. in dieser Beziehung verfügt habe? Als nun der Geheimschreiber des Herzogs Georg, Otto von Pack, in andern Geschäften im Februar 1528 nach Kassel kam, beantwortete dieser Philipps Ausfragen mit geheimnisvollen Andeutungen, daß auf einer im Mai 1527 von Joachim von Brandenburg, König Ferdinand und Herzog Georg abgehaltenen Zusammenkunft in Breslau, die den Evangelischen ohnehin schon verdächtig gewesen war, ein Vertrag zur Niederwerfung der evangelischen Fürsten und zur Aufteilung ihrer Länder verabredet worden sei. Philipp verlangte das Original dieses Vertrags zu sehen, was der tief in Schulden steckende Pack zusagte. Als Preis des Verrats scheint Pack zehntausend Gulden verlangt zu haben. Philipp versprach sie ihm und zugleich seinen Schutz, falls er in Ungelegenheiten komme. Als Philipp zu Fastnacht 1528 nach Dresden kam, brachte ihm Pack nicht das Original, sondern eine angebliche Kopie, die allerdings alle Zeichen eines amtlichen Aktenstücks trug. Auch sie aber gab Pack nicht aus der Hand, da sie im Gebrauch des Herzogs sei, der sie auf seinen Reisen mit sich führe, um dem Bunde neue Mitglieder zu werben. Philipp durfte das Dokument nur durch seinen Sekretär abschreiben lassen, so daß Pack, wenn er Philipp die Erfindung zuschob, den Kopf aus der Schlinge ziehen konnte, da die einzige Urkunde, die Philipp besaß, aus seiner eignen Kanzlei stammte. Das Aktenstück enthielt einen vollständigen Teilungsentwurf über alle evangelischen Gebiete, der auf jener Versammlung der katholischen Fürsten zu Breslau beschlossen worden sein sollte, und dem außer Ferdinand, Georg und Joachim auch die Bayernherzöge, Mainz, Salzburg, Würzburg und Bamberg beigetreten seien. Zugunsten des Erzherzogs Ferdinand sollten die Verbündeten den Woywoden Zapolya aus Ungarn vertreiben; der Kurfürst Johann sollte aufgefordert werden, den Erzketzer Luther auszuliefern und alle ketzerischen Prediger, Pfaffen, ausgelaufenen Mönche, Nonnen und andern Geistlichen, die Habit, Religion und geistlich Wesen verändert haben, auszuweisen und die Einrichtungen der wahren Kirche wieder herzustellen. Im Weigerungsfalle sollten Ferdinand und Albrecht in des Kurfürsten sächsische, Bamberg und Würzburg in seine fränkischen Gebiete einrücken und ihn und sein Haus für immer verjagen. Philipp, dem Schwiegersohne des Herzogs Georg, sollte wegen seiner Jugend, im Falle der Umkehr, sein Land zurückgegeben werden, Magdeburgs Zurückführung zur alten Ordnung verstand sich von selbst und ebenso die Entschädigung des Herzogs und der Bischöfe durch

Landerwerb und Geld. Pack hat später gestanden, die Urkunde bereits auf der Rückreise von Kassel nach Dresden entworfen zu haben. Sie dann im Archiv mit den erforderlichen amtlichen Attributen, dem Rautenkranzwappen, der grünschwarzen seidenen Schnur und den nötigen Siegeln auszustatten, war dem ohnehin schon lang in Fälschungen arbeitenden Kanzleivorstande und Vizekanzler ein Leichtes. Mit der Abschrift dieses Aktenstücks traf Philipp in Weimar ein und durch dasselbe gelang es ihm, am 9. März 1528 den sonst so bedächtigen Kurfürsten zu einem Bündnis zu bereden, um dem Angriffe der Papisten zuvor zu kommen. Wie hätte Johann auch einer Urkunde mißtrauen sollen, die der eigene Schwiegersohn des Herzogs Georg ihm ins Haus brachte, die alle Merkmale der Ächtheit trug und nur einen Verdacht bestätigte, den die evangelischen Fürsten schon längst gehegt hatten. Für Pack eröffnete sich nun eine weite Gelegenheit zu Gratialien und Nebeneinnahmen, indem er im Namen Philipps mit dem Woywoden, England und Frankreich über ein Bündnis gegen die Habsburger und die katholischen Verbündeten verhandelte, während die evangelischen Fürsten ihre Macht auf den Kriegsfuß setzten. Auch Luther glaubte felsenfest an das Bündnis der Papisten und die alle Evangelischen bedrohende Gefahr. Da Magdeburg wegen seines Abfalls von Erzbischof Albrecht in die Acht erklärt und die Exekution derselben Joachim von Brandenburg übertragen worden war, schien auch aus diesem Grunde der Religionskrieg unvermeidlich. Bei dem Kurfürsten kehrte doch bald die Besonnenheit wieder und er forderte seine Theologen in Wittenberg zu einem Gutachten auf. Luther war eben von einer Versammlung zu Altenburg über Torgau zurückgekehrt, als er am 26. März 1528 durch einen eilenden Boten aufs neue nach Torgau berufen wurde, um seinen Rat in Sachen der Packschen Enthüllungen zu erteilen. Der Kurfürst zeigte ihm „den Handel nach der Läng, vertraulicher Meinung“ an, Luther aber riet von einem Angriffskrieg ab, da ein solcher „sich vor Gott nicht fügen wolle“. In diesem Sinne sprach er sich auch in einem Gutachten an den Kanzler Brück aus. Der Kaiser müsse den Kurfürsten gegen solche Mordfürsten schützen. „Angreifen aber und mit Krieg zuvorkommen, ist in keinem Weg zu raten, sondern aufs allerhöchste zu meiden.“ Nach dem in Weimar geschlossenen Bündnis sei der Kurfürst schuldig, dem Landgrafen und der Stadt Magdeburg beizustehen, falls sie wegen des Evangeliums angegriffen würden, beginne der Landgraf aber die Feindseligkeiten, so sei der Kurfürst nicht verpflichtet, mitzutun. Der

Landgraf nahm dieses Gutachten Luthers sehr ungnädig auf. „Ich frag Martinum, gütiger Meinung, ob es besser sei, daß wir das Haus brennen lassen und löschen, oder ob es besser sei, dem Feuer zu wehren, daß es nit brenne." Luther gebe zu, daß die Fürsten schuldig seien, ihre Untertanen zu schützen, sei es nun besser, sie tot oder lebendig, verjagt oder unverjagt zu schützen? Wer warte, tue das eine, er sei für das andere. Auch argwöhnt Philipp, Luther sei nur eine vorgeschobene Person. „Mich dünkt," schreibt er dem Kurprinzen, „Kanzler Brück fiedert die Pfeil, und Luther muß sie schießen." Aber Luther ließ sich an seiner Überzeugung, daß ein Angriffskrieg wider Gott sei, nicht irre machen. In einer gemeinsamen Beratung zu Weimar am 28. April 1528, der auch Philipp anwohnte, gaben die Theologen nur zu, wenn die Papisten auf erhaltene Aufforderung ihr Bündnis nicht auflösten, so seien die Evangelischen nicht verpflichtet, zu warten bis sie überfallen würden; nach einer zweiten Konferenz zu Torgau, zu der auch Melanchthon zugezogen wurde, kamen sie aber in einem dritten Gutachten darauf zurück, daß Unterlassung jedes Angriffskrieges und Absendung einer Botschaft an den Kaiser das Einzige sei, was sie dem Kurfürsten anraten könnten. Luthers erste Hitze war bereits wieder so weit verkühlt, daß er sogar von einer allgemeinen Rüstung nichts mehr hören wollte, denn wenn das Kriegsvolk erst beisammen sei, so lasse es sich schwerlich mehr halten. Kurfürst Johann gab diesem Rat seiner Theologen Gehör, der ohnehin seinem bedächtigen Temperamente am besten zusagte. Endlich am 17. Mai veröffentlichte Philipp zu seiner Rechtfertigung die Packsche Urkunde. Eine Abschrift schickte er selbst an Herzog Georg, eine andere schickte Kurfürst Johann an Erzherzog Ferdinand, und gemeinsam erstatteten sie dem Reichsregiment Anzeige von der gegen sie bestehenden Verschwörung, indem sie Einschreiten gegen die Verbündeten, Friedensbürgschaften und Kostenersatz für ihre Rüstungen verlangten. Die von allen Seiten einlaufenden Proteste machten nun aber doch auch auf Philipp so viel Eindruck, daß er Pack in Gewahrsam nahm. Die Auslieferung des Verräters an Georg lehnte der Landgraf ab, da er ihn zu seinem Verrat selbst beredet und ihm mehrfach seinen Schutz versprochen hatte, aber er willigte darein, ihn in Gegenwart von etlichen Räten des Herzogs zu verhören, woher die Urkunde stamme? An das Bündnis glaubte er noch immer und auch das Reichsregiment schickte an die angeblich Verbündeten eine Aufforderung, ihren Bund aufzulösen. Natürlich erklärten diese nun, die ganze Bündnisfabel sei von dem Landgrafen ersonnen

worden, um einen Vorwand zum Krieg zu gewinnen. In dem Verhör gab Pack zu, daß er dem Landgrafen das Breslauer Bündnis denunziert, die angebliche Kopie geliefert und die Lieferung der Originalurkunde versprochen habe. Anderseits erbrachten die Dresdner Abgesandten den Beweis für eine ganze Reihe von Fälschungen und Betrügereien, die Pack verübt hatte, so daß über die Person von Philipps Gewährsmann keine Täuschung mehr möglich war. Daß der Landgraf die Anwendung der Tortur gegen den Betrüger ablehnte, mit dem er sich selbst so tief eingelassen hatte, ist begreiflich, doch wurden einige Rechtsgutachten eingeholt, die sich aber gegen ein peinliches Verhör aussprachen. Das weitere Gerichtsverfahren, das Philipp in Aussicht gestellt hatte, wurde nie eröffnet, vielmehr begnügte sich Philipp, den Gefangenen nach elfmonatiger Haft am 17. Juni 1529 des Landes zu verweisen. Den Bischöfen von Bamberg, Würzburg und Mainz gegenüber beharrte der Landgraf aber auf dem Standpunkt, daß sie durch ihre Zettelungen ihn zu seinen Rüstungen gezwungen hätten, ihm also auch die Kosten ersetzen müßten. Am 31. Mai 1528, dem Pfingstsonntag, kamen in Schmalkalden die Kurfürsten von Trier, Sachsen und Pfalz mit Philipp zusammen, um die Friedensbedingungen festzustellen. Kurfürst Johann verzichtete auf den Ersatz seiner Kriegskosten und begnügte sich mit der Versicherung, daß auch die geistlichen Stände den Reichstagsabschied von 1526 achten würden. Philipp verlangte von Würzburg die Zahlung von 40 000, von Bamberg von 20 000 Gulden und da Philipps Heer hart an der Grenze der beiden Stifte stand, bequemten sich dieselben zu der Zahlung. Mainz sperrte sich länger, schließlich zahlte doch auch Albrecht seine 40 000 Gulden und verzichtete auf seine kirchliche Jurisdiktion über sächsische und hessische Untertanen. In den Augen der Welt freilich trug Philipps Verfahren den Charakter der Erpressung, denn an die Echtheit der Packschen Urkunde glaubte jetzt niemand mehr. Seit man wieder zur Ruhe gekommen und zu klarem Urteil fähig war, sah man ein, daß der Inhalt der Urkunde völlig unmöglich sei. Um die Krone von Ungarn hatte Wilhelm von Bayern sich selbst beworben, jetzt sollte er sie mit gewaltigen Opfern Ferdinand sichern, der ihn im Wahlkampf geschlagen hatte! Der Kurfürst von Brandenburg sollte dem Herzog Georg den Besitz von Hessen zugestehen, auf das Brandenburg selbst vertragsmäßige Erbfolgerechte hatte. Herzog Georg sollte mitwirken, Schwiegersohn und Tochter von Haus und Hof zu treiben. Die geistlichen Nachbarstaaten sollten die Aufgabe über-

nommen haben, den kriegsgewaltigen Sachsen anzugreifen! Ein widersinnigerer Vertrag war niemals ausgeheckt worden und kleinlaut mußten Philipp und Johann zugeben, daß sie sich gröblich hätten täuschen lassen. Nur Luther blieb auf seiner Meinung, da ihm bei Herzog Georg Schuld immer wahrscheinlicher war als Unschuld und der Herzog sich gar zu entrüstet stelle und sich allzu eifrig entschuldige. Darüber entspann sich nun wieder eine heftige Fehde mit dem Herzog, der Luthers Meinung aus einem „gestohlenen“ Briefe Luthers an Wenzeslaus Link erfahren hatte. Die Art, wie Georg sich in Besitz seiner Kunde gesetzt hatte, machte es Luther leicht, dem Herzog seine Vorwürfe zurückzugeben. „Der Dieb ist ein Dieb, er sei Gelddieb oder Briefdieb,“ schreibt Luther von Georg in einer Schrift „von heimlichen und gestohlenen Briefen“. „Es wäre not, man führte sie zur Schulen und lehret sie die zehn Gebot, da Gott spricht: Du sollst nicht stehlen.“ „Ich weiß wohl, daß er Herzog zu Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen ist, und fürwahr, Gott hat ihm ein fein Land und schön Herrschaft gegeben. Daß er aber Herzog über fremde Briefe und Landgraf über heimliche Reden ist, das will ich dies Jahr nicht glauben noch leiden.“ Nicht höflicher freilich schrieb Herzog Georg am 19. Dezember 1528 seinerseits von Luther: „Wir müssen von ihm sagen und schreiben, daß der abtrünnige Mönch uns anlügt als ein verzweifelter, ehrloser, meineidiger Bösewicht.“ „Wir haben bisher aus der Schrift nicht erfahren, daß Christus einen also öffentlichen und vorsätzlichen Lügner zu seinem Apostelamt gebraucht und durch ihn das Evangelium hätte lassen verkündigen.“ Wie den Reformator, so verfolgte Herzog Georg auch den Urheber dieser Wirren, Otto von Pack, indem er alle Reichsstände und europäischen Höfe bestürmte, sie möchten auf den Bösewicht fahnden und ihn festnehmen. Endlich im Jahre 1536 wurde Pack in den Niederlanden, das er mit einer heimlichen englischen Gesandtschaft durchreiste, aufgegriffen. Auf der Folter gestand er, daß er jene Urkunde geschmiedet habe, aber er behauptete, Landgraf Philipp habe ihn durch Drohungen dazu genötigt. Durch Urteil der Königin-Statthalterin Maria, der Schwester Karls V., vom 8. Juli 1537 wurde er nun wegen Majestätsbeleidigung, Komplott und Verrat zum Tode verurteilt und auf Schloß Vilvorde enthauptet. Seine letzten Aussagen hatten Philipp neuerdings belastet, aber viel Beweiskraft haben solche Ausreden eines auf der Folter Befragten nicht. Daß Philipp an Packs Dokument anfänglich glaubte, scheint sicher, aber auch ohne dieses Dokument war er von den

bösen Absichten der Papisten überzeugt und hatte darin gewiß nicht unrecht.

Während Luthers Fehde mit dem Hofe in Dresden fortdauerte, machte der Reformator sich auch in Berlin heftige Feinde. Kurfürst Joachim I. hatte in seinem Glaubenseifer seine Gattin, die Schwester des Dänenkönigs Christian, die sich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt hatte reichen lassen, zur Flucht nach Sachsen genötigt, wo wir sie häufig in Wittenberg, auch in Luthers Hause, finden. Ihr Leibarzt Matthäus Ratzeberger mußte gleichfalls Berlin verlassen und hat als Hausarzt Luthers mancherlei Züge aus des Reformators Leben aufgezeichnet. Bald stellte sich aber auch ein Bürger Wolf Hornung ein, dem Joachim sein Weib mit Gewalt verführt und seine ganze Habe weggenommen hatte. „Es sollt Stein und Fels erbarmen," schrieb Luther über den unglücklichen Mann, der seine Hilfe nachsuchte. Da er Briefe zwischen Augsburg und Torgau trug, scheint man ihm als Boten einen Verdienst zugewendet zu haben. Eine Scheidung, auf die der Ehemann sich eingelassen hätte, um wieder heiraten zu können, machte der glaubensfeste Joachim unmöglich. „Es sollte einer mit Füßen drein springen und mit Fäusten drein schmeißen!" Nachdem Luther mehrmals in aller Ehrerbietung dem Kurfürsten ins Gewissen geredet hatte, tat er, was er gedroht, indem er dem frommen Papisten „unter das kurfürstliche Barett griff, daß die Haare stäubten", und ihn öffentlich an den Pranger stellte. Kurfürst Johann hatte aber an solchen Fehden geringe Freude und befahl, wenn Luther wieder etwas gegen benachbarte Fürsten schreibe, müsse er es vor dem Druck der Zensur des Hofes unterbreiten, denn die Politiker in Torgau sahen die Lage der Evangelischen darum nicht beruhigter an, weil sich die Teilungsurkunde Packs als Fälschung erwiesen hatte. Aber während Kurfürst Johann zur Vorsicht mahnte, drängte Landgraf Philipp vielmehr zum Losschlagen. Daß der freudige Landgraf der gewaltsamen Unterdrückung des Evangeliums in Süddeutschland mit dem Schwerte entgegentreten wollte, ist sicher und einem jungen Soldaten wie ihm nicht zu verdenken. Als Staatsmann aber, der damals bereits von Zwingli beraten wurde, meinte er, ein Moment, in dem der Papst durch den Kaiser und der Kaiser durch den Papst unschädlich gemacht und Ferdinand durch die Türken festgelegt sei, werde so leicht nicht wiederkehren. „Also stehet jetzt die Luft," schreibt er, „daß man's kann ausrichten mit Gottes Hilfe, das danach unmöglich wäre." Es ist das ganz dasselbe Votum, durch das Zwingli die Berner zum Kriege gegen die fünf Orte

zu bestimmen suchte. In Wirklichkeit hatte der Landfriedensbruch Philipps nur die Wirkung gehabt, den Bischöfen zum Bewußtsein zu bringen, wie gefährdet ihre Lage war. Wenn die mächtigsten geistlichen Fürsten einen durch nichts verschuldeten Angriff des Landgrafen mit großen Geldsummen hatten abkaufen müssen, wer schützte da die schwachen? Alle kleineren katholischen Stände und Städte zeterten, jetzt sehe man, von welcher Seite dem Frieden Gefahr drohe. Die evangelischen Fürsten hatten aus Furcht überfallen zu werden, die Hand ans Schwert gelegt, nun schlugen die Katholischen Lärm, weil die Evangelischen sie überfallen hätten. Weder in Weimar, noch in Kassel fand man sich in rosiger Stimmung, und es fehlte nicht an Vorwürfen herüber und hinüber. Und Luther? Man darf wohl sagen, daß das Lied von der festen Burg, das er damals gedichtet hat, die stille Musik war, die all sein Tun begleitete. Wie ihm Zeilen seines Liedes im großen Katechismus in die Feder flossen, so tröstet er sich in der Schrift vom Kriege wider die Türken, mit der er sich seit August 1528 trug, und in der Heerpredigt wider die Türken vom Oktober 1529, daß für uns ein anderer Kriegsmann streite, „der heißt Jesus Christ". Die aber, die den Predigern und Pfarrherren das Ihre entzogen, sollen ihren Raub „für Bruder Veit, den Landsknecht, zusammenbracht haben, und keinen Dank dazu haben". „Das Wort sie sollen lassen stahn," war auch seine Losung in Marburg. So ist die feste Burg das Leitmotiv, auf das er immer wieder zurückkommt. Das war seine Stimmung auch bei dem Türkenschrecken, als im Oktober 1529 Suleiman bis vor Wien vordrang. Schon vor der Reise nach Marburg war diese Gefahr Luthers größte Sorge. In jener ersten Schrift „vom Kriege wider die Türken" ermahnt Luther die Fürsten, denen das Banketieren bei dieser Not wahrlich vergehen sollte, des Kaisers Panier nicht für ein schlecht seiden Tuch anzusehen, sondern sich zu erinnern, was es bedeute. Die Leute freilich, die „Ekklesia, Ekklesia" schreien, wie der Türke „Allah, Allah", hätte er lieber nicht in Karls Heeresfolge, denn er hat sich erzählen lassen, daß der König von Frankreich bei Pavia von dem Augenblick an Unglück hatte, in dem die Schlüsselsoldaten des Papstes zu ihm stießen. Auch als die Lage durch den Rückzug des Sultans sich gebessert hat, behält Luther die Türkenfrage fest im Auge. In der Heerpredigt wider die Türken, die gegen Ende des Jahres 1529 hinausging, fürchtete er, jetzt, nach dem Abzug der Ungläubigen, würden die Fürsten Gott wieder einen guten Mann sein lassen. „Kenne ich recht meine lieben

Deutschen, die vollen Säue, so sollen sie wohl ihrer Weise nach sich wiederum niedersetzen und mit gutem Mut in aller Sicherheit zechen und wohlleben . . . und denken, hu, der Türk ist nu weg und geflohen, was wollen wir viel sorgen und unnütze Kosten darauf wenden?" Er aber hat sich aus dem Buche Daniel überzeugt, daß das geweissagte kleine Horn Mohammed und sein Reich sei. „Das Horn hat Menschenaugen, das ist des Mohammeds Alkoran oder Gesetz. Zum weiteren hat's ein Maul, das redet greuliche Dinge. Darum ist es Zeit, an Abwehr zu denken und Gut und Blut daranzusetzen, dem Antichrist zu widerstehen. Sperrest du dich aber, und willt nicht geben noch reisen, so wird dich's der Türk wohl lehren, wenn er ins Land kommt, und tut dir, wie er jetzt vor Wien getan hat, nämlich, daß er keine Schatzung noch Reise von dir fordert, sondern steckt dir Haus und Hof an, nimmt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, sticht dich zu tot (wo dir's noch so gut wird), schändet oder würgt dir dein Weib und deine Töchter vor deinen Augen, zerhacket deine Kinder und spießet sie auf deine Zaunstecken . . . oder führet dich samt ihnen weg in die Türkei, verkauft dich daselbst wie einen Hund, daß du dein Leben lang mußt um ein Stück Brot und Trunk Wasser dienen, in stetiger Arbeit Tag und Nacht, mit Ruten und Knütteln getrieben. Und wo ein Sturm soll geschehen, mußt du der verlorene Haufe sein und alle Arbeit im Heere tun . . . Alsdann würdest du gern von zwo Kühen eine zur Schatzung geben, gern würdest du selbst die Hälfte deiner Güter auch anbieten, gerne selbst unter deinem Fürsten reisen, gern einen Prediger selbst ernähren, der dir im Jahr viermal predigte, und wird alles umsonst sein." Aber statt sich gegen den Türken zu wappnen, finden die Katholischen, den Luther und die Seinen müsse man niederschlagen. Was Wunders? Sind doch der Türke und der Papst desselben Glaubens. Auch die Türken fasten, wallfahren, plappern Gebete, haben Visionen, tun Wunder. Daß sie Jesum für einen Propheten erklären, nicht für Gottes Sohn, gefällt auch vielen, so daß sie gern unter Mohammeds Herrschaft sich beugen. Ja so hoffnungslos sieht Luther die Lage an, daß er bereits ausführliche Vorschriften für diejenigen gibt, die unter türkische Botmäßigkeit kommen, und die gleichen Regeln, setzt er bitter genug hinzu, gelten allen denjenigen, „so unter unserem Kaiser, Papst und (katholischen) Fürsten leben, daß sie sich nicht gebrauchen lassen, wider das Evangelium oder wider die Christen zu streiten oder sie zu verfolgen."

Der Reichstag, der im Frühjahr des Jahres 1529 zusammengetreten war, hatte diese pessimistische Meinung Luthers freilich gerechtfertigt. Der Krieg mit Frankreich, der im August 1529 durch den Frieden von Cambray beendet wurde, ließ damals bereits den Sieg des Kaisers erwarten, und so war es für diesen möglich, auf die deutsche Kirchenfrage zurückzukommen, zumal er in Deutschland eine schlagfertige Partei auf seiner Seite fand. Bisher hatten die katholischen Stände Rücksicht nehmen müssen auf die lutherfreundliche Stimmung in ihren eigenen Gebieten, jetzt hatten sie die Frist von 1526—29 benutzt, um die Gegenreformation daheim zu vollenden und waren wieder Herren ihrer eigenen Entschließungen geworden. Der Furcht im eigenen Hause ledig, führten namentlich die geistlichen Herrn eine ganz andere Sprache und die Klerisei zeigte nunmehr, da sie sich stark wußte, unverhüllt ihr wahres Angesicht. Aber auch viele weltliche Fürsten waren durch den Landfriedensbruch des Landgrafen aus Freunden zu Gegnern geworden. Jener vetterschaftliche und freundschaftliche Ton, der bis dahin unter den deutschen Fürsten vorgeherrscht hatte, war geschwunden und hatte der gereiztesten Stimmung Platz gegeben. Der Kurfürst von der Pfalz, der bisher als Freund der Reform gegolten hatte, äußerte sich auf das feindseligste. „Pfalz kennt keine Sachsen mehr,“ heißt es in einem Schreiben aus Speyer. Selbst die herkömmlichen Formen fürstlicher Höflichkeit wurden den beiden Landfriedensbrechern versagt. Die katholischen Stände hatten 1526 versprochen, bis zum Konzil die Evangelischen gewähren zu lassen, und wenn sie dieselben, obgleich das Konzil noch immer in weiter Ferne lag, wegen ihrer kirchlichen Reformen nunmehr bedrohten, so handelten sie gegen Treu und Glauben. Nachdem die Evangelischen geholfen hatten, das Haus Habsburg zu retten und dafür Gut und Blut eingesetzt, ernteten sie nun den üblichen Lohn. Mit Hilfe der Deutschen hatte Karl gegen Papst und Frankreich erreicht, was er brauchte, jetzt gedachte er der Willkür in kirchlichen Dingen zu steuern, die der Abschied von 1526 im Gefolge gehabt hatte. Sofort als Erstes verlangten die kaiserlichen Kommissarien die Aufhebung jenes Beschlusses, da er zu großem Unrat und Mißverstand Anlaß gegeben habe. Aufhebung des Abschieds von 1526 hieß aber nichts anderes als Demolierung aller der Landeskirchen, die seitdem und auf Grund der Suspendierung des Wormser Edikts erwachsen waren und auf die ihre Schöpfer mit dem ganzen Stolze junger Vaterschaft hinblickten. Die Evangelischen glaubten der Welt gezeigt zu haben, daß man eine Kirche haben könne ohne Papst, ohne Konzil,

ohne Bischöfe — jetzt sollten sie selbst wieder einreißen, was sie in den drei letzten Jahren so hoffnungsfroh gebaut hatten. Die kaiserlichen Propositionen besagten zunächst: „Wer bis jetzt das Wormser Edikt gehalten, solle das auch ferner tun.“ Damit also sollten alle diejenigen Stände, die bis dahin an ihrem kirchlichen Wesen nichts geändert hatten, weil sie ein gemeinsames Handeln des Reiches hatten abwarten wollen, verpflichtet werden, alles beim alten zu lassen. Sie hatten danach den Augenblick zur Reform für immer verpaßt. Zum weitern sollten „in den Landschaften, in denen man vom Wormser Edikt abgewichen, keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden dürfen“. Es sollte aber auch in diesen evangelischen Gebieten kein Priester daran gehindert werden dürfen, die Messe nach alter Weise zu halten. Während also jede Reform stillgestellt wurde, gab der Abschied den Anhängern des Alten das Recht, auch in evangelischen Territorien wieder zu den katholischen Formen zurückzukehren. Der Evangelische ward auf katholischem Boden verbrannt oder ersäuft, aber der Katholik sollte auf evangelischem Boden in seiner Messe nicht gestört werden bei Strafe der Acht und Aberacht. Ein folgender Punkt besagte: kein geistlicher Stand solle seiner Obrigkeit, Rente oder Gült entsetzt werden dürfen, das heißt also, die geistlichen Einkünfte, die auf evangelische Zwecke verwendet worden waren, mußten restituiert werden, mochten dann die neugegründeten Schulen und Anstalten auch zerfallen, und die Jurisdiktion der Bischöfe ward wieder hergestellt. Endlich wurden hier zum ersten Male die Anhänger Zwinglis und der Schweizer Reformation definitiv vom Frieden des Reichs ausgeschlossen. „Die Sekten, welche das Sakrament des wahren Leibes und Blutes widersprechen, solle man im Reiche in keiner Weise dulden, und ebensowenig die Wiedertäufer.“ Der Überzeugung der Hälfte der Nation zum Trotz war der Katholizismus also wieder Reichsreligion und das Reich sollte ihn mit Gewalt erzwingen. Unerhörter war noch nie eine Majorität auf einem Reichstag ausgebeutet worden. An sich war es ja nicht zweifelhaft, daß ein formeller Reichstagsbeschluß auch für die Minderheit bindend war. Allein hier konnte man doch fragen, ob der Reichstag berechtigt sei, so ohne weiteres die Zugeständnisse wieder zurückzuziehen, die der Kaiser gegen Gegenleistungen den einzelnen Ständen vor drei Jahren gemacht hatte, ob nicht durch Annahme dieser Leistungen der Kaiser ein Provinzialrecht zugelassen hatte, das nun auch Recht war? Hier handelte es sich nicht

um einen Reichstagsbeschluß, sondern um einen Vertrag. Die evangelischen Stände hatten mit großen Opfern an Gut und Blut dem Kaiser den Abschied von 1526 abgekauft. Sie hatten dann ihr kirchliches Wesen auf Grund jenes Abschieds selbst geordnet, der nach ihrer Meinung jedenfalls bis zu einem allgemeinen Konzil ihnen Freiheit der Religionsübung zusagte. Daß der Abschied von 1526 von den katholischen Ständen nicht so gemeint gewesen war, daß man solche Wirkungen nicht vorausgesehen hatte, änderte nichts an dem Rechte des einzelnen Reichsstandes, der um diesen Preis die Kriegslasten auf sich genommen hatte. Wenn ein so erkaufter Abschied ohne weiteres wieder zurückgenommen werden konnte, dann stand überhaupt nichts in den einzelnen Territorien mehr vor Eingriffen des Reiches sicher. Es gab kein Provinzialrecht mehr, sondern nur noch Reichsrecht. Aber woher regte der Reichstag nun plötzlich so gewaltig seine Flügel? Die Gewohnheiten des Reiches gaben ihm keine derartige Kompetenz. Ohne Zustimmung der Hintersassen blieben solche Beschlüsse herkömmlich eine leere Form. Nun aber lagen die Dinge anders. Jetzt erfüllte der kirchliche Parteigeist plötzlich diese leeren Formen mit einem Willen. Der, der hier redete, war nicht das ohnmächtige Reich, sondern die fanatische, mächtige katholische Partei. Nach den Überlieferungen des Reichs konnte der Reichstag gar nicht so tief in die Landesgewohnheiten einschneiden, aber die verschworenen Katholiken benutzten hier zum ersten Male die Formen des Reichs, um Beschlüsse durchzusetzen, die nicht aus der Beratung des Reichstags, sondern aus der Verschwörung von Regensburg, Dessau und Mainz hervorgegangen waren. Die tatkräftige Majorität, die früher gefehlt und deren Fehlen das Reich zur Ohnmacht verdammt hatte, war jetzt plötzlich da. Der kirchliche Parteieifer ersetzte die staatliche Gesinnung und mißbrauchte den Reichstag. Das Schwert des Reiches hatte nun plötzlich ein Heft und eine Schneide, seit der kirchliche Fanatismus es an sich riß. Was hier vorging, kleidete sich in die Formen des Reichsrechts, aber es war tatsächlich eine kirchliche Aktion, nicht entsprungen aus der Sorge für das Reich, sondern aus den Interessen der Kirche. Früher hatten die Stände bei Beschlüssen, die den Beutel betrafen oder heimische Interessen berührten, stets erklärt, sie wollten das erst noch „hinter sich bringen", sie wollten es „mit ihren getreuen Landständen und Hintersassen beraten", ohne Vorbehalt wurden namentlich Geldbewilligungen niemals gemacht. Wer nicht mitgeraten hatte, braucht auch nicht mitzutaten. Auf diese altgewohnte Praxis der deutschen Reichstage zogen sich nun auch die evan-

gelischen Fürsten zurück. Sie erklärten, der frühere Beschluß von 1526 sei einstimmig gefaßt worden, er könne also auch nur einstimmig und nicht per majora widerrufen werden. Zum zweiten hätten sie für jenen Abschied Gegenleistungen an Geld und Mannschaften verwilligt; nachdem sie ihr Versprechen gehalten, könnten die Gegner ihr Versprechen, bis zum Konzil sie gewähren zu lassen, nicht einfach zurückziehen. Der Nürnberger Vertreter aber schlug vor, durch eine Botschaft an Karl V. „Kaiserliche Majestät zu einem andern Gemüt zu bewegen“.

Die Eintracht zwischen den evangelischen Ständen war seit Philipps waghalsigem Vorstoße nicht mehr die frühere gewesen, aber einem Restitutionsedikte gegenüber, wie der spanische Ferdinand es plante, fand die evangelische Partei ihre Einheit wieder. Einmütig erklärten die Evangelischen, einen Abschied, wie Ferdinand ihn biete, würden sie sich nicht gefallen lassen. Sei das Edikt von 1526 mißbraucht worden, habe es zu Unrat und Mißverstand geführt, so wollten sie gern in eine Deklaration willigen, aber sie ließen sich kein Recht entziehen, das sie mit eigenen schweren Leistungen dem Kaiser abgekauft. Ohnehin gälten in Sachen des Gewissens Majoritäten nicht. Eine Weile schwankte noch die Entscheidung. Die Städte hatten seit Jahrhunderten die Praxis, nie in einen Abschied zu willigen, der ein namhaftes Mitglied ihrer Kurie beschwerte. Da fielen die kleinen schwäbischen Reichsstädtchen zuerst von dieser Praxis ab und nun erhob Ferdinand sofort den Entwurf zum Abschied. Da der Erzherzog sich zudem herausnahm, die evangelischen Fürsten für ihre Renitenz mit Strafen zu bedrohen, beschlossen sie, einen förmlichen Protest einzulegen. Sie erklärten in einem öffentlichen Akt, sie hielten sich nicht für verpflichtet, den Abschied von 1526 aufzugeben, den man mit beiderseitigen Versprechen versiegelt und für welchen sie Gegenleistungen gebracht hätten. Den Standpunkt, daß die Majorität über den Glauben zu verfügen habe, lehnten sie mit großem Nachdruck ab. In Sachen Gottes Ehre und der Seele Seligkeit belangend müsse ein jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, „daß sich des Orts keiner auf anderer minderes oder mehreres Machen oder Beschließen entschuldigen kann“. Hier gilt keine Majorität, da entscheidet allein Gottes Wort, „daran als an der einigen Wahrheit und dem rechten Richtscheit aller christlichen Lehre und Lebens kann niemand irren und fehlen. Und wer darauf baut und bleibt, der bestehet wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschliche Zusatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht

bestehen kann". Sollte der Reichstag dem nicht Rechnung tragen, so legen die Evangelischen dagegen Protest ein und sind forthin Protestanten. Für ihre Freiheit des Glaubens haben sie 1526 große Opfer gebracht. Weil sie also wohlerworbene Rechte und Privilegien gesetzlich erlangt, werden sie fortfahren sich in Hinsicht der Religion so zu verhalten, zu leben und zu regieren, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät glauben verantworten zu können. Diese denkwürdige Urkunde, die der sächsischen Kanzlei und ihrem Kanzler Brück alle Ehre macht, war unterzeichnet von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg-Bayreuth, Ernst und Franz, Herzögen von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen und Fürst Wolfgang von Anhalt. Dazu kamen vierzehn Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, Weißenburg, Windsheim und St. Gallen, das auf dieser Urkunde zum letztenmal als Stadt des Reichs erscheint. So endete der Reichstag mit offenem Zwiespalt und es war nur allzu wahrscheinlich, daß der Religionskrieg in kürzester Frist in Deutschland ausbrechen werde. Der in Speyer anwesende Melanchthon fühlte sich „wie ausgelöscht, halb entseelt vor Angst" und jammerte noch lange über diese „unselige Protestation". War doch nach seiner wundersamen Meinung der Abschied von 1529 dem Frieden des Reiches zuträglicher als der von 1526, während alle politischen Köpfe in ihm vielmehr den Beginn des Religionskrieges sahen. Auch hielt es Melanchthon für angemessen, gerade in diesem Momente dem König Ferdinand seinen Danielkommentar zu widmen und dem Kurfürsten ans Herz zu legen, daß eine formelle Lossagung von den zu Zwingli neigenden Straßburgern sehr geraten sein dürfte. Daß man gegen einen Abschied protestiere, der die Sakramentierer vom Frieden des Reichs ausschloß, war anfänglich auch Luthern bedenklich. Aber die Festigkeit des Kurfürsten und vor allem die tapfere Haltung des Landgrafen hielt die Partei aufrecht und in einem gemeinsamen Bedenken erklärten schließlich Luther und Melanchthon ihr Einverständnis. Seit acht Jahren hatte der Kaiser ruhig allen Neuerungen zugesehen, jetzt schien er zum Einschreiten ernstlich entschlossen. Als die Gesandten der evangelischen Stände ihm ihre Protestation in Oberitalien überreichen wollten, wies er dieselbe zurück und führte die Unterhändler in einer Art von Gefangenschaft mit sich, so daß sie bei Nacht und Nebel von seinem Hoflager entfliehen mußten. Einer derselben war bald nachher bei Luther auf der Feste Koburg zu Gast und erzählte

seine Abenteuer. Unter diesen Umständen trafen auch die protestantischen Stände ihre Vorbereitungen zum Kampf. Sachsen, Hessen und die drei großen Reichsstädte Ulm, Straßburg und Nürnberg traten in Verhandlung miteinander, wie man Gewalt mit Gewalt am besten abtreiben werde. Die oberländer Städte rechneten indessen immer noch hauptsächlich auf die Hilfe der Eidgenossen. Der Landgraf wollte sich mit den Schweizern, ja sogar mit Franz I. von Frankreich verbünden. Das letztere war ganz gegen den deutschen Sinn des Kurfürsten Johann und mit den Schweizern wollte Luther erst recht nichts zu tun haben. Doch nahm er auch jetzt die Dinge nicht tragisch. Während die Händel in Speyer spielten, hatte er sich tief in seine Arbeit vergraben. Vor allen Reichstagsverhandlungen hatte er ein Grauen, seit er zu Worms gesehen hatte, wie es auf solchen Versammlungen zugehe. Das ganze Jahr 1528 bis in den Sommer 1529 mußte er Bugenhagen im Pfarramt vertreten, während dieser bis zum September 1528 in Braunschweig und dann wieder vom 9. Oktober 1528 bis in den Juni 1529 in Hamburg und neuerdings vom Oktober 1530 bis zum Mai 1531 in Lübeck die dortigen evangelischen Gemeinden organisierte. Dabei hatte Luther seit Frühjahr 1529 viel mit Kränklichkeit zu kämpfen und die Herausgabe der Katechismen nahm ihn gleichfalls stark in Anspruch. An der Prophetenübersetzung wollte er während Melanchthons Abwesenheit nicht weiterarbeiten, dafür übersetzte er das Buch der Weisheit, das er Philo zuschrieb und dem er mit Beziehung auf die dermalige Lage den Titel gab: „Die Weisheit Salomonis an die Tyrannen.“ Dann konnte er am 5. Mai den Freunden mit Freude die Geburt seines Lenichen melden. Dem so Beschäftigten machten die Speyerer Beschlüsse wenig Kummer. Den Abfall so vieler Städte, „die vorhin das Evangelium vor Liebe fressen wollten“, vernimmt er mit bitterer Ironie, nur die Bündnisprojekte des Landgrafen waren ihm eine ernste Sorge und er bat den Kurfürsten dringend, ihm und Melanchthon zu der von Philipp geplanten Besprechung mit den Sakramentierern in Marburg den Urlaub zu verweigern. Nach der ganzen Sachlage konnte der Kurfürst sich darauf unmöglich einlassen. Luther mußte gehorchen, aber daß niemand im Zweifel bleibe, wie er zu diesen Unionsverhandlungen stehe, dafür beschloß er zu sorgen.

XXXIV

Das Marburger Religionsgespräch.

Es war die bedrängte Lage der deutschen Evangelischen, die den Landgrafen Philipp von Hessen zu dem Versuche bestimmte, ob nicht zu einer Verständigung Luthers mit den Eidgenossen zu gelangen sei. Die Protestanten sahen sich durch den Abschied des Speyerer Reichstags vom Jahre 1529 mit der Reichsacht bedroht. Die Habsburger waren der Eidgenossen Feinde, wie die ihren, da schien es dem Landgrafen von Hessen ein Widersinn gegen den gemeinsamen Feind nicht auch gemeinsame Sache zu machen. Landgraf Philipp hatte Melanchthon schon in Speyer bei dem Reichstag gebeten, er solle Luthern zu einem Verständigungsversuche mit den Oberländern bereden; Magister Philippus schrieb zwar in diesem Sinne an Oekolampad, arbeitete dann aber selbst in der Stille gegen jede Gemeinschaft mit den Sakramentierern, die die Situation für die Wittenberger noch mehr belastet hätte. Es war der Mut der Angst, der ihn gegen die Schweizer so tapfer machte. Der Landgraf aber seinerseits hatte nicht bedacht, daß Luther noch niemals über eine religiöse Frage mit Rücksicht auf augenblickliche politische Konstellationen entschieden hatte. Dieser großartige Starrsinn war Luthers Schwäche und war seine Stärke, jedenfalls bewies es die Reinheit seiner Überzeugung, daß er in Sachen des Glaubens nach der politischen Konvenienz nicht fragte. Was er glaube, hatte er, sozusagen testamentarisch, in seinem Bekenntnis vom Abendmahl niedergelegt, man kann sich also denken, wie widerwärtig ihm Philipps Aufforderung war, sich zu einem „freundlichen, undisputierlichen und ungefährlichen" Gespräche und christlichen Vergleich über die Abendmahlslehre in Marburg einzufinden. Die Dinge lagen ja ganz klar. Er war der Meinung, daß der Leib Christi im Abendmahl gegenwärtig sei und Zwingli samt Oekolampad waren der Meinung, daß dieser Leib nicht gegenwärtig sei, was war denn da zu vergleichen? „Ich kann mich,"

schreibt er am 23. Juni an den Landgrafen, „nichts Gutes zu dem Teufel versehen, er stelle sich, wie hübsch er immer wolle.“ Es klingt wie Spott, wenn Melanchthon dem Landgrafen bei den ersten Vorbesprechungen in Speyer vorschlug, die Papisten sollten als unbefangene Schiedsrichter zu dem Gespräche beigezogen werden. Aber es war leider des Magisters voller Ernst und auch Luther trat dem bei, nach der alten Erfahrung, daß die näher stehenden Fraktionen sich bitterer hassen als die prinzipiell geschiedenen Gegner. In seinen Briefen warnte Luther Brenz und die anderen Geladenen, dem Rufe Folge zu leisten, obwohl er ihn selbst nicht ablehnen könne. Auf alle Versicherungen, daß auch auf der andern Seite treffliche Männer ständen, antwortet er in einem Gutachten vom Juni 1529, „es fehlet ihnen an einem Stück, daß sie noch nicht wissen, wie schwer ist vor Gott zu stehn ohne Gottes Wort. Fürwitz und Frevel kann nicht anders handeln, denn wie sie handeln“. Mit Zwingli zu verhandeln, sei ganz unfruchtbar, die andern aber, „die Zwingeln zulieb diesen Tanz tanzen“, würden, auch wenn man sie belehre, doch Scheu haben, sich mit den Sachsen zu vergleichen. So würde nur alles ärger werden und durch ein solches Kolloquium eine Unruhe entstehen wie nach der Leipziger Disputation. Auch daß der Landgraf so viel mit den Zwinglern sich zu schaffen mache, sei nicht gut, denn er gehöre selbst unter die „spitzigen Leute“. Kommt das Kolloquium dennoch zustande, so tritt Luther dem seltsamen Vorschlage Melanchthons bei, gelehrte und vernünftige Papisten beizuziehen, damit man Zeugen habe, auf die man sich gegen die zu erwartenden Siegesprahlereien der Schweizer berufen könne. Auch machte er in diesem Gutachten den Kurprinzen auf die politische Bedenklichkeit einer solchen Zusammenkunft aufmerksam. Was würde es ein Gerede geben, wenn es hieße: „Die Lutherschen und Zwinglischen zögen zu Haufen, Konspirationes zu machen.“ Dem Landgrafen aber verhehlte er nicht, es gebe nur ein Mittel der Verständigung, nämlich das, daß die Schweizer widerriefen. Dazu hatte er sich selbst zum voraus die Hände gebunden, indem er feierlichst am Schlusse seines letzten Buchs, dem Bekenntnis vom Abendmahl, bekräftigte, so er je einmal anders lehre, widerrufe er zum voraus und „ob ich aus Anfechtung oder Todesnöten etwas anderes würde sagen, so soll es doch nichts sein, und will hiermit öffentlich bekennet haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sei“. Danach konnte jedes Kind dem Landgrafen vorhersagen, wie das Marburger Kolloquium verlaufen würde. Es war kein Zweifel, Zwingli würde die Hand der Ver-

söhnung weit entgegenstrecken und Luther würde sie grob zurückstoßen. Luther ist oft darum gescholten worden, aber war etwas anderes von dem Manne zu erwarten, der die Leugnung des Leibes im Abendmahl seit Jahren als eine teuflische Irrlehre bezeichnet hatte? In seinem Buche, „daß die Worte Christi noch fest stehn,“ vom Jahre 1527, in dem die Gegner nachzählten, daß er siebenundsiebzigmal den Teufel genannt habe, stand ja zu lesen, wie er die neueste Entwicklung der kirchlichen Bewegung auffasse. Der Teufel, so weiß er, wollte das Werk Christi zerstören, indem er den Papst als Antichrist in den Tempel Gottes setzte. Als er das Evangelium unter der Bank hervorzog, glaubte Luther den Antichrist damit zu stürzen. Alsbald aber machte der Teufel, der ein Tausendkünstler ist, einen neuen Versuch seinen lieben Sohn in Rom zu retten, indem er die Rottengeister sendete, die falschen Propheten und falschen Christusse, ganz wie Christus in dem Evangelium vorhergesagt hat. Unter diesen sind die Sakramentierer die gefährlichsten. Bekehren wird Luther sie nicht, denn dazu hat sie ja der Teufel gesendet, damit sie Luthern das Spiel verwirren; die Zumutung aber, sich mit ihnen zu vergleichen, ist ein Anschlag des Bösen auf seine eigene Seele, dem er, so Gott ihm beisteht, niemals unterliegen soll, was auch der Landgraf und die andern dazu sagen mögen. „Ich sah aus dem Munde des Drachen und aus dem Munde des Tiers, und aus dem Munde des falschen Propheten unreine Geister ausgehen gleich Fröschen,“ hieß es in der Apokalypse, wie sollte es dem mittelalterlich gläubigen Doktor Martinus beikommen, sich mit dieser Gesellschaft zu verbünden, wie der Landgraf ihm zumutete! Auch verstand Luther die Sprache des Rationalisten so wenig wie dieser die Vorstellungen des Mystikers. „Ihre Kunst,“ meint Luther, „ist viel Plaudern und Schreien, aber nicht antworten noch verstehen.“ Vermöge der angeblichen Alloösis von A aussagen, was von B gilt, ist Taschenspielerei, denn eine Sau soll keine Taube und ein Kuckuck keine Nachtigall sein. „Ich frage: ‚Wo geht der Weg hinaus?‘ Er antwortet: ‚Ich haue junge Spechte aus.‘ Der Satan ist ein Meister zu plaudern, wo er nicht antworten kann.“ Der Rationalismus Zwinglis erschien dem Mystiker ebenso absurd, wie dem Schweizer Luthers Mystik. „Sie wollen wissen, wie es zugehe,“ schreibt er, „daß Christi Leib im Brot sei und können nicht einmal wissen, wie es zugehe, daß sie das Maul auftun, die Zungen regen, die Feder in die Hand fassen, und noch viel geringeres. Ich will schweigen, daß sie sollten wissen, wie sie sehen, hören, reden und leiblich

leben. Solche Dinge alle fühlen wir und sind täglich drinnen und wissen dennoch nicht, wie es zugeht und wollen wissen, wie Christi Leib im Brot sei!" Für den Mystiker ist alles Wunder, jeder Atemzug; der Rationalist leugnet in der Gegenwart jedes Wunder und wie viel er von den alten glaubt, ist Luthern auch nicht gewiß. Aber eben darum, weil er viel kühler der Frage gegenüberstand, hat Zwingli den Ruhm davongetragen, daß er ebenso bereitwillig zum Verhandeln war, als Luther widerwillig. Ihm handelte es sich auch nicht um ein durch nichts zu ersetzendes Gnadenmittel, das er daran geben sollte. So sagte er eifrig zu und reiste heimlich von Zürich ab, da er fürchtete, der Rat könne ihm den Urlaub verweigern; nicht einmal seinem Weibe offenbarte er, wohin er gehe, während Luther seiner Käthe genaue Rechenschaft ablegt, was jeder Teil in Marburg gesagt habe. Er wäre am liebsten unterwegs wieder umgekehrt und hätte er nicht in Eisenach die Meldung erhalten, daß ihn das freie Geleit des Landgrafen an der Werra erwarte, nichts hätte ihn bestimmen können, die Grenze zu überschreiten. Auch die Schroffheit, mit der der gegen seinen Willen Gepreßte in Marburg auftrat, ist nur aus seiner Überzeugung zu verstehen, daß er verpflichtet sei, den Verführungskünsten des Satans sein Ohr zu verschließen. Mag der Eigensinn tadelnswert sein, mit dem er wegen der einen Lehre sich die Glaubensgemeinschaft mit den Schweizern überhaupt verbat, so steht Luther doch darin über seinen Gegnern, daß ihm rein die religiöse Frage am Herzen lag, ohne alle weltlichen Nebenrücksichten. Zwingli suchte, nachdem der Bund mit den katholischen fünf Orten in die Brüche gegangen war, Ersatz durch ein Bündnis mit den süddeutschen Reichsstädten; Philipp konnte keinen Krieg führen ohne die Schweizer Hauptleute und bildete sich ein, die Eidgenossen würden zum Schwert greifen, um den Deutschen gegen den Spanier zu helfen; für Luther handelte es sich um Gottes Wort und nichts anderes. So gut aber wie Luther, der sich „allenthalben hochprächtig erzeigte", stand Zwingli damals auf der Höhe seines Selbstgefühls. Als er im Oktober 1529 den Wittenbergern in Marburg so zuversichtlich gegenüber trat, hatte er am 24. Juni den katholischen Kantonen den Fuß auf den Nacken gesetzt, er hatte in St. Gallen, Bern, Schaffhausen und Basel der Reformation zum Siege verholfen. Im Landfrieden von Kappel hatten die Urkantone den Frieden durch Auslieferung des Bundesbriefs mit Österreich von ihm erkauft und versprochen, die Lästerer des evangelischen Glaubens zu bestrafen. Murner, der noch eben von Luzern aus geschrieben hatte, man werde mit

den Evangelischen bald den Glauben teilen mit Spießen und guten Hellebarten, die Weiber seien noch zorniger als die Männer, fand jetzt für besser, selbst in Weiberkleidern zu entfliehen, weil er fürchtete als Lästerer ausgeliefert zu werden, falls man ihn erwische. Überall im Reiche gewannen die Zwinglischen Meinungen Anhänger. In Augsburg und Nördlingen faßten sie Fuß, in Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen hatten sie bereits das Übergewicht über die Wittenberger Doktrinen. Auch in Frankfurt suchte eine starke demokratische Partei Fühlung mit den Eidgenossen und die Züricher schickten sich an, durch Errichtung eines Bundes, ähnlich dem schwäbischen Städtebund oder der nordischen Hansa, dem Reiche die süddeutschen Städte abzuknüpfen. Sich mit dem Landgrafen in diesen politischen Fragen weiter zu verständigen, war für Zwingli ein Hauptmotiv seiner Reise. Auch die Aussichten, wenn nicht die Wittenberger so doch die andern Teilnehmer der Konferenz zu bekehren, beurteilte Zwingli höchst optimistisch. Er spricht dem Landgrafen die Hoffnung aus, wenn es zur Verhandlung komme, werde ihnen „der Wahrheit Glast unter die Augen schlahen, daß wir der Wahrheit die Ehre geben und sie herrschen lassen". Zugleich aber diente ihm das Religionsgespräch als unverfänglicher Vorwand zu politischen Besprechungen. Luthers Begleiter waren Melanchthon und Justus Jonas und zum ersten Male tritt hier Caspar Cruciger in einer bedeutenderen Mission hervor, um von da an Luthern vielfach als treuer Mitarbeiter zur Seite zu stehen. Er war 1528 nach Wittenberg zurückgekehrt, wo er einst Luthers und Melanchthons Schüler gewesen war und hatte die Predigten in der Schloßkirche und exegetische Vorlesungen an der Universität übernommen. Persönlich neigte er mehr zu Melanchthons gemäßigten Anschauungen, wußte sich aber doch in Luthers Vertrauen zu erhalten. Während von der Lutherschen Seite nur Theologen erschienen, waren die oberländischen Prädikanten von Ratsherrn ihrer Städte begleitet, die in aller Stille das politische Verbündnis untereinander und mit dem Landgrafen Philipp und dem Herzog Ulrich von Württemberg betreiben sollten, der schwerlich wegen des Leibes Christi im Abendmahl nach Marburg reiste. Bei der eminenten Stellung, die Zwingli nach seinen großen Erfolgen einnahm, hatte er allerdings Anspruch auf eine andere Behandlung als die war, die ihm Luther zu Marburg widerfahren ließ. Merkwürdig genug ist es, daß Luther an dem frohen Kampfesmut des Schweizers und seinen glänzenden Siegen nur Anstoß nahm. Das perrumpendum est, das ihn einst an Hutten freute, ist ihm an Zwingli

nur widerwärtig. „Der Schwärmer Vermessenheit und Dummkühnheit,“ sagt er in einer späteren Tischrede, „ist sehr schädlich, dadurch sie sich stürzen und in Jammer und Not bringen. Denn Zwinglius schrie und ließ sich hören: ‚Uns soll nichts hindern, laßt uns hindurch reißen; in drei Jahren wird man sehen, daß Hispania, Frankreich, England und ganz Deutschland wird zum Evangelium treten. So gewiß hielten sie es dafür nach ihren Gedanken. Sie hätten unsern Herrgott ungern einmal gebeten, daß sein Name geheiligt würde, sondern: ‚laßt uns hindurch reißen,‘ sagte er. Aber mit diesem seinem erdichteten Siege und Viktoria machte er sich selbst zu schanden und dem Evangelium einen bösen Namen.“ So stand er der schönen Begeisterung des tapfern Schweizers mit derselben kühlen Ablehnung gegenüber, mit der einst Erasmus in vornehmer Ironie auf Luthers Begeisterung herabgeschaut hatte.

Philipp hatte sich auf 1. Oktober 1529 eine Art von protestantischem Konzil nach Marburg zusammengebeten. Aus der Schweiz waren erschienen Zwingli, Collin und Oekolampad; aus Straßburg Butzer, Sturm und Hedio; von den hessischen Theologen waren Lambert und Schnepf als Zuhörer anwesend, für Nürnberg Osiander, für Schwaben Brenz, damals Pfarrer von Schwäbisch Hall, aus Augsburg Stephan Agricola u. a. Karlstadt, der Ende 1528 das Kurfürstentum Sachsen verlassen hatte, bewarb sich gleichfalls um Zulassung, aber Philipp verwies ihn an Luther, in dessen Geleit er kommen könne, was einer Abweisung gleich kam. Die Vorbesprechungen sollten Zwingli in betreff der ökumenischen Orthodoxie auf den Zahn fühlen, da man ihm auch über Trinität, Gottheit Christi und Erbsünde allerlei Heterodoxien zutraute. Der Landgraf verteilte dabei die Rollen sehr geschickt, indem er bestimmte, der ruhige Oekolampad solle die Vorverhandlungen mit Luther, der lebhaftere Zwingli die Vorbesprechungen mit dem sanfteren Melanchthon führen. Als Wirt tat Philipp alles, um es seinen Gästen behaglich zu machen. Die Wittenberger waren im Bären abgestiegen, er holte sie herauf ins Schloß. „Im Schlosse,“ erzählt Luther in den Tischreden, „ging seine fürstliche Gnaden wie ein Stallbub umher, daß ihn niemand hätte für den Landgrafen angesehen, und ging doch mit hohen, großen Gedanken um.“

Die ersten Begrüßungen waren natürlich etwas befangen. Oekolampad machte erst Luthern, dann Melanchthon seinen Besuch. Die Straßburger überreichten einen Brief des Juristen Gerbel, der früher Luthern im stillen

gegen die Straßburger Prediger aufgewiegelt hatte; Luther las den Brief und sagte: „Der schreibt von guten Leuten, wenn ihr also seid, um so besser.“ Das schlechteste Gewissen hatte Butzer. Luther hatte ihn noch jüngst hart angelassen, weil er eine Bearbeitung von Luthers Kirchenpostille mit einer Vorrede zugunsten von Zwinglis Abendmahlslehre und ähnlichen Anmerkungen versehen hatte. Jetzt sagte Luther nur, indem er lächelte: „Tu es nequam et nebulo“, zu deutsch: „ein nichtsnutziger Schlingel bist du.“ Daß er auch Zwingli hier treffen werde, hatte Philipp dem Reformator verschwiegen, vielmehr immer nur von einer Konferenz mit Oekolampad und Butzer geredet, da er fürchtete, daß Luther für eine Zusammenkunft mit Zwingli überhaupt nicht werde zu haben sein. Beide besuchten sich auch nicht und es ist nicht überliefert, wie ihre erste Begegnung verlief, doch versichert Luther die Schweizer später, seit jener Begegnung in Marburg habe er Zwingli für einen trefflichen Mann gehalten. Unter so zweifelhaften Umständen nahm „das freundliche, undisputierliche Gespräch“ seinen Anfang.

Die Verhandlungen Zwinglis mit Melanchthon begannen Freitag 1. Oktober, und in sechsstündigem Verhör wußte Zwingli den Argwohn der Wittenberger in betreff seiner Stellung zur ökumenischen Orthodoxie zu beschwichtigen. Es ist gewiß, daß Zwingli auch in den Fragen nach der Erbsünde, der Gottheit Christi und der Trinität anfänglich abweichende Überzeugungen vorgetragen hatte. Er leitete die Sünde nicht aus dem Falle Adams, an dem er wie Abälard nichts allzu Schweres finden will. Er will nicht einsehen, was Adam groß Böses getan habe. „Hätte doch jeder Gatte,“ sagte er, „der geliebten Gattin zu Gefallen von dem dargebotenen Apfel gegessen.“ Also nicht dieses leichte Vergehen hat das Sündenelend über die Menschen gebracht, sondern es lag der Sündenfall Adams im Schöpferwillen Gottes, da das Bewußtsein einer sittlichen Aufgabe nur durch die Übertretung wach werden konnte. Erst mit der Erfahrung des Bösen kommt der Kreatur die Erkenntnis des Guten. Insofern ist die Erbsünde nicht eine positiv sich vererbende Schuld, sondern ein Presten, die natürliche Schwäche des menschlichen Geschlechts. Da Melanchthon die schroffen Doktrinen Luthers in dieser Frage selbst nicht teilte, so einigten sich die beiden dahin, daß die Erbsünde ein Gebrechen sei, das die Menschen von Adam geerbt, dessen Wesen die Selbstliebe sei und daß wir durch Christus Erlösung von ihr empfangen. Auch die Trinitätslehre Zwinglis war rationalisierend; er vergleicht, wohl auch in

Erinnerung an Abälard, Vater, Sohn, Geist dem Verstand, der Einbildungskraft und dem Wollen des menschlichen Geistes Die drei Personen sind Formen des einen Geistes, drei Namen für die eine Gottheit. Auch in der Lehre von der Person Christi und den zwei Naturen in Christo hatte Zwingli ungewöhnliche, rationalisierende Aufstellungen gewagt. Bei der strengen Scheidung, die er zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen überhaupt machte, meinte er, Christus habe nur nach seiner Menschheit für uns gelitten, da die platonische Gottheit nicht leidensfähig ist. Nicht minder argwöhnten die Wittenberger, daß er im Sinne der Schwärmer eine Wirksamkeit des Geistes ohne Vermittlung des Wortes lehre und damit den willkürlichen Offenbarungen der Schwarmgeister die Tür offen halte. In dieser Beziehung durfte aber Zwingli darauf verweisen, daß gerade er die „Spiritöser" mit großer Strenge unterdrückt habe und daß Hetzers Schrift gegen die Gottheit Christi in Zürich verboten worden sei. Auf dieser Seite lag überhaupt nicht die Wucht seines Angriffs. In den christologischen und trinitarischen Fragen hatte er es selbst noch nicht zu einer klaren, zusammenhängenden Überzeugung gebracht und so erklärte er, daß er an den Bestimmungen des nicänischen und athanasianischen Bekenntnisses festhalte. So schloß diese Phase der Verhandlungen befriedigend ab. Von Luthers Gespräch mit Oekolampad wissen wir wenig. Melanchthon bekennt, in Oekolampads Wesen eine „wunderbare natürliche Güte und Milde" verspürt zu haben, dieser aber klagt, Luther sei ihm wie ein zweiter Eck entgegengetreten.

In den Fragen der ökumenischen Orthodoxie hatte Zwingli sich unterworfen. Anders war das mit seiner Abendmahlslehre, die ihm ein nach allen Seiten hin wohlerwogener Besitz geworden war. Sie bildete das Thema des eigentlichen Kolloquiums, das am zweiten und dritten Oktober 1529 in den Privatgemächern des Landgrafen im Schlosse abgehalten wurde. Man saß in einem hellen Saal, in dem die Gäste die freundliche Bergstadt und die schlanke, gotische Kirche der heiligen Elisabeth unter sich hatten, in deren Verehrung Luther in Eisenach aufgewachsen war. Schon früh um sechs Uhr trat man zusammen. Bei dieser Gelegenheit sah Luther seinen von ihm so gering geschätzten Gegner zum ersten Male. Zwingli war, wie sein Freund Bullinger ihn schildert: „eine schöne, tapfere Person, ziemlich lang, mit freundlichem und rotfarbenem Angesicht", der den Kopf nicht hängen ließ, sondern ihn hoch trug und den Leuten gerade in die Augen schaute. Vom Wesen der himmlischen Propheten, mit denen ihn

Luther zusammenwarf, hatte er gar nichts, aber auch so war er den Wittenbergern nicht recht und Justus Jonas nennt ihn einen Bauern.

Zwingli hatte gewünscht, daß die Verhandlungen öffentlich und in lateinischer Sprache abgehalten würden, aber Luther wollte von der Öffentlichkeit nichts wissen und verbat sich sogar die Aufzeichnung der Reden, damit sich an die Publikation nicht neuer Streit hänge. Die Angaben über die Zahl der Anwesenden schwanken zwischen 25 und 60. Sie bestanden aus den fremden Gästen und den Lehrern der Marburger Hochschule. Zu den aufmerksamsten Zuhörern gehörte der Landgraf selbst mit seinem hohen Besuche, dem Herzog Ulrich von Württemberg, der mit Zwingli eng verbündet war. Die Kolloquenten, Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampad, saßen sich an einem Tische gegenüber, während die übrigen, nach Melanchthons Ausdruck, „als stumme Larven" zuhörten. Eine bewegliche Ansprache des hessischen Kanzlers Feige zum Frieden eröffnete die Handlung, aber sie fiel auf unfruchtbaren Boden. Luther schlug die Sammetdecke, die über den Tisch gebreitet war, zurück und schrieb mit Kreide vor sich: hoc est corpus meum. Man hat diese Inschrift gleichsam als den Kreidestrich betrachtet, hinter den Luther bei der Mensur nicht zurückweichen wollte; eher möchten wir darin einen Akt der Langeweile und einen demonstrativen Beweis seiner Gleichgültigkeit und Geringschätzung dieser Friedensermahnungen sehen, da er wußte, daß Feige auf seiten der Schweizer stand. Im Grunde hatten sich an dem Tische vier verschiedene Ansichten niedergelassen. Luthern war am Abendmahl, wie weiland an der Messe, das Wunder, das Gott vollbringt, die Hauptsache. Melanchthon teilte, wie sich später herausstellte, Luthers kapernaitische Vorstellung, als ob der Leib Christi von dem Kommunikanten mit den Zähnen zerbissen werde, selbst nicht. Ihm würde es genügt haben, wenn die Gegner die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl anerkannten, wenn auch nicht gerade für Mund und Zahn. Für Zwingli „bedeutete" das Brot den Leib Christi, für Oekolampad war dasselbe ein Symbol. Wie ein großer Philosoph gesagt haben soll, nur ein einziger Schüler habe ihn verstanden und der habe ihn mißverstanden, so decken sich auch die religiösen Erkenntnisse der Theologen niemals ganz, weil sie durchaus individuell sind. Auch wo zweie über eine Formel eins wurden, verstehen sie sie doch verschieden und verbinden mit ihr verschiedene Empfindungen und Vorstellungen. Darum konnten sich in diesem Streite die beiderseitigen Waffen nicht erreichen und die Kämpfer fühlten sich nicht

getroffen, auch wo der andere Teil vernichtende Schläge meinte geführt zu haben. Mit Notwendigkeit wird dann der Streit persönlich und eben das ist das Unerquickliche an allen solchen Verhandlungen.

Luthers erster Vorstoß war, daß er verlangte, es solle über die ganze christliche Lehre gehandelt werden, da sich in Zwinglis Schriften vielerlei Irrtümer fänden und der Schweizer auch über die Rechtfertigung nicht richtig gelehrt habe. Begann das Gespräch mit einem Widerruf des Schweizers in betreff dieser Äußerungen, so gab das von vornherein seinem Ansehen einen großen Stoß. Aber Zwingli wies das ab. Das Kolloquium sei anberaumt worden zur Verhandlung über die Abendmahlsfrage. Werde über diese eine Einigung erzielt, dann stehe er auch für die andern Materien zur Verfügung. So mußte sich Luther auf die verabredete Tagesordnung zurückweisen lassen und erklärte, er wisse, daß er in Sachen des Abendmahls richtig lehre und bleibe bei dem, was er darüber geschrieben. Wenn Oekolampad und Zwingli meinten etwas gegen die Wahrheit vorbringen zu können, so wolle er das anhören und widerlegen.

Oekolampad nahm zuerst das Wort, indem er aus Joh. 6 zu erweisen suchte, daß Jesus unter dem Essen des Fleisches das geistliche Genießen verstanden habe, wie ja auch bei dem Abendmahle ein leibliches Genießen des am Tische sitzenden Leibes Jesu nicht möglich gewesen wäre. Luther erwiderte, daß das geistliche Genießen das leibliche nicht ausschließe. Die Einsetzungsworte redeten von einem leiblichen Genießen, gleichviel ob das der Vernunft genehm sei oder nicht. „Wenn Gott mir gebieten würde Holzäpfel oder Mist zu essen,“ sagte er, „so würde ich es tun und gewiß sein, daß es mir heilsam ist.“ Zwingli erwiderte, dergleichen gebiete Gott eben nicht, er verlange von niemandem, daß er Mist esse. Die Frage nach der Möglichkeit sei nicht gottlos, frage doch die Jungfrau Maria auch: „wie soll das zugehen?“ Gott mute uns nicht zu, Unbegreifliches zu glauben. Wie Oekolampad operierte auch er aus dem sechsten Kapitel des Johannesevangeliums, wo klar und deutlich gesagt sei, Christi Fleisch essen und sein Blut trinken, heiße Christum geistig in sich aufnehmen. Da nun beide Teile in der Hauptsache, dem geistigen Genusse einig seien, so halte er es für Pflicht die Eintracht wieder herzustellen. Luther seinerseits erklärte, der geistige Genuß sei eben davon abhängig, daß man dem Worte Christi glaube. „Darum gebt Gott die Ehre und glaubt den lautern und dürren Worten Christi.“ Zwingli erwiderte darauf: „Auch wir bitten euch, daß ihr Gott die Ehre gebet und von der vorgefaßten

Meinung abstehet." Nochmals wies er auf Joh. 6: „Die Stelle bricht euch den Hals ab." „Wir sind in Hessen," rief Luther zornig, „nicht in der Schweiz. Die Hälse brechen nicht also." Nur schwer ließ er sich überzeugen, daß Zwingli ihm nicht mit dem Messer gedroht habe und das eben eine schweizerische Redensart sei, was der Landgraf durch Kopfnicken bestätigte, um den Aufgeregten zu beschwichtigen.

Am Mittag hielt Zwingli den beiden Wittenbergern vor, daß sie den Satz, das Fleisch ist kein nütze, früher selbst auf Christi Fleisch bezogen hätten. Aber Luther wies das kurz ab. Nicht darauf komme es an, was sie geschrieben hätten, sondern was in der Schrift stehe. Auch über die Ubiquität des Leibes wurde am Nachmittag verhandelt, ohne daß etwas zum Vorschein kam, was die Kämpfer nicht bereits in ihren Schriften vorgetragen hatten. Luther erklärte das Wort „das Brot ist mein Leib" für eine Synekdoche, „eine eingefaßte Rede", wie man auf die Scheide deute und sage: „das ist mein Schwert", oder „das ist mein Krug" und meine das Bier. Schon früher hatte er als ähnliches Beispiel die Mutter gebraucht, die auf die Wiege deute und sage: „das ist mein Kind." Genau mit dem gleichen Rechte hatte freilich Zwingli darauf verwiesen, daß man auf das Bild des Kurfürsten deute und sage: „das ist der Kurfürst", das heißt es bedeutet den Kurfürsten, es soll ihn vorstellen als figura corporis. In der Tat gab Luther zu, daß auch er nicht wörtlich auslege. Einen Tropus gebe er zu, aber nicht eine Metapher, die die Sache selbst aufhebe.

Länger als Luther erträglich fand, beschäftigte sich Zwingli mit dem logischen Satze, daß seinem Begriffe nach ein Leib an einen bestimmten Ort gebunden sei. Ein unbegrenzter, allgegenwärtiger Leib sei überhaupt kein Leib. In der Schrift liege Jesus in der Krippe, er sitze im Tempel, er sei in der Wüste, denn jeder Leib sei begrenzt und stehe unter dem Gesetz der Lokalität. Luther müsse einen allgegenwärtigen Leib annehmen, da er sage, der Leib sei sowohl in Nürnberg als in Straßburg gleichzeitig mit, in und unter dem Brot. Ein Leib sei aber immer an einem Orte. Sein Wesen sei die localis circumscriptio, nicht die ubiquitas. Luther nahm daran aber gar keinen Anstoß. Eine Umgrenzung möge auch der Leib Christi haben, darum brauche er nicht nur an einem Orte zu sein. Das Weltall sei auch ein Körper und doch nicht an einem Orte, sondern überall. Aus dem eigenen Leibe dürfe man nicht auf den Leib Christi schließen, sonst müsse man auch annehmen, daß

er eine Frau habe, schwarze Äuglein habe usw. Im kurzen Bekenntnis vom Abendmahl gibt Luther selbst von dieser Verhandlung einen Bericht, in dem seine grimmige Stimmung von damals noch nach sechzehn Jahren nachklingt. „Der Zwingel hatte ein lang ungereimt Geschwätz mit mir de locali inclusione, daß im Brot nicht sein könnte der Leib Christi, wie im Raum oder im Gefäße, gerade als lehrten wir, daß Christi Leib im Brot wäre wie Stroh im Sack oder Wein im Faß." Nicht localiter, erklärte Luther, sondern definitive sei er da, „nicht wie Stroh im Sack, aber doch leiblich und wahrhaftig". Zwingli ließ die Unterscheidung gelten, obwohl sie ihn subtil genug dünken mochte. Auch am folgenden Tage, dem Sonntag, nach Luthers Predigt, wurden die Verhandlungen fortgesetzt, ohne daß man sich einigte. Zwingli verlangte, Luther solle ihm für seine Ubiquität des Leibes Christi eine Schriftstelle vorweisen. Die Schrift lasse Christum immer nur an einem Orte sein. Da hob Luther die Sammetdecke auf und zeigte auf die Worte: „hoc est corpus meum", aber Zwingli nannte das eine petitio principii und hatte recht. Das ständige Zitieren aus dem griechischen Texte, mit dem Zwingli den überlegenen Humanisten herauskehren wollte, verbat sich Luther, Zwingli aber entschuldigte sich, daß er seit acht Jahren immer nur den Urtext zu Rate ziehe. Auch auf die Lehre der Kirchenväter berief er sich, unglücklich auf Fulgentius, der in der angezogenen Stelle überhaupt nicht vom Abendmahl handelte und im übrigen das Abendmahl als ein Opfer faßt, glücklicher auf Augustin, der das Brot ein Zeichen des Leibes nennt und den Gläubigen warnt: „Was bereitest Du die Zähne und den Bauch, glaube und du hast ihn genossen." Aber Luther meinte, wegen der Kirchenväter werde er das Wort Gottes nicht fahren lassen. Zweimal bat der durch die vorher gehaltene Predigt ermüdete Mann Melanchthon, er möge jetzt antworten, da er sich „müde gewaschen" habe, aber wenn dann Zwingli oder Oekolampad einen neuen Einwand machten, nahm doch er wieder das Wort. Über diesem Streit über die Kirchenväter drohte die Disputation, wie weiland die Karlstadts zu Leipzig, zu versanden. Wenigstens berichtet Osiander: „Darüber hörten wir ihnen schier den ganzen Tag zu bis sie es sucheten, lasen und verdeutscheten, welches gar langweilig zu hören war." Endlich meinte Oekolampad selbst, wenn die vorgetragenen Stellen Luthern nicht überzeugten, so würde es vergeblich sein, noch andere zu besprechen und Zwingli stimmte ihm zu. Luthers Schlußrede aber war: „Wie ihr euch durch unsern Text nicht beugen lasset, so wir nicht durch eure Auslegungen."

Er wolle bei seinem Glauben bleiben und sie fahren lassen. Er übergebe sie Gott und seinem Gerichte. Beide Teile, Luther zuerst, erbaten für die gefallenen scharfen Worte Verzeihung, aber auf Zwinglis Versicherung, er habe stets Luthers Freundschaft begehrt und begehre sie noch, erwiderte dieser: „Bittet Gott, daß Ihr Euch bekehren möget." Da riß auch dem würdigen Oekolampad endlich die Geduld und er sagte: „Bittet auch Ihr darum, denn Ihr habt es ebenso nötig."

Auf Verlangen des Stättmeisters Sturm von Straßburg erhielt noch Butzer das Wort, um mitzuteilen, wie in Straßburg über die Trinität, Erbsünde und Gottheit Christi gelehrt werde, damit nicht der Makel auf ihnen bleibe, als seien sie vom gemeinen christlichen Glauben gewichen. Das Zeugnis aber, daß er die Seinen von diesem Makel gereinigt habe, verweigerte ihm Luther. Wie er lehre, sei aus seinen Schriften bekannt, ob sie zu Hause ebenso lehrten, wie Butzer hier vorgetragen, wisse er nicht, darum wolle er kein Zeugnis ausstellen, das sie vielleicht mißbrauchen würden. Sein Geist und ihr Geist reime sich doch nicht zusammen. Sie sagten ja selbst überall, daß sie nichts von ihm gelernt hätten. „Wir möchten auch nicht gern solche Jünger haben." Vielmehr befehle er sie dem Urteil Gottes, sie sollten lehren, wie sie es vor Gott glaubten verantworten zu können. So behandelte er sie nicht anders als ihrer Zeit Cellarius und Stübner, er schätzte sie aber auch nicht höher ein. Das freundliche, undisputierliche Gespräch war so zu einer sehr unfreundlichen Disputation geworden und es war Zeit, daß es zu Ende kam. Der Landgraf schloß nun zwar die öffentlichen Verhandlungen, bat aber die Teilnehmer noch nicht abzureisen, da die Handlung nicht mit einem nackten Dissensus schließen dürfe. Er lud die Hauptsprecher zur Tafel, bearbeitete sie in Privataudienz, veranstaltete Besprechungen, in denen Butzer auch den Wittenbergern weit entgegen kam. Daß der Gläubige den wahren Leib Christi wahrlich erhalte, wollte Butzer zugeben, nur für die Ungläubigen leugnete er es. Aber Luther verlangte, daß anerkannt werde, im Abendmahl sei Christus leiblich gegenwärtig und werde mit dem Munde von Gläubigen und Ungläubigen gegessen. Diese kapernaitische Fassung lehnten die Schweizer natürlich ab. Dagegen machte sich Zwingli zum Fürsprecher des Wunsches des Landgrafen, daß man über die Punkte, in denen man einig geworden war, ein schriftliches Bekenntnis auffetze, ja er ließ es sich gefallen, daß Luthern die Redaktion übertragen wurde. So entstanden die fünfzehn Marburger Artikel. In den ersten vierzehn Sätzen

waren alle Punkte der ökumenischen Orthodoxie aufgezählt, in betreff deren sich Melanchthon mit Zwingli geeinigt hatte. Sie handelten von der Dreieinigkeit, der Person Christi, der Erbsünde, dem rechtfertigenden Glauben, dem Worte Gottes, der Taufe, den guten Werken, der Beichte, der Obrigkeit, den kirchlichen Traditionen und der Kindertaufe. Der fünfzehnte erst sprach vom Abendmahl. Luther war erstaunt, daß Zwingli nur diesen zurückwies, sich aber bereit erklärte, die vierzehn andern zu unterschreiben, die Luther doch ausdrücklich im Gegensatze gegen Zwinglis seitherige Lehre redigiert hatte. Die Erbsünde wurde hier eine solche Sünde genannt, die alle Menschen verdamme und nicht bloß ein Presten. Die Taufe sollte eine Gnadenmitteilung Gottes sein, nicht bloß ein „ledig Zeichen und Losung“, während Zwingli die Taufe früher dem eidgenössischen Abzeichen des weißen Kreuzes verglichen hatte, durch das man Freund und Feind unterscheide. Luther nannte sie im Gegenteil ein Werk Gottes, durch das wir zum Leben wiedergeboren werden. Die Privatbeichte hieß es, sei zwar nicht geboten, aber sehr nützlich und empfehlenswert. Zwingli ließ sich das alles gefallen, obwohl es die Spitze gegen seine Schriften kehrte und niemand so recht an seine Bekehrung glaubte. Auch in Sachen des Abendmahls hatte man noch immer einige gemeinsame Überzeugungen vorzutragen. Man bekannte sich einig in dem Glauben, daß das Abendmahl ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi sei, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung brauchen solle, da die geistliche Nießung dieses Leibes und Blutes einem jeden nottue und von Gott geordnet sei, um die schwachen Gewissen zum Glauben und zur Liebe zu bewegen durch den heiligen Geist. Auch darin ist man einig, daß die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem andern, tot und lebendig, Gnade erlange. Ob aber der Leib Christi in demselben wirklich anwesend sei, habe man sich derzeit nicht vergleichen können. Nachdem die Anwesenden dieses Protokoll gebilligt hatten, mahnte der Landgraf, die Unterzeichner möchten sich nun auch als Brüder in Christo anerkennen. Der warmherzige, leicht bewegliche Zwingli erklärte mit Tränen in den Augen, „es sind keine Leut auf Erden, mit denen ich wollt lieber eins sein denn mit den Wittenbergern“. Aber Luther erwiderte kalt, es sei ihm unbegreiflich, wie sie ihn für einen Bruder halten könnten, ohne seine Lehre anzunehmen; er sehe darin ein Zeugnis, daß sie ihrer Sache nicht gewiß seien, ja er machte die beleidigende Unterstellung, nur aus Furcht vor ihren Leuten in Zürich wagten sie nicht zu widerrufen. Schließlich erklärte er sich doch bereit, alle früheren Be-

leidigungen zu vergessen und die Gegner von der Liebe, die man allen Menschen schuldig sei, nicht auszuschließen. Beide Teile sollten sich in Zukunft der harten Streitschriften und aller Schmähungen enthalten. So wurde unter das Protokoll noch der Schlußsatz gesetzt: „Wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und das Blut Christi leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern die christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle." Auf den Ausdruck „bestätigen" hatte Luther gehalten, da er nicht zugab, daß er zur Wahrheit erst noch geleitet werden müsse. Auch auf den beschränkenden „sofern jedes Gewissen es leide", beharrte er trotz Zwinglis Widerspruch.

Wie Luther vorhergesagt, hatte die Besprechung mehr die Tiefe des Gegensatzes beiden Teilen zu Bewußtsein gebracht als die Überbrückung desselben gefördert. Es standen sich zwei Weltanschauungen gegenüber, Rationalismus und Mystik, und es war unmöglich eine Frage wie diese zugleich rationalistisch und mystisch zu lösen. So schied man am Dienstag Nachmittag des 5. Oktober 1529, kein Teil von dem andern sonderlich erbaut. Die Schweizer gingen im Bewußtsein gesiegt zu haben. Ihnen erschien das Pochen Luthers auf den Schriftbuchstaben vollkommen hohl. „Luther," schreibt Zwingli, „hat sich allwege hochprächtlich erzeigt und mit hohen, stolzen Worten sein Fürnehmen ohne allen Grund hindurchdrücken wollen. — Er hat auch keinen Grund als sein stolzes Gemüt." Butzer klagt am meisten über Melanchthon, der Luthern ständig gereizt und stets Öl ins Feuer gegossen habe. „Sie haben sich gewunden wie ein Aal im Grase," meldet Zwingli den Räten der Stadt Zürich, aber der Landgraf sei nun auf seiner Seite. Er war überzeugt, er habe gesiegt. Die Wittenberger nahmen dagegen den Stachel in ihrem Bewußtsein mit sich, zum erstenmal in einem öffentlichen Akt nicht die Meinung der Reformfreunde ungeteilt auf ihrer Seite gehabt zu haben. Auch hatte Zwinglis republikanische Biederkeit die deutschen Gelehrten geärgert. Melanchthon klagt über seine bäuerische Derbheit und Luther erklärte die zugesagte Liebe einfach als die jedem Christen auferlegte Feindesliebe, wenn er schreibt: „Liebe und Frieden sind wir auch den Feinden schuldig. Es ward ihnen bedeutet, daß, wenn sie über das Abendmahl nicht besser denken lernten, sie zwar unserer Liebe gebrauchen können, daß es uns aber nicht möglich ist, sie als Brüder und als Glieder Christi zu betrachten." So hatte er

die Zusage verstanden, christliche Liebe zu erweisen. Auch in seinem in dieser Zeit des Abendmahlsstreits gedichteten Liede beziehn sich die Worte: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben", wohl eher auf die Sakramentierer als auf die Papisten. Seit diesem Marburger Tage kam der traurige Lehrstreit innerhalb des Protestantismus nicht mehr zur Ruhe und bewegte sich auch forthin in den Formen, die Luther ihm gegeben hatte. Dieselben Charaktereigenschaften des großen Mannes, die die neue Kirche gegründet hatten, wurden seit diesem heillosen dogmatischen Zerwürfnis der hauptsächlichste Grund ihrer Spaltung und dauernden Zerrüttung. Ein Irrtum aber wäre es, der Hartnäckigkeit der Schriftgelehrten allein die Verantwortung für die damalige Entscheidung gegen Zwingli zuzuschieben. Auch die Politiker fanden es gefährlich, sich allzuweit von der überlieferten Lehrform zu entfernen und ihre Partei mit der Verantwortung für die radikalen Meinungen der Eidgenossen zu belasten. Die Furcht vor dem Kaiser beeinflußte die sächsische Politik nicht minder stark als Luthers Starrsinn. Die Ankunft Karls V. im Reiche stand bevor und es hätte die Lage der Evangelischen sehr verschlechtert, wenn sie dem Habsburger als Verbündete der Schweizer, der Erbfeinde Österreichs, entgegengetreten wären. Die Ängstlichkeit, mit der Melanchthon in Augsburg jeden Verkehr mit den Freunden Zwinglis mied, läßt über diesen Ursprung seiner Bedenklichkeiten keinen Zweifel. Das war das Los des Evangeliums seit es in die Hände der Politiker geraten war. Nur die Wahrheit sollte gelten, die allerhöchsten Orts nicht allzu anstößig war.

Der Versuch, sich mit den Schweizern zu einigen, war an Luthers hartnäckigem Widerspruche gescheitert. Er war mit der Absicht gekommen, den Bundesgenossen Karlstadts und der Schwarmgeister, für die er die Schweizer hielt, keine Konzession zu machen und er machte keine. Nicht einmal mit den süddeutschen Städten kam es zu einem Bunde, denn da die Sachsen von Straßburg und Ulm Lossagung von den Schweizern verlangten, verlief der am 16. Oktober zu Schwabach zusammentretende Konvent evangelischer Stände resultatlos. Luther, der auf der Heimreise von dem Kurfürsten Johann nach Schleiz befohlen worden war, hatte dort den Auftrag erhalten, die Artikel zu bezeichnen, deren Anerkennung von den Mitgliedern des Bündnisses zu verlangen sei. So hatte er als Entwurf der Einung seine Marburger Artikel vorgelegt, aber an Stelle des fünfzehnten unverglichenen Artikels hatte er seine eigene Abendmahlslehre gesetzt und in dem Vorangehenden hatte er den Widerspruch gegen Zwinglis

Lehre von der Erbsünde und der Zwinglischen Beschränkung des Leidens lediglich auf die Menschheit Christi verschärft. So waren diese Artikel für die Städte unannehmbar geworden, und sie erklärten, das entspreche nicht der Lehre, die bei ihnen gepredigt werde. Der am 29. November folgende Konvent von Schmalkalden hatte aus demselben Grunde das gleiche negative Ergebnis. Der Landgraf war darüber ebenso erzürnt als unglücklich. Als er aber fragte, wie man denn dem Kaiser Widerstand leisten wolle, wenn man sich nicht einige, erwiderte Luther, man denke überhaupt nicht daran, der von Gott geordneten Obrigkeit Widerstand zu leisten. Für Zwingli, den Schweizer, war Karl V. nur der fremde Tyrann. „Papst und Kaiser," schrieb er, „die sind beide von Rom." Für Luther aber ist Karl V. sein Kaiser und Herr und gegen ihn sich mit Franzosen und Schweizern zu verbinden, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Vergeblich mühten die Juristen sich ab, Luthern zu beweisen, der Kaiser sei nicht die Obrigkeit der deutschen Fürsten, die deutschen Fürsten seien selbst Obrigkeit. Er blieb dabei: der Kaiser sei so gut des Kurfürsten Obrigkeit wie der Kurfürst Obrigkeit des Bürgermeisters von Torgau sei. Er wiederholte, wenn der Kaiser ihn und seine Freunde vorlade, würden sie erscheinen und wie er, so sprachen Lazarus Spengler in Nürnberg, Markgraf Georg in Ansbach-Bayreuth, Brenz in Schwäbisch Hall und die andern. Alle Sorgen seines Fürsten aber verscheuchte Luther mit dem Worte: „Gott ist treu, der wird's tun." Oder mit dem Worte des Jesaja: „Wenn ihr stille bliebet, würdet ihr gerettet werden." Die Juristen schüttelten dazu bedenklich das Haupt und nicht bloß der Landgraf und die Städte, sondern auch manche norddeutsche Stände wurden irre an einem solchen Führer. Aber Luther hatte das Papsttum nicht gestürzt kraft jener Ideale humanistischer Aufklärung und bürgerlicher Freiheit, die Zwinglis Brust schwellten. Er war innerlich gebunden an das, was er als Lehre der Schrift erkannt hatte und was auch die Politiker ihm vorreden mochten, er sang in seinem Herzen: „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben." Von bewaffnetem Widerstand wollte er vollends nichts hören. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren." Am 18. November, unmittelbar vor dem Konvent in Schmalkalden schrieb er in seinem Namen und dem von Melanchthon und Bugenhagen an den Kurfürsten, „wir möchten zehnmal lieber tot sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein eines Blutes oder Schadens, so von unsertwegen

geschehen. Denn wir sollen die sein, die da leiden und wie die Schlachtschafe gerechnet sind". Bald aber stellte sich heraus, daß auch politisch genommen Luther das Bessere getroffen hatte. Hätte man ein Schutzbündnis mit Frankreich und der Schweiz geschlossen, so wäre die Schlacht von Mühlberg wahrscheinlich schon jetzt geschlagen worden. Aber Leute, die sich nicht wehrten, konnte Karl auch nicht angreifen. Zudem hatte der Habsburger die Hilfe der Protestanten gegen die Türken noch immer nötig, wenn auch die Lage im Frühjahr 1530 für ihn nicht mehr so verzweifelt war wie im Herbst 1529. Während die Theologen zu Marburg sich stritten, waren die Türken bis unter die Mauern von Wien vorgedrungen und Suleiman hatte geschworen, nicht zu ruhen bis das Gebet des Propheten von dem Minaret der Stephanskirche ausgerufen werde. Der Winter hatte die Fortsetzung der Belagerung verhindert, aber bei so unsichern Umständen gab das kaiserliche Ausschreiben zum Augsburger Reichstag allen Ständen die besten Worte, denn die Habsburger brauchten die Hilfe der Protestanten so gut wie die der Papisten. Der Kaiser, der sich am 5. November zu Bologna, ohne Assistenz der deutschen Kurfürsten, von Clemens VII. hatte krönen lassen, sagte in seiner Ladung vom 21. Januar 1530, er beabsichtige, auf dem bevorstehenden Reichstage „alle Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal unserem Heiland zu befehlen und ferner eines jeden Opinion, Gutdünken und Meinung in Liebe zu hören, zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und alles abzutun, was zu beiden Seiten nicht recht ausgelegt worden". Gattinara, der damalige Ratgeber des Kaisers, hatte diesen versöhnlichen Ton angeschlagen, um Sachsen und Hessen nur überhaupt zum Besuche des Reichstags zu bestimmen, wo man ihre Verwilligungen brauchte, Luther aber zweifelte nicht, daß es dem Kaiser mit diesen Gesinnungen völlig ernst sei. Auch als Karl in Augsburg erschien, forderte Luther in seiner Ausgabe der Schwabacher Artikel zum Gebete auf für Kaiser Karol, der wie ein unschuldiges Lämmlein sitze zwischen so vielen Hunden, Säuen und Teufeln, so wie er von Worms her den jungen Menschen in Erinnerung trug, und trotz aller Augsburger Erfahrungen hielt er mit merkwürdiger Zähigkeit daran fest, den hinterhaltigen, fanatisch bigotten Enkel Ferdinands des Katholischen als einen irregeleiteten, aber harmlosen Jüngling vor sich und andern zu entschuldigen.

XXXV

Luther auf der Feste Koburg 1530.

Kurfürst Johann von Sachsen teilte Luthers Hoffnung, der zweite Reichstag Karls V. im Reiche werde wieder gut machen, was der erste vor neun Jahren verdorben hatte. Er glaubte in diesem Reichstage die von den Ständen schon lange begehrte Nationalversammlung sehen zu dürfen, die den deutschen kirchlichen Beschwerden abhelfen werde, und beauftragte seine Theologen, da der Reichstag am 2. April eröffnet werden sollte, die Artikel zu verzeichnen, deren Recht man dem Papste und den Bischöfen gegenüber halten wolle. Jonas, Melanchthon, Bugenhagen und Luther wurden durch ein Schreiben vom 14. März 1530 zu diesem Zwecke nach Torgau an das Hoflager befohlen. Dort in der Torgauer Pfarre, wo Spalatin sich bereits befand, wurden von diesen fünf Theologen die Artikel verfaßt, in denen man die eingeführten Reformen rechtfertigte. Wir besitzen die Torgauer Artikel in einem Aktenstück, das Johann nach Augsburg mitnahm und das dort die Grundlage des zweiten Teils der Augsburger Konfession wurde. Dasselbe handelt in zehn Kapiteln von den kirchlichen Ordnungen, der Priesterehe, dem Abendmahl, der Messe, der Beichte, der Weihe, den Gelübden, dem Heiligendienst und dem deutschen Kirchengesang. Über Glaubensfragen verbreitete das Gutachten sich nicht, da die Gegner selbst zugäben, daß die in den kurfürstlichen Landen gepredigte Lehre christlich und tröstlich sei. Melanchthon hat dann doch zu Koburg die Einleitung zu einer Konfession begonnen, aber in der Hauptsache bestand bei der Torgauer Konferenz die Absicht, sich auf Rechtfertigung der vorgenommenen Änderungen in den Bräuchen zu beschränken. Man war mit diesen Arbeiten kaum so recht im reinen, als der Kurfürst bereits zum Aufbruch nach Augsburg mahnte. Ein kurzer Abschied von Weib und Kind wurde den Wittenbergern noch verstattet. Am 3. April 1530 predigte Luther noch einmal vor seiner Gemeinde und kehrte dann

am selben Tage mit Melanchthon und Justus Jonas nach Torgau zurück, während Bugenhagen als Pfarrherr bei seiner Gemeinde blieb. Als Gehilfen nahm Luther sich den jungen Nürnberger Veit Dietrich mit, der schon längere Zeit sein Hausgenosse und Famulus gewesen war und sich auch bei dieser Gelegenheit als sorgsamer Reisegefährte und Krankenpfleger bewährte. In Altenburg stieß am 6. April Spalatin zu den Reisenden. In Weimar wurde am Palmsonntag das Abendmahl gefeiert, und nach rauher Fahrt über den Thüringer Wald langte man am 15. April, am Karfreitag, in Koburg an. In Saalfeld hatte Graf Albrecht von Mansfeld sich angeschlossen, der Agricola und Aquila mitbrachte. Luther predigte mehrmals in Koburg und hielt am Osterfest eine scharfe Rede gegen die Sakramentierer, um seinem gnädigsten Herrn den Nacken zu stärken, denn noch immer fürchtete er von dieser Seite die schlimmste Gefahr.

Daß er nicht nach Augsburg mitgenommen werde „aus gewissen Gründen", schrieb Luther schon am 2. April an Pfarrer Cordatus in Zwickau. Für die Welt verschwand er wieder unerwartet, indem er an dem gleichen Tage, an dem die andern nach Augsburg aufbrachen, am 23. April, bereits vor Tagesanbruch auf die Feste hinaufgebracht wurde. In Koburg mochten sie meinen, er sei bei den Abgereisten. Verlangte der Kaiser seine Auslieferung, so konnte er von hier aus leicht ein noch versteckteres Asyl erreichen. In ein gewisses Geheimnis wurde sein Aufenthalt auch jetzt gehüllt, wenigstens datiert er seine Briefe wieder ex Eremo, wie von der Wartburg, oder aus der „Wüste Grubok" (Koburg), „aus dem Reiche der Dohlen" oder „aus dem Reiche der Vögel". Auch den Bart des weiland Junker Jörg ließ er sich wieder wachsen, so daß die Besucher aus Augsburg ihn anfänglich nicht einmal erkannten. Der Grund, warum Kurfürst Johann ihn nicht mit auf den Reichstag nahm, war ohne Zweifel der, daß der Kurfürst einen Geächteten nicht mitbringen konnte, ohne den Kaiser geradezu zu verhöhnen. Das milde Ausschreiben Gattinaras, daß man die frühere Irrsal dem Herrn und Heiland befehlen wolle, ließ wohl einen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß der Kaiser Luthers Anwesenheit vielleicht gestatten würde. Aber schon die Nürnberger versagten für den Geächteten das freie Geleit, und ebenso besagte der von den Augsburgern am 30. April dem Kurfürsten ausgestellte Geleitsbrief, daß die vorsichtigen Kaufleute von ihrem freien Geleit solche Leute ausnähmen, „die in Straf und Pönfall des Reichs gefallen wären, die wir zu vergeleiten nicht Macht haben". Dem Geächteten selbst hat man frei-

lich seine persönliche Sicherheit nicht als den Grund bezeichnet, warum er zurückbleiben müsse, denn er meldet am 18. April die Tatsache seinem Freunde Hausmann mit dem Zusatz: „ich weiß nicht warum" (nescio qua de causa), was manche freilich so deuten, daß er keinen Grund sehe, warum er auf der Feste Koburg sitzen solle, statt in Wittenberg seinem Lehramte zu leben. Gelegentlich kommt ihm doch auch der Verdacht, er dürfe nicht nach Augsburg, weil man seine entschiedene Weise zu reden in der Diplomatenversammlung nicht brauchen könne. In einem Briefe, den Jonas, Melanchthon, Spalatin und Agricola nach Nürnberg mitnahmen, schrieb er an Eoban Hesse, der jetzt am dortigen Gymnasium wirkte, „ich wäre gern der Fünfte gewesen; aber da war einer, der sagte zu mir: ‚Schweig, du hast eine schlechte Stimme' (erat, qui diceret: tace, tu habes malam vocem)." Ob dieses empfindliche Ohr dem Kanzler Brück gehörte oder dem Kurfürsten selbst, ist nicht zu entscheiden. Auch seine öffentliche Tätigkeit in Wittenberg wäre dem Kaiser gegenüber eine Provokation gewesen. So ließ man ihn am besten auf der Feste, ohne ihn doch viel in die Geschäfte hereinzuziehen. Von ferne nur hörte er von den großen Ereignissen in Augsburg. „Es gehet mir eben, wie es den großen Kriegsherren vorm Jahre vor Wien ergangen ist, daß sie an Erhaltung der Stadt Wien keine Hand mit anlegen durften. Sie mußten zufrieden sein, daß sie nicht fiel." Wenn Luther auf der Feste Tage der Ungeduld und Niedergeschlagenheit durchzukämpfen hatte, so gut wie einst auf der Wartburg, so hat doch die Christenheit von Luthers einsamen Stunden hier denselben Nutzen gehabt wie damals. Auch für ihn selbst war es immer ein Segen, wenn er aus dem Lärm und dem unreinen Treiben der Tageskämpfe erlöst allein war mit seiner liebevollen, demütigen Seele und seinem treuen Gott. Er wußte selbst am besten, daß er bei den Reizungen der Gegner oft in einen Ton verfalle, der der großen Sache nicht würdig war, und er entschuldigt sich dann gelegentlich: „Was brauchten sie auch den Hund zu reizen?" Nie war er diesem Fehler mehr verfallen als in dem jüngsten Streite mit den Schweizern. Doch seine Katechismen und das Lutherlied zeigen, daß auf dem Grunde seiner Seele der alte Friede herrsche, den die Steinwürfe der Gegner wohl an der Oberfläche trüben, aber in der Tiefe nicht stören konnten. Er selbst redet einmal von den „trüben Wassern", die der Abendmahlsstreit immer wieder aufwühle, aber auch sie kamen hier zur Ruhe. Auf der Feste, wo er allem dem entrückt war, was ihn quälte und reizte, kehrte seiner Natur

ihr schönes Gleichgewicht wieder. In Gesellschaft von zwei unreifen jungen Leuten, seines Famulus Veit Dietrich und seines Neffen Cyriak Kaufmann, hat er hier einige der schwersten Kämpfe seines Lebens durchgekämpft, kein Wunder, daß er da sehnlich nach Briefen verlangte und sich traurig verlassen fühlte, wenn sie ausblieben, aber wie groß erscheint sein Reichtum, wenn man sich vergegenwärtigt, daß aller ebenbürtige Umgang ihm fehlte und kein Genosse diese Funken seinem Geiste entlockt hat. Äußerlich hatte die Lage viel Ähnlichkeit mit den stillen Monaten auf der Wartburg. Wieder war es Mai, wieder schmetterten die Vögel ihr Frühlingslied und kleideten sich die Bäume in junges Grün, aber er selbst war ein anderer geworden. Vergleicht man den von den Seinen getrennten Familienvater der Feste mit dem einsamen Mönche der Wartburg, wie hat er an innerer Ruhe, Klarheit und Gleichmäßigkeit der Stimmung gewonnen, wie hat sich sein Gemütsleben und der Kreis seiner menschlichen Interessen erweitert. Dort war er ein gehetzter Mönch, der nicht anders wußte, als daß sein Schifflein noch lange in den Wellen werde umhergeworfen werden, und daß das feste Land weit, weit entfernt sei, jetzt hat er das klare Bewußtsein, daß sein Fahrzeug den rechten Kurs habe und demnächst stolz einlaufen werde in den sichern Hafen. Auf der Wartburg drückte ihn das Gefühl eines vogelfreien Mannes, der auf niemanden fest zu rechnen hat. Hier erhält er die Briefe seiner Lieben, schreibt an sein Hänschen und steht vor dem Bilde seines Lenichen und weiß, daß er ein Heim hat. Vor allem aber ist er kein Flüchtling mehr, sondern der Feldherr, der freiwillig sich für eine Weile zurückzieht, aber in jedem Augenblick in der Lage ist, die Leitung wieder an sich zu nehmen. Mit seinem gewohnten Humor richtete er sich in dem weiten Gebäude ein. „Jenes große Haus," schreibt er an Melanchthon, „das die Burg überragt, ist gänzlich mein. Ich habe die Schlüssel zu allen Gemächern, so bleibt mir an Einsamkeit nichts zu wünschen." Sein einziger Gesellschafter war der dreiundzwanzigjährige Veit Dietrich von Nürnberg, ein Mediziner, der unter Luthers Einwirkung zur Theologie übergegangen und Luthers Famulus geworden war. Zu ihm gesellte sich der Sohn von Luthers Mansfelder Schwester, Cyriak Kaufmann, damals Student in Wittenberg. Außerdem fand er dreißig Mann oben, zumeist Türmer, Hornbläser, Nachtwächter und Landsknechte. Müßig genug mochten sie in den Gängen umherlungern. Da nun am 29. April Luther an Melanchthon schreibt, er habe plurimos Landsknechtos mit Gewalt hinausgeworfen, so haben ältere Biographen sein

Stilleben auf der Feste mit dem dramatischen Zuge bereichert, der Reformator habe in Person eine ganze Schar Landsknechte, die ihn in der Arbeit störten, mit Gewalt ausgetrieben, und ein „dramatisches Stimmungsbild“ hat diese Szene jüngst sogar für die Bühne bearbeitet. Allein unter Luthers Freunden hießen die Abschweifungen vom Texte „Landsknechte“, weil Doktor Jonas einmal sagte, man müsse in der Predigt bei der Stange bleiben und dürfe nicht jeden Landsknecht ansprechen, der um die Wege sei. In diesem Melanchthon wohlbekannten Sinne will Luther sagen, in der Schrift an die Geistlichen zu Augsburg, die er unter der Feder hatte, lasse er, um zu kürzen, alle Abschweifungen weg; den Landsknechten der Feste wollte er nichts Böses nachreden; sie haben dem Doktor nicht den geringsten Anlaß zur Klage gegeben. Die Berghöhe selbst findet er unendlich anmutig und für ruhiges Studium durchaus geeignet. In dem jungen Walde zwitschert es und singt es und der Kuckuck ruft für sich. Vor allem aber machen in einem nahen Gehölze die Haufen von Krähen ein unendliches Geschrei. „Ich meine das sei ein Gekecke.“ Sie werden ihm Anlaß zu Scherzen sowohl in den Briefen nach Augsburg, wie in denen an die Tischgenossen in Wittenberg. Vom Morgen um vier Uhr reden Alte und Junge, Mütter und Töchter von ihrem Krähennamen. Wenn er sie im Schlafe hört, dann denkt er, es seien die Scholastiker und Schüler des Cochläus, die sich in dem Schloßhof niedergelassen haben. Nachtigallen aber sind nicht darunter. Die Zeit vertrieben sich die drei Genossen, wie sie konnten, selbst mit Armbrustschießen, wobei Luther einmal, wie Veit Dietrich erzählt, eine Fledermaus so traf, daß er ihr Herz mit dem Pfeile herauszog. An Bemerkungen über die Symbolik dieses Vorgangs wird es der Nürnberger Theologe nicht haben fehlen lassen.

Für seine Arbeit machte Luther sich sofort eine feste Disposition, die er dann auch eingehalten hat. Er schreibt gleich, nachdem er sich eingerichtet, an Melanchthon: „Wir sind auf unserem Sinai angekommen; aber wir wollen ein Zion machen aus diesem Sinai und wollen daselbst drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Äsop eine.“ Den Jeremias vollendete er bis Pfingsten, dann wurde er leidend und mußte den schwierigen Ezechiel zurückstellen. Nur Ezechiel 38 und 39 gab er als aktuelles Flugblatt heraus, da er Gog und Magog auf die Türkennot deutete, die die Gemeinde durch ihr Gebet überwinden möge. An anstrengendem Arbeiten verhindert, lernte er die zehn Gebote auswendig, die ihm in den engsten Grenzen ein unbegrenzter Inbegriff aller

Dinge scheinen. Die gesunden Stunden benutzte er für die Übersetzung der kleinen Propheten, mit der er auch glücklich zu Ende kam. Über die Politik redet er nur mit Amsdorf in einem Briefe von Mitte April: der Kaiser komme voll Zorn, meint er, aber auch im vorigen Jahre sei er voll Zorn gewesen, und wie demütig hätten dann die stolzen Bayernherzöge an die ketzerischen Fürsten geschrieben, sie möchten doch dem belagerten Wien beistehen. So werde es wohl wieder gehen. Zum Besuch habe er in Koburg einen der Gesandten gehabt, die dem Kaiser die Speyerer Protestation überreichten und sich dann durch Flucht aus seiner Gefangenschaft retten mußten; der habe von der Krönung des Kaisers in Bologna, dem Pantoffelkuß Karls des Fünften und den allgemeinen Friedensküssen Wunderdinge erzählt. „Mögen die Canonici sich freuen und triumphieren, damit sie um so schneller zugrunde gehen.“ Darin, daß Karl sich ohne Zuzug der Kurfürsten zum Kaiser krönen ließ, sieht Luther eine der Praktiken Clemens' des Siebenten, des welschen Früchtleins. Dem Kaiser will er keinen Vorwurf daraus machen. Auch die Ängste Melanchthons vor Karl teilt Luther nicht, eher die vor den Türken, vor allem aber liegt ihm die Gefahr durch die Sakramentierer schwer auf der Seele, denn auch er fürchtet sich, wie Zwingli, nicht vor denen, die den Leib können töten, sondern vor denen, die Leib und Seele können verderben in die Hölle. Die Wichtigtuerei der Herren im Reichstage betrachtet er, wie immer, mit heiterer Ironie. So schreibt er an seine Tafelrunde zu Hause, die ihn brieflich begrüßt hatte, er, Veit Dietrich und sein Neffe Cyriakus seien zwar nicht nach Augsburg mitgenommen worden, aber dafür seien sie auf einen andern Reichstag gekommen, auf dem es auch lebhaft zugehe. „Es ist ein Rubet gleich vor unserem Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald. Da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt jung und alt durcheinander ... Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen (so wenig wie die Augsburger Freunde den ihren), aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer für unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz, und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen ... Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen ge-

waltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Taten tun. Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben." Wie die Sophisten und Papisten sind sie ein sehr nützlich Volk, „alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weile". Ähnliche Scherze hatte er den Freunden in Augsburg gesendet, und Melanchthon hatte solchen Wohlgefallen an diesem Gleichnis, daß er es gelehrt erläuterte. Dohle heiße auf griechisch *κολοιός*, d. h. Kochläus, und ihr Gesang laute: „Eck, Eck, Eck!" Was freilich die lustigen Briefe bei dem im Grunde traurigen Briefschreiber bedeuten, gesteht er selbst, sie sollen die Gedanken, die auf ihn losstürzen, zurücktreiben. Wenn es nur möglich wäre! Aber wenn wir traurig sind, sind wir für eine schöne Natur doppelt empfänglich. So schreibt auch Luther: „Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewest, hat noch nie geregnet ohne gestern und vorgestern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen und haltet gut Haus." Nicht minder humoristisch klingt ein Brief vom 24. April an die Hausfrau des Justus Jonas, die einer Entbindung entgegenging und die er für ihre tapfere Haltung als Strohwitwe lobt. „Euer Herr ist nicht so leichten Muts, sondern sorget sich für Euch sehr, und ist zornig und schilt und flucht um des Hausabbrechens." „Ich gedenke, es werde ein Töchterlein sein, die machen sich so seltsam, sperren sich, und muß ihnen ein groß Haus zu enge sein; gleichwie die Mütter auch tun, die einem armen Mann auch die Welt zu enge machen. Grüßet mir Euern lieben Jost und die Großmutter und Euch selbst mit dazu." Das Kind, ein Knäblein, starb bald wieder, und Luther bittet in einem Briefe voll Teilnahme Melanchthon, dem in Augsburg sitzenden Vater das in schonender Weise mitzuteilen. Noch Mitte Mai war Luther dazu aufgelegt, den Diakonen Rörer, der sich für einen großen Musikkenner hielt, mit einem vierstimmigen Gesang, den er auf Grund eines zufällig gefundenen Notenblattes zurechtgemacht und mit einem Texte versehen hatte, auf das Eis zu führen. Die Augsburger Freunde sollten ihm einen Brief schicken, in dem dieses Opus als das Begrüßungslied für den Kaiser bezeichnet werde. Einige Zeit darauf erhielt er von Camerarius einen griechischen Brief. Auch dieser Humanist, so gut wie Zwingli, wollte ihn den überlegenen

Gräcisten fühlen lassen. So antwortete Luther an Melanchthon etwas geärgert, doch in bestem Humor: „Magister Joachim hat zweimal griechisch an mich geschrieben. Ich werde ihm, wenn ich wieder gesund bin, türkisch antworten, damit er auch einmal zu lesen bekommt, was er nicht versteht. Denn warum schreibt er an mich griechisch?“ „Wenn ich wieder gesund bin,“ heißt es, denn auf lange hatte ihn der Satansengel, der ihn mit Fäusten schlug, nicht freigegeben. Die fremde Luft und Kost schlugen ihm hier so wenig zu wie einst auf der Wartburg. Ein Übel am Fuße beschränkte seine Bewegung; Ohrensausen und ein eingenommener Kopf verhinderten ihn am Arbeiten. „Es will's nicht mehr tun,“ meint der Siebenundvierzigjährige, „die Jahre treten herzu. Mein Caput ist ein Kapitel geworden und wird bald nur noch ein Paragraph sein.“ Später erzählte er, daß er sich bereits nach einem Winkel umgesehen habe, wo man ihn begraben solle. In der Kapelle unter dem Kreuze wäre es ihm am liebsten gewesen. Auch die alten Anfechtungen kehren wieder. „Satan hatte da seine Gesandtschaft bei mir,“ klagt er am 12. Mai, „ich war allein, Veit und Cyriak waren abwesend, und jener siegte so weit, daß er mich aus der Stube trieb und mich zwang, unter die Menschen zu gehn.“ Der Kurfürst schickte ihm Arznei und Melanchthon schärfte Veit Dietrich ein, nicht über schwere Dinge mit ihm zu reden, sondern dafür zu sorgen, daß Luther am Abend mit leichtem Sinn und aufgeheitertem Gemüt sich zu Bett lege. Veit Dietrich freilich stellte die Diagnose, gerade wie Luther selbst, auf den Teufel. Er berichtet zu Anfang Juli, als es bereits mit Luther wieder besser ging, er sei überzeugt, daß des Doktors Heimsuchung keine natürliche Krankheit sei, sondern eine Plage des Satans, denn er habe selbst darauf geachtet, daß Luther die strengste Diät halte. Bestärkt sah er sich in seinem Verdachte durch eine wunderbare Erscheinung. An einem Abend im Juni, gegen neun Uhr, habe Luther ihn aufmerksam gemacht auf eine feurige Schlange, die vom Turmdache in Schlangenwindungen nach dem Schloßbergwald hinabkroch und da verschwand; als Veit Dietrich mit den Augen suchte, was der Doktor meine, sah auch er einen flammenden Stern, der sich aufs Feld niederließ und verlöschte. In derselben Nacht wurde der Kranke rückfällig. Er hatte einen Ohnmachtsanfall und am folgenden Tage quälte ihn wieder das Ohrensausen. „Wovon mir's kommen sei,“ schrieb er, „kann ich nicht wissen, so ich mich doch in allen Dingen fast mäßig gehalten habe. Ich acht, es sei der schwarze, zottige Geselle aus der Hölle gewest, der mich in seinem Reich auf Erden nicht wohl leiden mag.“

Zu all diesen Plagen kam die Trauernachricht, daß am 29. Mai sein Vater gestorben sei, ohne daß er ihn noch einmal hatte besuchen können. Vorbereitet war er freilich auf dieses Ereignis. Schon im Februar hatte ihm sein Bruder Jakob Nachricht gegeben, wie es stehe, und Luther hatte darauf an den Alten dessen Enkel Cyriak gesendet mit einem Trostbriefe, in dem er der Hoffnung Ausdruck gab, ihn bei dem lieben Heilande wiederzusehen nach einer Reise, die geringer sei als die von Wittenberg nach Mansfeld, es handle sich nur um ein Stündlein Schlafes. Als der Pfarrer, Luthers Freund Cölius, den Sterbenden fragte, ob auch er das glaube, meinte der alte Schieferhauer: „Da müßte ich ja ein Schalk sein, wenn ich das nicht glaubte." Am 5. Juni erhielt Luther durch seinen Jugendfreund Reinicke, mit dem er in Magdeburg auf der Schule gewesen war, die Nachricht vom eingetretenen Ende. Da nahm er seinen Psalter und ging in die Kammer, um sich auszuweinen. Er hatte dem Vater viel zu verdanken und viel zu verzeihen.

Eine Herzstärkung in all diesem Leid waren die guten Nachrichten von Hause, zumal die über sein Hänsichen. Käthe hatte Luthers jungen Freund Hieronymus Weller sich zum Beistand und als Informator ins Haus genommen. Der Lehrer stellte dem kleinen Mann ein gutes Zeugnis aus. Wie froh das den Vater machte, zeigt der Brief vom 19. Juni, in dem er seinem Hans, dem Lips Melanchthon und Just Jonas verspricht, wenn sie alle artig seien, sollten sie auch einmal in dem himmlischen Garten sich tummeln dürfen, wo Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen wachsen und auf der Wiese, wo es güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste und Pferdchen mit goldenen Zäumen zum Spielen gibt. Als Frau Käthe daraus erkannte, was dem kranken Manne wohl tue, ließ sie durch Lukas Kranach ihr Lenichen malen und schickte das Bild an den Vater. Veit Dietrich schrieb ihr darüber: „Ihr habt ein sehr gut Werk getan, daß Ihr dem Herrn Doctori die Kontrafaktur geschickt habt; denn er über die Maßen viel Gedanken mit dem Bilde vergißt. Er hat's gegen den Tisch über an die Wand geklebt, da wir essen in des Fürsten Gemach. Da er's am ersten ansahe, konnte er sie lang nicht kennen. ‚Ei,' sprach er, ‚die Lene ist ja schwarz.' Aber jetzt gefällt sie ihm wohl und dünkt ihm je länger, je mehr, es sei Lenichen. Sie sieht dem Häuschen über die Maßen gleich mit dem Mund, Augen und Nase. Liebe Frau Doktorin, ich bitte, Ihr wollet Euch um den Herrn Doktor nicht härmen. Er ist Gott Lob frisch und gesund, hat des Vaters in den ersten Tagen ver-

gessen, wiewohl es ihm sauer ward." Luther selbst schrieb über Lenchens Bild an seine Hausfrau: „Ich kannte das Hürlein zuerst nicht." Er hatte sie schwarz in Erinnerung, Gevatter Kranach hatte aber seiner Vorliebe für flachsblonde Haare auch hier gefrönt, obgleich Lenichen gar nicht blond war. Die Ratschläge, die Luther für das Abgewöhnen des Allerjüngsten dabei gibt, beweisen, daß er sich als erfahrener Familienvater fühlt. Um so mehr diente diese frohe Sendung dazu, den kranken Mann zu erinnern, daß die frohen Tage wiederkehren würden, wenn er nur erst zu Hause wieder bei seinen Lieblingen sitze und Frau und Freunde ihm helfen würden, den Satan, den Bösewicht, ihm vom Leibe zu halten. Einen andern wirksamen Talisman brachte Luther in seiner eigenen Stube an, den 17. Vers des Psalms 118: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkünden." Die Noten zum Singen schrieb er darüber. Sein Freund Ratzeberger sah noch nach Luthers Tod „in der Stuben gegen dem Höltzlin heraus" die Notenschrift und schrieb sie sich ab. Den Psalm selbst, den Luther nach seinem Eingang in der Vulgata „das schöne Confitemini" nannte, gab der Reformator mit einer erbaulichen Erläuterung heraus. „Es ist das mein Psalm, den ich lieb habe." Den regen Verkehr zwischen Augsburg und Wittenberg benutzte Luthers Hausfrau, um sich durch Link in Nürnberg Apfelsinen zu bestellen, die es in Wittenberg nicht gab. So kam es, daß der ehemalige Generalvikar der Augustinereremiten für Luthers Käthe Pomeranzen besorgte. Nach außen machte Luther von dem Leiden, an das er gewohnt war, nicht viel Aufhebens. Als er am 20. Mai das erste Schreiben des Kurfürsten aus Augsburg beantwortet, schlägt er einen heiteren Ton an und da der Kurfürst ihn gemahnt hatte, er solle sich die Zeit in dem leeren Schloß nicht lang werden lassen, meint er in einem schönen Briefe vom 20. Mai, „die Zeit ist mir fürwahr nit lang; wir leben als die Herrn und sind mir diese Wochen daher also verlaufen, daß mich's kaum drei Tag dünkt. Aber Ew. Kurfürstlich Gnaden ist und muß jetzt sein an einem langweiligen Ort; da helf unser lieber Vater im Himmel, daß Ew. Kurfürstlich Gnaden Herz fest und geduldig bleibe." So ist er derjenige, der tröstet und aufrichtet. Der Kurfürst möge den Zustand seiner Bevölkerung mit dem in den Ländern der Papisten vergleichen, so werde sein Gemüt froh werden. „Das jung Volk wirds tun, das mit seinen unschuldigen Zünglein so herzlich gen Himmel ruft und schreiet, und Ew. Kurfürstlich Gnaden als ihren lieben Vater, so treulich dem barmherzigen Gott befiehlt." Dieses

Gebet wird den Satan aus dem Felde schlagen. „Ich kenn ihn zum Teil wohl, weiß auch wie er mir pflegt mitzuspielen; er ist ein trauriger sauerer Geist, der nicht leiden kann, daß ein Herz fröhlich sei oder Ruhe habe, sonderlich in Gott. Möge Gott," schließt der Brief, „Ew. Kurfürstlich Gnaden stets erhalten, stärken und bewahren wider alle listigen, giftigen, feurigen Pfeile des sauern, schweren argen Geistes .... denn wo Ew. Kurfürstlich Gnaden fröhlich ist, so leben wir; wo sie aber betrübt ist, da seind wir krank."

So tief Luther sich in seine erbaulichen Arbeiten versenkt hatte, die öffentlichen Vorgänge hatte er darum nicht aus dem Auge verloren. Auch er stellte sich auf dem Reichstage ein mit einer „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt zu Augsburg". Sie ist Mitte Mai in Wittenberg gedruckt und wurde dem Kaiser schon bekannt, als er noch zu Innsbruck Hof hielt. Statt persönlich zu erscheinen, schreibt Luther den Prälaten am Reichstag, er wolle sie auf diesem Wege herzlich bitten, flehen und ermahnen, nicht auch diesen Reichstag wieder zu versäumen und zu mißbrauchen. Da Kaiser Karl den besten Willen habe, könnten sie viel Gutes schaffen und ausrichten, wenn sie nur wollten. In Worms habe ihnen der Kaiser den Willen getan, aber ihr eigen Edikt hätten sie schon in Nürnberg wieder ändern müssen, dennoch aber wollten sie alle übeln Folgen ihrer damaligen Halsstarrigkeit ihm in die Schuhe schieben. „Wohlan das muß ich leiden." Die Frommen unter ihnen wüßten ja selbst, daß gerade seine Lehre die Leute bewogen habe Frieden zu halten und der Obrigkeit zu gehorchen. Für seine Person würde er gern vom Schauplatz abtreten, „ich bin's wohl so müde, der großen Undankbarkeit im Volke halber ... aber die armen Seelen wollen nicht. So ist auch ein Mann, der heißt Jesus Christus, der spricht Nein dazu, dem folge ich billig, als der wohl mehr um mich verdient hat." Bräuche, die sich eingelebt haben, würde auch er sich gefallen lassen und es damit nicht so genau nehmen, wenn nur nicht verlangt wird, daß man sie für nötig zur Seligkeit erkläre. „Wenn man solche Stücke hätte bleiben lassen ein Kinderspiel für die Jugend und junge Schüler, damit sie hätten ein kindlich Bild gehabt christlicher Lehre und Lebens, wie man doch muß Kindern Tocken, Puppen, Pferde und ander Kinderwerk fürgeben und wäre bei dem Brauch blieben, wie man die Kinder lehrt, Sankt Niklas und dem Christkind fasten, daß sie ihnen sollten des Nachts bescheren, wie sich's läßt ansehen, daß unsere Vorfahren haben gemeint, so wäre es wohl zu

leiden, daß man Palmesel, Himmelfahrt und dergleichen viel ließe gehen und geschehen, denn damit wäre kein Gewissen verwirrt.“ In solchen Stücken könnte er entgegenkommen. Anderseits bezweifelt er, daß die Herrn alle Resultate seiner Arbeit wirklich rückgängig machen möchten. Er habe noch keinen Bischof oder Pfarrherrn darüber weinen hören, daß sie die Mönche losgeworden seien, und sie würden sich diese Wanzen nicht selbst wieder in ihren Pelz setzen. Auch daß mit den Mönchen dem Papste schier eine ganze Hand ab sei, ließen sie sich in der Stille gern gefallen, nur dem Luther danken sie es nicht. So erinnert er sie an den ganzen Unfug des Ablasses, des Pönitentialwesens, der Winkelmessen und des Banns. Seine Vorwürfe sind in der neuen Schrift die alten, neu aber ist der treuherzige Vorschlag, beide Teile könnten sich ja in Frieden gewähren lassen. Die Bischöfe, meint er, seien zum geistlichen Amt ja doch nicht zu brauchen, „so gebet uns die Lehre des Evangeliums frei und laßt uns dem armen Volk, das fromm zu sein begehrt, dienen; wir begehren dafür keinen Sold von euch, sondern wollen warten, wie uns Gott sonst ernähre; wir wollen auch lehren, daß man euch Fürsten und Herrn sein und eure Güter bei euch bleiben lasse; auch euern bischöflichen Zwang könnt ihr, wofern ihr uns das Evangelium frei laßt, wieder anrichten, damit ihr doch auch etwas bischöflichen Amtes habet. So lehrten dann wir an eurer Statt das Evangelium, und ihr hülfet solches handhaben mit bischöflichem Zwang. Euer Person, Leben und fürstlich Wesen überließen wir euerem Gewissen und Gottes Urteil.“ Knox und seine Freunde haben in Schottland mit der Duldung von Titularbischöfen ähnliches versucht, aber sie sind gescheitert, wie auch dieser Versuch gescheitert wäre, falls es Luthern damit überhaupt ernst war. Jedenfalls hatte die Schrift den einen Erfolg, daß Karl V. sie schon von Innsbruck her verbot, noch ehe er Augsburg betreten hatte. Aufsehen muß sie also doch gemacht haben. Diese Blätter waren Luthers Augsburger Bekenntnis, das allerdings einen andern Ton anschlug als Melanchthons Augustana. Verglichen mit seiner unausgesprochenen Meinung von den in Augsburg versammelten Bischöfen, kann seine Schrift noch maßvoll genannt werden. Schon im folgenden Jahre predigte er: „Wie viel meinst du sind Teufel gewesen zu Augsburg? Ein jeder Bischof hat so viel Teufel mitgebracht als der Hund Flöhe hat am Johannistag.“

Des weiteren wurde Luther in die Augsburger Verhandlungen hineingezogen durch einen, ohne sein Zutun verbreiteten Abdruck der Schwabacher

Artikel. Er veranstaltete darum selbst eine Ausgabe derselben unter dem Titel: „Auf das Schreien etlicher Papisten über die siebzehn Artikel.“ Die Papisten sind dieses Mal Wimpina und einige andere Theologen des Kurfürsten von Brandenburg, der Luthern die jüngste moralische Vernichtung durch dogmatische Verketzerung vergalt. Wimpina tat desgleichen, als ob die Schwabacher Artikel Luthers Bekenntnis vor Kaiser und Reich sein sollten und warf ihm vor, daß er dabei mit seinen Ketzereien hinter dem Berge halte. So erwiderte der Angegriffene, daß diese siebzehn Sätze gar nicht von ihm allein gestellt und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen seien, am wenigsten für die Papisten, da der Verfasser wohl wisse, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen solle. „Es gehören Artikel von Trestern und Kleien, von Knochen und Beinen für solche Heilige. Was soll der Sau Muskatnuß?“ Luther wußte freilich in seiner Abgeschiedenheit nicht, daß der Kurfürst bald nach seiner Ankunft in Augsburg dem in Innsbruck weilenden Kaiser von sich aus eine Darstellung der evangelischen Lehre eingesendet hatte, um den Verleumdungen des Herzogs Georg und der Ingolstädter Theologen entgegenzutreten, und daß dieses Bekenntnis wohl schwerlich etwas anderes war als eben die Schwabacher Artikel, die dadurch allerdings eine Beziehung zu den schwebenden Reichstagsverhandlungen gewonnen hatten, ganz abgesehen davon, daß sie nun auch Melanchthon für den ersten Teil seiner Apologie benutzte.

Ein schwerer Schlag für die Protestanten war es, daß am 4. Juni zu Innsbruck der Großkanzler Gattinara starb, der in letzter Zeit, mit Hinweis auf die Vergeblichkeit der früheren scharfen Edikte mildere Maßregeln empfahl. Jetzt bekamen der Legat Campeggius und die Bayernherzöge, mit denen Karl in Innsbruck einen Vorreichstag abhielt, völlig das Übergewicht. Das katholische Programm war fertig, ehe Karl Innsbruck verließ.

Auf den Tag vor der Fronleichnamsprozession, den 15. Juni, hatte Karl seinen Einzug in Augsburg anberaumt. Nachdem der Kaiser die Fürsten auf Anfang April nach Augsburg befohlen hatte, traf er selbst erst Mitte Juni ein und Kanzler Brück hielt die verfrühte Ladung sogar für wohlbedachte Absicht. Er meint, man habe dadurch erreichen wollen, daß die evangelischen Stände vor der Zeit ihre Mittel aufbrauchten und dann den Reichstag vor Schluß desselben verlassen müßten, worauf Karl dann wie einst in Worms, den Abschied mit seinen Getreuen nach Gefallen gestalten könne.

Der kränkliche junge Kaiser, der sonst das Gepränge nicht liebte, hatte es diesmal darauf abgesehen, durch Pomp und Prunk zu imponieren und der sogenannte goldne Saal zu Augsburg sah niemals größere Pracht. In Begleitung seines Bruders Ferdinand und der Bayernherzöge erschien Karl vor Augsburg, „samt derselben Hofgesinde, wohlgerüst in Harnisch und Spießen, auch mit schönen Federbüschen, und des Herzogs Wilhelm Heerpauken, Trompeten und sonst viel Adel, Kaufleuten, Bürgern und Landvolk zu Fuß und zu Roß". Eine viertel Meile vor der Stadt wurden die Geschütze der Verbündeten, bei hundert Stück, darunter eine hölzerne Büchse, 18 Fuß lang, samt der steinernen Kugel, die man in Salzburg den Bauern abgenommen hatte, aufgestellt, eine Erinnerung an den Bauernkrieg. Zum Einzug schloß sich der Legat Campeggius an, der sich das goldene Kreuz vorantragen ließ. Dann kamen die anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten. Am Weinmarkte empfingen die Domherrn den Kaiser mit großer Prozession. Er mußte unter einen neuen Thronhimmel treten und wurde so zur Kirche geleitet. Als aber nach dem Tedeum der Kardinal Lang dem Kaiser die Benediktion erteilen wollte, stürzte der Legat Campeggius nach dem Altar: „den Kardinal von Salzburg hinter sich gerissen und gesagt: ihm gehöre zu, Kaiserlicher Majestät die Benediktion zu geben, das sich der Kardinal von Salzburg nicht widern hat dürfen, sondern geschehen müssen lassen." Dann ging der Zug nach der Herberge des Kaisers, dem bischöflichen Palast, wobei der alte und wohlbeleibte Kurfürst von Sachsen nach dem Brauch dem Kaiser das Schwert vorantrug. Da gleich am folgenden Tag das Fronleichnamsfest war, wurde die Beteiligung an der Prozession zugleich zu einer Frage der Courtoisie gegen den Kaiser. Karl hatte, wie der Kurfürst am 25. Juni selbst Luther meldet, „alsbald er gen Augsburg kommen und vom Roß abgestanden", verlangt, daß mit seiner Ankunft die Predigt der Ketzer in Augsburg verstummen müsse. Diese beiden Fragen führten sofort am Abend des Einzugs zu einem persönlichen Konflikt zwischen dem Kaiser und den evangelischen Fürsten. Der Magistrat hatte eine Kirche für Agricola angewiesen, den Albrecht von Mansfeld auf Verlangen des Kurfürsten mitgebracht hatte, und eine andere für Schnepf aus Marburg dem Landgrafen zur Verfügung gestellt. Aber schon von Innsbruck aus gab der Kaiser das Verlangen kund, die Prädikanten sollten das zwiespältige Predigen für die Dauer seiner Anwesenheit unterlassen. Der gewissenhafte Kurfürst sah darin eine Verleugnung seines Glaubens. Melanchthon riet sich zu

unterwerfen, „aber“, schreibt er an Luther, „unser Alter ist schwer dazu zu bewegen“. Zunächst forderte der Fürst Luther darüber zum Gutachten auf, aber auch dieser war der Meinung, wenn der Kaiser sich nicht überzeugen lasse, daß die Evangelischen keine Ketzerei predigten, sondern Gottes Wort, müsse man gehorchen, denn Augsburg sei eine kaiserliche Stadt. Dem festen und geraden Sinne des Kurfürsten war das unverständlich und er meinte, er wisse nicht, „narre“ er oder seine Theologen? Als der Kaiser die evangelischen Fürsten gleich nach seiner Ankunft in die bischöfliche Pfalz befahl und ihnen persönlich die Forderung stellte, ihren Predigern Schweigen zu gebieten und sich morgen an der Prozession zu beteiligen, waren die beiden alten Herren, Johann von Sachsen und Georg von Brandenburg, so erschreckt, daß keiner des Wortes mächtig war; da trat der junge Landgraf vor, der den Mund auf dem rechten Fleck hatte, und erklärte freimütig, ihre Prediger predigten nichts Böses, noch Neues. Der Kaiser möge erst eine vertrauenswerte Person ihren Predigten zuhören lassen, ehe er urteile. Der bleiche Spanier wurde rot vor Zorn, als ihm sein Bruder diese Worte des kecken deutschen Fürsten übersetzte. Markgraf Georg aber, der im Dienste des Kaisers Max grau geworden, sagte: „Ehe ich mir das Wort Gottes nehmen lasse, ehe will ich niederknien und mir den Kopf abhauen lassen.“ Da erwiderte Karl in seinem niederdeutschen Dialekt: „Löw Förft, nit Kop ab.“ Es sind das die einzigen deutschen Worte, die von ihm überliefert sind. In der Sache aber blieb er fest. Nach mehrtägigen Verhandlungen willigten die evangelischen Fürsten in einen Vergleich, der beiden Teilen die Predigt untersagte. Dabei waren doch wieder die Katholischen im Vorteil. Die Schriftlektionen der Evangelischen waren ohne Predigt ein verstümmelter Gottesdienst, während die katholische Messe keiner Predigt bedurfte. Die städtischen Prediger hätten wohl am ehsten Widerstand leisten können, wenn ihr Rat sie geschützt hätte. Aber diese reichen Kaufleute waren solche moralische Bettelleute, daß sie ihren Predigern Schweigen auferlegten, ja sogar ihre Berufung bestritten. So sahen sich diese ihrer Stellen entlassen. Luthers Freund Frosch und Stephan Agricola gingen nach Nürnberg. Urbanus Rhegius nahm eine Berufung des in Augsburg anwesenden Herzogs Ernst von Lüneburg an. Als der Prediger Schneid am 17. August verhaftet wurde, weil er die sächsischen Herrn vor angeblichen Anschlägen des Kaisers gewarnt hatte, verließen überhaupt alle Prädikanten Augsburg. In der Stadt aber ließ der Kaiser durch den Herold mit

etlichen Posaunen ausrufen, daß in Augsburg niemand predigen dürfe bei Leibesstrafe, als der, so Kaiserliche Majestät dazu verordnet habe. „Der liebe Gott muß jetzt den Mund halten," schrieb der Kurfürst an Luther. Nach dem Hochamt, mit dem am 20. Juni der Reichstag eröffnet wurde, trat der Nuntius Pimpinelli als Redner auf und behauptete den protestantischen Fürsten ins Angesicht, wenn man Sankt Peter mit den Schlüsseln verachte, müsse Sankt Paulus mit dem Schwerte dreinschlagen. An Lobsprüchen für den Kaiser, der dem Schifflein Petri zu Hilfe gekommen sei, als es durch so vieler Sekten Wirbel umgetrieben wurde, ließ es der Redner dabei nicht fehlen, aber in erster Reihe liegt doch auch ihm die Türkennot auf der Seele, gegen die die Deutschen die Waffen ergreifen werden, wenn sie das Beispiel des Aristides, Themistokles, Hermias, des Scipio Nasica, M. Cato, Curtius, Decius und Mutius Scävola nachahmen wollen. So hielt der Renaissanceprälat seine Prunkrede vor Kaiser und Reich, während man den protestantischen Theologen den Mund geschlossen hatte. Auch die Beschämung erlebten die Protestanten, daß des Kaisers Schwager, Christian II. von Dänemark, der einstmals Luther zu dem demütigen Brief an Heinrich VIII. überredet hatte, nunmehr selbst wieder zum alten Glauben zurücktrat. Von der Beteiligung an der Fronleichnamsprozession hatten auch Melanchthon und die andern Theologen dem Kurfürsten abgeraten, denn man würde damit einen Mißbrauch konfirmieren und später würden die Gegner sich darauf berufen, die Fürsten seien zu solcher Zeit auch mitgegangen, die Prozession könne also kein Mißbrauch sein. So blieben sie aus. Der Kaiser machte mit entblößtem Haupte und die Kerze in der Hand den Aufzug mit, doch meint Spalatin, wenn man die fremden Herrn mit ihrer Dienerschaft abziehe, so hätten sich nicht hundert Augsburger an demselben beteiligt.

Am 22. Juni wollte Karl das Bekenntnis der Protestanten entgegennehmen. Melanchthon hatte ursprünglich vorgehabt, in seiner Apologie, wie die Augustana damals noch hieß, nur die von den Protestanten vorgenommenen Neuerungen zu rechtfertigen, im übrigen aber sollte seine Schrift die Übereinstimmung der Protestanten mit allen Artikeln des römisch-katholischen Glaubens als selbstverständlich voraussetzen. Nachträglich erfuhr man, daß Eck, auf Anregung der Bayernherzöge, schon am 14. März dem Kaiser eine Denkschrift der Ingolstädter theologischen Fakultät zugesendet hatte, in der nicht weniger als 404 Sätze aus den Schriften „der Störer des kirchlichen Friedens" als ketzerisch bezeichnet waren, wobei

Eck Luthers, Zwinglis und der Wiedertäufer Lehren absichtlich in einen Topf warf. Unter diesen Umständen hielt es Melanchthon für geraten, eine Einleitung zu den Torgauer Artikeln, die er in Koburg begonnen hatte, ausführlicher zu gestalten, indem er sie zu einem Bekenntnis des ökumenischen Glaubens erweiterte. In diesem Betreff schrieb er an Luther am 11. Mai, da der Kaiser keine Zeit haben werde lange theologische Erörterungen anzuhören, sei es ratsam, dem Ganzen mehr die Form einer Konfession als die einer Apologie zu geben. Ecks Verdächtigungen hätten das nötig gemacht. Für diesen Teil legte er nun die 17 Schwabacher Artikel zugrunde, so daß Luther wenigstens indirekt auch hier zu Wort kam. Der Gegensatz gegen Sakramentierer und Wiedertäufer wurde scharf und deutlich betont, der gegen die katholische Kirche dagegen, wie das in Melanchthons Stellung lag, nach Kräften gemildert. Nach dieser Erweiterung umfaßte sein Entwurf in Artikel 1 bis 21 die Lehren des Glaubens, in Artikel 22 bis 28 die Kritik der Mißbräuche, die die Protestanten in ihren Kirchen abgestellt hätten. Für diesen Teil lagen die Torgauer Aufsätze vor, denen Luther gleichfalls beigestimmt hatte. Von der kräftigen Aufrichtigkeit, mit der Luther selbst in seiner „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt" das gleiche Thema behandelt hatte, ist freilich in Melanchthons Schrift nichts zu spüren. Nicht die polemische Darstellung des Unfugs, den man ausgefegt, sondern das Betonen des Gemeinschaftlichen, was man festgehalten hatte, war Philippus Sorge und so ist der erste Name seines Buchs „die Apologie" zutreffender als der Name der Konfession, den es erst erhielt, als der Name Apologie für die Verteidigung des eingereichten Bekenntnisses gegen die katholische Konfutationsschrift üblich geworden war. In seiner Rechtfertigungsschrift wollte Magister Philippus die abenteuerlichen Vorstellungen zerstreuen, die die Spanier vom Glauben Luthers hatten. Ein gewisses Verschleiern der Gegensätze war die notwendige Folge dieses Verfahrens. Die Augsburger Konfession will die Jurisdiktion der Bischöfe nach menschlichem Recht, wo sie besteht, sich gefallen lassen, falls sie sich an das Evangelium zu binden versprechen. Eine Reihe von abgestellten Mißbräuchen wird nicht erwähnt, weil die sächsischen Staatsmänner nicht abgeneigt waren, darüber noch zu paktieren. Die Konfession, die doch ein Bekenntnis der Protestanten sein wollte, geht über den Charakter indelebilis der Priesterweihe, über den göttlichen Ursprung des römischen Primats, über das Fegfeuer, ja selbst über die Sieben-

zahl der Sakramente, den Bann, die Wallfahrten, den Ablaß mit Schweigen hinweg, und redet von der Verehrung der Heiligen in einer Weise, daß Luther sich gedrungen fühlte, in einem eigenen Flugblatt die wirkliche Meinung der Protestanten zum Ausdruck zu bringen. Anfänglich hatte Melanchthon die Absicht gehabt, nach der Feste Koburg zu reisen und seinen Entwurf mit Luther durchzuberaten, doch zweifelte er sofort, daß der Kurfürst das gestatten werde. Statt dessen wurde der Entwurf am 11. Mai an Luther geschickt, aber mit der Weisung, das Schriftstück mit etwaigen Bemerkungen „mit selbem Boten wohl verwahrt und verpetschaftet unverzüglich wiederum anher zu schicken". Das war aber nicht die Art, wie Luther gewöhnt war, über so wichtige Fragen gehört zu werden. Er zog vor, von dieser gnädigsten Erlaubnis keinen Gebrauch zu machen, sondern schickte den Entwurf am fünfzehnten mit den lakonischen Zeilen zurück: „Ich hab Magister Philipps Apologie überlesen, die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." Ein Irrtum wäre es aber, diese doch sehr bedingte Zustimmung Luthers, die seine wahre Meinung zwischen den Zeilen lesen läßt, auf die Augustana zu beziehen, wie sie uns vorliegt. Nachdem die Apologie zurück war, bearbeitet sie Brück aufs neue. Die Nürnberger Gesandten berichten darüber nach Hause: „Der sächsische Ratschlag ist von Dr. Luther wiedergekommen. Dr. Pruck, der alt Kanzler, hat aber noch hinten und vornen daran zu formen. Und wir haben bestellt, so er damit fertig wird, daß man es uns wissen lassen soll." Dasselbe geht hervor aus dem Berichte vom 28. Mai, nach welchem „des Kurfürsten Räte und Gelehrte noch täglich ob ihrem Ratschlag in Sachen des Glaubens sitzen, daran ändern und bessern". Auch Melanchthon selbst schreibt an Luther am 22. Mai: „An der Apologie ändern wir täglich vieles. Ich wollte, du hättest wenigstens die Artikel des Glaubens durchlesen; sie sind nämlich jeweils zu ändern und der Lage anzupassen" (ad occasiones accommodandi). Daß Luther nicht einmal den ersten Teil des übersendeten Entwurfs gelesen (vellem percurrisses), setzt Melanchthon also selbst voraus und daß man ihn nachträglich noch der Lage anpasse, gesteht er kleinlaut ein. Diese Gelegenheitsmacherei, die sich an die Lage akkommodierte, charakterisiert Melanchthons ganzes damaliges Verhalten. Die Last der Verantwortung, die Luther das ganze

Jahr trug, ohne zu seufzen, drückte den weichen Magister Philippus völlig danieder. So wurde sein Werk, im Gegensatz zu seiner Behauptung, nicht eine Konfession, sondern eine Apologie. Die rechten Stücke des Endchrists, wie Luther die Artikel vom Papst, Priesterweihe, den sieben Sakramenten und dem Fegfeuer nannte, wurden nicht angegriffen, sondern nur die eigenen Änderungen apologetisch verteidigt, nicht der Gegensatz zum Papst, sondern der zu Zwingli wurde betont. Würde Luther in geordneter Weise an der Abfassung beteiligt worden sein, so hätte er solche Unterschlagungen der evangelischen Überzeugung niemals zugegeben; er hätte keinen abusus vergessen, weder Ablaß noch Fegfeuer, weder die Messe noch den römischen Antichrist.

Gerade in der entscheidenden Zeit, die der Überreichung der Konfession voranging, trat dann ein Stocken des Verkehrs zwischen der Feste und den Freunden in Augsburg ein, das schwer zu erklären ist. Melanchthons Briefe an Luther kamen verspätet an und die Freunde argwohnten Unterschlagungen. So schreibt Jonas am 25. Juni: „Was hilft Schreiben, so wir Armen das Unglück haben mit unsern Briefen, daß sie nicht überliefert werden!“ Wochenlang war der Reformator ohne Kunde, was in Augsburg vorgehe und er spottet in einem Briefe an Amsdorfs Schwager Teutleben über „die Junker Schweigler zu Augsburg“, die ihn ohne alle Nachrichten lassen. Abgeschnitten von der Außenwelt war er darum nicht, im Gegenteil schilt er über manche unwillkommene Störung und die „viele Wallfahrt hierher“, die all die Monate hindurch anhielt. Nach dem Tode des Vaters kam sein alter Schulkamerad aus Magdeburg, Hans Reinike, nebst Georg Römer zu ihm herauf; Argula von Staufen, die viel gepriesene und viel verspottete Gegnerin des Zölibats, überfiel ihn mit ihrem Besuch und gab ihm genaue Vorschriften, wie Käthe ihr Kind abgewöhnen solle, später traf Urbanus Rhegius ein, der von Augsburg nach Celle übersiedelte, dann der Kurprinz und schließlich auch noch Butzer, „das Straßburger Klappermaul“, mit einer funkelnagelneuen Abendmahlsformel, auf Grund deren er Luther mit Zwingli versöhnen wollte. In dem fast halbjährigen Aufenthalt ist Luther eigentlich nie völlig isoliert gewesen, aber von dem Orte, auf den es ankam, fehlte gerade in der entscheidenden Zeit, zu Luthers wachsendem Befremden, jede Nachricht. Für den Schuldigen hielt er irrtümlich Melanchthon.

In Augsburg war Mitte Juni bereits wieder zweifelhaft geworden, ob es überhaupt zu einer Überreichung der noch immer in Arbeit befind-

lichen Apologie kommen werde. Schon unmittelbar nach der Ankunft des Kaisers hatte Melanchthon mit dessen Kanzlei Beziehungen angeknüpft. Der deutsche Geheimschreiber Cornelius Schepper spielte dem deutschen Magister gegenüber den Scheucher, indem er ihm die traurigsten Folgen in Aussicht stellte, falls die Protestanten sich nicht unterwürfen, der spanische Alfonso Valdes machte den Schlepper, indem er sich bereit erklärte, als Vermittler zu dienen, falls Melanchthon annehmbare Vorschläge zur Einigung machen wolle und bereits war dieser so weit eingeschüchtert, daß er seine Forderungen auf Laienkelch, Priesterehe und Reform des Meßkanons herabsetzte. Eine schriftliche Auseinandersetzung dieses Inhalts machte auf Karl V. einen so günstigen Eindruck, daß er erklärte, auch seine Meinung sei, daß die Sache besser durch private Verhandlungen als durch den Reichstag geordnet werde. Als nun aber am 21. Juni Magister Philippus diese Vorschläge dem Kanzler Brück unterbreitete, erklärten sowohl die Fürsten, wie die Stadt Nürnberg, sie beständen auf öffentlicher Überreichung des Bekenntnisses. In einer gemeinsamen Versammlung der Städteboten wurde darum der Entwurf noch einmal durchberaten. Anträge, sich über die Stellung der Protestanten zum Papste auszusprechen, wurden abgelehnt. Anderseits fiel Melanchthon mit seinem Antrage durch, die bischöfliche Jurisdiktion ausdrücklich anzuerkennen. Als dann der Text endlich fertig gestellt war, schrieb Brück eine geschichtliche Einleitung zu Melanchthons Buch, die Justus Jonas ins Lateinische übersetzte. Unterzeichnet war das Bekenntnis von dem Kurfürsten Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, Ernst von Braunschweig-Lüneburg, sowie von den Vertretern von Nürnberg und Reutlingen. Später traten noch andere süddeutsche Städte, wie Heilbronn, Kempten, Windsheim bei, zu denen mit der Zeit noch Augsburg und schließlich infolge der Konkordie auch Straßburg und die ursprünglich zwinglisch gesinnten Reichsstädte kamen. Auch der Landgraf hatte seine Unterschrift gegeben, obwohl im zehnten Artikel, sehr im Gegensatz gegen seine Wünsche, alle Gegner der Lutherschen Abendmahlslehre ausgeschlossen worden waren. Das Anerbieten der oberländer Städte, die Apologie unter Ausschluß dieses Artikels zu unterschreiben, wurde zurückgewiesen. Die Straßburger Theologen hatten gemeint, man solle die Abendmahlsfrage beiseite lassen und auf Forderung eines Konzils den Hauptnachdruck legen. Philipp stellte Anfang Juni ihre Vorschläge dem Magister Philippus zu. In einem von Melanchthon und dem ihm damals eng verbundenen Brenz

unterzeichneten Schriftstück wurde den Straßburgern aber bedeutet, daß die Evangelischen nicht nur ihre Forderungen ablehnten, sondern auch mit den Zwinglianern niemals gemeinsame Sache machen und sich auch ihrer nicht annehmen würden, falls der Kaiser mit Gewalt gegen sie vorgehe. So mußten Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau am 9. Juli nachträglich ein eigenes Bekenntnis einreichen, die sogenannte Tetrapolitana, die an Stelle der Zwinglischen Abendmahlslehre die in Marburg von Butzer angebotene Formel enthielt, während Zwingli schon am 3. Juli seinerseits eine fidei ratio ad Carolum V einsendete, die seine von Melanchthon und Butzer abweichende Meinung scharf und unverblümt zum Ausdruck brachte. Melanchthon hatte für eine solche Hartnäckigkeit gegenüber dem mächtigen Herrscher kein Verständnis. In einem Briefe vom 14. Juli meint er, Zwingli sei einfach verrückt geworden. Statt wie die Sachsen sich in eine geschütztere Linie zurückzuziehen, trage er seine alten Irrtümer über die Erbsünde und die Sakramente ganz offen vor und bestehe besonders auf seiner Abendmahlslehre. Über die Zeremonien rede er wie ein Schweizer, d. h. wie ein Barbar; die Zeremonien will er abtun und von Bischöfen nichts wissen. Ängstlich vermied darum Melanchthon den Verkehr mit den Theologen der zwinglisch gesinnten Städte und machte jede Verhandlung über ihren Eintritt in den Bund der Protestanten unmöglich, indem er ihre Gesandten gar nicht vorließ, weil die kaiserlichen Räte daraus falsche Schlüsse auf seine eigene Stellung ziehen könnten.

Die große Aktion beim Reichstag war inzwischen erfolgt. Der Kaiser hatte sich bereit erklärt, am 24. Juni im goldenen Saal des Rathauses das Bekenntnis der Protestanten entgegen zu nehmen. Einen kurzen Aufschub, dessen sie zur Anfertigung von Abschriften zu bedürfen glaubten, hatte Karl sogar abgeschlagen. Als die evangelischen Stände sich aber am Freitag dem 24. Juni zu der befohlenen Stunde im goldenen Saale einfanden, erhielten die Gesandten von Kärnten und Krain, die ihre Klagen über die Türkennot vortragen wollten, vor ihnen den Vortritt. Justus Jonas schreibt darüber an Luther, namentlich Erzherzog Ferdinand habe absichtlich die Verhandlungen in die Länge gezogen, um den Evangelischen die Zeit zu beschränken. Als dann endlich die Reihe an sie kam, fanden der Kaiser und seine Räte, es sei nunmehr „fast spät und am Abend“; eine Verlesung des evangelischen Bekenntnisses würde „eine unnotdürftige Aufhaltung“ sein. Da die Sachen in Schriften verfaßt seien, sollten die

Fürsten ihr Schriftstück einfach dem Kaiser übergeben. Aber Kurfürst Johann blieb fest und sein Kanzler Brück mußte in seinem und der Städte Namen eindringlich darauf hinweisen, daß die Evangelischen sogar außerhalb des Reichs mit Unrecht seien verunglimpft worden, weshalb sie auf eine öffentliche Rechtfertigung nicht verzichten könnten. Schließlich blieb dem Kaiser doch nichts übrig als für den folgenden Tag zu diesem Zweck eine neue Sitzung anzuberaumen. Kleinlich genug bestimmte er aber für dieselbe nicht den großen städtischen Saal, sondern die Kapitelstube der bischöflichen Pfalz, in der man am 25. Juni „fast zu vier Uhr gegen Abend" zusammenkam. Die Öffentlichkeit war in dem Raume, der ungefähr zweihundert Menschen faßte, eine beschränkte. „Die Türhüter und Guardiane waren an den Schlägen der Tür verordnet, den Eintritt nicht zu gestatten und alle wurden geheißen zu entweichen, die nicht der Fürsten und Herrn Räte wären." Der Legat war ausgeblieben. Kanzler Brück mit dem lateinischen Exemplar des Bekenntnisses, Kanzler Beyer mit dem deutschen, traten in die Mitte der Versammlung. Der Kaiser verlangte die Verlesung in lateinischer Sprache, nicht als ob er von dieser mehr verstanden hätte als von der deutschen, sondern um auch jetzt nach Kräften die Ausbreitung des ketzerischen Giftes zu verhindern. Aber Kurfürst Johann erwiderte, der Kaiser möge gestatten, daß in deutschen Landen auch deutsch verhandelt werde. Statt des alten Kanzlers Brück las so der mit einem sonoren Organ begabte Kanzler Beyer die Konfession „klar, laut und vernehmlich", oder wie ein anderer Bericht sagt „öffentlich und helle, daß ein jeder die Substanz hat vermerken können", und selbst das Volk auf dem Hofe vor der Kapelle durch die offene Tür und Fenster jedes Wort verstand. „Daß sie mit großer Stille und Ernst angehört ist worden, läßt man einen jeden, so dazumal gegenwärtig gewesen, mit seinem Gewissen bezeugen." Die ersten Abschnitte hörte Karl scheinbar aufmerksam an, allein die fremde Sprache ermüdete ihn und ehe Kanzler Beyer bei den abusus ankam, war der entnervte Habsburger eingeschlafen. Als die Verlesung zu Ende war, nahm Karl das lateinische Exemplar an sich und deponierte es später im Archiv zu Brüssel, das deutsche kam in die Kanzlei des Reichs zu Mainz. Beide sind zugrunde gegangen. Das in Mainz hat zuletzt Doktor Eck in Händen gehabt, gelegentlich des Religionsgespräches zu Hagenau. — Spätere, die es benutzen wollten, fanden nur noch eine Abschrift. Das lateinische Exemplar in Brüssel verlangte König Philipp II. von Spanien, als Alba in den Niederlanden hauste. Alba

erwiderte zuerst, es werde zurzeit für Kaiser Ferdinand I. von Österreich eine Kopie davon gefertigt. Dafür erhielt er nun einen Verweis, daß er dulde, daß man das ketzerische Gift vervielfältige und den erneuten Befehl, das Aktenstück nach Madrid zu schicken. Man hat es im Eskorial aber bis jetzt vergeblich gesucht. Es scheint, daß seine spanische Majestät in Person die Ketzerschrift vernichtet hat. Die evangelischen Fürsten wurden ersucht, ihr Bekenntnis, solange die Frage schwebe, nicht zu veröffentlichen. Sie versprachen das auch, nur Luther erhielt eine Abschrift, aber mit der Bitte sie für sich zu behalten.

Über den Eindruck, den die Augustana gemacht hatte, hören wir nur Günstiges. Melanchthon freilich war auch jetzt voll Sorgen. Er hatte sein Werk dem Spanier Valdes noch vor der Verlesung mitgeteilt und der fand es viel zu scharf. Auch mit dem Erzbischof Lang verhandelte er und dieser alte Sünder hielt ihm eine donnernde Strafrede über seine Ketzerei. Sogar für die aufrührerischen Bauern, die ihm ihre Steinkugeln in seinen Palast zu Salzburg geschossen hatten, machte er den guten Magister Philippus verantwortlich und schloß „mit einem mit Blut geschriebenen Epilog“. Unter diesen Umständen empfand Melanchthon nichts von der befreienden Wirkung, mit der sonst solche abschließende Akte dem treuen Arbeiter seine Sorge und Mühe lohnen. Er blieb gedrückt.

Man kann nun in Sachen der Augustana vieles anders wünschen, wie auch Luther das meiste anders gewünscht hat, aber wenn man bedenkt, wie im Jahre 1530 noch alle diese Fragen im Gären und Arbeiten waren, wie viele Gegensätze noch klafften und wie wenig sich im Grunde noch eine sichere, abgeschlossene Überzeugung gebildet hatte, dann wird man der ruhigen, gemessenen Haltung der Konfession aufrichtige Anerkennung nicht versagen können. Es war gewiß nicht leicht, aus der bunten Mannigfaltigkeit der Meinungen heraus und bei der Uneinigkeit, wie weit man gehen müsse, ein Aktenstück zu fertigen, das so den Stempel der Selbstgewißheit und besonnenen Reife trägt, wie dieses. Aber ein letztes Wort des Protestantismus ist die Augustana nicht. Das richtige Urteil hat wohl auch hier Ranke gesprochen, den niemand für einen Gegner der evangelischen Bekenntnisse ansehen wird, das Urteil nämlich, daß die Lehre, wie sie hier erscheint, „noch ein Produkt des lebendigen Geistes der lateinischen Kirche ist, das sich sogar noch innerhalb der Grenzen derselben hält“. Nicht als Quellpunkt der neuen Lehre, sondern als Abschluß der augustinischen Lehrentwicklung in der lateinischen Kirche faßt Ranke die

Augustana auf. Melanchthon, der auch jetzt noch im Verkehr mit Erasmus stand und gerade damals von ihm brieflich ermahnt ward, den Frieden zu suchen, und nicht Luthers Beifall, hat mehr in dem ausgleichenden Sinne des Erasmus als in dem kriegerischen Geiste Luthers in Augsburg gehandelt und geschrieben und es ist nicht unerklärlich, daß im Frühjahr 1532 die mit der Prüfung der Augsburgischen Konfession betrauten römischen Theologen zu dem Urteil kamen, „daß vieles darin ganz katholisch und anderes so sei, daß man es wohl so stellen könne, daß es nicht gegen den Glauben wäre". Schon auf dem Reichstage selbst hatten sogar die Gegner den Eindruck, daß die Protestanten damit ihr letztes Wort unmöglich könnten gesprochen haben. Ja dieser Eindruck steigerte sich bei ihnen zum Mißtrauen, so daß der Kaiser, ehe er den Auftrag gab, die Schrift der Protestanten zu widerlegen, zuvor noch am 9. Juli an die protestantischen Fürsten die Anfrage richtete, ob sie es bei den eingegebenen Artikeln wollten bewenden lassen, oder ob sie noch andere hätten, in denen sie mit der allgemeinen Kirche dissentierten? Die Fürsten gaben unter Melanchthons Einfluß eine sehr zahme, ausweichende Antwort, sie hätten nicht alle Mißbräuche spezifiziert und angezogen, sondern sich auf eine gemeine Konfession beschränkt, was bei ihnen gepredigt werde. Damit wollten sie auch die andern unrechten Lehren und Mißbräuche widerfochten haben, weshalb sie keinen Anlaß sähen mehr Artikel einzubringen. Daß sie solche nicht hätten, sagten sie nicht und konnten sie nicht sagen, Luther aber triumphierte, daß nun alle Verschweigungen und Unterschlagungen doch nichts geholfen hätten und schrieb an Justus Jonas: „Ja, ja, der Satan lebt noch und merkt, daß diese Eure Apologie, die Leisetreterin, die Artikel vom Fegfeuer, vom Heiligendienst und vor allem von dem Papst, dem Antichrist, verheimlicht habe." In einem Briefe vom 3. Juni schreibt Luther dem Magister Philippus sogar geradezu, wenn er verschweige, daß der Papst der Antichrist sei, so renne er gegen den Eckstein der Kirche selbst an. Unter diesen Umständen kann doch wohl nicht ernsthaft die Rede davon sein, die Augustana anzusehn als den klassischen und erschöpfenden Ausdruck der Lehre Luthers, als ein Dokument, über das hinaus eine Entwicklung der evangelischen Kirche nicht möglich wäre. Haben für Luther nicht einmal Jakobusbrief, Hebräerbrief und Apokalypse diesen infallibeln Charakter, so kann niemand eine solche Autorität einem Bekenntnis beilegen, das nicht einmal seine Urheber dauernd befriedigte. Luther hat das nicht getan und Melanchthon selbst, als er einige Jahre

später sein Werk Heinrich VIII. zur Benutzung für die englische Reformation übersendete, setzte ausdrücklich hinzu, Verbesserungen seien natürlich vorbehalten. Ja er hat sich viel Verdruß dadurch zugezogen, daß er verbesserte Auflagen veranstaltete und so fast allzu sehr sich auf den Standpunkt stellte, daß die Konfession kein Werk für alle Zeiten, sondern eine Schrift des Tages für den Tag gewesen sei. Kam es doch schließlich dahin, daß die Rollen tauschten und gerade die strengen Lutheraner ihm sagen mußten, die Konfession sei nicht seine Privatschrift, an der er zu ändern befugt sei, sondern eine Schrift der Kirche, von der kein einzelner erweiterte und verbesserte Auflagen machen sollte.

Mit der Überreichung der Konfession war naturgemäß ein Ruhepunkt eingetreten und nun fanden die Augsburger Freunde auch Zeit, sich des großen Mannes auf der Feste zu erinnern, dem sie drei Wochen lang nicht geschrieben hatten. Aber dort war infolgedessen das schlechteste Wetter eingetreten. Statt einer Antwort auf ihre Briefe kam endlich die Meldung von Veit Dietrich, Luther sei über das lange Ausbleiben aller Briefe und die Rücksichtslosigkeit der Junker Schweigler von Augsburg so entrüstet, daß er nun gar keine Briefe mehr lese. Nun mietete Melanchthon, um Verzögerungen oder Unterschlagungen unmöglich zu machen, einen eigenen Boten, aber auch dieser kam ohne Antwort des grollenden Achill zurück. So blieb ihm nichts übrig, als sein Gnadengesuch im Umschlag an Veit Dietrich gelangen zu lassen, mit der Weisung an den jungen Mann: „Ich habe nicht gesiegelt, damit Du den Brief lesen kannst und ihm den Inhalt auch gegen seinen Willen mitteilen.“ (Non obsignavi, ut tu legas et recites vel invito.) Wer die Schuld an diesen Mißverständnissen trug, erfahren wir nicht. Nur so viel geht aus einer Äußerung Luthers hervor, daß er vorhatte, sich beim Kurprinzen Johann Friedrich zu beschweren, daß er diesen Gedanken aber wieder aufgab, um nicht Entschuldigungen zu hören, an denen ihm nicht gelegen war und namentlich, um bei „jenem Ingenium“ nicht unnütze Einfälle zu veranlassen. Den ohnehin niedergedrückten Melanchthon faßte Luther mild an. „Von der Apologie Eueres Stillschweigens ein andermal,“ damit stellt er Philippus gegenüber die Sache vorerst zur Seite. Kräftiger läßt er sich am 30. Juni gegen Spalatin aus, der ihm schon auf der Wartburg ähnliche Streiche gespielt hatte. Mehrmals habe er Luthern versichern lassen, er solle einen Haufen Briefe erhalten, „so daß wir fürchteten, Ihr möchtet ein größeres Geräusch machen als unsere Dohlen und Krähen“. Als nun der Bote von Augsburg

in Koburg durchkam und nur Briefe des Jonas für Wittenberg hatte, fragte ihn Luther: „Bringst Du nicht Briefe? Respondit: Nein. Wie geht's den Herrn? Respondit: Wohl. Darüber habe ich mich bei Philippus beschwert.“ Nachher kam ein Reitender, der nach Torgau gesendet war, der aber nur einen Brief des Fürsten hatte. „Als ich ihn fragte: ‚Bringst Du Briefe? Respondit: Nein. Wie geht's den Herrn? Respondit: Wohl.‘ Als dann ein Wagen mit Wildbret von hier abging, schrieb ich dem Philippus nochmals, auch dieser kehrte leer wieder. Da bekam ich traurige Gedanken und argwöhnte, ihr wolltet mir etwas Übles verhehlen. Alsdann kam Jobst Nymphen zum fünftenmal. Interrogatus: ‚Bringst Du Briefe? Respondit: Nein. Wie geht's den Herrn? Respondit: Wohl.‘ Davon will ich gar nicht reden, wie oft unser Verwalter hier Briefe empfangen hat, während wir inzwischen über die dritte Woche (ultra tertiam hebdomadam) dursteten und hungerten bei euerem wohlwollenden Stillschweigen.“ Klar ist demnach nur, daß Luthern jede Einwirkung auf Melanchthon gerade in der Zeit der letzten Redaktion des Bekenntnisses unmöglich gemacht war und schwer ist es, treuherzig an einen Zufall zu glauben, wenn Luther bei dieser wichtigen Krise bis über die dritte Woche ohne Nachrichten gelassen wurde. Luther selbst sagt, eine Partie der Augsburger Briefe sei nachträglich fast zugleich angelangt, ob der Teufel oder seine Großmutter dieses Hindernis angerichtet habe, sei ihm gleich. Dieses Beiseiteschieben Luthers mochten Brück und die anderen Herren der Kanzlei damit entschuldigen, daß die Konfession das Bekenntnis der Fürsten und Städte, nicht der Theologen sein sollte, aber eben darum würde man sehr fehl gehen, Luthers Glauben in der Augustana zu suchen. Sein erstes, sehr vorsichtiges Votum über die Leisetreterin bezog sich nur auf den ersten Entwurf, der nachmals noch weiter gemildert wurde. Über das fertige Buch äußert sich Luther nachträglich in einem Briefe vom Tage Peter und Paul an Melanchthon. Unmittelbar nach Überreichung des Bekenntnisses am 26. Juni hatte dieser an Luther geschrieben: „Jetzt gilt es, wie mir scheint, ehe noch die Gegner antworten, festzustellen, inwieweit wir ihnen nachgeben wollen. Nur die Stücke von beiderlei Gestalt, von der Priesterehe, von der stillen Messe werden in Betracht kommen. Dieser Stücke halben gib Antwort und vor allem wegen der stillen Messe. Die scheinen die Gegner unter keinen Umständen aufgeben zu wollen.“ Nun aber bricht Luther los: „Ich habe euere Apologie empfangen,“ schreibt er am 29. Juni, „und wundere

mich, was Du mit Deiner Frage meinst, was und wieviel man den Päpstlichen einräumen dürfe. Für meine Person ist mehr als genug eingeräumt in selbiger Apologie; wenn sie die zurückweisen, so sehe ich nichts, was ich noch weiter einräumen könnte." Er erklärt, er sei entschlossen, ob Gott will, nichts mehr sich nehmen zu lassen, es gehe, wie es wolle! Daß ihn Melanchthon in einem Briefe an Veit Dietrich höflich den eigentlichen Autor des Buches nennt, verbittet er sich: „In Deinem Briefe mißfällt mir, was Du da schreibst, Ihr hättet in selbiger Sache Euch an meine Autorität gehalten." Alle unnützen Sorgen Melanchthons leitet er aus dessen Philosophie, die ihn verführe, Gottes Wege begreifen zu wollen, statt zu glauben. „Hätte Moses," so schreibt er am 29. Juni, „wollen begreifen, wie Israel Pharao entgehen könne, so wären sie noch heute in Ägypten." „Aber Ihr wollet solches nicht hören, so quälet und kränket Euch der Satan." Noch anzüglicher heißt es in einem Briefe an Spalatin, Philippus wolle Gott seinen Rat aufdrängen, aber Gottes Name sei: „Ich werde sein, der ich sein werde." Durch das Gelüste, zu sein wie Gott, sei den Menschen das Paradies verloren gegangen und dieses Gelüste bringt uns noch heute um den Frieden. Dabei ist er doch besorgt, wie Melanchthon so bittere Worte aufnehmen werde, und so fügt er seinem Briefe an ihn ein Postskriptum hinzu: „Da ich den Brief zugemacht, fiel mir der Gedanke ein, Ihr würdet vielleicht meinen, ich hätte auf Eure Frage, was und wieviel man den Widersachern nachgeben solle, wenig geantwortet. Aber Ihr habt auch wenig gefragt und nicht ausdrücklich verzeichnet, was Ihr meint, daß sie von uns begehren werden. Ich bin bereit, wie ich allezeit geschrieben habe, ihnen alles nachzugeben, allein, daß sie uns das Evangelium frei lassen. Was aber wider das Evangelium ist, kann ich nicht zulassen. Was soll ich anders antworten?" Wie erfreut er am 9. Juli sich dem Kurfürsten gegenüber über den Verlauf der Angelegenheit äußert, daß der Kaiser, der die evangelische Predigt verboten hatte, nun die Konfession anhören mußte, oder wie Luther sich ausdrückt, „das Evangelium sich mußte unter die Nasen lesen lassen", aus allen seinen Äußerungen über die Augustana aus diesen Tagen spricht doch deutlich das Urteil: „Ich hätte sie anders gemacht!" Er meint das nicht in Betreff dessen, was sie sagte, sondern in Betreff dessen, was sie verschwieg. Von diesem Standpunkt aus konnte er ihren Inhalt loben und dennoch auch wieder schelten über die Leisetreterin. Nachdem dann die Gefahr weiterer Konzessionen

vorüber war, hat er mit Lob nicht gekargt. Aber auch schon während der Verhandlungen erkennen wir sein großes und neidloses Gemüt daran, daß er sich mit seinen Freunden herzlich freute, als sie es durchgesetzt hatten, daß sie ihr Bekenntnis öffentlich vor Kaiser und Reich verlesen durften. Welcher Unterschied vom Wormser Reichstag vor neun Jahren, wo man Luther jedes Wort verbot und wo er, ein verlassener Zeuge, „einsam wie eine Feldblume", diese evangelische Wahrheit ganz allein vertreten hatte, die jetzt Fürsten und Herren dem Kaiser vorlesen durften! Das erfüllte auch ihm das Herz und er gedachte, wie er am 6. Juli an Cordatus schreibt, an das Wort des Psalmisten: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen."

So hatte sich Luther nach seiner Weise bald wieder beruhigt. Er schrieb, es sei jetzt Zeit zum Beten, und Zürnen vertrage sich nicht mit Beten. Melanchthon aber wendete sich nur an Luthers Mitleid. „Ich lebe hier in der größten Not, in unaufhörlichen Tränen; ich will nicht, mein Vater, meinen Schmerz übertreiben, bedenke aber, an welchem Ort und in welcher Gefahr wir sind; ich bitte Dich, schreibe uns bald." Der erbetene Brief war bereits unterwegs, datiert vom 27. Juni, aber er klang sehr scharf. „Ich hasse die erbärmlichen Sorgen, die du Dir machst .... Deine Philosophie ist es, die Dich quält, nicht die Theologie; gleich als ob Du durch Dein eitles Sorgen etwas bewirken könntest! Was kann denn der Teufel mehr tun, denn daß er uns erwürge? Ich bitte Dich, der Du in allem andern ein so tüchtiger Streiter bist, kämpfe gegen Dich selbst." Der naheliegenden Antwort, daß er auf seiner Feste leicht tapfer sein könne, beugt er jetzt schon vor: „Wenn ich höre, daß sich die Dinge bei Euch böse und gefährlich anlassen, werde ich mich kaum halten, sondern im Fluge zu Euch kommen, um zu sehen, wie gefährlich des Satans Zähne umherstehn." Noch bitterer hat Luther am 29. und 30. Juni die Neigung Melanchthons zu Konzessionen und seine leeren Sorgen gegeißelt. „Soll's denn erlogen sein," sagt er in dem zweiten Briefe, „daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder eine seiner Kreaturen. Ist's aber wahr, was machen wir dann mit unserem leidigen Fürchten, Zagen, Sorgen und Trauern." „Wirf Deine Sorgen auf den Herrn. Er sprach: ‚seid getrost, ich habe die Welt überwunden.'" Im zweiten Psalm heiße es, „der im Himmel wohnet, lachet ihrer," so sehe er nicht ein, warum er weinen solle, wenn sein Herr lache. In gleichem Ton schreibt Luther am 30. Juni an Johann Brenz, der ganz

in Melanchthons Klagelieder einstimmte und durch seine Zustimmung zu dessen Konzessionen den großen Unwillen des Landgrafen und aller Entschiedenen erregte. In ernsten Worten weist Luther ihre Fürsorge für die öffentlichen Angelegenheiten zurück, die nicht ihnen befohlen sind. Die Propheten und Johann Hus haben auch den öffentlichen Frieden gestört und an unserem Leben ist nichts gelegen, da Gott lebt. „Philippus soll aufhören der Regent der Welt werden zu wollen, d. h. sich selbst zu quälen." „Für meine Person, komm ich um, oder werd erschlagen von den Papisten, so will ich mich an den ungeheueren Bestien fein besser rächen, denn mir lieb ist. Denn ich weiß, daß einer sein wird, der wird sagen: Wo ist dein Bruder Habel? Derselbe wird sie machen irre und flüchtig, Naim Venodim." „Der, der mich geschaffen, wird meines Sohnes Vater sein, meines Weibes Mann, ein Bürgermeister in meiner Gemeine, ein Prediger in meiner Pfarre und viel besser denn ich. Was? Er wird's besser ausrichten nach meinem Tode, denn bei meinem Leben, sintemalen ich ihn mit meinem Leben hindere, denn es steht geschrieben: Sein Same wird gewaltig sein auf Erden." Derber faßt er seinen Justus Jonas an, der eher einen Puff vertragen konnte. Im Katechismus werde er Gott zu Hause finden, schreibt er dem Doktor, dort soll er anklopfen: „Christus sitzt nicht zur Rechten des Kaisers, denn sonst wären wir lang verloren, sondern zur Rechten Gottes." Hat aber in Augsburg eine neue Ordnung angefangen, spottet er, „dann will ich einen andern Christum suchen und einen andern Psalm Davids dichten." „Gehabt Euch wohl und glaubet mir als ein Held!" „Der Gottlosen Weg vergehet. Es währet aber lange; harre doch," so schrieb er an die Wand seiner Koburger Stube, sich selbst zum Trost.

Merkwürdig wird es immer bleiben, wie der einsame Mann von seiner stillen Feste die politische Lage viel richtiger beurteilte, als die durch das Reichstagsgetriebe aufgeregten sächsischen Staatsmänner. Ihm machte das Stirnrunzeln des Legaten und das Schwertklirren der spanischen Edelleute keine Sorge. Im Gegenteil ist's ihm lieber, wenn die Kaiserlichen wüten und toben, als wenn sie gute Worte geben. „Hüte dich vor den Schleichern, die rauschen, tun dir lange nichts," war eines seiner Sprichwörter. Schon am 19. Juni hatte er an Amsdorfs Schwager Teutleben geschrieben, das gefürchtete Bündnis des Kaisers mit dem französischen Könige und dem römischen Papste sei ihm lächerlich. Der Herr par ma foi und der Herr in nomine domini würden weder die Schande von Pavia noch das

sakkusierte Rom vergessen. Der Glaube an ihre Einigkeit mit dem Kaiser gehöre in den zweiten Teil des Augsburger Bekenntnisses unter die articuli non credimus. Was man aber von ihrer Schlechtigkeit und ihrer geheimen Bosheit gegen Karl höre, das steht in dem Kapitel firmiter credimus. Von Doktor Luther habe er gehört, derselbe wolle ein Auge und ein Ohr verlieren, wenn Venedig, Papst und Franzos jemals kaiserlich würden. Seinerseits bleibt er dabei, in dem jungen Kaiser das verführte unschuldige Lämmlein zu sehen und in geradezu rührender Weise drückt sich diese unerschütterliche deutsche Treue gegen seinen Kaiser in einem Briefe vom 6. Juli an Konrad Cordatus aus, den er auffordert für den vortrefflichen jungen Kaiser zu beten, der angenehm ist vor Gott und den Menschen, denn, so meint er in einem gleichzeitigen Brief an Hausmann, „die Kraft unseres Gebetes äußert sich schon augenscheinlich“. Ja noch am 23. September ist er derselben Ansicht, trotz aller Erfahrungen mit dem Reichstag. „Der Kaiser ist ein christlicher Herr, er sucht Frieden und Einigkeit zu stiften.“ Höflich ist es nicht, aber durchaus berechtigt, wenn er selbst eine Parallele zieht zwischen Worms, wo er das Wort hatte, und Augsburg, wo Melanchthon den Führer spielt. „Ihr seht,“ schreibt er am 9. Juli an diesen, „daß unsere Sache jetzund in eben dem Stand ist, wie sie in Worms unter mir gewesen ist, daß begehrt wird, wir sollen den Kaiser zum Richter darin leiden. So fiedelt der Satan stets auf einer Saite … Ich sehe zur Zeit noch nichts als eitel Dräuen, aber wer vom Dräuen stirbt, dem soll man mit Eselsglocken zu Grabe läuten … Doch es sei, daß ein Krieg folgt, so ist er noch nicht da und ist er angefangen, so ist er noch nicht fortgangen, und ob er fortginge, so ist der Sieg noch nicht auf ihrer Seite.“ Er aber zweifelt, daß sie überhaupt den Krieg wagen werden, „sie wollten denn ganz zu Boden gehn“. Auch bei dieser Gelegenheit ist er unter den Theologen der einzige, der klar in die Verhältnisse blickt und redet wie ein Mann, während Brenz, Melanchthon, Spalatin und Jonas die Knie schlottern. Die Tage von Augsburg, in denen alles so schlecht wie nur möglich ging, sind so recht ein Beweis, wie noch immer die ganze Sache der Kirchenreform an der Person Luthers hing. Als man ihn einst auf die Wartburg schickte, ließen in Wittenberg die Kollegen sich von den himmlischen Propheten betören, als man ihn jetzt auf der Feste Koburg zurückließ, fiel ihnen vor den Bischöfen das Herz in die Schuhe. Luther allein war das Rückgrat der Reformpartei; er allein blieb aufrecht, als allen andern der Atem ausging.

Die katholischen Stände hatten es von vornherein abgelehnt, dem Bekenntnis der Protestanten ein eigenes entgegenzustellen, da bekannt sei, was die Kirche lehre und sie ihrerseits bei dem wahren christlichen Glauben geblieben seien, dagegen schlugen sie am 26. Juni vor, die Konfession durch verständige Gelehrte beantworten zu lassen, womit Kaiser und Legat sich einverstanden erklärten. Die Kommission von zwanzig Theologen, die zu diesem Zwecke gebildet wurde, umfaßte ziemlich alle alten Gegner Luthers. Usingen, sein Erfurter Lehrer, Faber, jetzt Bischof in Wien, Dietenberger, der Verfasser der katholischen Bibelübersetzung, der unvermeidliche Eck, Wimpina, der Tetzeln seine Gegenthesen geschrieben, Cochläus, der nunmehr Emsers Nachfolger in Dresden geworden war und andere alte Widersacher fanden sich in ihr zusammen. Eck brauchte drei Wochen bis er alles aufgeschrieben hatte, was jeder gegen Luther auf dem Herzen trug, aber er erlebte dann den Schmerz, daß ihm der Minister seine Schrift zur Kürzung und Reinigung zurückgab, da in eine amtliche Schrift seine Klopffechtereien nicht paßten. Fünfmal mußte die Kommission an ihre Arbeit die bessernde Hand anlegen, bevor sie die Billigung des Ministers fand. Luther seinerseits fand es völlig überflüssig, daß seine Freunde abwarteten bis die Gegner mit ihrer Widerlegung fertig seien. Es werde ja doch nichts in derselben stehen als Patres, Patres, Patres, Kirche, Kirche, Kirche und darauf gestützt, werde der Kaiser gegen sie entscheiden. „Ihr habt dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, indem Ihr erschienen seid, und Gott, was Gottes ist, indem Ihr Euer Bekenntnis ablegtet. So spreche ich Euch los von diesem Reichstag: immer wieder heim! Immer heim! Erläßt der Kaiser ein Edikt, so mag er es erlassen. Erließ er doch auch ein gewisses Edikt von Worms. Heim, heim!“ Auch an Spalatin und Justus Jonas schrieb er unter dem gleichen Datum des 15. Juli, er erwarte sie in seiner Wüste Grubok (Koburg), die Gegner möchten Edikte und Bullen machen, „was schadet's?“ An Abreise war nun freilich nicht zu denken, vielmehr entwickelte sich zwischen Melanchthon und Luther eine von Melanchthons Seite sehr dringende Korrespondenz, wie man es mit den nicht auf der Schrift beruhenden, aber in der Kirche traditionellen Bräuchen halten dürfe? Melanchthon meint, was man nicht als schriftgemäß könne gelten lassen, dürfe man doch aus Pietät zugestehen. Die Feiertage will er der Gewöhnung der Gemeinde zuliebe halten. Mit den Fasten werde freilich nicht Gott gedient, aber sie seien eine gute Zucht für die Rohen und Unwissenden. Die Freiheit des Evangeliums finde

ihre Grenze an der Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit und Ordnungen, die der Bischof nicht als religiöse Pflicht im Namen Gottes auflegen dürfe, könne er doch als Landesherr von sich aus befehlen. Satzungen brauchten nicht von der Schrift eingesetzt zu sein; wenn sie aus der Frömmigkeit der Gemeinde erwachsen und von frommen Leuten wie dem heiligen Bernhard geübt worden seien, so hätten sie auch Existenzberechtigung. Daß es ihm einfach darum zu tun war, den Papisten die schriftwidrigen Einrichtungen mit einer schönfärberischen Motivierung zuzugestehn, ist klar, aber er rückt nicht deutlich mit der Sprache heraus. Luther schrieb darum unwillig: „Ihr habt mir nun drei- oder viermal geschrieben von Menschensatzungen; aber entweder ich verstehe Euch nicht, oder Ihr disputiert von einem Ding, das unmöglich ist. ... Denn zu sagen, das soll ein Gottesdienst oder Gehorsam sein, gehört nicht Bernhardo zu, sondern dem einigen Gott und demselben allein." Die Bräuche möchten an sich unschädlich sein, dadurch aber, daß die Kirche sie für nötig zur Gottesverehrung erkläre, würden sie zur allergrößten Gotteslästerung und Gottesdieberei, denn kein Mensch habe das Recht vorzuschreiben, wie Gott geehrt werden solle. Er wirft dem Magister vor, daß er jetzt für freiwilligen Dienst ausgebe, was doch der Tat nach tyrannische Vorschrift des Papstes sei. Auch sieht er wohl, worauf des Magisters neue Begründung der Satzungen hinauslaufe, obwohl er wiederholt versichert, er verstehe ihn nicht. Einen günstigen Eindruck macht Melanchthons Diplomatie nicht, da er selbst dem Freunde gegenüber mit seinen wahren Absichten hinter dem Berge hält und eben, weil er unaufrichtig war, blieb die Korrespondenz erfolglos. Gegenüber der vielgeschäftigen Diplomatie des Magisters macht des Doktors fromme Ergebenheit einen rührenden Eindruck. Er betet täglich wie ein Kind. So schrieb Veit Dietrich am 30. Juli an Melanchthon: „Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn beten hörte. Hilf Gott! welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten. Er betet so andächtig als einer, der mit seinem Gott, mit solcher Hoffnung und Glauben als einer, der mit seinem Vater redet. ‚Die Gefahr,' sagte er dem lieben Gott, ‚ist dein sowohl als unser. Die Sache ist dein, darum magst du sie beschützen'." So hielt er sich auch in dieser einsamen Zeit an den Grundsatz, den er einmal ausspricht: „Es geschehe, was da wolle, so richten wir alles durchs Gebet aus, welches allein die allmächtige Kaiserin ist;" so wie der heilige Franziskus die Armut die rechte Königin nannte. „Durchs Gebet leiten wir, was geordnet ist, bringen zurecht, was

geirrt ist, tragen, was nicht gebessert werden kann, überwinden alles Unglück und erhalten alles Gute."

Der ersehnte Schluß des Reichstags war auch im August nicht zu erwarten, da die katholischen Theologen noch immer mit ihrer Konfutationsschrift nicht zustande gekommen waren. Bereits murrten die Stände, sie könnten ihre Leute und Gäule nicht so lange in dem teuern Augsburg füttern bis die Doktoren mit ihren Büchern fertig geworden seien, da wurden sie am 3. August endlich in dieselbe Kapitelsstube beschieden, in der ihnen die Konfession der Evangelischen vorgelesen worden war, um die Konfutation derselben zu vernehmen. Auch sie erfolgte in deutscher Sprache. In Sachen des ersten Teils der Augustana beschränkte sich die Konfutation auf einzelne Richtigstellungen, der zweite Teil dagegen wurde völlig verworfen. Nach der Verlesung verlangten die Protestanten eine Abschrift, aber man machte Schwierigkeiten. Nur unter der Bedingung sollten sie eine solche erhalten, ließ ihnen der Kaiser sagen, daß sie versprächen, ihn mit Gegenschriften zu verschonen und die Konfutation nicht in Druck zu geben. Die Protestanten antworteten darauf am andern Tag vor versammeltem Reichstag, da ihnen untersagt sei die Konfutation zu beantworten, könnten sie auch die Kopie nicht annehmen, sondern müßten die Sache Gott und der kaiserlichen Majestät befehlen. Diese Erklärung bewirkte eine große Bewegung und die Versammlung ging in höchster Erregung auseinander. Schließlich erhielt Melanchthon das Werk doch, aber der Kaiser nahm die Miene an, daß die Protestanten nunmehr widerlegt seien und in die katholische Kirche zurückzukehren hätten. Die Evangelischen hatten schon aus der Verlesung der Konfutationsschrift den Eindruck erhalten, daß dieselbe überaus schwach und scholastisch ausgefallen sei. Melanchthon schrieb am 6. August darüber an Luther in sehr tapferem Tone, die Konfutation habe hart gelautet, sei aber so kindisch gestellt gewesen, daß die Evangelischen nach Verlesung derselben ganz fröhlich geworden seien. Das Buch Fabers sei ein Ausbund von kindischem und läppischem Gerede. „Von beiderlei Gestalt hat er die Historie von den Söhnen Eli, daß sie einen Bissen Brots vom Priester bitten werden, angezogen, und daraus bewiesen, daß die Laien allein die Gestalt des Brots im Abendmahl erhalten sollen. Die Messe haben sie mit besonders kalten und lahmen Possen verteidigt." In zwei Teilen wurden, wie in der Augustana, Glauben und Gebräuche abgehandelt, sonderbarerweise aber war gerade diejenige Rechtfertigungslehre, gegen die Luther sich einst

erhoben hatte, beseitigt. Man erkannte an, daß gute Werke ohne die Gnadenwahl nichts austrügen zur Seligkeit und verlangte nur, daß die Liebe mit dem Glauben verbunden sein müsse, was Luther nie geleugnet hatte. Aber während man so im Dogma nachgab, rechtfertigte man um so entschiedener alle Bräuche der Kirche. Sämtliche sieben Sakramente wurden aufrecht erhalten, und zwar in der Form, in der die Kirche sie sanktioniert hatte, das Abendmahl sub una mit Transsubstanziationslehre und Meßopfer, die Priesterweihe mit dem Cölibat und so das übrige. Es ist schwerlich Karls Meinung gewesen, das alles aufrecht zu erhalten. Vermutlich dachte er zu halbieren. Wenigstens waren die Verhandlungen auch jetzt noch nicht geschlossen und die Evangelischen selbst waren so unklug gewesen, sich zu solchen anzutragen.

XXXVI

Melanchthon als Führer der Evangelischen.

Gerade vier Wochen ehe Melanchthon an Luther seinen tapfern Bericht über die Konfutation schrieb, hatte er in einer Privataudienz, die er vom Legaten erbeten hatte, die Kaiserlichen in der Meinung bestärkt, daß der Widerstand der Evangelischen gebrochen sei. Er glaubte in dem höflichen Campeggius den Prälaten entdeckt zu haben, der sein Ohr der evangelischen Wahrheit nicht verschließe. Ebenso war er ganz hingerissen von der Milde und Güte des Kaisers. Noch später erzählte der gute schwäbische Magister, so oft er den Kaiser erblickte, habe er gemeint einen jener Heroen vor sich zu haben, von denen die alten Autoren berichten. Es gehörte in der Tat die an Blindheit grenzende Beobachtungsgabe eines Verliebten dazu, in dem storchbeinigen Habsburger mit der hängenden Unterlippe einen Peliden oder helmbuschumflatterten Hektor zu sehn. Der Gute hatte keinen sehnlicheren Wunsch als alles der höheren Weisheit des Kaisers und der Milde des Legaten anheim zu stellen. In dieser Stimmung machte er es den Gegnern nicht schwer, ihn aus allen Stellungen hinaus zu manövrieren, während Luther auch diesmal mit seinem Kanon durchkam, daß die Welschen alle Schurken seien. In betreff des Campeggius wenigstens hatte Luther nicht unrecht. Der Mann, den Melanchthon für einen Träger der mildesten Vermittlung hielt, weil er ihn höflich anhörte, suchte insgeheim den Kaiser zur Einführung der spanischen Inquisition, zur Ächtung Sachsens, zur Niederbrennung Wittenbergs und zur Konfiskation alles ketzerischen Vermögens zu bestimmen. Er hat mit dem deutschen Magister gespielt wie die Katze mit der Maus. Das war auch allen Anwesenden klar, nur nicht dem magister Germaniae. Als ihm dann langsam die Augen aufgingen, schrieb Luther am 21. Juli an Jonas: „Ich freue mich, daß Philippus endlich erfährt, was Campeggius

und die Italiener für Leute sind. So ein Weltweiser glaubt nicht, wenn er's nicht erfahren hat. Ich traue weder dem Beichtvater des Kaisers, noch irgend einem Italiener auch nur über den Weg, denn mein Cajetan hatte mich so lieb, daß er sogar Blut für mich vergießen wollte, nämlich meines." In diesen Gegnern Leute zu sehen, die man für Christum gewinnen könne, sei Torheit. Sie sprechen noch heute wie zur Zeit des Heilands: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche." Sie haben den Eckstein verworfen und werden ihn fürder verwerfen. Aber während Melanchthon die täglichen Mahnungen Luthers, sich in die Welthändel nicht zu mengen und im Glauben fest zu stehen, entgegennahm, fuhr er unverdrossen fort, hohe Politik auf eigene Faust zu treiben. Nach Meldungen der Nürnberger wollte er einen kurzen Abriß der evangelischen Lehre in französischer Sprache an den Kaiser gelangen lassen, damit dieser ein selbständiges Urteil sich bilden könne. Den Kurfürsten bearbeitete er, man solle sich auf die Forderung von Priesterehe und Laienkelch beschränken, und trug dem kaiserlichen Beichtvater und dem Legaten Campeggius auf solcher Basis den Frieden entgegen. Er versicherte den Kardinal in einem Briefe vom 6. Juli, daß die Protestanten alle Dogmen der katholischen Kirche glaubten; sie seien bereit sich der Autorität des Papstes zu unterwerfen und die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Nur einige verschiedene Gebräuche trennten sie von den Römischen, die ihnen aber der Papst so gut nachlassen könne wie früheren Religionsparteien. Die Untauglichkeit des Klerus allein sei es gewesen, die sie zur Opposition getrieben. Sie würden aber alles tun, um einen Religionskrieg zu vermeiden. „In der Lehre stimmen wir ganz mit der katholischen Kirche überein. Wir haben kein Dogma, welches von der Lehre der katholischen Kirche verschieden ist. Auch sind wir bereit, der katholischen Kirche zu gehorchen, wenn sie vermöge der Milde, welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen hat, einiges Wenige stillschweigend übersieht oder nachläßt, was wir, wenn wir auch wollten, doch nicht abändern könnten. Wir verehren die Autorität des Papstes und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Papst uns nicht verstößt. Aus keinem andern Grunde werden wir in Deutschland mehr gehaßt, als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen. Diese Treue werden wir Christo und der römischen Kirche bis zum letzten Atemzuge erweisen, selbst dann, wenn Ihr uns zu Gnaden aufzunehmen verweigern werdet." So hatten sich alle Bemühungen Luthers, ihm Eisen ins Blut zu gießen, als ver-

geblich erwiesen. Auf diesen brieflichen Fußfall hin erhielt der Magister am 7. Juli eine Audienz im Kloster zum heiligen Kreuz, wo der Kardinal residierte. Campeggius hörte den demütig bittenden Gelehrten höflich an und erklärte ihm auch, er habe Vollmacht in Dingen, wie Melanchthon sie erwähne, Dispens eintreten zu lassen. Zugleich aber wies er darauf hin, daß die katholischen Stände in Deutschland verlangten, bis zum Konzil müsse der alte Zustand wieder hergestellt werden. Eine Denkschrift Melanchthons versprach er nach Rom zu senden. So schien er sehr entgegenkommend, aber praktische Wirkungen der Konferenz kamen nicht zum Vorschein. Nur das Mißtrauen der Evangelischen gegen Philippus hatte sie gesteigert und der von Nürnberg herübergekommene Osiander empfing den gleichen Eindruck wie die andern Nürnberger, daß Melanchthon im Begriff stehe abzufallen. Auch Luther schöpfte aus seinen Briefen den gleichen Argwohn. Hatte doch auch Staupitzens Abfall mit solchem Friedensgerede begonnen. Unverblümt wirft Luther dem seitherigen Kampfgenossen vor, daß er überhaupt nicht wisse, was Glauben sei und zu Veit Dietrich sagte er: „Unser Junker Philippche wollte gern, daß die Definition des Glaubens sollte heißen: ‚der Glaube ist ein Nichtzweifeln an dem, das man sieht'", und bei einem Diktat über Psalm 25, 17, wo von der Angst des Herzens die Rede ist, unterbrach er sich: „Ich meine, Philippche wisse wohl auch, was das heiße." Philippche aber hatte inzwischen in Augsburg bereits wieder neue Schwierigkeiten eingerührt. Obwohl er über Campeggius nachgerade im klaren sein konnte, hatte er am 4. August unter Anklagen gegen die eigenen Fürsten die Milde und Barmherzigkeit des Kardinals angerufen und die andern evangelischen Theologen wollten sich nun auch den Glimpf nicht rauben lassen, die Hand zum Frieden geboten zu haben. Nur Kanzler Brück schüttelte das Haupt, wenn sie erklärten, obwohl der Papst der Antichrist sei, wollten sie unter ihm leben wie die Juden unter Pharao in Ägyptenland, wenn er nur ihnen das Evangelium frei lasse. Er wenigstens blieb fest, als die Theologen umfielen. „Ich habe besondere Freude davon gehabt," schrieb ihm Luther in dem bekannten schönen Gleichnisbriefe vom 5. August, „daß ich erfahren habe, wie Euer Achtbarkeit vor allen andern einen guten Mut und groß Herz hat in dieser unserer Anfechtung." Es war auch nötig, daß einer das Heft in der Hand behielt, der wußte, wie er mit dem Kaiser daran war und in dem dumpfgläubigen Habsburger keinen homerischen Helden sah. Karl verlangte, die Protestanten sollten entweder sich ihm als Schiedsrichter unter-

werfen oder bis zum Konzil den früheren Zustand wieder herstellen, worauf Luther dem Kurfürsten schrieb, er solle den Kaiser als Richter annehmen, „ausgenommen, daß Kaiserliche Majestät nicht wider die helle Schrift oder Gottes Wort richte, denn Kurfürstlich Gnaden könnten den Kaiser nicht über Gott setzen noch sein Urteil wider Gottes Wort annehmen". Das Ende war, daß nochmals eine Kommission für Vergleichsverhandlungen gebildet wurde, zu der jede Partei sieben Vertreter stellte, deren Obmänner Melanchthon und Eck waren. Der Landgraf wartete das Resultat dieser neuen Transaktionen gar nicht ab, sondern verließ am Abend des 6. August heimlich die Stadt, indem er seinen Räten briefliche Instruktionen zurückließ. Den Kurfürsten bat er in einem Abschiedsbrief, Hut zu halten und von Gottes Wort in keinem Weg abzuweichen und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen, denn es sei nichts dahinter. Der Eindruck, den Philipps Abreise ohne Urlaub auf den Hof Karls V. machte, bewies am besten, wie unnötig Melanchthon sich ängstete. Sobald der Kaiser des Landgrafen Entfernung vernommen hatte, die der zärtliche Ehemann mit einer Erkrankung seiner Frau entschuldigte, bestellte er am Mittag des 7. August die evangelischen Stände nach der kaiserlichen Pfalz, wo Pfalzgraf Friedrich ihnen das Versprechen abnahm, das Beispiel Philipps nicht nachzuahmen. Während am Vormittag der Kurfürst von Brandenburg sie im Auftrag des Kaisers mit Drohen und Schnauben zur Unterwerfung unter die Konfutation aufgefordert hatte, war der Kaiser niemals gnädiger als bei dieser Verhandlung am Nachmittag, nachdem er von Philipps verdächtiger Entfernung gehört hatte.

Der Bischof von Augsburg, der kurz zuvor den offenen Brief Luthers an Albrecht von Mainz den versammelten Fürsten in deren Versammlung verlesen hatte, stellte sich auch jetzt auf die Seite der Evangelischen, die in ihrem Bekenntnis keinem Artikel des Glaubens widersprochen hätten. Nach Spalatin kam es darüber zwischen ihm und dem Erzbischof von Salzburg bei einer Beratung zu einem beleidigenden Wortwechsel. Lang verwunderte sich, daß der Augsburger Konfrater so heilig geworden sei; „er habe ihn wohl anders gekannt". Der aber gab dem alten Sündengenossen zur Antwort, „er wisse es leider wohl, daß er bisher viel Unrecht getan habe, und davon sagt er, es sei Zeit Aufhörens". „Lieber Herr von Salzburg, Ihr seid wohl auch meinesgleichen im Bösen und wollet, daß ich dann über das Unrecht helfe schützen. Dafür soll mich Gott behüten." Auf diesen Wortwechsel folgte ein Gezänk und Geschrei, bei dem sich außer

den beiden Bischöfen namentlich der redselige Berliner Kurfürst hervortat, bis der Erzbischof von Mainz die Ruhe wieder herstellte, dann aber die Beratung auf den Abend verlegte, damit die Gemüter sich erst beruhigen könnten. Friedlicher als andere hohe Prälaten war Albrecht von Mainz gestimmt. Ihm schrieb man es zu, daß der Kaiser in die neuen Ausschußverhandlungen gewilligt hatte, die von vierzehn Fürsten, Räten und Theologen geführt wurden. Unter solchen Auspizien begannen am 14. August die Verhandlungen des neuen Ausschusses, die bis zum 25. August währten. Solange es sich nur um den ersten Teil der Augustana handelte, schienen dieselben nicht aussichtslos. Eck gab dem Gegensatze in der Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung und der Buße eine mildere Fassung. In der Konfutationsschrift hatte er ihn scharf betont, aber er konnte auch anders. Anderseits verleugnete Melanchthon das sola fide. Welchen Hohn das bei den Gegnern hervorrief, zeigt Ecks Witz, man solle die „Solen" ein Weil zum Schuster schicken. „So unverschämt," schreibt Spalatin, „hat D. Eck dürfen reden." Statt des Satzes, wir werden gerechtfertigt durch den Glauben allein, sollte es jetzt heißen, „durch die Gnade, die Sakramente und das Wort als Instrumente oder Mittel". Ohrenbeichte und Fasten hätte Melanchthon sich gefallen lassen, aber die Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke, von der Buße durch kirchliche Satisfaktionen und die Anrufung der Heiligen bezeichnete die Linie, über die hinaus die andern ihm die Heeresfolge verweigerten. Trotz aller Gegenvorstellungen, die namentlich die Nürnberger ihm gemacht hatten, war er auch bereit, die Jurisdiktion der Bischöfe wieder herzustellen, wenn sie ihr Amt christlich versähen, und den Papst jure humano anzuerkennen. Zeremonien und kanonische Ordnungen aber erklärte Melanchthon für indifferente Dinge, die man um der Liebe und Eintracht willen dulden wolle.

Am 21. August wurden die Sitzungen beendet ohne eigentliches Resultat. Selbst die Kommunion unter beiderlei Gestalt wollten die Römischen den Protestanten nur provisorisch bis zum Konzil bewilligen, falls der Papst ihnen dieses Privileg erteile und wenn sie ausdrücklich erklärten, daß die Kommunion unter einerlei Gestalt denselben Wert habe. Der Kurfürst, der seinen Doktor Martinus immer schmerzlicher vermißte, teilte Luthern am 26. August die von beiden Seiten aufgestellten Vorschläge mit. Über die der Gegner sagte Luther kurzweg, sie seien gar nicht zu leiden, aber auch die Konzessionen der Genossen lehnte er ab. Was in Gottes Wort stehe, könne man nicht nachlassen, und läßt man einiges

Menschenwerk zu, so wird der ganze Unrat sich überall wieder einnisten. Was Christi Wort herzlich und ernstlich befohlen hat, wie das „trinket alle daraus", soll man nicht indifferent nennen, auch nennen es die Papisten selbst nicht so, denn sie haben die Leute verdammt, verjagt und verfolgt, weil sie den Kelch begehrten. So schlägt er Punkt für Punkt, Winkelmesse, Privatmesse, Meßkanon, Fasten, Feiertage, kurz alle Konzessionen Melanchthons auch dem Kurfürsten gegenüber ab, denn „was Gottes Wort nicht ist, ist auch nicht in unserer Macht anzunehmen". Von der Wiederherstellung der Jurisdiktion der Bischöfe meint er, sie werde die Jurisdiktion des Meisters Hansen sein, das heißt des Henkers. Melanchthon seinerseits brüstete sich trotz seines schmachvollen Rückzugs Luthern gegenüber, er habe Eck gezwungen zu bekennen, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt werden. Luther aber erwiderte trocken: „Wollte Gott, Ihr hättet ihn nicht gezwungen zu lügen." Er war der Erbärmlichkeiten und feigen Ausreden des Freundes nachgerade satt. Daß er am Abendmahl unter beiderlei Gestalt festgehalten, unterstreicht Melanchthon sehr und stellt dann die unnötige Frage, ob Luther damit einverstanden sei? Seine schlimmste Konzession erwähnt er nur beiläufig am Ende: „Den Bischöfen haben wir den Gehorsam und Jurisdiktion wieder übergeben, und verheißen, daß wir die gemeinen Zeremonien wieder aufrichten wollen." Luther aber erwidert schneidend: „Sehet Euch vor und gebt nicht mehr als Ihr habt, daß Ihr nicht zu einem schwereren Kampfe gedrungen werdet." Von der Theorie, daß alle diese Konzessionen sich nur auf Adiaphora, Mitteldinge beziehen, meint er warnend: „Wir haben nicht Macht, in der Kirche Gottes und in den Gottesdiensten zu ordnen und zu dulden, was mit Gottes Wort nicht kann beweiset werden. Wenn das soll gelten, so wollte ich mit eben diesem Wort leichtlich alle Gesetze und Ordnungen Gottes zu Mitteldingen machen. Denn wenn man ein Mittelding in Gottes Wort zuläßt, wer will danach wehren, daß nicht alles für Mitteldinge gehalten werde." Noch schärfer schreibt er an Spalatin: „Ich höre, daß Ihr nicht gern das wunderliche Werk unternommen habt, den Papst und Luther zu vereinigen. Aber der Papst wird nicht wollen und der Luther verbittet sich's. Seht zu, daß Ihr nicht gar fein Eure Arbeit wegwerft. Wenn Ihr wider beider Willen die Sache zustande bringt, dann will ich bald Euerem Beispiel folgen und Christus mit Belial versöhnen. Doch weiß ich, daß Ihr nicht mit Willen, sondern ungefähr oder vielmehr durch die Speyerschen Mönchslarven zu dieser vergeblichen Arbeit gebracht seid."

Von der neuen Entdeckung, die sie in Augsburg gemacht haben, daß, was über die Baseler Kompaktaten hinausgehe, indifferent sei, wollte er gar nichts wissen. „Mich brennt das schändliche Wort indifferent im Herzen," schreibt er am 26. August an Melanchthon. „Läßt man im Worte Gottes Indifferentes zu, wie will man's denn verhindern, daß nicht alles indifferent werde." Um so dringender mahnt er, die Verhandlungen abzubrechen. Nachdem er jüngst den Teufel in Gestalt einer feurigen Schlange und eines vom Himmel gefallenen Sternes mit leiblichen Augen gesehen, bezieht er sich Justus Jonas gegenüber auf Agricolas Nachricht, daß man in Speyer ein ganzes Schiff voll Teufel beobachtet habe, die in Mönche verkappt über den Rhein setzten. Auf der Feste Koburg hätten sie vorgesprochen, indem sie ein unerhörtes Unwetter anrichteten, und in Augsburg stifteten sie den Unfrieden unter den Genossen des Evangeliums. Aber trotz Luthers Zorn und den Manifestationen des bösen Geistes setzte Melanchthon seine privaten Vermittlungsversuche fort. Das Resultat dieser Quertreibereien war natürlich, daß Magister Philippus Gegenstand der Entrüstung für alle ernsten Protestanten wurde, und nicht minder schmachvoll war es für ihn, daß der Legat ihm eine Belohnung von seiten des Kaisers und Papstes in Aussicht stellte, falls er die Veröffentlichung und Bestreitung der Konfutationsschrift zu verhindern wisse. So tief war sein Ansehen auf beiden Seiten gesunken. Der Landgraf schrieb am 24. August an Luther, daß sich die Sache am Reichstag so seltsam zugetragen, daran sei nur Melanchthons Kleinmütigkeit schuld, und an Zwingli, Magister Philippus gehe zurück wie ein Krebs. Seinen Räten aber schickte er am 29. August die Weisung: „Greift dem vernünftigen, weltweisen und verzagten Philippo in die Würfel. Sagt den Städten, daß sie nicht Weiber seien. Es ist nicht Zeit Weichens, sondern zu stehen bis in den Tod." Auch die Ulmer schrieben am 24. August an ihren Rat: „Es hält jedermann dafür, der Melanchthon werd den Kurfürsten verführen, daß die Evangelischen all zu Spott darob werden; der Luther wäre besser zur Handlung, denn alle die, so allhier sind." In der Tat waren Brenz und Butzer ebenso haltlos wie Melanchthon. So schrieb Brenz nach Hause: „Deutschlands Ende ist da," und Butzer greinte: „Es wird ein Blutbad der Heiligen werden ärger als zur Zeit Diokletians." In seiner Angst war Brenz, nach Baumgärtners Bericht, „nicht allein ungeschickt, sondern auch noch grob und rauh". Infolge so übler Nachrichten richtete der Nürnberger Rat an den Kurfürsten eine eindringliche Vor-

stellung, in der die Nürnberger alle Konzessionen, die Melanchthon gemacht hatte, für sich ablehnten, da sie den vollkommenen Ruin der vorgenommenen Reform bedeuten würden. Sie baten den Kurfürsten vielmehr, Luthers Gutachten einzuholen, indem sie auf die Folgen hinwiesen, wenn „gedachter Luther nachmals nicht schweigen, sondern darwider schreiben und predigen würde". „Und wiewohl beschwerlich sein mag, in den verzeichneten jüngsten Mitteln, dieweil die dem Widerteil schriftlich übergeben sein, und von demselben für bewilligt geachtet werden, wiederum zurückzugehen, so ist doch hierin die Größe des Handels, auch die Bürden der Gewissen zu bedenken und mit Gottes Wort keineswegs zu schimpfen." So weit also war es gekommen, daß die mächtigste und treueste der evangelischen Städte auf das Schlimmste gefaßt war, während Melanchthon jammerte, niemand glaube, welchen Haß die Nürnberger auf ihn geworfen hätten wegen der Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiktion.

Da war es Luther, der mit mächtiger Hand den völlig verfahrenen Wagen wieder in das richtige Gleis warf. Auch hat er damit keineswegs gewartet bis die Freunde in Augsburg sich vollends festgefahren hatten, sondern schon von Anfang an hatte er jeden schwachen Schritt ihrerseits mit einer kräftigen literarischen Tat seinerseits wieder gut gemacht. Die Koburger Wartezeit ist eine Ehrenzeit im Leben Luthers. Der Wittenberger Reformator hat in dieser Krise eine Geduld und Selbstlosigkeit erwiesen, wie sie wenige in seinem Falle gehabt hätten. Er konstituierte sich einfach als Großmacht für sich, mochten sie in Augsburg beschließen, was sie wollten. Schon am 29. Juni schrieb er Melanchthon, er werde sich nun nichts mehr nehmen lassen, es gehe darüber wie es wolle. So macht er sich daran, alle die Artikel, die Melanchthon und Brenz in Augsburg für indifferent erklären, einer neuen Untersuchung auf ihre Schriftmäßigkeit zu unterwerfen. Es hat etwas Großes, wie der Mann, der alle diese Fragen längst durchgefochten hat, unverdrossen wieder von vorn anfängt als Schriftsteller und getrost sich auf seine Feder verläßt. Sie mögen in Augsburg die alte Kirche wieder herstellen, gut, dann wird er sie eben noch einmal umwerfen. Auch ließ er die Augsburger nicht im mindesten darüber im Zweifel, daß wenn sie einen Frieden mit dem Papste machen wollten, sie ihn für sich, aber nicht für ihn gemacht hätten.

Unmittelbar nach jener Erklärung an Melanchthon, daß er am Ende seiner Konzessionen stehe, schrieb Luther seine erste Zurechtstellung unter dem ironischen Titel: „Widerruf vom Fegfeuer." Die Schrift be-

findet sich bereits am 20. Juli in Wittenberg unter der Presse und die andern folgten Schlag auf Schlag. Ohne ein Wort von Melanchthon, von Augsburg, vom Kaiser stellt Luther die Position wieder fest, aus der sich sein Freund hat herausdrängen lassen. Daß er mit der Lehre vom Fegfeuer beginne, erklärt er damit, daß er diese Frage noch nie separat behandelt habe. Der Eckstein des katholischen Schriftbeweises für das Fegfeuer findet sich in dem zweiten Makkabäerbuch, das doch selbst keine kanonische Autorität hat und darum kein Fundament bilden kann für eine so wichtige Lehre. Judas Makkabäus sendet dort zwölftausend Drachmen an den Tempel zu Jerusalem als Sühne für die in der Schlacht gefallenen Brüder, die Götzenware bei sich getragen hatten. Vom Fegfeuer und Seelenmessen stehe zwar in dem Texte weit und breit nichts, aber die zwölftausend Drachmen leuchteten den Papisten ein, denn Seelenmessen für 12000 Drachmen wären nicht übel. Wenn in Psalm 66 von Feuer und Wasser die Rede ist, so ziehen die Papisten dazu Hiob 24, 19 bei: „sie gehen in große Hitze vom Schneewasser". In solchen abwechselnden Qualen, so träumen sie, sollen die Fegfeuerstrafen bestehen. Wenn den Seligen ihre Werke nachfolgen, so sind das die gestifteten Seelenmessen, Almosen oder die sonstigen guten Werke zu Nutz der Klerisei, die den Seelen noch nach ihrem Tode zugute kommen. Sind diese Schriftbeweise eitel Textdreherei, so haben die Stellen aus Gregor dem Großen und anderen Vätern überhaupt keine Beweiskraft, denn die guten Väter haben oft gestrauchelt oder auch gute Gedanken an unebenen Orten gehabt, haben auch den fliegenden Lichtern und Irrwischen geglaubt, welche unerlöste Seelen seien, aber in Wirklichkeit Teufel sind. So wie die Totenmessen heruntergeplappert werden, will Luther sie nicht einmal als Gebete gelten lassen. „Da schnattern sie die lieben Psalmen dahin wie die Gänse das Haberstroh, daß sie nicht ein ganz Wort machen; wie denn der Teufel sie selbst spottet mit dem Sprichwort: ‚es müßt ein armer Teufel sein, dem sie so sollten eine Seele abbitten'." Zum Vorrat und Anfang der Historien will er den Gläubigen hiermit gezeigt haben, was die Lehre vom Fegfeuer bedeute. Viele tausend Drachmen für die Meßpfaffen, weiter nichts. „Hätte ich des Mammons genug, ich wollt nicht allein das Fegfeuer, sondern das ganze Papsttum aufheben ehe ein Mond verginge." Sie ließen sich's Stück für Stück abkaufen. Wer diese Greuel duldet, ist mitschuldig an allem Seelenmord, den sie treiben. „Ich aber will entschuldigt sein und treulich gewarnt haben." Nun mag Melanchthon

die stillen Messen wieder einführen, wer zu Luther hält, geht nicht hinein.

Der Abhandlung über das Fegfeuer ließ Luther Thesen über die Kirche folgen, die er nach Augsburg sendete. „Etliche Artikelstuck, so Martin Luther erhalten will wider die ganze Satansschule.“ Diese Thesen lehren, daß die christliche Kirche nicht Macht hat Glauben und Sitten zu machen; sondern beide sind zu suchen in der Schrift. Nicht die Kirche soll die Schrift, sondern die Schrift soll die Kirche bestätigen. Die Kirche ist der Knecht, der des Herrn Farbe und Wappen zu tragen hat. Ordnungen mag die Kirche einführen, aber nicht gegen jemands freien Willen, denn die Bischöfe sind nicht die Kirche, sondern die Gemeinde ist die Kirche. Irgendwen zum Klosterleben zu zwingen hat die Kirche keine Macht und ebensowenig ist sie befugt den Priestern die Ehe zu verbieten. „Kein größer, gröber Esel sind gewest, denn die Papisten und Sophisten, die alles ineinander bräuen und aus den Sitten eitel Artikel des Glaubens gemacht haben, daraus man vernehmen mag, was für ein Kirch des Papsts Kirchen worden ist, darin solche feine Leute die größten und klügsten Heiligen sind.“

Luther konnte die Vollendung dieser indirekten Protestation gegen die Konzessionen der Augsburger Freunde an demselben Tage anzeigen, an dem er seine Kopie der fertigen Augustana erhielt, zu der sie eine charakteristische Ergänzung bildete. Und je kläglicher die Nachrichten aus Augsburg lauteten, um so fester war er entschlossen, alle seine Arbeitskraft zusammen zu nehmen, um einen neuen Schwefelregen über das päpstliche Sodom auszugießen. Zunächst suchte er direkt auf die maßgebenden Persönlichkeiten einzuwirken. Die Freunde hatten ihm das friedfertige Auftreten des Mainzer Erzbischofs gerühmt. Luther hatte längst seinen Frieden mit Albrecht gemacht und Käthe hatte sogar ein Hochzeitsgeschenk von dem deutschen Primas angenommen (gegen den Willen ihres Mannes freilich). Jetzt wendete Doktor Martinus sich in einem offenen Brief vom 6. Juli 1530 an Albrecht mit demselben Vorschlage, den er zu Anfang des Reichstags an die gesamte geistliche Bank gerichtet hatte. Er bittet den Kurerzbischof, die katholischen Stände möchten auf Erzwingung der Glaubenseinheit verzichten und nachdem sie aus dem überreichten Bekenntnis ersehen haben müßten, daß die Evangelischen auch Christen seien, möchten sie denselben Frieden gewähren. „Wir zwingen niemanden, auch zur Wahrheit nicht, wie sie doch zwingen zur Lügen.“ Weise man ihr Friedens-

gesuch ab, so lege Luther die Folgen den Gegnern aufs Haupt. Die Juden stießen den Frieden, den die Jünger Jesu ihnen boten, auch zurück, aber wo ist nun Jerusalem? Darum möge der Kardinal den deutschen Fürsten den Rat Gamaliels predigen. Und wieder schließt er mit einem Anklang an seine feste Burg: „Laß fahren, was nicht bleiben will.“ Daran reiht er dann eine sehr anzügliche Auslegung des Psalm 2 gegen die Könige, die ratschlagen wider den Herrn und die zornigen Junker, die Jesu das Predigen verbieten und ihn schweigen heißen als einen Ketzer. „Ihr Könige werdet klug,“ sagt der Psalmist, „aber jetzt zu Augsburg werden sie diesen Psalm wohl anders meistern und äußern: ‚Du König zu Zion werde klug, Du Richter im Himmel, laß Dich züchtigen ... Wir müssen urteilen und setzen, was Du für Wahrheit sollst halten oder nicht. Was wir nicht setzen, richten oder bestätigen, da sei Dir Trotz geboten, daß Du es für Wahrheit haltest oder mußt herunter und mit den Ketzern verbrannt sein‘.“ Auf das päpstliche Verlangen der Restitution aber erwidert er: „Ja, lieber Papst und Papisten, gebt uns vor wieder Leonhard Kaiser und alle, die ihr unschuldig erwürget habt, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführet habt, alles Geld und Gut, das ihr mit Betrug geraubt, all die Ehre, die ihr mit Lästern gestohlen habt, so wollen wir von der Restitution handeln.“ Und nicht eben höflich meint er, die Papisten trieben es, „als wären eitel Klötze in deutschem Land, und auf dem Reichstag eitel Affen, dazu alle Herren, die es treiben, daß sie bei unsern Nachkommen ein ewiger Stank sein sollen“. Das war das Urteil des tapfern Mannes über sein Volk, dem er die Ketten hatte abnehmen wollen und dessen Fürsten, wie ein gescholtener Hund, gehorsam wieder in das Halsband schlüpften. „Es sollte in die Historie geschrieben werden,“ wo freilich ähnlicher Episoden noch genug geschrieben stehn bis auf den heutigen Tag. „Wir Deutschen hören nicht auf, dem Papst und seinen Walen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad.“ So klagt er über „das arm, elend, verlassen, veracht, verraten und verkauft Deutschland“, das er hatte retten wollen und das seine Fürsten aufs neue verkaufen. Es muß einen eigenen Eindruck gemacht haben, als der Bischof von Augsburg diesen Brief von dem verratenen Deutschen Reich in der Versammlung der Stände vorlas, der der treue Schreiber „ja kein Arges, sondern alles Gute gönne“.

Eine längst durchgesprochene Frage greift die folgende Schrift „von den Schlüsseln“ auf. Wie klar auch im Thesenstreit und auf der

Leipziger Disputation dieselbe erörtert worden war, Melanchthon und die von ihm beratenen Herren zerbrachen sich doch in Augsburg aufs neue den Kopf, inwieweit man die Gewalt des Papstes und der Bischöfe anerkennen dürfe? Er aber schreibt an Melanchthon: „Ein Schelm ist nirgend besser untergebracht als am Galgen." Er bezeichnet sofort im ersten Satze seiner Schrift es als der größten Plagen eine, daß in dieser Materie noch immer solche Unklarheit herrsche. „So tief haben alle Geistlichen und Gelehrten geschlafen und geschnarcht", daß sie nicht einmal wissen, was Jesus unter dem Binden und Lösen verstand, das er seinen Jüngern auftrug. In der Papisten Rotwelsch heiße binden Gesetze stellen, während doch Jesu Meinung ist, dem Unbußfertigen soll seine Sünde behalten sein, dem Bußfertigen vergeben. Die Schlüssel haben Christi Jünger, sofern dem verstockten Sünder der Himmel verschlossen bleibt, dem Bußfertigen tun sie ihn auf, indem sie ihm verkünden, daß dem, der glaubt und bußfertig ist, die Verheißungen gelten. Die Papisten aber „haben allein des Papstes Gewalt aufgeblasen, wie er binden könne und man ihm müsse gehorsam sein in seinen Gesetzen. Das haben sie gebläuet, gebräuet und getrieben ohne Unterlaß, bis daß sie seine Gewalt nicht allein über alle weltlichen Kaiser, Könige und Fürsten in aller Welt haben erhebet; danach auch unter der Erden und über die Toten im Fegfeuer; zuletzt auch in den Himmel über die Engel, aufs allerunverschämteste, und da sie nicht weiter konnten, machten sie aus dem Papst einen Gott auf Erden, der ein gemengter Gott und Mensch wäre und nicht ein lauter Mensch". „Das soll ihm der Teufel gesegnen." Ganz spurlos ist freilich der Ablaßstreit auch an den Papisten nicht vorübergegangen. Die Ablaßverteidiger behaupten jetzt, die Kirche habe stets gelehrt, der Ablaß gelte nur, wenn der Käufer seine Sünde zuvor bereut und gebeichtet habe. „Wir geben Ablaß, ob er dir aber werde, da lassen wir dich für sorgen, denn wir können nicht wissen, ob du recht gereuet und gebeichtet hast." Aber dann steht ja alles auf des Beichtkindes eigener Reue und der Schlüssel ist ein Fehlschlüssel. Da täte der Papst besser, nur einen Schlüssel im Wappen zu führen, da der andere nicht schließt. Auch in der Lehre von den Schlüsseln ist also nichts gewiß als daß der Beichtiger das Geld einstreicht. Ganz so ist's mit dem Fegfeuer. „Wenn Gott das Herausziehen für recht hält, so ist's gewiß, wie weiß ich aber, daß er's für recht hält?" „So haben sie wie die Spitzbuben um die armen Seelen gespielt als wären es alte Kartenblätter, die doch Gott selbst durch seines lieben Sohnes

Blut und Tod erlöset hat." Wenn sie so selber zugeben, daß ihr Schlüssel nicht schließe, so „zeuch hin gen Rom, hole Ablaß und Butterbriefe, gib Geld und laß mit dir dispensieren, laß dich weihen oder werde Bischof, lauf der Wallfahrt nach und rufe Heilige an, löse das Fegfeuer, beichte solchen Pfaffen, so kommst du recht an, daß du nicht weißt, was du tust, hast oder bist für Gott, ja du bist belogen und betrogen und geschieht beiden Teilen recht. Warum verachten wir Gottes Wort." „Was ist nu des Papstes Kirche für eine Kirche? Eine ungewisse Wankelkirche oder Schlutterkirche, ja eine falsche Lügenkirche, die im Zweifel oder Unglauben schwebt ohne Gottes Wort." Ein Exempel dessen nimmt er aus den Augsburger Verhandlungen selbst. „Jetzt auf dem Reichstage hat sich des Papstes Legat, Kardinal Campeggius, lassen hören, der Papst möchte vielleicht erlauben beide Gestalt des Sakraments und Pfaffenehe, aber daß er sollt Mönche und Nonnen die Ehe erlauben, kann er nicht tun. Nu hat's der Papst aber oft getan. Also gehet man mit uns armen Christen um, heute Ja, morgen Nein."

Nach der schwülen Spannung jener Tage muß dieses kräftige Wort wie ein erfrischender Platzregen niedergerauscht sein, so daß die Gemüter wieder aufatmen konnten. Für den Reichstag selbst freilich kam die Schrift nicht mehr in Betracht. Zwar war das erste Konzept noch im August vollendet, aber da der Beginn des Drucks sich bis nach dem Schluß des Reichstags hinauszögerte, arbeitete Luther die Schrift völlig um und schenkte den ersten Entwurf an Veit Dietrich, so daß sie uns in zwei Gestalten vorliegt.

Daß er auch persönlich die Reichstagsverhandlungen zu Augsburg, wie einst die zu Worms, für einen breitprächtigen Rauch hielt, von dem man am Morgen keine Spur mehr sehen werde, das beweist die Art, wie er trotz der Haupt- und Staatsaktionen ruhig an seiner reformatorischen Aufgabe weiter arbeitet. Statt sich über kaiserliche Propositionen und ständische Beschlüsse aufzuregen, schreibt er ein Büchlein: „Daß man Kinder zur Schule halten solle." Er widmete sie dem Ratsschreiber Lazarus Spengler in der Stadt Nürnberg, die der Erziehungsfrage schon früher als andere ihr Interesse zugewendet hatte. Luthern lag der Mangel eines geschulten Nachwuchses schwer auf der Seele. Hatte man doch auch in Sachsen bei den Kirchenvisitationen hier und dort erweckte Handwerker und andere Autodidakten als Pastoren dulden müssen. Er sieht eine Zeit kommen, da man für drei Städte oder zehn Dörfer

höchstens einen Prediger werde schicken können. Nur der Schulzwang, meinte Luther, könne hier helfen. Wenn alle Eltern genötigt werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken, dann wird man auch wieder die erforderliche Zahl von Beamten, Ärzten, Lehrern und Pfarrern heranziehen können, die der Fürst braucht. So ist es ihm ein Trost, daß die Stadt eines Pirkheimer, Dürer und Hans Sachs in dem von Camerarius geleiteten Gymnasium mit gutem Beispiel vorangegangen ist und er kann nur herzlich wünschen, daß andere Städte das Beispiel nachahmen. So dachte Luther auch in dieser gefahrvollen Lage mit Weisheit und Ruhe an die Zukunft. Aber da, wo die Entscheidung erwartet wurde, in Augsburg, blieb die Stimmung gedrückt.

Am 5. August klagt Luther dem Kanzler Brück, die Freunde seien „so wehmütig und sorgfältig, als hätt' Gott unserer vergessen". Es ist doch Gottes Sache, es ist sein Wort, für das die Evangelischen streiten. „Kann auch ein Weib seines Kindleins vergessen?" „Ich hab neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister sein Gewölbe gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und steht auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollen sie gerne greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselben greifen könnten, so stünde der Himmel feste. Das ander, ich sehe auch große dicke Wolken über uns schweben mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meer zu vergleichen sein; und sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten und fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem saueren Angesicht, und flohen davon. Da sie fürüber waren, leuchtet herfür beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen." So werden auch die Wolken am Augsburger Himmel verziehen, denn die Verheißung Gottes über die Kinder Noahs beim ersten Regenbogen gilt noch heute. Diese Anwendung mochte sich Kanzler Brück selbst machen, doch rühmt Luther ihm nach, daß er wenigstens guten Mut und ein getrostes Herz in aller Anfechtung sich bewahrt habe. So möge er den Magister Philipp und alle andern trösten. Sie sollen sich sagen, daß Gott uns gebe über all unser Wissen und Verstehen; ginge es nach

uns, so bekäme der Kaiser die Ehre, Gott aber hat die Ehre sich vorbehalten.

Wenige Tage, nachdem ihn der Sternhimmel bei Nacht und der Regenbogen bei Tag so herzlich getröstet hatte, schlug das Wetter um und ein furchtbarer Sturm wütete und Wasserströme gingen auf die Feste nieder, daß die Bewohner sich entsetzten. Luther vermutete sofort, der Sturm bedeute, daß es in Augsburg schlecht stehe. Er bringt denselben mit der Speyerer Teufelsgeschichte in Verbindung, die dem Kaiser berichtet worden sein soll. Am Sankt Jakobstag, dem 25. Juli, so wurde erzählt, lagen bei Speyer zwei Fischer nächtlicher Weile am Rhein bei der Angelei. Als sie einschliefen, erschien dem einen ein Mönch und verlangte übergesetzt zu werden. Als derselbe sein Schiff von der Kette gelöst hatte, sah er sich plötzlich von vielen Mönchen umgeben aus allen Orden, weiße, graue und schwarze, so daß das Schiff ganz voll ward. Gegen Tagesanbruch findet ihn sein Genosse lahm an der Erde liegen, und als Erklärung gibt er an, er habe die Nacht Mönche überführen müssen, aber gelohnt hätten sie ihn nicht. Als nun der andre sich wieder schlafen legt, erscheint auch ihm ein Mönch, der verlangt übergesetzt zu werden und auch hinter ihm wimmelt es von Kapuzen. Der Fährmann weigert sich aber sie überzusetzen, wenn sie nicht bezahlen. Da stößt ihm der Mönch mit einem weißen Stecken in die Seite und sagt: „Man gibt uns Mönchen auch nichts mehr." Am nächsten Morgen erwacht dieser zweite Geselle mit einem zerkratzten Gesichte, als ob er durch die Fischreusen geschleift worden wäre und hatte ein ganz entstelltes Angesicht. Vor dem ehrbaren Rate aber sagten beide Fischer aus, die Mönche hätten erklärt, sie kämen von Köln und wollten auf den Reichstag gen Augsburg. Sobald sie aber am andern Ufer gewesen, seien sie alle verschwunden; der Fischer aber, der Bezahlung von den Mönchen verlangte, ist bald darauf gestorben. Auch Melanchthon meinte, „der Speyerer Mönche Gespenst bedeutet ohne Zweifel einen greulichen Lärm". Der erste Erzähler der Schauermär war der Geschichtenträger Agricola und am 15. August äußert sich Luther darüber: „Als ich Magister Eislebens Brief von Teufeln, die zu Speyer in Mönchslarven über den Rhein gefahren, gelesen, hab ich mich heftig entsetzt und gefürchtet, daß noch abscheulichere Wunder darauf folgen würden. Aber Christus lebt und regiert. Die Teufel mögen nun Mönche oder Nonnen werden, haben sie Lust dazu; es stünde ihnen auch keine Gestalt besser an als die, in welcher sie sich bisher haben von der Welt

anbeten lassen. Ich meinte fürwahr nicht anders, denn es wäre irgend ein Lärm zu Augsburg, so grausam wütet der Wind und regnet's hier, daß ich schier vom Brausen allein erschrak, und ist noch nicht wieder klar worden."

In Augsburg hatten inzwischen die Friedensfreunde die Einsetzung eines engeren Ausschusses von sechs Mitgliedern durchgesetzt, zu dem von den Evangelischen nur Melanchthon zugelassen wurde. Natürlich verdoppelte sich dadurch auf protestantischer Seite der Verdacht gegen Magister Philippus. Aber Melanchthons Schwäche und das Zureden der Kaiserlichen hatten nun auch des Kurfürsten Festigkeit erschüttert, zumal der tapfere Landgraf nicht mehr zugegen war. „Das Wesen," schreibt Hieronymus Baumgärtner am 13. September aus Augsburg an Spengler, „hat bisher stetig gewährt. Als oft die Fürsten beieinander, so kommt einer zu dem Kurfürsten geritten, sagt ihm, wie er die Sache getreulich und gut meine usw. Er hat dies und jenes vom Kaiser verstanden, und so man allein in diesem oder jenem Stück entwich usw. möchte der Sache noch zu helfen sein. Alsbald ist Philippus da, stellt Artikel, glossiert die usw. Das wird dann etwa mittlerzeit durch Heller und Brenzen auch in den Markgrafen getragen. So man uns dann erfordert und wir uns also den vorgekochten Brei nicht wollen lassen wohlschmecken, so ist es eines Unwillens, und laufen die Theologen um, sagen wir möchten nicht den Fried erleiden, gleich als wären wir gewißlich, durch unser Nachgeben Frieden zu erhalten, wollten nur mit dem Landgrafen dreinhauen, den sie denn hierin wahrlich jämmerlich verunglimpfen." Auch der badische Kanzler Vehus, der in Worms Luthern so inständig ins Gewissen geredet hatte, und selbst der Truchseß von Waldburg drängten sich an Brück und Melanchthon mit Vermittlungsvorschlägen heran. Dieselben wurden auch an Luther abgesendet, der aber wies sie völlig ab. Die Papisten legten den Speck nur auf die Falle, um die Evangelischen zu verderben. Melanchthon war nun bereits so weit gekommen, daß er die Wiederherstellung der Gewalt der Bischöfe nicht mehr mit der Rücksicht auf die Erhaltung des Friedens rechtfertigte, sondern er pries sie auch in seinen Briefen als nützlichen Damm gegen den Mißbrauch der evangelischen Freiheit. Ganz abgesehen von den Forderungen der Papisten hält er die Episkopalverfassung für das Richtige. Auf vielfache Bitten, namentlich der Nürnberger, schrieb nun Luther, während der engere Ausschuß in Augsburg tagte, am 28. August an die Augsburger Freunde dringende Warnbriefe. Er habe immer gesagt, heißt es da, wenn der Teufel nicht als brüllender

Löwe umhergehen könne, komme er als listige Schlange; davor sollen sie sich hüten. Helfen werden ihnen ihre Konzessionen doch nichts. „Luther ist frei und frei ist der Mazedonier", der Landgraf. Das mögen die Kurfürstlichen sich gesagt sein lassen. Machen sie Konzessionen, so sind doch er und Philipp von Hessen dadurch nicht gebunden. Dem Papst und Legaten aber mögen sie von ihm ausrichten, was bei Goethe Götz von Berlichingen dem kaiserlichen Herold sagt. Milder verfährt er mit dem in Tränen schwimmenden Melanchthon, er redet ihm bald tröstlich zu, bald ermahnt er ihn, er solle sich doch auf Einzelverhandlungen überhaupt nicht einlassen. „Handelt als Männer und sehet, daß euer Herz fest werde." Aber es war bereits zu spät. Am 30. August erklärten der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Lüneburg in der Versammlung der protestantischen Stände sich bereit, die Jurisdiktion der Bischöfe in ihren Ländern wieder herzustellen. Das wäre denn der Anfang einer Gegenreformation oder der Religionskrieg gewesen. Die schwächlichen Anfänge des Reichstags erschienen den Entschiedenen nunmehr als die sächsische Heldenzeit gegenüber diesem feigen Zurückweichen, so sehr war die von Luther getrennte evangelische Partei in ihren Ansprüchen herabgekommen. „Gott hat uns zu sondern Gnaden verordnet," schreibt Baumgärtner an Spengler, „daß die Konfession heraus und einmal übergeben ist, sonst würden unsere Theologi längst ein anderes bekannt haben, wie sie denn, wo ihnen gefolgt würde, gern täten, wiewohl sie einander ungleich sein. Philippus ist kindischer denn ein Kind geworden." Noch bitterer spricht sich Baumgärtner am 15. September dem gleichen Freunde gegenüber aus. Melanchthon umgehe die Nürnberger und stecke den andern Städteboten unbefragt heimliche Vorschläge zu, die nicht nur unchristlich, sondern auch ganz unmöglich seien. „Ich kann die Beschwerden, so aus diesem Plätzleinbacken erfolgen, nicht genugsam bedenken, geschweige denn mit Worten aussprechen. Darum bitte ich Euch um Gottes und seines Wortes willen, Ihr wollet das Eure auch dazu tun und Doktor Martin Luther schreiben, daß er doch als der, durch den Gott sein Wort erstlich der Welt wieder eröffnet, dem Philippo mit Gewalt einrennen, und doch die frommen Fürsten, sonderlich seinen eigenen Herrn vor ihm warnen und zur Beständigkeit vermahnen. Dann auf diesem Reichstag kein Mensch bis auf den heutigen Tag dem Evangelio mehr Schaden getan denn Philippus. Er ist auch in eine solche Vermessenheit geraten, daß er nicht allein niemand will hören anders davon reden und raten, sondern

auch mit ungeschicktem Raten und Schelten herausfährt, damit er jedermann erschrecke und mit seiner Ästimation und Auktorität dämpfe." Es ist ein schöner Zug an Luther, wie er so schweren Anklagen gegenüber seinen Freund in Schutz nimmt. Er beruhigt den wohl auch von Baumgärtner und Spengler beeinflußten Link. „Philippus ist wohl etwa über einige Punkte im Handel gewesen, es ist aber noch in nichts gewilligt worden, auch von ihm selbst nicht." Auch Spengler gegenüber wendet er alles zum besten. Obgleich er wohl versteht, wie sehr es den Nürnberger Ratsschreiber bewegt, „daß die Unsern zu Augsburg sich sollen etwas zu weit begeben haben", hofft er doch, es soll nicht Not haben. „Denn ob etwas würde gleich zu viel nachgelassen, (als ich mich nicht versehe) wohlan so ist die Sach nicht verloren, sondern ein neuer Krieg angefangen, damit unser Widersacher gar überzeugt würden, wie redlich sie gehandelt haben." Damit, daß man überall das Evangelium vorbehalten habe, sei alles vorbehalten. „Geben aber die Unsern etwas nach über das Evangelium, so soll der Teufel jenes Teil betreten; das sollt ihr sehen. Am Tage des heiligen Augustin, den 28. August 1530." Seit Ende August erhielt Luther von Augsburg wieder seltener Briefe und mit Beginn des September blieben sie ganz aus. „Wir sitzen hier, wie in einer andern Welt," schreibt Luther am 12. September an Link, „so lang haben wir von Augsburg nichts erhalten. Sie schweigen alle hartnäckig, als ob sie geschlagen, gefangen oder tot wären." Es war wohl ihr Bewußtsein, wie abfällig Luther ihr trauriges Geschäft des Vermittelns und Verkleisterns beurteile, das sie veranlaßte wieder die „Junker Schweigler" zu spielen. Um so kräftiger beschloß der einsame Mann von den Zinnen seiner Feste in die Kriegstrompete zu stoßen. „Einen neuen Krieg" kündigte er Spengler in einem Briefe an die Nürnberger an, die sich so tapfer hielten. Und bereits hatte er eine Streitschrift unter der Feder, mit der er den Freunden den Nacken stärken, den Seinen ein fröhliches, sorgloses Angesicht zeigen und den Papisten seine unbegrenzte Verachtung beweisen wollte. Es ist die letzte und schönste der Koburgschriften, der „Sendbrief vom Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen", die er am 12. September an Wenzeslaus Link nach Nürnberg schickte, mit der Ermächtigung den Brief in dieser Form zu drucken. Auch diese Schrift war eine Antwort auf die Angriffe, die die Papisten auf seine Bibelübersetzung gemacht hatten und auf die schwächliche Stellung, die Melanchthon in seiner Apologie in Sachen der Heiligenverehrung einnahm. Mit der Wittenberger

Druckerei war Luther damals unzufrieden und um jeden Verzug zu vermeiden, ließ er den Sendbrief in Nürnberg erscheinen. Die Vorbemerkung des Freundes Wenzeslaus datiert bereits vom 15. September. Die Herausgabe rechtfertigt Link mit dem Spruche Salomonis: „Wer Korn inne hält, dem fluchen die Leute; aber Segen kommt über den, so es verkauft.“ Die Fiktion Luthers bei seinem Briefe ist, daß ein Freund ihn interpelliert habe, warum er in den paulinischen Briefen das justificamur ex fide übersetzte: „durch den Glauben allein“ und sodann über die Frage, ob auch die verstorbenen Heiligen für uns bitten? In Wahrheit aber ist der erste Abschnitt eine Antwort auf Melanchthons Preisgeben des sola fide und auf Ecks entsetzlichen Witz, die Protestanten sollten ihre Sohle ein Weil zum Schuster schicken. Wir haben die Gründe, die Luther für sein „durch den Glauben allein“ anführt, bereits gelegentlich seiner Bibelübersetzung besprochen. Die Form eines vertraulichen Briefs an einen guten Freund erlaubt ihm hier, sein Herz bis auf den Grund auszuschütten und seinem Humor bis zu den tollsten Purzelbäumen die Zügel schießen zu lassen. Es ist ja angeblich nur ein schnurriger Privatbrief, in dem er dem Freunde ein Rezept gibt, wie Papisten zu behandeln seien. Zunächst verspottet er die Kritiker, die sein Übersetzen meistern wollen, während sie ihr Deutsch aus seinem Dolmetschen und aus seinen Schriften gelernt haben. „Ich gönn es ihnen wohl: denn es tut mir doch sanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde reden gelehrt habe. Zum andern mögt Ihr sagen, daß ich das Neue Testament verdeutscht habe auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen; habe damit niemanden gezwungen, daß er es lese, sondern frei gelassen, und allein zu Dienst getan denen, die es nicht besser machen können. Ist niemanden verboten ein besseres zu machen. Wer's nicht lesen will, der laß es liegen. Ich bitte niemanden darum.“ „Und daß ich wieder zur Sachen komme, wenn Euer Papist sich viel unnütz machen will mit dem Wort sola, allein, so sagt ihm flugs also: Doktor Martinus Luther wills also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding. Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler und Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein, wollen auch einmal stolzieren und pochen mit den Eselsköpfen; und wie Paulus wider seine tollen Heiligen sich rühmet, so will ich mich auch wider diese meine Esel rühmen. Sie sind Doktores? Ich auch. Sie sind gelehrt? Ich auch. Sie sind Prediger. Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Dispu-

tatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialektici? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben Bücher? Ich auch. Und will mich weiter rühmen: Ich kann Psalmen und Propheten auslegen; das können sie nicht. Ich kann die heilige Schrift lesen; das können sie nicht. Ich kann beten; das können sie nicht. Und daß ich herunter komme, ich kann ihre eigne Dialektika und Philosophie baß denn sie selbst allesamt. Und weiß dazu fürwahr, daß ihrer keiner ihren Aristotelem verstehet. Und ist einer unter ihnen allen, der ein Proömium oder Kapitel im Aristoteles recht versteht, so will ich mich lassen prellen." Schwimmt Melanchthon in Tränen bei den Angriffen Ecks, so kommen ihm die Tränen vor Lachen, aber die Absicht Stimmung zu machen durch seine tollen Übertreibungen, ist auch unverkennbar. Steht der Eingang der Schrift in einem leicht zu erkennenden Gegensatz gegen Melanchthons Verzicht auf das sola fide, so ist er zu der angehängten Betrachtung über die Fürbitte der Heiligen durch die Augustana selbst genötigt. „Vom Heiligendienst," sagt Melanchthons Bekenntnis, „wird von den Unsern also gelehrt, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, wenn wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, dazu daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, gleichwie kaiserliche Majestät dem Exempel Davids folgen mag, Kriege wider den Türken zu führen, denn beide sind in königlichem Amt, welches Schutz und Schirm ihrer Untertanen fordert." Dieser Passus von den Schutzheiligen war so wenig nach Luthers Sinn, daß er sich gedrungen fühlte, auch seinerseits auszusprechen, was er vom Geschäfte der Heiligen halte. Da über ihre Tätigkeit, meint er, die Schrift nichts offenbart habe, können wir darüber auch nichts Sicheres wissen. Die Art aber, wie die Kirche die Heiligen zu Göttern gemacht, jedem Menschen einen eigenen Patron zugewiesen, den er anrufen soll, jedem Patron ein eigen Geschäft und besondere Kräfte zugeteilt über Pestilenz, Fieber, Wasser oder Feuer, dieses Verfahren setze Gott zur Ruhe und die Heiligen an seine Stelle. Jetzt freilich rede man nur von ihrer Fürbitte, sobald die Evangelischen aber die Götzen wieder würden zulassen, „so würden die Papisten die Pfeifen wieder tönen lassen, die sie heuer einziehen. Die Schrift weiß nichts von Heiligenverehrung, uns aber ziemt es nicht, etwas im Gottesdienst vorzunehmen ohne Gottes Befehl."

Es ist auch hier wohlüberlegte Absicht gewesen, daß Luther solch übermütigen, siegesfrohen Ton anschlägt und den gelehrten Papisten in

Augsburg den Esel bohrt. Dem in Ungeduld auf der einsamen Feste sich verzehrenden Manne, der nach seiner Arbeit und seiner Familie in Wittenberg zurückverlangte, war es so leicht gar nicht zu Sinn. Er klagt Jonas im Gegenteil, daß er von Ohrensausen und Halsschmerzen geplagt werde und wünscht sein letztes Stündchen herbei. In Augsburg aber, wo die Melanchthon, Agricola, Spalatin, Brenz, Aquila und Jonas wie Trauerweiden mit hängenden Zweigen standen, sollte Freund und Feind wissen, daß er der Alte sei, wie er auch Link, der ihn in großer Entrüstung über Melanchthon vor den neuen Konzessionen warnte, die jene in den Privatverhandlungen machten, stolz erwiderte, „sie wissen wohl selbst, daß ohne mein Einwilligen ihr Einwilligen nichts ist“. Melanchthon beruhigt er am 20. September, er glaube den Augsburger Freunden mehr als ihren Anklägern. Das Beste aber wäre doch, so meint er in einem Briefe an Justus Jonas, sie kämen endlich heim, gesegnet oder verflucht. Aus dem eigenen Lager höre er schwere Anklagen gegen sie. Er halte sich an ihr Wort, daß sie die Anträge der Papisten abgelehnt hätten. „Hic sto, sic credo. Hier stehe ich, so glaube ich. Wäre es anders, so hat der Teufel ein hübsch Trennen unter uns selbs angerichtet.“ „Sehet zu, daß Ihr nicht unter uns selbst ein Schisma schafft. Uns steht es nicht zu künftige Kriege zu besorgen, uns steht es zu zu glauben und zu bekennen.“ „Wird ein Krieg daraus, so werde er daraus, wir haben genug gebeten und getan.“ Den Eindruck, den ihm die Augsburger Nachrichten machen, verhehlt er Jonas nicht: „Ich berste schier vor Zorn und Widerwillen.“ „Brecht die Verhandlungen ab und geht heim!“ ist sein wohlerwogener Rath. In dieser kritischen Zeit hatte Melanchthon wieder einen seiner bedeutungsvollen Träume, auf die er achtete. Er sah den Prediger Aquila wie eine Katze in einen Sack gesteckt, da trat Luther dazwischen und machte ihn frei. Luther aber schrieb stolz: „Solltet Ihr etwas wider das Evangelium beschließen und den Adler (Aquila) in einen Sack stecken, kommen wird dann, ich zweifle nicht, Luther, um diesen Adler herrlich zu befreien.“ So verwies er den Freund auf dessen eigene Traumgesichte und da Melanchthon auf diese viel hielt, machte ihm die Deutung sicher Eindruck. An Baumgärtners frischer Haltung, der mit Melanchthon am unbarmherzigsten ins Gericht gegangen war, hatte Luther große Freude. Es machte ihn stolz, daß Käthes einstiger Verehrer ein so stattlicher Patrizier geworden war und er grüßt ihn im Namen seiner alten Flamme, der er zu Hause von ihm erzählen wolle. So viel Grund zum Verdacht

Melanchthon auf dem Reichstag gegeben hatte, Luther hat nie an ihm gezweifelt. Er schilt seinen Kleinmut, aber mit dem Vertrauen, dessen nur eine große Seele fähig ist, weist er den Gedanken, sein Philippus könne plötzlich ein anderer geworden sein, weit von sich. Die andern, kleinlich wie sie sind, suchen auch bei Melanchthon kleinliche Motive; selbst Bestechung halten sie, bei ihrer Art die Menschen einzuschätzen, keineswegs für ausgeschlossen; Luther dachte dafür zu groß und kannte seinen Freund besser. Weil er ihn verstand, vergab er ihm, obwohl er seine Schwäche mißbilligte. Melanchthon trug freilich Schuld, wenn die Spaltung zwischen den Evangelischen bereits zu unerquicklichen Szenen in Augsburg selbst und zu häßlichen gegenseitigen Verdächtigungen geführt hatte, doch behielt zu allem Glück der ernste Brück noch immer die Leitung fest in der Hand. Nachdem auch die Vermittlungsversuche des engeren Ausschusses gescheitert waren, verwiesen die evangelischen Stände in einer Erklärung vom 28. August auf ihr überreichtes Bekenntnis und erinnerten an das verheißene Konzil. Karl nahm das sehr ungnädig auf, aber der Berufung an das Konzil konnte er nichts entgegensetzen. So neigte alles zum Ende.

Seit Mitte September spielten die Augsburger Reichstagsverhandlungen im letzten Akt. Bereits kamen auch die ersten Vorboten des nahenden Reichstagsschlusses in Koburg durch. Am 14. September erschienen zu Luthers Überraschung der Kurprinz Johann Friedrich und Albrecht von Mansfeld. Der Kurprinz brachte ihm als Mitbringsel aus Nürnberg einen Siegelring, darauf Luthers Wappen mit dem schwarzen Kreuz in einer weißen Rose gestochen war. „Des Christen Herz auf Rosen geht, so lang es unterm Kreuze steht", so hat Luther selbst den Sinn dieser Abzeichen erläutert. Später haben sich bekanntlich die Rosenkreuzer nach diesem Symbolum benannt. Für Luthers kleine magere Hand war der Ring zu weit geraten, so daß er ihm abfiel. Für Faber, Eck oder solche dicke Herrn, scherzt er, hätte er besser gepaßt, ihm zieme ein Ring von Blei oder am besten ein Strick um den Hals. Luthern selbst fand der Prinz frisch, gesund und fröhlich, nur hätte er ihn wegen des großen Barts fast nicht erkannt. Elf Tage später stellte sich Butzer ein. Auf Melanchthons erste Ankündigung dieses Besuchs hatte Luther unmutig erwidert, er wolle mit diesen unzuverlässigen Leuten nichts zu tun haben. Aber nun wurde Butzer ihm durch den Kurfürsten selbst zu freundlicher Aufnahme empfohlen. Die Verhandlungen über Butzers vermittelnde Abendmahlsformel konnten auch in aller Freundschaft geführt werden. Eine Basis für dieselben hatte

Butzer dadurch hergestellt, daß die vier Städte in seiner am 14. Juli überreichten Tetrapolitana die in Marburg von beiden Teilen angenommenen Sätze über das Abendmahl wiederholten, ja sie bekannten, Christus gebe seinen wahren Leib im Abendmahl wahrlich zu essen zur Speise der Seelen. Strittig war nur, ob auch der Mund leiblich und mithin auch der Ungläubige diesen Leib empfange, wie Luther behauptete, oder nur die gläubige Seele. Luthers Hauptärgernis aber, daß die Süddeutschen mit dem Abendmahl einen Genuß des Leibes Christi gar nicht verbunden glaubten, war durch Butzers Fassung aus dem Wege geräumt. Auch sie sahen in der Eucharistie nicht bloß einen symbolischen Gedächtnisakt, sondern sie genossen in mystischer Weise den Leib Christi, nur war dieser Genuß nicht durch den Mund vermittelt, sondern durch die gläubige Seele. Auf diesem Boden hielt auch Luther eine Einigung nicht für ausgeschlossen, wenn er auch noch immer daran Anstoß nahm, daß Butzer die Nießung des wahren Leibes auf die Gläubigen beschränke. Ohne das Zugeständnis, daß Christus nicht allein bei der Seele sei, sondern auch bei den Zeichen, konnte er sie noch immer nicht als Glaubensgenossen anerkennen. Das war ein Rest der mittelalterlichen Lehre, den er nie los geworden ist. Zweideutige Vergleichsformeln zu unterzeichnen, die dann jeder verschieden auslege, lehnte er ab. Vielmehr überließ er es den Städten, ihrerseits ein befriedigendes Bekenntnis zu veröffentlichen, auf Grund dessen weiter verhandelt werden könne. Butzer bemühte sich zunächst bei seinen Freunden die schlechte Meinung zu berichtigen, die sie durch die letzten Streitschriften und die Marburger Erlebnisse von Luther persönlich gefaßt hatten, und ihnen an die Hand zu geben, wie der schwierige Gegner am besten zu behandeln sei. „Ich habe,“ schreibt er, „den Mann befunden, daß er wahrhaft Gott fürchtet und die Ehre Gottes von Herzen sucht; er ist aber doch also geartet, daß er durch Zureden erst beweglicher wird. Also hat ihn uns Gott geschenket und also müssen wir ihn gebrauchen. Es wird in der Kirche kein Frieden werden, es sei denn, daß wir in diesem Manne viele Dinge dulden. Je mehr wir wollen, daß er rein schreibe, desto minder müssen wir ihn warnen und ermahnen und ihm seine Übertreibungen zur Last legen. Stillschweigend, so er Freund ist, werden seine Ausschreitungen gebessert, wenn wir eben dieselbigen Dinge bescheidener vortragen.“ Mit seinen Plänen einer Konkordie kam Butzer freilich auch jetzt nicht zum Ziel, doch war es dieses Mal Zwingli, an dem sein Vermittlungsversuch scheiterte.

Endlich am 24. September konnte Luther seiner Käthe melden, er hoffe in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu sein, da der Kurfürst beschlossen habe, nunmehr aufzubrechen. Verdammen würden sie in Augsburg die gute Sache, daran aber liege nichts. Scherzend setzt er hinzu: „Sie wollen schlecht die Mönch und Nonnen wieder in die Klöster haben," aber der frohe Ton des Briefs mochte Käthen darüber beruhigen, daß es vorderhand keine Gefahr für sie habe. Noch besuchte Ernst von Lüneburg den Reformator auf seiner Feste und wußte bereits von den letzten Stadien der Augsburger Verhandlungen zu berichten. Mit einem rührenden, kindlichen Vertrauen und deutscher Treue hielt Luther auch jetzt noch an seinem Kaiser fest, der doch sein erbarmungsloser Gegner und aller welschen Lügenkünste Meister war.

Natürlich war man überall gespannt, wie nach all den gescheiterten Vermittlungsversuchen, bei denen die römische Sibylle in jeder neuen Verhandlung mehr gefordert und weniger geboten hatte, der Abschied ausfallen werde. Karl hätte gern die schärfsten Maßregeln ergriffen. Er schrieb an den Papst: „Gewalt würde jetzt am meisten Frucht schaffen." Allein im Lager der Bayernherzöge und der katholischen Stände überhaupt machte sich bereits eine unbehagliche Stimmung geltend, weil Karl und Ferdinand plötzlich alles und jedes in Deutschland ordnen wollten. Der Plan des Hauses Habsburg, Ferdinand zum römischen Könige zu erheben, auf welche Würde der Herzog Wilhelm bereits seit Jahren sich Rechnung gemacht hatte, die definitive Belehnung Ferdinands mit Württemberg, das dem jungen Herzog Christoph, dem Neffen der Bayernherzöge, geraubt wurde, die Erwerbung der Krone Böhmens durch den Erzherzog, das alles schob politische Interessen in den Vordergrund und drängte die religiösen zurück. Die deutschen Fürsten gedachten des Schicksals der spanischen Stände, die Karl, immer eine Partei mit der andern, aufgerieben hatte, um so sein absolutes Königtum aufzurichten. So konnte es leicht auch ihnen gehn. Man trug doch Bedenken, so ohne weiteres dem Kaiser das Schwert in die Hand zu geben. Man wolle, hieß es, mit den Protestanten nicht fechten, sondern rechten. Der Reichsfiskal solle die Klagen der geschädigten Stände annehmen, das Kammergericht solle nach dem Rechte des Reichs das Urteil sprechen, und dieses Urteil solle nach der alten Reichsordnung von den benachbarten Kreisen vollzogen werden. So endete der prachtvolle Reichstag mit einem ziemlich lahmen Abschied und Luthers Meinung, daß Reichstagsdebatten nicht mehr Bedeutung hätten als das

Gekecke seiner Dohlen, behielt glänzend recht. Am 22. September legte Kaiser Karl den Ständen einen Entwurf vor, nach welchem den Protestanten gestattet sein sollte bis zum 15. April des folgenden Jahres zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel mit der römischen Kirche vergleichen wollten oder nicht. Während dieser Zeit sollten sie sich ruhig verhalten und in ihren Gebieten nichts den Glauben Betreffendes drucken oder verbreiten lassen, niemanden in Ausübung der römischen Bräuche hindern, das kirchliche Eigentum herausgeben und die Klöster wieder herstellen. Die Protestanten lehnten einen solchen Abschied ab und wollten statt dessen ihre Apologie, die von Melanchthon verfaßte Widerlegung der katholischen Konfutationsschrift überreichen, aber der Kaiser verweigerte die Annahme. Trotz dieses harten Konflikts nahm am 23. September der Kurfürst von dem Kaiser freundlichen Abschied. Freilich meinte Karl, eines solchen Verhaltens hätte er sich von seinem lieben Ohm nicht versehen und dem weichmütigen alten Herrn traten die Tränen in die Augen bei diesem heuchlerischen Vorhalt. Von Melanchthon und Spalatin begleitet reiste der Kurfürst über Nürnberg nach Koburg, wo Luther nun von seiner halbjährigen Festungshaft erlöst wurde. So konnten die Freunde nach so vielen Mißverständnissen sich miteinander aussprechen. Die letzten tadelnden Briefe Luthers, die er infolge von Spenglers Klagen nach Augsburg gerichtet hatte, hatte Spengler selbst, da er die Erörterung scheute, die er angeregt hatte, wegen der veränderten Sachlage an Luthern zurückgehen lassen. Um eine völlig klare Lage herzustellen, las Luther seine Strafepisteln dem Magister und Justus Jonas selbst vor. An Spengler schrieb er, der Ausgang des Reichstags lasse mit Händen greifen, daß unser Herr Christus nicht allein die Wäscher, sondern auch die Narren regiere. Auch konnte niemand leugnen, daß er die Lage viel richtiger beurteilt hatte als die Augsburger Politiker, denen fortwährend nahe Blutbäder vor Augen gestanden hatten. Am 2. Oktober predigte Luther noch einmal in Koburg. „In diesem Reichstage sind beide dagewesen, die zween Götter, unser Gott, und der Welt Gott, der Teufel. Dieser ist gewaltig, reich, weise, witzig, kann viel und pochet getrost auf das, das er hat. Christus aber, der liebe Gott, ist arm, weiß nicht, wie er sich und die Seinen vor Gewalt schützen und verteidigen soll ... Doch ist so viel ausgerichtet, daß das Wort geblieben ist und wir beim Wort.“ Die heimgekehrten Kämpfer aber mochten sich an das Zeugnis halten, das er ihnen vor den letzten Irrungen in einem Briefe nach Augsburg ausgestellt hatte: „Ihr habt

Christum bekannt, Frieden geboten, dem Kaiser Gehorsam geleistet, Unrecht gelitten, Lästerungen und Überdruß erduldet und nicht Böses mit Bösem vergolten. Freuet euch nun auch einmal im Herrn und seid fröhlich ihr Gerechten! Lange genug habt ihr Angst gehabt in der Welt, schauet auf und erhebet euer Haupt. ... Ich will euch unter die Heiligen versetzen." Auf der Reise gab Melanchthon seiner Widerlegung der Konfutationsschrift, deren Annahme Karl V. verweigert hatte, die letzte Feile und man spürt dem mutigen und selbstbewußten Ton der Apologie wohl an, daß Luther neben ihm im Wagen saß, als er ihr die Form gab, in der sie später in das Konkordienbuch aufgenommen worden ist. Melanchthon war so eifrig bei dieser Arbeit, daß er sogar während des Essens schrieb. Luther aber nahm ihm die Feder aus der Hand und sagte, man könne Gott auch mit Feiern dienen. In Altenburg trennte sich Spalatin von ihnen, während die andern nach Wittenberg weiter fuhren. Als einsamer Reiter war einst Luther von der Wartburg wiedergekehrt, diesmal kam er umgeben von seinen Freunden, die um so ehrfurchtsvoller auf ihn blickten, als jeder Einzelne sich bewußt war, daß sie alle im letzten Examen durchgefallen seien. Damals war Luthers Aufgabe gewesen, das Feuer einer wilden Begeisterung in Wittenberg zu dämpfen, jetzt sollte er eine geängstete Gemeinde aufrichten, die ungeheuerlichen Gefahren ängstlich entgegensah. Er tat es, indem er die Kriegsaussichten schlechtweg für Windbeuteleien des Satans erklärte und in seine Predigten zuweilen humoristische Anspielungen auf den jüngsten Reichstag einfließen ließ. Statt des von Butzer und Brenz befürchteten „Endes Deutschlands" und des „Diokletianischen Blutbads" kam eine Reihe glücklicher Tage voll Siegen und Erfolgen und Melanchthon hatte wieder einmal umsonst gezittert. Am 11. Oktober abends sieben Uhr, nach mehr als halbjähriger Abwesenheit, war Luther wieder bei den Seinen. Die Zeit der Prüfungen war vorüber.

XXXVII

Niederlage der kaiserlichen Politik.

Am 19. November wurde der Reichstagsabschied, den die Evangelischen abgelehnt hatten, im Namen des Kaisers verkündet. Er machte keinen großen Eindruck, denn inzwischen hatte die Frage der Königswahl alle andern Fragen zurückgedrängt. Auf der Kurfürstenversammlung zu Köln am 5. Januar 1531 erhielt Ferdinand fünf Stimmen, zu denen dann Köln durch Acceß hinzutrat. Aber Sachsen legte förmlichen Protest ein, da eine Wahl bei Lebzeiten des Kaisers nur auf vorherigen einstimmigen Beschluß vorgenommen werden dürfe. Und nicht nur die Mehrzahl der protestantischen Stände, sondern auch die Bayernherzöge nahmen die Wahlanfechtung durch den Sachsen zum Vorwand, Ferdinand die Anerkennung als römischer König zu versagen. Luther wollte den Bestimmungen der goldenen Bulle eine solche Bedeutung nicht beimessen und die plötzliche Freundschaft der Herzöge für seinen Kurfürsten war ihm verdächtig. Er merkte „an den Herren von Bayern wohl, daß sie gern einbrocken wollten eine Suppe, die ein anderer sollt ausessen". Jedenfalls aber lagen die Dinge für die Evangelischen nicht schlimmer als zuvor und der, der den sichereren politischen Blick bewährt hatte, war auch dieses Mal Luther. Immerhin mußten die Protestanten darauf denken, was zu geschehen habe, wenn das Reichskammergericht wirklich gegen einen der Ihren vorgehe und etwa die Acht gegen diese oder jene Stadt verhängen sollte. Der neue König Ferdinand hatte sofort den Abschluß eines Bündnisses gegen die Abgewichenen in Erwägung gezogen. Aber die Abgewichenen waren dieses Mal die Rascheren und ehe die Papisten sich gesammelt hatten, stand der Schmalkaldensche Bund gespornt und gewaffnet da, so daß die Bischöfe vorzogen, Ruhe zu halten. Am 22. Dezember 1530 trat der Konvent zu Schmalkalden zusammen, um eine Einigung der Protestanten zu Schutz und Trutz abzuschließen. Luther wollte auch jetzt von einem

bewaffneten Widerstand nichts wissen, aber er beschränkte sich darauf, dem Beschlusse seines Landesherrn gegenüber, seinen Standpunkt zu wahren. Für seine Person wollte er dazu nicht geraten haben, allein, wenn die Juristen es besser wüßten, möchten sie es verantworten. Der Markgraf Georg von Brandenburg schloß sich aus gleichen Bedenken wirklich von dem Bündnisse aus. Auch Ulm, Nürnberg, Konstanz, Lindau und Straßburg konnten sich in den Bund nicht aufnehmen lassen, weil sie auf die Hilfe der näheren Eidgenossen angewiesen waren. So blieb denn die Hauptlast auf dem Kurfürsten und dem Landgrafen, die sich schützend vor Luthers Sache stellten, wie sie zu Worms vor seinem Denkmale stehn.

Es dauerte auch nicht lange, so hatte Luthers gesunder Menschenverstand die theologischen Skrupel wegen des Rechts des Widerstands überwunden. Schon zu Anfang des Jahres 1531 ließ er eine „Warnung an seine lieben Deutschen" ausgehen, in der er nach dem Worte des Jesaia: „nennt nicht alles Aufruhr, was dieses Volk Aufruhr nennt," den Widerstand gegen tyrannisches Unrecht für erlaubt erklärte. „Laß fröhlich hergehen und aufs ärgste geraten, es sei Krieg oder Aufruhr." Nachdrücklich weist er darauf hin, wie auf dem Reichstage die Evangelischen, dem Frieden zulieb, sich so weit demütigten und mit Füßen treten ließen, daß es für Bettelbuben zu viel gewesen wäre, geschweige für so hohe Fürsten und große Herren. Komme es trotzdem zum Krieg, so solle darum niemand sagen, die Luthersche Lehre sei schuld. Ihn selbst werde Gott erretten, wie er ihn bei dem Aufruhr der Bauern mehr als einmal aus der Gefahr Leibes und Lebens gerettet habe, in der er schwebte. „Will er mich nicht erretten, so sei ihm Lob und Dank gesagt; ich habe lange genug gelebt, den Tod wohl verdient und meinen Herrn Jesum Christum am Papsttum redlich angefangen zu rächen. Nach meinem Tode sollen sie allererst den Luther recht fühlen. Wie wohl auch jetzt, wo ich in solchem päpstischen und pfäffischen Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, damit man sagen soll, Doktor Martinus sei mit einer großen Prozession zu Grabe gebracht worden. Denn er ist ein großer Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche, darum sollen sie auch mit zu Grabe gehn, auf dem Rücken, daß man davon singen und sagen soll. Und wollen also zur letzte ein Wallfährtlein miteinander tun, sie, die Papisten, in den Abgrund der Hölle zu ihrem Lügen- und Mordgott, ich zu meinem Heiland Jesu Christo." Und damit sie wissen, daß die Evangelischen durchaus entschlossen sind,

nötigenfalls Gewalt mit Gewalt abzuwehren, setzt er hinzu: „So böse sollen sie es nicht machen, ich will's noch ärger mit ihnen machen und vornehmen und so harte Trotzköpfe sollen sie nicht haben, ich will doch noch einen härteren und stärkeren Kopf haben ... Sie sollen unter und zugrunde gehn." Gegenwehr gegen Bluthunde sei kein Aufruhr. Er wußte, wie man mit den Papisten zu reden habe, daß Demut sie allezeit tapfer und Drohung sie allezeit bescheiden mache. Auch konnten sie sich selbst sagen, daß in einem Kriege die katholischen Fürsten dem geistlichen Gute ebenso gefährlich sein würden wie die Ketzer. Doktor Eck habe freilich in Augsburg gesagt, hätte Kaiser Karl, wie er in Bologna mit dem Papste verabredet, die Lutherschen flugs mit dem Schwerte angegriffen und einen nach dem andern geköpft, wie Campeggius in der Tat von Karl verlangte, so wäre der Sachen wohl Rat geworden. „Aber welch ein fein Spiel sollte daraus geworden sein, wo der Kaiser solchem päpstlich teuflischen Ratschlag nach die Sache hätte angegriffen? Das sollte ein Reichstag geworden sein, daß weder von Bischöfen noch von Fürsten ein Fingernagel blieben wäre, sonderlich in so gefährlicher Zeit." Da er nun aber einmal der Deutschen Prophet sei, fährt Luther fort, so wolle er auch für den Kriegsfall seine Meinung nicht zurückhalten. „Das aber ist mein getreuer Rat, daß, wo der Kaiser würde aufbieten und kriegen wollte, als die Papisten jetzt rühmen und trotzen, daß in solchem Fall kein Mensch sich dazu brauchen lasse, noch dem Kaiser gehorsam sei, sondern sei gewiß, daß ihm in solchem Fall von Gott hart verboten sei, dem Kaiser zu gehorchen." Seine gute Meinung von Karl erhält er darum doch aufrecht, denn auch auf dem Reichstage habe der Kaiser aller Welt Gunst und Liebe überkommen. Daß er die Konfession, wenn auch nur im engen Raum, verlesen ließ, rechnet Luther ihm hoch an, und ein angebliches Wort des jungen Mannes: „wenn die Pfaffen fromm wären, so bedürften sie keines Luthers," erinnert diesen sogar an den Spruch Salomonis: „Des Königs Lippen weissagen." Der Kaiser sei auch bereit gewesen, Melanchthons Apologie gegen die windige Konfutation, die die Papisten selbst nicht an die Öffentlichkeit zu geben wagen, entgegenzunehmen, „aber als Kaiserliche Majestät mit der Hand danach gegriffen habe und wollt sie annehmen, da zuckt der König Ferdinandus Kaiserlicher Majestät die Hand zurück, daß solche Antwort nicht mußte angenommen werden". Auch auf die Drohrede des Berliners habe der Kaiser erwidert, es sei zu viel geredet. Aber trotz dem allem ergehe es Karl eben wie vielen frommen

Fürsten, er werde von seiner bösen Umgebung mißbraucht und wenn der Teufel die Papisten so hetze, daß sie den Krieg beginnen, so könne auch Luther nicht wehren, so sehr er für den Frieden sei. Wer dem Aufgebote der Papisten folge, der werde verantwortlich für alle Mißbräuche, die alsdann erhalten oder wieder aufgerichtet würden und deren ganzes Verzeichnis er nochmals mit wundervoller Rhetorik aufrollt, vollständiger und eindringlicher noch als in der Schrift an den christlichen Adel. Warum aber diese donnernde Entrüstung gegen Wallfahrten, Kerzenstiften, Kräuterweihe, Heiligendienst und ähnliche unschädliche Dinge? Wenn der Christ in ihnen den Gottesdienst sieht, statt in Glaube und Liebe, sind sie eben nicht mehr unschädlich, sondern bringen ihn um sein wirkliches Heil. Gegen die Übergewalt der Sinnlichkeit ist das einzige Gegengewicht die Religion, wenn aber die Religion selbst sinnlich wird, wer schützt dann den Menschen vor seinen Göttern? Den Frieden wünsche auch er, brächen ihn die Papisten aber, so komme ihr Blut über ihr eigen Haupt.

Den Reichstagsabschied selbst besprach Luther in einer „Glosse auf das vermeinte kaiserliche Edikt", in dem er des Respekts gegen Reichstag und Kaiser noch mehr vergißt. Aber auch hier will er nicht gegen die kaiserliche Majestät geredet haben, sondern gegen die Buben, die den Kaiser so reden lassen und gegen den Geist, der diesen Bösewichtern diese Lügen eingeblasen hat. „Sie sagen in dem Edikte, unser Bekenntnis sei durch die heiligen Evangelia widerlegt und verbieten doch selbst beiderlei Gestalt im Abendmahl, die das Evangelium lehrt. Wo ist der Meister, der diese Pfeifen zusammenstimmen mag? Und wo ist diese Widerlegung, von der sie da reden? Trauten sie ihrer Konfutation, so würden sie nicht die Drucklegung derselben verbieten, sondern durch alle Druckereien lassen ausgehen und mit allen Trommeln und Posaunen lassen ausrufen und sollt solch Trotzen sich erhebt haben, daß die Sonne nicht wohl davor hätte scheinen können. Im Edikt aber widerlegen sie Artikel, die die Unsrigen niemals gelehrt haben, allein, daß sie einen Stank über uns machen wollen bei Fremden und Unbekannten, welche sie in den giftigen Wahn führen als lehrten wir solche Artikel auch. Solche Buben sollten nicht kaiserliche Schreiber oder Dichter, sondern des leidigen Teufels in der Hölle Schreiber sein. Und doch haben sie in Augsburg selbst bekannt, es sei in den hohen Artikeln nichts wider den Glauben in unserem Bekenntnis. Sie sind Helden, die das Licht nicht scheuen, sonderlich, wo sie morden und lästern sollen, fordert man aber, daß sie ihre Konfutation zu-

tage geben, dann sind sie Fledermäuse und Nachteulen, die kein Licht leiden können. Die beiderlei Gestalt im Abendmahl wollen sie zugeben, falls wir bekennen, daß auch in einerlei Gestalt dieselbe himmlische Gabe gereicht werde. Aber nicht darum handelt es sich, sondern es ist die Frage, ob man Gottes Wort halten solle, das gleich einem Donnerschlag verkündet: ‚Trinket alle daraus, das tut zu meinem Gedächtnis.‘ Wenn gleich alles Laub und Gras, alle Stern am Himmel und Sandkörner am Meer in Ewigkeit riefen und schrieen: es ist unter einer Gestalt so viel als unter beiden, so wird damit kein Herz zufrieden gestellt, sondern das Gewissen überschreiet solches alles und spricht gewaltiglich: Gottes Wort steht dennoch da: ‚Dies tut zu meinem Gedächtnis!‘ Was sie dann von Firmölen, Ölungen u. dgl. lehren, wollen sie auch aus dem Evangelium herleiten, welche Evangelia sie jetzt zu Augsburg im Rauchloch oder heimlichen Gemach gefunden, denn unsere Evangelia wissen nichts von ihren Firmölen und Salben. Was dann das Dogma betrifft, zunächst die Frage, ob des Menschen Wille frei sei, da mummeln sie davon, als hätten sie heißen Brei im Maule, so daß niemand wissen kann, welchen Irrtum sie verdammen, denn über diese Frage hacken und beißen sie sich selbst untereinander wie die Säue. Ein Lehrer sagt dies und ein anderer sagt das und die hohen Schulen sind noch uneins darüber. Gleichwie, als wenn das hochgelehrte und weise Vieh, die Säue, auf ihrem Reichstage beschlössen: ‚Wir Säue gebieten, daß niemand halten soll, daß Muskat eine edle Würze sei, was sie aber sei, das wissen wir nicht, wir halten aber etlich es seien Treber, etliche es seien Kleien, etliche es seien Kohlblätter, etliche es seien die köstlichen Baugalreden unter den Zäunen.‘ Ebenso weislich handeln hie auch unser hochgeehrten und durchläuchtigen Säue zu Augsburg und schelten dieweilen Gottes Wahrheit für viehisch und lästerlich Ding.“ Wenn das Edikt die Predigt seines sola fide, das in Augsburg von Eck so gröblich verhöhnt und von Melanchthon so schwachmütig preisgegeben worden war, nunmehr streng verbietet, da aus der Schrift offenbar sei, daß der bloße Glaube allein ohne Liebe und gute Werke nicht gerecht mache, so erwidert Luther, daß die Evangelischen mehr gute Werke treiben als das ganze Papsttum je getan hat. Wenn aber der Gekreuzigte allein unsere Sünde hinwegnimmt, so sind es nicht unsere Werke, sondern allein unser Glaube an ihn und unser Vertrauen auf ihn, die unser Heil schaffen und nicht unsere Werke. Wenn ihr Edikt vorschreibt, daß man das Evangelium predigen soll nach Auslegung der von der lateinischen Kirche angenommenen

Kirchenväter, so sollen sie sofort das Papsttum abschaffen, denn Augustin, Ambrosius, Hilarius usw. wissen kein Wort von einem Papste. „Zu Eingang gebietet das Edikt, man solle sich an die Schrift halten, dann aber befiehlt es flugs Feiern, Fasten, Platten und Kappen zu halten, so müssen sie über die Maßen scharf sehen, daß sie die in der Schrift entdeckt haben.“ „Die Summa aber ist, man soll keine Neuerung annehmen in der Kirchen Weise bei Strafe Leibs, Lebens und Guts. Hie behüt uns Gott. Sie wollen auch das Leben dir nehmen, so du nicht geweiht Salz und Wasser brauchst, damit man ja merke, der Teufel sei ein Lügner und Mörder.“ Wenn sie dann am Ende anordnen, man solle die Klostergüter wieder aufrichten, so antworte er: „Schonet, schonet, schonet liebe Junker euch selbst, denn König Ferdinandus, die Herzöge zu Bayern, Herzog Georg und die andern haben auch Güter eingezogen und raufen darum, daß ihnen die Schwarten krachen. Darum heißt es: ‚Bruder Hans, nimm dich selbst bei der Nasen.‘ Ich habe oft geraten, man sollte die geistlichen Güter brauchen, Pfarren und Schulen damit zu erhalten, und arme Studenten fördern; item die Visitation und andere Notdurft der Pfarren und Kirchen zu versorgen, item arme Jungfrauen und Kinder zu beraten.“ Wenn im Gegenteil der mehrere Teil solcher Güter nunmehr schändlich verpraßt wird, so tröstet er sich, „sie sind durch Unrecht erworben und so werden sie auch in Unrecht verzehrt“. „Ich aber, Doktor Martinus, habe gelobet, die Schrift treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Ich will in diesem Berufe über Löwen und Ottern gehn und Drachen mit Füßen treten. Sankt Johannes Hus hat von mir geweissaget, der aus dem Gefängnis im Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten, denn Hus heißet eine Gans, aber über hundert Jahre werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden, dabei soll's auch bleiben, ob Gott will... Das will ich auf dies Edikt zur Glossen gesagt haben. So falle das lästerliche Papsttum in den Abgrund der Höllen, wie Johannes verkündigt hat in der Apokalypse 14 und 18. Sage Amen, wer ein Christ sein will. Amen.“

Die Wirkung des Edikts war natürlich stark beeinträchtigt, wenn der Mann, dessen Schriften alle lasen und auf den aller Augen schauten, in dieser höhnischen Weise davon redete. Herzog Georg fand sich darum veranlaßt, für die Autorität eines Reichstagsmandats, an dessen Zustandekommen er selbst so großen Anteil hatte, einzutreten. Mit dieser „Glosse“ und Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen“ vom Jahre 1531

glaubte er endlich eine Waffe gefunden zu haben, um Luthern niederzuschlagen, nachdem alle seine seitherigen Verklägereien nicht zum Ziele geführt hatten. Dabei war er der irrtümlichen Meinung, Luther habe zwei Briefe gegen ihn selbst an ein Nonnenkloster zu Rissau geschrieben, die ihn lästerten, und die dortige Äbtissin als Kupplerin beschimpften. Die Briefe lehnte Luther ab, er kenne jenes Kloster nicht einmal, die Schriften hält er aufrecht, und weist darauf hin, daß im Herzogtum viel schärfere Dinge gegen das kurfürstliche Haus und die Universität Wittenberg gedruckt würden, der Herzog also keine Ursache habe, den Beleidigten zu spielen. Georg ließ nun eine anonyme Antwort auf Luthers Glosse erscheinen, die dieser sofort mit einer heftigen Polemik „wider den Meuchler in Dresden“ beantwortete. Meuchler ist ihm der Anonymus darum, weil er Luthern als Aufrührer verklagt, mit seiner eigenen werten Person aber hinter dem Busch hält. Daß man ihm seine starke Sprache verübeln werde, weiß er wohl, aber er rechtfertigt sein Donnern und Blitzen damit, daß diese Leute verfluchen auch ein erbauliches Gebet sei. „Denn ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: Geheiliget werde dein Name, muß ich dabei sagen: verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Namen. Soll ich sagen: Dein Reich komme, so muß ich dabei sagen: verflucht, verdammt, verstört müsse werden das Papsttum, samt allen Reichen auf Erden, die deinem Reiche zuwider sind. Also bete ich alle Tage. Dennoch behalte ich ein gut, freundlich, friedlich und christlich Herz gegen jedermann, das wissen auch meine größten Feinde.“ Kanzler Brück war doch der Meinung, eine andere Art zu beten würde für den Frieden der Nachbarländer förderlicher sein, und verständigte Luther davon, daß bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Herzog Georg der Kurfürst diesem versprochen habe die Fortsetzung der Fehde zu verhindern. Luther schrieb darauf einen tief gekränkten Brief an den Kurfürsten, in dem er alle Angriffe aufzählt, die er von den Parteigängern des Herzogs erfahren habe. „Aber das ist die Summa, was sie tun, das ist recht, und wenn sie Land und Leute mit unschuldigem Blute ersäuften; und solche Leute soll man dazu mit Baumwollen angreifen, hofieren und sprechen: ‚Gnade Junker! Ihr seid fromm und schön!‘“ Dennoch lebte er dem Befehle nach und hielt eine Weile Ruhe.

Als im Frühjahr 1531 der Termin abgelaufen war, den Karl V. den Protestanten gestellt hatte, lagen die Dinge für die Evangelischen so günstig, daß der Kaiser an einen Angriffskrieg gar nicht denken konnte.

Aufs neue war Karl mit Frankreich verfeindet und die Schmalkaldischen Fürsten durften mit Sicherheit auf Unterstützung von jener Seite rechnen. Ein Krieg konnte aber auch die kirchliche Frage wenig fördern, da Clemens VII. nach wie vor die kaiserliche Forderung eines Konzils mit Ausflüchten beantwortete. Nach einem Berichte des früheren kaiserlichen Beichtvaters, jetzigen Kardinals Loaysa, verabscheute Clemens VII. schon das bloße Wort „Konzil" ärger als den Namen des höllischen Feindes. Statt eines Konzils riet der Papst, lieber den Frieden durch Konzessionen herbeizuführen. Im Frühjahr 1532 kam seine dogmatische Kommission zum Entsetzen Aleanders, der damals zum zweitenmal als Nuntius in Deutschland auftauchte, zu dem Urteil, ein Teil der Augsburger Konfession sei katholisch und der andere lasse sich nach Analogie der Tradition katholisch auslegen. Einige Zugeständnisse in Sachen der Rechtfertigungslehre, Priesterehe und Laienkelch hätte der edle Mediceer ohne weiteres bewilligt, wenn er nur dem Konzil entging. Man sah deutlich, daß er eine Versammlung seiner eigenen Bischöfe mehr fürchtete als alle deutschen Ketzer. Um der Beschränkung seiner Einkünfte durch ein Konzil zu entgehn, wollte er durch die Finger sehen, wenn die Priester Weiber nähmen und die Laien den Kelch. Ja selbst die Augustana hätte er sich schließlich gefallen lassen. Verachtung und Entrüstung über einen solchen Papst stieg in den katholischen Staatsmännern auf, die diese Verhandlungen führten, aber Granvella sowohl wie Karl V. sahen ein, man könne die Kirche nicht reformieren, wenn der Papst seine Mitwirkung verweigere. Endlich aber trat eine letzte und brennende Frage zwischen den Reichstagsabschied von 1530 und seinen Vollzug: die Türkennot. Sultan Suleiman zog im April 1532 mit seinen barbarischen Scharen die Donau aufwärts. Selbst die Abtretung von ganz Ungarn an den türkischen Vasallen Zapolya befriedigte ihn nicht, da er der Überzeugung war, alles Land sei des Propheten, wo sein Stellvertreter auch nur einmal sein Haupt zur Ruhe gelegt habe. Das war seine Theologie. Unter diesen Umständen war auch Karls geistlicher Berater in Rom für einen Frieden mit den Ketzern. Loaysa schrieb dem Kaiser: „Begnüge sich Ew. Majestät damit, daß die Ketzer Euch dienen und Treue beweisen, wenn sie auch gegen Gott schlimmer sind als die Teufel. Wollen sie Hunde sein, so seien sie es. Ihr schließt die Augen, da Ihr nicht die Macht habt, sie zu züchtigen." Noch weniger war Ferdinand imstande, sich um den Katechismus seiner Bundesgenossen zu bekümmern. Unmittelbar bedroht mußte er seinerseits bei den pro-

testantischen Fürsten um Unterstützung bitten. Im Jahre 1532 sollte ein neuer Reichstag wegen des Vordringens der Türken gehalten werden, aber Kurfürst Johann erklärte, er werde keinen Reichstag besuchen, ohne für sich und sein Gefolge freies Geleit vom Kaiser erhalten zu haben. Auf dem Reichstag werde er weder die katholischen Fasten halten noch sich zum zweitenmal die evangelische Predigt verbieten lassen. In Erinnerung endlich, wie schlecht er zu Augsburg mit Melanchthon bedient gewesen, erklärte er, er könne seine theologischen Ratgeber nicht entbehren und wenn er auf den Reichstag komme, werde er Doktor Luther mitbringen. Exorbitant und schamlos nannte Karl V. diese Forderungen, aber die Protestanten blieben dabei, sie würden nur dann Türkenhilfe leisten, wenn man ihnen einen unzweideutigen Religionsfrieden gewährleiste. Nach der Aufstellung, die sie genommen, war nicht unmöglich, daß eines Tages die Türken, die Schweizer, die Franzosen und der Schmalkaldische Bund gleichzeitig gegen das Haus Habsburg in Waffen stehen würden. In solcher Not willigte König Ferdinand darein, Sachsen und seinem Anhang, wie man die Schmalkaldischen Fürsten nannte, um sie nicht als Religionspartei bezeichnen zu müssen, den Frieden des Reichs bis zu dem beabsichtigten Konzil zuzusichern. In einem separaten Artikel versprach der König die Inhibierung der Prozesse am Kammergericht, der Reichstagsabschied selbst aber sagte zu, daß wenn der Papst nicht in sechs Monaten ein Konzil auf deutschem Boden berufe, dann werde ein deutscher Reichstag die religiösen Angelegenheiten von sich aus ordnen. Der päpstliche Legat selbst hatte Karl V. an die Hand gegeben, der Papst werde eher zu einem deutschen Nationalkonzil als zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zu bestimmen sein. Die Schmalkaldischen Bundesgenossen hätten freilich den Frieden gern auch auf solche Stände ausgedehnt, die etwa später noch dem Evangelium beitreten wollten. Auch von der Anerkennung der irregulären Wahl Ferdinands wollte der Kurfürst nichts hören. Aber Luther redete zum Frieden. Man müsse die Gelegenheit beim Schopf ergreifen, denn hinten sei sie kahl und das Glück stehe auf einer Kugel. Wenn Gott die Hand biete, müsse man einschlagen. So hart und schroff er als Schriftsteller gegen die Papisten aufgetreten war, so besonnen und friedfertig erscheint Luther in diesen politischen Verhandlungen. Es ist, als ob die Rollen getauscht hätten; so klagt er jetzt, daß der Friede den Leuten so wenig gelte, die ihn noch eben wegen seiner friedlosen Polemik gestraft hatten. „Der Unsern etliche sind allzu klug

und weil sie einen undisputierlichen Frieden haben wollen, kann ich fürwahr nicht anders denken, denn daß dieselben keine Lust zum Frieden haben." Wegen solcher gesuchten und spitzigen Pünktchen solle man den Frieden, den der Kaiser biete, nicht abschlagen. Indem man einen undisputierlichen Frieden haben wolle, werde man gar keinen zustande bringen. Er warnt davor, auf die eigene Macht zu pochen. Die scheinbare Machtstellung der Evangelischen imponiert seinem erfahrenen Blicke nicht. Die schönen Versprechungen der Städte klingen außerordentlich tröstlich, „aber wenn's zum Treffen kommt, wird alles zu Wasser und ist niemand daheim. So findet sich dann kein Bürger noch Stadt, die um eines Fürsten willen Leben und Gut wagen will." „Wenn der Kaiser so gnädig sich erbeut Frieden zu machen, ist's fürwahr nicht anders zu achten, denn als biete uns Gott seine gnädige Hand." Auch bei den einzelnen Schwierigkeiten, über die ihn der Kurfürst stets berät, wirkt er nie als Scharfmacher, sondern stets im Sinn der Vermittlung, indem er dem Kurfürsten zu Gemüt führt, welche Reue er später empfinden müßte, wenn er es wegen solcher nebensächlicher Dinge zum Kriege habe kommen lassen. Sicher werde der Kurfürst dann sprechen: „Ei warum ließ ich nicht mein Recht und nahm den Frieden an, daß nicht solch groß Unglück und Jammer kommen wäre! Und sollt wohl geschehen, daß darüber das Reich zerrissen und den Türken eingeräumt würde, und dann beide, Evangelium und alles, zugrunde gingen." Die Staatsmänner meinen jetzt, sie müßten möglichst viel für die gute Sache herausschlagen, aber der Spruchdichter sage: „Wer zu hart schneuzt, der zwingt Blut heraus." Daß für die evangelischen Untertanen in den katholischen Ländern nicht mehr zu erreichen sei, sei ja zu bedauern, aber im eigenen Lande hielten die evangelischen Fürsten auch auf ihrem Rechte, mit ihren katholischen Untertanen zu verfahren nach eigenem Ermessen. Für die Stände, die künftig evangelisch werden wollten, stehe, auch ohne daß der Religionsfrieden sie schütze, die Sache nicht anders als für die bisherigen Anhänger des Evangeliums, die auch kein Religionsfriede geschützt hat. Zudem fallen sie, wenn der Friede zustande kommt, in ruhige Zeiten und sind darum minder gefährdet als ihre Vorgänger. „Ein Christ ist schuldig, das Evangelium auf eigene Gefahr zu bekennen, wie Christus spricht: ‚Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich', das heißt, er lade sein Kreuz nicht auf einen andern."

Weniger nachgiebig sprach Luther sich in den Verhandlungen über die sequestrierten Kirchengüter aus. Daß der Landesfürst die Klostergüter

an sich nahm, nachdem die Konvente sich aufgelöst hatten, war eine Notwendigkeit, sonst wären sie eine Beute der Räuber und Diebe geworden. Wenn die Gegner behaupteten, die erledigten Güter gehörten den betreffenden Orden, die in andern Ländern noch beständen, so sei das abzuweisen, denn die Klöster seien zu Nutz der Landschaft gestiftet worden, in denen sie lägen und daß der auswärtige Orden sie mit fremden Mönchen neu besiedle, könne nicht zugelassen werden, denn damit würde man helfen, die alten Mißbräuche aufs neue einzuführen. Man verwende also den Ertrag auf Pfarren und Schulen, helfe dem verarmten Adel, dessen Ahnen die Klöster zur Versorgung ihrer Angehörigen gestiftet haben und wenn ein Teil in den Besitz des Kurfürsten überginge, so fände Luther das nicht unbillig „zur Erstattung der unmäßigen Kost, so seine kurfürstlich Gnaden aufgewendet, denn derselbe ist nicht schuldig, weil Kirchengüter da sind, von dem Ihren und Eigenen solches zu tun". Diese ganze Korrespondenz zeigt mit ihren maßvollen und überall zum Frieden drängenden Ratschlägen, wie Luther im Leben vor allem Gewaltsamen und Überstürzten noch immer eine tiefe Abneigung empfand, so radikal und rücksichtslos er in seinen Streitschriften redet. Aber auch von seinem politischen Blick und seiner Umsicht in praktischen Fragen geben gerade diese Briefe ein klares Zeugnis.

Am 23. Juli 1532 wurde der Religionsfriede zu Nürnberg abgeschlossen und vom Kaiser am 2. August zu Regensburg bestätigt. Auch die Bischöfe wußten sich zu fügen, seit die Evangelischen in ihrem Schmalkaldischen Bunde ernstlich die Zähne gezeigt hatten. Der Kaiser und sein Bruder empfanden die Niederlage, die ihre Politik erlitten hatte, am tiefsten. Ferdinand hatte dem päpstlichen Legaten unter Tränen und Schluchzen gestanden, wozu man sich werde verstehen müssen, Luther aber sagte: „Gott hat unser arm Gebet barmherziglich erhört." Durch diesen Frieden war die Sache der Reform in den Gebieten des Bundes gesichert und unter dessen Schatten und Schutz siedelten sich bald noch neue Gebiete an.

Der Friede von 1532 war das letzte Ereignis, das Johann der Beständige erlebte. Schon länger kränklich, wurde Johann im Jahre des Religionsfriedens am 16. August auf der Jagd vom Schlag gerührt. Noch zweimal hatte ihn Luther während seiner Krankheit in Torgau besucht und durch seine Gespräche aufgeheitert. Es war ein letzter Huldbeweis an seinen Doktor Martinus, daß er kurz vor seinem Ende das Augustinerkloster, das er Luthern bisher zur Benutzung überlassen hatte, durch feierliche Urkunde zu freiem persönlichem Eigentum zuschrieb. Luther predigte

am Sarge seines treusten Freundes unter Tränen über den jähen Tod des wackern Herrn, indem er meinte, bei der Wiedererweckung werde es dem lieben Fürsten, Herzog Hansen sein, als komme er aus der Torgauer Heide von der Jagd, aber das Hifthorn, das er dann hört, ist die letzte Posaune. Als Unterschrift für Johanns Bild aber dichtete er den Vers:

Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann.

Auf Johann den Beständigen folgte sein Sohn Johann Friedrich, der schon seit seinen Knabenjahren an Doktor Martinus hing. So wenig dieser Regierungswechsel innerlich eine Verbesserung bedeutete, so brachte er doch zunächst keine Verminderung des Einflusses des Reformators mit sich. Anderseits war am 11. Oktober 1531 das tragische Ende Zwinglis in der Schweiz eingetreten, das Luthern von einem Mitbewerber um das Vertrauen des Landgrafen und der süddeutschen Städte befreite. Luthers Frohlocken über dieses Ereignis berührt nicht eben angenehm, aber für die deutschen Verhältnisse war es in der Tat ein Gewinn, daß den Machenschaften des Schweizers ein Ziel gesetzt war.

Als 1529 Luther mit Zwingli in Marburg zusammentraf, stand dieser auf der Höhe seines Lebens und seiner Macht. Daß Luther durch seine Unnachgiebigkeit in Marburg des Landgrafen Allianzprojekte kreuzte, machte das Verständnis Philipps mit Zwingli nur inniger. In hochfliegenden Plänen träumten beide von einem Bunde der sämtlichen Gegner des Hauses Habsburg mit der protestantischen Welt. Frankreich, Venedig, Dänemark, Geldern sollten Hessen und den Eidgenossen die Hand reichen, „dann," schreibt Zwingli, „wäre es alles ein Sach, ein Hilf, ein Will vom Meere herauf bis an unser Land." War der Schwäbische Städtebund ein williges Werkzeug Habsburgs und der kirchlichen Reaktion gewesen, dem Ferdinand die Erwerbung Württembergs verdankte, so sollte die neue protestantische Koalition eben dazu dienen, Süddeutschland dem österreichischen Doppeladler aus den Fängen zu reißen. Aber in Venedig wurde das Angebot eines Bündnisses, das ein Züricher Professor überbrachte, höflich, in Paris wurde der Antrag der Schweizer Ketzer mit Spott zurückgewiesen und Karls V. Erscheinen auf dem Reichstag zu Augsburg brachte die ganze Seifenblase zum Platzen. Die oberdeutschen Städte bedauerten jetzt, die Schwabacher Artikel zurückgewiesen zu haben und die Ulmer Demokraten, die den Mund am vollsten genommen hatten,

waren die ersten, sich von Zwingli loszusagen. Freilich trat sofort wieder ein Rückschlag ein, als Karl V. vom Schauplatz ebenso rasch verschwand, wie er aufgetaucht war, aber die hurtigen Gegner in Zürich hatten die diplomatische Niederlage des Meisters Zwingli sofort benutzt, um ihn zu stürzen. Während schon das Jahr 1531 eine Rückkehr der süddeutschen Städte Memmingen, Reutlingen, Ulm, Biberach, Eßlingen zum Zwinglischen Typus brachte, bekräftigt durch einen wütenden Kirchensturm, und Straßburg und Mülhausen auch politisch an dem mit Zürich aufgerichteten Burgrecht festhielten, war Zwinglis Einfluß in Zürich selbst gebrochen und der Sieg seines Dogmas in Süddeutschland kam zu spät, denn er fiel in das Jahr seiner Niederlage und seines Todes. Kleine Republiken tragen die Herrschaft einer einzelnen Persönlichkeit niemals lang. Ein treuer Kreis von Freunden hatte gehofft, Zwingli solle oberster Vogt der ganzen Eidgenossenschaft werden. Aber eben diese autokratischen Anwandlungen brachten eine neidische Opposition gegen den Diktator auf die Beine. Die Pensionierer, die in politischen Intrigen ergrauten Stadtaristokraten und die Demokraten der Gasse hatten sich eine Weile zurückgehalten, aber seit die großen politischen Projekte Zwinglis lächerlich geworden waren, wurden ihre Reden wieder kecker. Sie schalten um die Wette, daß Zwingli mit seinen heimlichen Heimlichern die Volksabstimmungen zum leeren Scheine mache, da alles zuvor verabredet und fertig gestellt sei. Von Bern aus unterstützte man diese Gegenpartei, damit Zürich nicht zu mächtig werde. Zwingli drängte, die beiden großen Kantone sollten die Leitung der Eidgenossenschaft übernehmen, zu der die Kuhhirten auf den Alpen doch nicht taugten. Aber das hochmütige Bern wollte eine Gleichstellung mit Zürich nicht anerkennen. Statt, wie Zürich vorschlug, die erneuerten Glaubensverfolgungen der Urkantone mit einer Kriegserklärung zu beantworten, wurde am 15. Mai 1531 auf dem Städtetag zu Aarau beschlossen, die Gegner durch eine Getreidesperre zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Aber daß die Katholischen ihre Kinder hungern sahen, machte sie nicht evangelischer. Zwingli hatte dem törichten Beschluß nach Kräften widersprochen. Als er in dieser entscheidenden Frage unterlag, war es auch mit seiner Autorität in Zürich zu Ende. Im Juli suchte er um Enthebung von allen seinen Ämtern nach und schickte sich an, Zürich zu verlassen. Nur mit Mühe konnten seine Freunde ihn in der Stadt festhalten, wo er es nun erlebte, daß die neuen Herrn den Antrag der Stadt Konstanz, sie in das bestehende Burgrecht aufzunehmen,

abwiesen. Daß es mit den fünf Orten doch zum Krieg kommen werde, nur daß man ihnen den Vorteil in die Hand gab, den Augenblick des Angriffs selbst wählen zu können, war ihm von vornherein klar. Nochmals versuchte Zwingli in einer geheimen Zusammenkunft vom 11. August 1531 im Pfarrhause seines Freundes Bullinger zu Bremgarten die befreundeten Berner Ratsherrn von der Notwendigkeit zu überzeugen, den fünf Orten zuvorzukommen. Es war vergeblich. Wenige Tage nachher stand der gedemütigte Politiker mit dem Abte von Wettingen traurig auf dem Kirchhof des Großmünsters, wo sie nach dem feurigen Schweif des Kometen schauten, wegen dessen die neuen Regenten besondere Gottesdienste angeordnet hatten. Was er bedeute, fragte der Abt. „Mir und manchem Biedermann den Tod," erwiderte Zwingli. In seinem Kappeler Lied: „Herr nun heb den Wagen selbst," liegt die ganze Enttäuschung und Resignation seiner letzten Lebensjahre ausgesprochen. So gut wie für Luther und die meisten großen Staatsmänner, die der Welt haben helfen wollen, war sein Ende Enttäuschung. Diese Welt will sich nicht helfen lassen, weil sie es nicht lang aushält zu gehorchen, weil sie nicht bewundern will, weil sie nur eines nie müde wird, das Schmähen, Lästern und Herunterreißen. Sie redet dann vom Neid der Götter, der das Große nicht dulde, während es doch der Neid der Menschen ist, der die Großen gestürzt hat. Daß Deutschland nicht völlig protestantisiert wurde, verhinderte der eigensüchtige Sonderbund der süddeutschen Fürsten mit dem Papste, die Einheit der Schweizer Reform scheiterte an der Gemeinheit der Politiker, die Zwingli seine Machtstellung mißgönnten. Am 9. Oktober fand der Einbruch der Katholischen von Zug her statt. Noch im letzten Momente hemmten Zwinglis Gegner den Ausmarsch der Stadtwehr und unter den „Wägsten und Besten", die bei Kappel fielen, las man auch Zwinglis Leiche auf, die die Papisten vierteilten und verbrannten, um ihre Asche, mit Schweinsasche vermischt, in die Winde zu streuen. Der Krieg ging auch nach der Niederlage von Kappel weiter, aber im November 1531 nahmen Zürich und Bern von den fünf Orten den Frieden, der ihnen ihre Religion ließ, aber die kleinen Kantone der papistischen Restauration zurückgab. Der moralische Eindruck der Niederlage des großen Ketzers war ungeheuer. Auch Luther triumphierte. Dem Gottesgerichte über Münzer, schrieb er, sei nun ein zweites über Zwingli nachgefolgt. „Ein Prophet war ich, als ich sagte, nicht lang werde Gott ihre Lästerungen dulden, die unsern Gott verlachten, indem sie uns Fleischesser und Bluttrinker meinten

schelten zu dürfen." Sogar damit war er unzufrieden, daß die siegreichen Kantone ihnen ihre Religion lassen wollten, die doch nur eine Gotteslästerung sei. Ja er war jetzt froh, daß er sich auf die von Butzer betriebene Konkordie nicht weiter eingelassen hatte. „Wäre dort Eintracht geworden, wie denn das Butzerlein glatt fürgab, so wären wir jetzt schuldig des Bluts, das in der Schweiz geflossen ist." Zwinglis Freunde dagegen konnten sich nur schwer in diese Wendung finden. Bullinger stellt am Ende seiner Chronik zusammen, was Zwingli gewollt und was nunmehr geworden. Gewollt habe er einhellige Einführung des Evangeliums, Erniedrigung der Oligarchen, Abschaffung des Mehr der fünf Orte. Statt dessen sei das Evangelium ausgereutet, wo es jahrelang geblüht. Die Losung heiße jetzt wieder: „das Wort Gottes ausrotten, das Papsttum wieder aufrichten, wieder kriegen, Pensionen nehmen. Die Ehrbarkeit ist zerrüttet, ein mutwillig Regiment ist angerichtet. Des Herrn Ratschläge sind wunderbar." Für Deutschland freilich war diese Wendung eine Gunst des Schicksals. Den Versuchen der Eidgenossen, dem Reiche die süddeutschen Reichsstädte abzuknüpfen und sie wie Basel, St. Gallen und Konstanz der Schweiz anzugliedern, war nun ein Ende gemacht. Die Süddeutschen mußten ernstlich eine Konkordie mit Wittenberg suchen, eine Sorge, die sich Butzer mit seiner ganzen Geschäftigkeit angelegen sein ließ. Mehr als je richteten sich die Augen der gesamten evangelischen Welt jetzt nach Wittenberg und ehe Kalvin seine merkwürdige Schöpfung in Genf aufrichtete und der reformatorischen Bewegung einen neuen Anstoß gab, war in ganz Europa kein Theologe, der eine solche Diktatur auszuüben vermochte wie Luther.

XXXVIII

Kriegerische Nachspiele.

Wenn Luther in der letzten, von der Feste Koburg geschriebenen Schrift mit 2. Kor. 11 behauptete, alles, womit die Gegner sich brüsteten, dürfe er doppelt von sich rühmen, so hätte er auch mit dem Apostel fortfahren können: „ohne was sich sonst zuträgt, nämlich, daß ich täglich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert und ich brenne nicht?“ Wie die Augsburger Prediger im Oktober 1533 klagten, „daß etliche in der Stadt wären, die schrieben all Sach gen Wittenberg“ *), so war das anderwärts nicht anders und niemand litt darunter mehr als der Wittenberger Reformator, der in alle widerwärtigen Händel der Pfarrer untereinander und mit den Gemeinden hineingezogen wurde. Manche jener harten Urteile über Witzel, Campanus, Servet, Joh. Denk, Kopernikus, Hetzer und andere, die zum Teil durch die Haltung Luthers veranlaßt wurden, sich zur katholischen Kirche zurückzuwenden oder einsam verlorene Wege zu suchen, sind dem Wittenberger Meister auf diese Weise abgenötigt worden und es begreift sich, daß seine Stimmung bei solchen ewigen Behelligungen mit fremden Sorgen nicht selten scharf und unwirsch wurde. Kaum, daß er wieder in seine vier Pfähle zurückgekehrt war, sah sich der kranke Mann, der mit seinen 47 Jahren sich als einen Sterbenden betrachtete und immer wieder von seinem Fußleiden, seinem Ohrensausen und beängstigender Herzschwäche heimgesucht wurde, von einer Fülle von Geschäften überfallen, die selbst den Rüstigsten erdrücken konnten. Wo ein Pfarrer sich mit seiner Gemeinde nicht vertrug, wo eine Gemeinde über ihren Prediger zu klagen hatte, wo ein Schwarmgeist eine neue Lehre sich ergrübelte oder den jüngsten Tag berechnete, wo ein Edelmann sich

*) Enders Briefwechsel Luthers IX, 360.

am Pfarrgut vergriff, wo die Bauern ihre Gefälle weigerten, wo eine Stadt ihr Kloster säkularisieren wollte, wo ein Landesherr sich neue Projekte der Kirchenzucht, der Verfassung oder des Gottesdienstes ausgedacht hatte, wo Mönche oder Nonnen als reformierte Stifte fortzudauern wünschten, wo über eine Reform oder Säkularisation Streit ausbrach, wo ein Mißhandelter oder Verfolgter keinen Helfer auf Erden mehr wußte, wo ein Fürst, wie Christian II., im Kerker des Gegners schmachtete, immer schrie sofort alles nach Doktor Martinus. Und so treu nahm Luther sich aller an ihn gebrachten Klagen und Bitten an, daß der neue Kurfürst Johann Friedrich, dessen Fleiß Luther sonst rühmt, dem Reformator mitteilen ließ, daß er nicht all die Anliegen, die er an ihn bringe, persönlich zu erledigen, noch auch seine vielen Briefe alle zu lesen imstande sei. Daneben stand Luther täglich auf dem Katheder, predigte in der Stadtkirche, da er aufs neue Bugenhagen vertreten mußte, der zur Organisation der Kirche in Lübeck abwesend war, er hielt Andachten im Hause und präsidierte wie vordem bei den Disputationen. Die Studenten sahen es gern, wenn er das erhöhte Katheder zur Leitung der Disputationen bestieg. Früher hatte man wohl gefunden, daß er bei diesem Amte zuweilen allzu scharf und bissig werde, jetzt wurde seine Freundlichkeit und sein Humor gerühmt, während über Melanchthons Ungeduld und Reizbarkeit geklagt wird. Während Luther mit seinem Körper rechnen und den Tagesgeschäften jede Arbeitsstunde abkämpfen mußte, führte er dennoch mit eisernem Fleiße die angefangenen großen schriftstellerischen Unternehmungen zu Ende. Nachdem zu den lieferungsweise erschienenen kanonischen Schriften des Alten Testaments zu Anfang des Jahres 1534 auch die Übersetzung der Apokryphen fertig gestellt war, konnte nach zwölfjähriger Mühe die erste Gesamtausgabe der Lutherbibel erscheinen. Sie trug den Titel: „Biblia, das ist die ganze heilige Schrift deutsch. Martin Luther, Wittenberg 1534.“ Auch das andere auf der Wartburg bereits betriebene große homiletische Werk erhielt jetzt einen Nachtrag in der Hauspostille. Luthers Hausgemeinde hatte sich allmählich durch Pensionäre, Kostgänger, Gesinde und Besucher so erweitert, daß er am Sonntagmorgen einen Hausgottesdienst hielt. Wie seine Tischreden, so sind auch diese Familienandachten von Veit Dietrich und dem Diakonus Rörer nachgeschrieben worden. In behaglicher Redseligkeit ließ der gemütvolle Hausvater sein inneres Leben in diesen unvorbereiteten Predigten vor den Hausgenossen ausströmen. So ist die Hauspostille ein Haupterbauungsbuch der Evangelischen geworden

und „auf die Postille gebückt“ hat mancher redliche Greis die Gebrechen seines Alters vergessen.

Unter der Menge der persönlichen Aufgaben, die Luther zu erledigen hatte, verschwindet der Anteil fast, den er doch auch an dem Gange der allgemeinen Angelegenheiten nehmen mußte. Denn der Religionsfrieden von 1532 war keineswegs das Ende des Kampfes im Reiche, da die Habsburger durch ihre Übergriffe eine Saat des Unfriedens auch in politischer Beziehung ausgestreut hatten. Auf dem Reichstage zu Augsburg hatte Karl V. definitiv seinen Bruder Ferdinand mit dem Herzogtum Württemberg belehnt. Ulrichs Sohn, der junge Herzog Christoph, hatte im Gefolge des Kaisers zu Augsburg es mit ansehen müssen, wie Ferdinand die alten Lehensfahnen von Urach und Teck ergriff. Sein Vater mußte infolge der Niederlagen der Züricher den hohen Twiel räumen und lebte in Mömpelgart; den Sohn wollte Karl V. jetzt nach Spanien mit sich führen, damit er Ferdinand in Deutschland keine Ungelegenheiten mache. Allein beim Übergang über die Alpen fand der junge Herzog Christoph mit seinem Erzieher Gelegenheit zu entwischen und kam als Flüchtling in München an. Sein Oheim, Herzog Wilhelm, nahm sich sofort des Flüchtlings an, und vor allem der Landgraf war entschlossen, den Habsburgern ihren Raub zu entreißen und seinen Freund Ulrich wieder in sein Herzogtum einzusetzen. Auch andere protestantische Stände schlossen sich an, denn seit Ferdinand Ruhe vor den Türken hatte und die Ketzer in der Schweiz unterlegen waren, rüttelte er sofort wieder an dem eben geschlossenen Religionsfrieden. Das Kammergericht belangte niemanden wegen seiner Religion, aber es erklärte die protestantischen Säkularisationen für Landfriedensbruch und Spoliensachen. Auch der Kaiser verhielt sich zweideutig. Da ist es denn der frischen und tapfern Politik des freudigen Landgrafen zu danken, daß der günstige Moment, den Österreichern die Wege zu weisen, nicht wieder versäumt ward. Mit überlegener Macht fiel Philipp im Frühling 1534 in Württemberg ein und jagte die Besatzungen Ferdinands vor sich her. Bei Lauffen löste er sie vollends auf. Man sah nur „ein groß Staub nach dem Asberg zu“, wo die Österreicher Schutz suchten. Das alles war geschehen ohne Zutun des Bundes und im Widerspruch mit Johann Friedrich, der sofort bei dieser ersten Gelegenheit seine seltene politische Unfähigkeit betätigte. Er hatte sogar Luther und Melanchthon nach Weimar befohlen, um dem Landgrafen ins Gewissen zu reden, und die beiden Reformatoren hatten noch viel stärker als zu Marburg

dem Landgrafen durch ihr Abraten die Zornesröte ins Angesicht getrieben, Luther durch seine Warnung vor dem Landfriedensbruch, Melanchthon durch seine astrologischen Unheilsverkündigungen. Jetzt, nachdem alles geglückt war, schrieb Luther selbst: „Gott verkehrte unsere Angst in Frieden." Seit er darüber beruhigt war, daß die Sakramentierer von dem eroberten Gebiete ausgeschlossen würden, war Luther mit allem zufrieden. „Ich lobe mir den Landgrafen," sagte er, „weil er uns nicht zu Rate zieht wie früher, sondern denkt: ‚Predig, Luther, so will ich die Weil sehen, daß man Pferde sattle.'" Im Frieden von Cadan in Böhmen 1534 erhielt der Herzog Ulrich Württemberg als erbliches Afterlehen von Österreich zurück. Dafür erkannten die Protestanten nunmehr Ferdinand als römischen König an. So konnte Ulrich zum dritten Male in Stuttgart einziehen, wo er sofort daran ging, sein Land zu reformieren. Ulrich hatte nach Sickingens Fall den heimatlos gewordenen Hartmut von Kronberg in dem ihm verbliebenen Mömpelgart aufgenommen, und dieser religiös tief erregte Bekenner hatte ihn für die evangelische Lehre gewonnen. Dann hatte er im Bunde mit Zwingli und den Eidgenossen gestanden und galt als Gesinnungsgenosse des Landgrafen, seines treuen Freundes und Beistands. Da Ulrich sich sofort nach seinem Regierungsantritt in den Schmalkaldischen Bund aufnehmen ließ, fand das Kammergericht für besser, sich einer so starken Partei gegenüber weiterer Prozeduren zu enthalten. Aber Ulrich hatte versprechen müssen, daß er keine kirchliche Gemeinschaft mit den Schweizern halten wolle. Die Reform wurde durch Blaurer von Konstanz, Schnepf von Marburg und Brenz von Schwäbisch Hall vollzogen. Blaurer stand ursprünglich auf Zwinglis, Brenz auf Melanchthons Seite, so wurde ein gemäßigtes Luthertum schwäbischer Typus. Auf dem Götzentag zu Urach 1534 vertrat Blaurer die Reinigung der Kirchen von allem Schriftwidrigen, Schnepf und Brenz wollten die Bilder gestatten. Die Entfernung der Bilder setzte Blaurer durch, während im Dogma das Luthertum zu seinem Rechte kam. Im weiteren Verlaufe hat dieses aparte Luthertum zwischen katholischen oder reformierten Nachbarn nicht wenig dazu beigetragen, das Sonderbewußtsein der schwäbischen Landeskirche zu stärken. Anderseits war es für die süddeutschen evangelischen Städte von großem Wert, daß sie nun nicht mehr völlig in der Diaspora lagen, sondern ein evangelisches Hinterland gewannen, auf das sie sich stützen konnten. Das machte auch Augsburg den Mut zu einer durchgreifenderen Reform. Im Sommer 1534 wurde

Butzer, Philipps Vertrauensmann, zur Ordnung des Augsburger Kirchenwesens berufen, und dieser, der damals eifrig an einer Konkordie mit Wittenberg arbeitete, wies die Prediger an, sich in ihrer Lehre an die Augustana und die Apologie zu halten. Die Versuche des Rats, den 1530 nach Lüneburg ausgewanderten Urbanus Rhegius zurückzugewinnen, hatten keinen Erfolg, was kaum zu bedauern war, denn dieser Freund der Vornehmen und Reichen war „ein hastig unleidsamer Mann, damit man nicht wohl konnte auskommen".

Inzwischen war im Januar 1533 von Bologna aus ein gemeinsames Ausschreiben des Kaisers und Papstes erfolgt, das die Christenheit zu einem allgemeinen Konzil auf Grund der bestehenden kirchlichen Ordnungen einlud und Bischof Hugo von Rhegium überreichte auch in Weimar dem Kurfürsten Johann Friedrich die Einladung dazu. Da Clemens bald darauf seinen Bund mit Franz I. von Frankreich durch Vermählung seiner Nichte Katharina von Medicis mit dem Herzog von Orleans besiegelte, glaubte aber niemand, daß der Papst dem Spanier in der ihm selbst so verhaßten Konzilsache Wort halten werde. Auch Luther war überzeugt, es sei alles Spiegelfechterei; noch viele hunderttausend Menschen würden sterben, sagte er, und das Konzil werde nicht eröffnet sein. „Es sind Buben in der Haut und bleiben's auch." Was die französische Heirat bedeute, verstand er wohl; er bildete sich sogar ein, Katharina sei eine illegitime Tochter des florentinischen Früchtchens, wie er den Papst zu nennen liebte und dessen Familienverhältnisse er mit allerlei Sagen vom Hause Borgia durcheinander warf.

Ein noch regeres Interesse, obwohl er wenig Gelegenheit fand, praktisch einzugreifen, widmete Luther der wiederauflebenden schwärmerischen Bewegung, die nun dennoch zu einem blutigen Nachspiel führen sollte. Durch den Ausgang des Bauernkrieges ins Dunkel zurückgescheucht, hatte die Agitation der Konventikelleute und Stundenhalter immer mehr einen muckerischen Charakter angenommen, dem Luthers gerade und offene Natur im Innersten widerstrebte. Das Stammland dieser Wühlereien war Böhmen. Dorther kamen die Reiseprediger, die es angenehmer fanden, durch Salbadern von Ort zu Ort und Erbaulichkeit sich zu nähren, als im Schweiße des Angesichts verdientes Brot zu essen. Luther hatte mit den ihm befreundeten und an der böhmischen Grenze ansässigen Grafen Schlick mehrfach Verhandlungen, die sich auf alle diese böhmischen Fraktionen, die Utraquisten, die böhmischen Brüder und die Wiedertäufer bezogen. Mit dem Gros der

Utraquisten knüpfte der Reformator mehrfach Beziehungen an, die aber schließlich doch erfolglos geblieben sind. Ein utraquistischer Geistlicher, Gallus Cahora, der kurz vor Ausbruch des Bauernkrieges in Wittenberg studierte, hatte Luthers Vertrauen gewonnen. Er spielte auch, mit Luthers Empfehlungen nach Prag zurückgekehrt, eine große Rolle unter den hussitisch gesinnten Edelleuten, suchte aber bald durch Unionsverhandlungen mit den Papisten sich eine noch größere Bedeutung zu geben, worauf die Czechen sich von ihm abwendeten und mit der deutschen Reformation nichts weiter zu schaffen haben wollten. Der schriftliche Verkehr Luthers mit den böhmischen Brüdern war von längerer Dauer, aber ihre Abendmahlslehre und ihr Festhalten an sieben Sakramenten schieden auch sie von der deutsch-evangelischen Kirche, doch ist Luther ihnen immer freundlich gesinnt geblieben. Anders verhielt es sich mit jenen Pikarden, aus deren Kreisen dereinst die Zwickauer Propheten hervorgegangen waren, und die ihre geheimen Aufwiegelungen niemals eingestellt hatten. Schon aus dem Gebaren der Zwickauer Propheten erhält man den Eindruck, daß die Reste der mittelalterlichen Sekten durchaus nicht überall die Sympathie verdienen, die wir geneigt sind, den verfolgten Waldensern, Winklern und Grubenheimern entgegenzubringen. Auch sie sind Sektierer, die an allen Konventikelsünden Anteil haben, denn gesunde Frömmigkeit entwickelt sich nur an freier Luft, im Dunkeln wird sie bleich und lichtscheu. Einerseits ein Wurzelausschlag des mit dem Schwerte abgehauenen Baumes vom Berge Tabor, anderseits alter Same aus dem Mittelalter waren die Ketzer überall verbreitet. Von Luther hatten sie nur insofern eine Anregung erhalten, als auch sie Bibelleser waren, gleich den alten Waldensern, und ihnen durch die Verbreitung der deutschen Bibel nunmehr ihre Propaganda außerordentlich erleichtert wurde. Aber während Luthers Evangelium im Römerbriefe stand, stand das ihre in der Apokalypse. Das Gericht über die große Babel, die große Umwälzung, bei der alles neu wird, die Einführung der Gütergemeinschaft und die Ausrottung der großen Hansen, war ihr liebstes Thema, das sie in den Parabeln des Evangeliums, in den Episteln der Apostel und in der großen Offenbarung der Offenbarungen beschrieben fanden. Nach der Apokalypse soll erst der Antichrist kommen und dann der Christ. Den Antichrist bezogen sie auf den Türken, von dem sie den Anfang der letzten Not datieren, die mithin schon begonnen hat. Die Münsterer Schreckenstage haben gezeigt, wie sie imstande waren, ihre apokalyptischen Tollheiten in

blutigem Ernste zu verwirklichen. Legte sich aber die Aufregung, dann sind sie wieder die friedfertigen Waldenser, die Söhne der Bergpredigt, die das arme Leben Jesu nachleben, die Stillen im Lande, die kein Wässerlein trüben. Aus dem alten Waldensertum stammt ihre Vorschrift, daß man nicht schwören dürfe, daß man keiner Obrigkeit angehören dürfe, die das Schwert führe, und daß der Kriegsdienst verboten sei. Vom Tabor stammt dagegen die Forderung der Gütergemeinschaft, der Chiliasmus, die Lehre, daß alle Priester beim Gerichte über die Gottlosen müßten ausgerottet werden. Zwischen diesen beiden Polen springt ihr Verhalten hin und her.

Die einzelnen Sektierer werden uns als stille, freundliche, friedfertige, demütige Männer geschildert. Butzer will nicht leugnen, daß manche liebe Gotteskinder unter ihnen seien und Calvin hat in ihren Kreisen sogar seine Gattin gefunden; Idelette von Büren war die Witwe eines Wiedertäufers. Sie waren aber durch dieses einschmeichelnde Wesen nur doppelt gefährlich. In dem Jahre des Bauernkriegs waren sie nur ein aufgehobenes Moment in der allgemeinen Schwärmerei, aber während die Bauernbewegung im Sande verlief, hielten sie ihre Verbündeten durch die festgesponnenen alten Fäden zusammen und waren so eifrig als zuvor, den sozialen Boden zu unterwühlen. Je mehr die Religion zur Zeit Gegenstand der Verhandlung und Inhalt der Politik war, je mehr die Angst vor dem Siege des Großtürken, des Antichrists, die Herzen erfüllte, um so mehr Glauben fand die Verkündigung ihrer Winkelprediger, die aus zahlreichen Bibelstellen prompt zu erweisen wußten, daß das Ende vor der Tür stehe. Hat doch die Botschaft vom nahen Weltuntergange noch immer beim gemeinen Mann ihre Gläubigen gefunden. Meist war die Schwärmerei schon tief eingewurzelt ehe der offizielle Diener am Wort den Weg in die Winkel dieser Frommen fand. Da sie den öffentlichen Gottesdienst mieden, wollten die Sektierer auch mit der großen evangelischen Bewegung nichts zu tun haben, denn es gefällt den Winklern eben am besten im Winkel, wo sie allein das Wort haben und da der Separatismus immer Hochmut und Selbstgerechtigkeit erzeugt, so sahen diese erweckten Schuster und Weber auf die verkehrten Bestrebungen der großen Reformatoren mit einem hoffärtigen Lächeln herunter. Diese „Propheten" wußten genau, daß Wittenberg unter Luther noch immer auf einem papistischen Irrwege sei. Manz und Grebel in Zürich nannten den Pfaffen Zwingli ein geschorenes Ungeheuer, einen Baalspriester. Das asketische

Ideal, das Luther abgeschüttelt hat, war noch immer das ihre. Luthers fröhliches, freudiges Wesen war ihnen darum anstößig und ärgerlich. Münzer schalt über den honigsüßen Christus, den Luther lehre und der den Leuten süß eingehe, und predigte dafür einen bitteren Christus, der Kampf und Schwert bringt und Entsagung und Askese verlangt von denen, die ihm nachfolgen. Die Heiligkeit besteht für die Sektierer in buchstäblicher Erfüllung der evangelischen Ratschläge, denn dem gemeinen Manne war noch immer kein anderes Vorbild der christlichen Vollkommenheit geläufig, als das des h. Franziskus, des Waldus und der Apostelbrüder. Die Möncherei, die Luther bekämpft, steht bei den Täufern in Blüte, denn was das Volk durch ein Jahrtausend verehrt hat, das sitzt tief im Volksgemüt und ist nicht so rasch auszurotten. Einzelne Sonderlinge, wie der Bayer Hans Denk und der Schlesier Schwenkfeld, haben sich auch direkt an der mittelalterlichen Mystik, an Tauler und Eckard gebildet und sind ihre gesonderten Wege gegangen. So, wie Bullinger die Täufer schildert, erscheinen sie im Frieden wie harmlose Konventikelleute, bis sie in den Stunden der Volkserhebung sich als gefährliche Fanatiker erweisen. Bullinger unterscheidet abgeschiedene geistliche Täufer, die mit harter Satzung über Essen, Trinken, Schlaf und Kleidung wie gestorbene Menschen umhergehn. So sagt auch Heinrich Gresbeck, der in Münster die Zwangstaufe erhalten hat, von den eigentlichen Führern: „Sie hatten eine mißgestalte Farbe in ihrem Angesicht und waren bleichgelb unter ihren Augen, und hatten ein verstörtes Gesicht; man konnte an ihrem Angesicht sehen, welcher ein rechter Wiedertäufer war.“ Eine zweite Klasse sind die Sinnierer, die sich an der mittelalterlichen Mystik hintersinnt haben, die in der Langeweile stehen und sich freuen Gewalt zu leiden, die nichts tun als beten und mit Gebet allem Übel widerstehen wollen. Aus ihnen gehen die staunigen und verzückten Brüder hervor, die allzeit nach Gesichten am Himmel ausschauen und wenn der Geist über sie kommt, mit entstellten Gebärden am ganzen Leibe zittern, das Sterben in furchtbarer Treue darstellen und endlich im Starrkrampf wie tot an der Erde liegen, die Vorläufer der Quäker. Schließlich aber zählte man auch apostolische Täufer, die Haus und Hof, Weib und Kind verließen, ohne Schuh und ohne Stab predigend umherzogen, wie vor Zeiten Waldus, Franziskus oder Segarelli, der Stifter der Apostelbrüder. Sie erleben die alten Berufungsgeschichten im Stil des h. Alexius, wie sie aus der mittelalterlichen Legende in der Volkstradition nachwirkten. Ein Mann erhebt sich

des Nachts von seinem Lager, greift nach seinem Rock und Reisegeräte und will hinaus. „Wo willst du hin?“ fragt sein Weib. „Ich weiß es nicht, Gott weiß es wohl.“ „Was hab ich dir Leids getan? Bleib hier und hilf mir die kleinen Kinder erziehen!“ „Liebe Frau, laß mich mit zeitlichen Dingen unbeschweret. Gott segne dich, ich muß von dannen, den Willen meines Herrn zu erfahren.“ So hatten es die mittelalterlichen Heiligenlegenden dem Volke jahrhundertelang vorerzählt, jetzt in den Zeiten der revolutionären Erregung gewannen diese Vorstellungen eine krankhafte Gewalt über die Gemüter, unter deren Zwang sie handelten, und nicht selten artete das, was sie Bekehrung und Berufung nannten, in hellen Wahnsinn aus. Der Geist sagte ihnen, sie sollten Frau und Kinder erschlagen u. dergl. Als vollends die Obrigkeit, und zwar zuerst Zwingli in Zürich, mit Gefängnis und Todesstrafe gegen sie einschritt, steigerte sich ihr Fanatismus zu tollen Provokationen und offener Verrücktheit. Die einen predigten nach dem Wortlaut der Schrift von den Dächern. Andere setzten sich auf die Erde und spielten wie die Kindlein mit Äpfeln und Tannenzapfen. Oder sie verbrannten wohl auch ihre Bibeln und deuteten dann mit blödem Lächeln auf ihre Brust: „hier, hier“, um den wahren Sitz des himmlischen Wortes anzudeuten.

Nachdem Luther sich mit leidenschaftlicher Entschiedenheit gegen die himmlischen Propheten gekehrt hatte, gaben sie ihre anfänglichen Allianzpläne mit Wittenberg auf und wendeten sich wieder ihrem geheimen Konventikelwesen zu, in dem es ihnen auch wohler war als in einer öffentlichen Gemeindekirche. Ihre Liebhaberei war, wie Luther schilt, „in den Winkeln zu mummeln.“ Indem sie sich untereinander Brüder nannten, betonten sie ihre Sonderung von allem, was „Welt“ hieß, und „Welt“ war ihnen alles, was nicht zu ihnen hielt. Luther, Zwingli, Papst, Kaiser, Reich, Kirche — alles außerhalb ihrer Hinterhäuser war Welt. Wer aber zu ihnen hielt, hieß mit Emphase Bruder und Knecht Gottes. Sie allein waren die christlichen Kreise. Eine gewisse Neigung des unterdrückten gemeinen Manns zu geheimen Konspirationen, zu abgesonderten Verbindungen und Versammlungen, kam ihrer stillen separatistischen Propaganda zugut. Die geheimnisvolle Erscheinung der ärmlich gekleideten, bleichen Missionsbrüder, deren Wanderschaft mehr und mehr zu einem Todesweg wurde, übte einen mächtigen Reiz auf die kleinen Leute. Das vertrauliche Leben mit einem kleinen Häuflein von Heiligen, die wußten, daß sie erwählt seien, und die darum die Welt um so bitterer verurteilten und ver-

achteten, ersetzte den geringen und mißhandelten Leuten die Pracht und Lust, die ihnen das Leben versagt hatte. Sie fühlten sich wichtig in ihrem geheimen Treiben, denn ohne die Bedeutung, die sie diesem Zusammenstecken zuschrieben, hatten sie eben überhaupt keine. Als nun vollends die Obrigkeit anfing, ihre Brüder zu verfolgen, weil man meinte, man dürfe keinerlei Häresie dulden, da fühlten sie sich nun erst recht wichtig. Ihr Fanatismus erwachte mit Macht und fand in der Apokalypse und dem Alten Testamente reichliche Nahrung. Die Unterdrückung der Sekte aber wurde von Luther und Zwingli mit derselben Bestimmtheit gefordert wie von den katholischen Bischöfen und Fürsten. Luther verdachte es dem hessischen Landgrafen ernstlich, daß er nicht mit gleicher Härte gegen sie einschritt wie der Kurfürst. Die neue Kirche hatte hier ihre Ketzer entdeckt. Denn im Gegensatz gegen Luthers Werk, das ihnen Welt und Fleisch war, hatte im Laufe eines Jahrzehnts die schwärmerische Richtung sich eine feste Lehre, einen neuen Kultus und eine besondere Verfassung gegeben, die sie, falls eine Umwälzung eintrat, wie sie sie von dem Siege der Türken erwarteten, ganz sicher ebenso rücksichtslos durchgeführt hätten, wie später die englischen Revolutionäre die großen Kirchenverbände zerschlugen, um sie in eine Unzahl von erweckten Konventikeln auszumünzen. Man hat getadelt, daß Luther so leidenschaftlich gegen sie auftrat, erkennen wir lieber an, daß er die subversive Gewalt dieser Prinzipien und ihre Tragweite früher als andere durchschaute. Wer nicht eine Revolution der Zungenredner, wie die englische, für ein erbauliches Schauspiel hält, muß dem großen Manne dankbar sein, daß er auch hier fest blieb. Von der Feste Koburg und früher schon hatte Luther darauf hingewiesen, daß Münzer zwar tot sei, sein Geist aber lebe fort. Er nannte es mehrfach eine arge Täuschung, wenn die Bischöfe und Fürsten meinten, zu einem zweiten Bauernkriege könne es nicht kommen. Je und je wies er auf vorkommende Unruhen, Brandstiftungen, Widersetzlichkeiten hin, stets mit der Warnung, daß man sich in einer verderblichen Sicherheit wiege und daß die Fürsten sich untereinander vertragen sollten, statt auf einen Religionskrieg hinzuarbeiten, der leicht wieder die Bauern auf die Beine bringen könne. Als der Konventikelhäuptling Balthasar Hubmeyer, der am Oberrhein die Wiedertaufe predigte, sich in einer seiner Schriften auf Luther berief, erließ dieser im Jahre 1528 einen Brief „von der Wiedertaufe“ an zwei, wie es scheint, katholische Pfarrherrn, in dem er jede Gemeinschaft mit diesen Leuten zurückwies. Ausführlich wieder-

holt er die Gedanken, die er schon von der Wartburg aus Melanchthon zur Widerlegung der Wiedertaufe an die Hand gegeben hatte. Wenn es Markus 16, 16 heiße, wer da glaubet und getauft wird, der soll selig werden, so schließe das die Kindertaufe nicht aus. Wollen wir volle Gewißheit über den Glauben des zu Taufenden abwarten, so käme es überhaupt nie dazu, denn wir können den Leuten nicht ins Herz sehn. „Und wenn sie sagen, die Kinder könnten nit glauben, womit wollen sie das gewiß machen? Der Johannes, der im Mutterleibe Jesu huldigte, glaubte auch. Christus hat gesprochen, ‚lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich‘, aber nur der, der glaubt, kommt ins Himmelreich. Wir sollen werden wie die Kindlein, das heißt gläubig, nicht ungläubig.“ Darum bleibt es dabei, die allersicherste Tauf ist die Kindertauf, denn ein alter Mensch kann trügen, die Kinder nicht. Wenn Christus sprach: ‚taufet alle Völker‘, so wollte er die Kinder getauft haben, denn sie gehören auch zum Volke. So erzählt die Apostelgeschichte, daß Paulus die Gläubigen getauft habe und ihr ganzes Haus. Hubmeyers Jünger aber verlassen Weib und Kind und laufen von Haus und Hof um der Wiedertaufe willen. Sind das bessere Täuflinge? „So ist nu unsrer Taufen Grund der allerstärkste und sicherste. Ich danke Gott, und bin fröhlich, daß ich als Kind getauft bin, denn da hab' ich getan, was Gott geboten hat.“ Fordert nun Luther auch mit aller Entschiedenheit, daß die Obrigkeit der Irrlehre der Täufer steuere, so will er doch die Art nicht gelobt haben, mit der in den katholischen Gebieten gegen die Sekte gewütet wird. Es ist ihm „wahrlich leid, daß man solche elende Leute so jämmerlich ermordet, verbrennet und greulich umbringt; man sollt' ja einen jeglichen glauben lassen, was er wollt. Glaubt er unrecht, so hat er genug Strafen an dem ewigen Feuer in der Höllen. Warum will man sie denn auch noch zeitlich martern, sofern sie allein im Glauben irren und nicht daneben aufrührerisch oder sonst der Oberkeit widerstreben... Mit der Schrift und Gottes Wort sollt man ihnen wehren und widerstehen: mit Feuer wird man wenig ausrichten.“ Der Verlauf zeigte indessen, daß das doch nicht sein einziger Gesichtspunkt zur Sache war.

Die Wiedertaufe war das am leichtesten erkennbare Symbol der neuen Lehre der himmlischen Propheten, aber keineswegs ihr eigentlicher Kern. So wenig der Husitismus im Kelch besteht, so wenig besteht der Spiritualismus in der Wiedertaufe. Luther nannte sie Schwarmgeister, Zwingli nennt sie Spiritöser, denn die unmittelbare Erleuchtung durch

den Geist und Verachtung der „Buchprediger“ und „Buchstabilisten“ ist das eigentliche Charakteristikum der neuen Richtung. Fast alle Gedanken tauchen hier auf, die nachher die englischen Revolutionskirchen klarer entwickelt haben. Dazu kam die Wiederaufnahme der sozialistischen Ziele des Bauernkriegs mit verstärkter Hervorkehrung der religiös chiliastischen Momente. In Süddeutschland hatte der Bauernkrieg 1525 die revolutionären Elemente aufgezehrt oder ins Dunkel zurückgescheucht, in Norddeutschland, das sich an dem Aufstand von 1524 und 1525 wenig beteiligt hatte, waren alle jene Elemente des Aufruhrs noch vorhanden und so bricht genau zehn Jahre nach dem großen Bauernkrieg die wiedertäuferische Bewegung im Norden aus, eine Bewegung, die von Amsterdam bis Lübeck alle norddeutschen Städte, samt dem Landvolk der Marschen in Mitleidenschaft zieht und in Münster zwei Jahre das Regiment führt. Es ist für deutsches Wesen charakteristisch, daß der Adel, die Bauern und das Proletariat der Städte jeder seine Revolution für sich machte, statt sich zu verbinden. So scheiterte diese Revolution aus dem gleichen Grunde, aus dem alle deutschen Volksbewegungen im Sande verlaufen sind. Die Träger des Aufruhrs sind dieses Mal die Kleinbürger und die Arbeiter, das städtische Proletariat. Die grübelnden Zunftgenossen, die erweckten Handwerker, dazu eine Handvoll frommer Landstreicher stehen jetzt an der Spitze. Jan Bockelson war ein Schneider und Schauspieler, sein Prophet Mathiesen war ein Bäcker, Knipperdolling ein Tuchmacher, Hoffmann ein Kürschner, aber auch verdorbene Literaten und Prediger tauchen unter ihnen auf. Der Bauernkrieg war eine agrarische Bewegung gewesen, die Erhebung der Wiedertäufer ist eine sozialistische. Demgemäß ist der Schauplatz der Revolution diesmal die Stadt. Von den einzelnen Führern wissen wir nicht viel. Ein gewisser Melchior Hoffmann, ein Kürschner aus Schwäbisch Hall, war noch vor dem Ausbruch des Bauernkriegs nach Livland und Schweden, dann nach Ost- und Westfriesland gegangen und hatte dort für die Gedanken der Täufer gewirkt und suchte die Gläubigen namentlich zu überzeugen, daß das, was die Apokalypse weissage, sich auf die Gegenwart beziehe. Nach diesem Schwaben nannte sich eine ansehnliche Partei der Wiedertäufer Melchioristen. Eine Weile war er Prediger in Kiel, aber bald setzte er sein Amt der Klarheit dem Amte der Buchstabischen entgegen, nannte Amsdorf einen lügenhaften falschen Nasengeist und sah von seiner apokalyptischen Höhe hochmütig auf Luther herunter. Als er zu Straßburg hörte, in den Niederlanden würden seine

Schüler massenhaft hingerichtet, ordnete er an, man solle mit der Wiedertaufe zwei Jahre einhalten, so wie Serubabel zwei Jahre den Tempelbau einstellte bis Gott Hilfe sendete durch den König Dareios. Er selbst glaubte der Elias zu sein, der zur Vorbereitung der letzten Zeit verheißen sei, während er den gleichfalls verheißenen Henoch in dem Mystiker Kaspar Schwenkfeld zu erkennen meinte. Mit 144 000 Gläubigen oder Versiegelten weissagte er, werde er von Straßburg aus das Reich aufrichten zu seiner Zeit. Einer seiner Brüder weissagte, Melchior werde ins Gefängnis geworfen werden, dann aber werde das Gericht anbrechen. Glaubte er nun dieser Offenbarung seines Jüngers oder war er vielleicht auch ein wenig des ewigen Stromerlebens müde, sicher ist, daß er sich selbst in Straßburg der Obrigkeit stellte und bat, man möge ihn einsperren. Hochbefriedigt betrat er seine Zelle, denn er wußte, seine Verhaftung sei der Anfang der Gerichte und der jüngste Tag stehe vor der Tür. So blieb er in seinem Turmgemach zwei Zeiten, eine Zeit und eine halbe Zeit und erwartete des Weltgerichts bis der Tod ihn erlöste. Es ging ihm wie jenem jüdischen Lehrer, dem ein Sadducäer zurief: „Gras wird aus deinen Kinnladen wachsen, Rabbi Akiba, und der Messias wird noch nicht gekommen sein!" Der Straßburger Butzer hat an den Prozessen gegen diese Leute eine grimmige Freude empfunden, ohne zu merken, daß er mit seinen Verfolgungen das Übel vermehrte, das er bekämpfen wollte. Aber auch im Kurstaat wurde mit Todesstrafe gegen die Täufer vorgegangen. Ein Täufer saß auf der Wartburg gefangen und mußte trotz der wärmsten Fürsprache des Kommandanten von der Tann im Gefängnis sterben, da Luther die Freilassung widerriet. Der Fall wurde Anlaß, daß Luther bei Beginn des Jahres 1532 an diesen Eberhard von der Tann einen Sendbrief „von den Schleichern und Winkelpredigern" richtete, um ihn und seine Amtsgenossen zu mahnen, solchen Wanderlehrern zu wehren. Die Obrigkeit solle diese Leute fragen, „wer sie habe heißen herschleichen und kommen und im Winkel so predigen." „Ich habe hören sagen, wie sich die Schleicher können finden zu den Arbeitern in der Ernte und auf dem Felde unter der Arbeit predigen, also auch zu den Köhlern und einzelnen Leuten in den Wäldern, und allenthalben ihren Samen säen und Gift ausblasen, wenden die Leute ab von ihren Pfarrkirchen. Da siehe doch den rechten Teufelstritt und Griff, wie er das Licht scheut und im Finstern mauset." „Der heilige Geist schleicht nicht, sondern fleuget öffentlich vom Himmel herab." Zu tun sei da ein Zwiefaches, der Pfarrer muß die

Leute ermahnen, daß sie selbst diese Schleicher abweisen. Das weltliche Amt aber soll mit Gewalt gegen sie vorgehn, denn sie sind des Teufels Boten und der Teufel ist ein Mörder von Anfang und wenn sie auch eine Zeitlang sich friedsam stellen, werden sie dennoch früher oder später Aufruhr und Mord stiften. Die Gemeinden sind darum verantwortlich zu machen, daß sie solche Schleicher anzeigen und nicht nur sie, sondern auch ihre Wirte sollen gestraft werden. Die Wanderlehrer aber soll man fragen: „Woher kommst du? Wer hat dir befohlen zu predigen? Wo hast du Siegel und Briefe, daß du von Menschen gesandt seist? Wo sind deine Wunderzeichen, daß dich Gott gesandt hat?" Ihren Wirt aber soll man fragen: „Wer hat dich heißen diesen Schleicher herbergen, seine Winkelpredigt hören? Woher weißt du, daß er Befehl habe, dich zu lehren und du von ihm zu lernen? Warum hast du es nicht dem Pfarrherrn oder uns angesagt?" Viel zu schaffen macht ihm dabei die Berufung der Propheten auf 1. Kor. 14, 30: „So eine Offenbarung geschieht an einen andern, der da sitzet, so schweige der Erste." Er meint, damit seien die Beamten der Kirche gemeint, die man Propheten nannte, nicht die Laien. „Welch ein fein Muster sollte mir das werden, wenn ein jeglicher Macht hätte, wenn ein Pfarrherr predigt, ihm in die Rede zu fallen und sich mit ihm zu schelten. Weiter sollte den beiden abermal ein anderer in die Rede fallen und den andern auch heißen schweigen, darnach wird etwa eine volle Bieramsel aus einem Kruge (Wirtshaus) daher laufen und diesen allen dreien in die Rede fallen und zuletzt die Weiber auch wollten solch Recht haben!" Um solche Konsequenzen abzuwehren, greift Luther zu einer sehr gewagten Exegese. Er meint, die verschiedenen Beamten in Korinth hätten die Pflicht gehabt, nacheinander zu predigen und zu lehren und sich in Erörterungen herüber und hinüber zu ergehen. Jetzt sei diese Weise abgekommen, „aber ein klein Anzeichen und Fußstäpflein sei davon noch übrig, nämlich, daß man im Chor umeinander singt und eine Lektion nach der andern tut, und dann sämtlich ein Antiphon, Hymnus oder Responsorium singt und wenn ein Prediger des andern Lektion verdolmetschet, und ein anderer legt sie aus, oder predigt davon, so wäre das eben die rechte Weise in den Kirchen zu lehren." In unsere Zeit passe jedenfalls jene apostolische Form nicht mehr, „denn die Leute sind jetzt zu wild und zu fürwitzig". Dem Apostel ist auch gar nicht an der oder jener Form gelegen, sondern darauf dringt er, daß es solle ordentlich und ehrbarlich zugehn. „Die Schleicher aber, die die Ordnung und

Ehrbarkeit stören, die lasse man laufen zum Teufel weg, der sie gesandt hat." Einen ähnlichen Warnbrief wie an von der Tann sendet er am 9. Oktober 1532 an die Grafen von Schlick, da er in Erfahrung gebracht hat, daß unter den Bergleuten von Joachimsthal die Täufer Eingang gefunden haben, „wie denn der Joachimsthal eben ein Ort ist, des mancherlei Volks halber, da sie nisten und hecken können". Gerade, weil im Tal der Hause groß ist und von dannen weit erschallet, sollten die Grafen auf reine, lautere Predigt halten. Vor der gleichen „fressigen Plage" warnte er 1534 den Fürsten Johann von Anhalt, da auch in Zerbst die Wiedertäufer umherschlichen. Auch Melanchthon mußte im Winter 1535 auf 1536 zu Jena und auf der Burg Leuchtenberg gefangene Täufer vernehmen und zu bekehren suchen, aber trotz seiner Bemühungen fanden drei derselben auf dem Galgenberge über Jena ihr Ende.

Inzwischen war auch am Niederrhein die Partei stark geworden. Man schätzte ihre Zahl in Köln im Jahre des Münsterschen Aufruhrs auf 700 und ihr Haupt, Karlstadts Schwager Westerburg, war in der ganzen Umgegend tätig. In Essen schlug man sie auf 200 an, ebenso gab es Gemeinden in Aachen und Wesel, wo sogar Ratsmitglieder zu ihnen zählten. Auch zu Lüneburg, Braunschweig, Rostock, Wismar und Bremen waren starke Maßregeln gegen sie nötig. In Lübeck soll sich sogar der revolutionäre Bürgermeister Wullenweber in Unterhandlungen mit ihnen eingelassen haben, doch sind seine Geständnisse nur auf der Folter erpreßt. Auch von Doktor Oldendrop wurde behauptet, er wolle alle Hansestädte der Wiedertaufe zuwenden. Dort wo der Bauernkrieg noch nicht durchgeseucht hatte, befürchtete man im Jahre 1534—35 eine große Erhebung des Landvolks und der armen Leute längs der ganzen Küste. Das rasche Ausarten der Bewegung in Münster schreckte indessen die Lübecker von der Nachfolge ab.

Den stärksten Anhang besaßen die Wiedertäufer in den Niederlanden, wo die Bischöfe, gestützt auf Karl V., jede Reform hintanhielten. Holland, Westfriesland, Oberyssel, Brabant, Amsterdam und Antwerpen waren völlig unterwühlt. Eine Ausnahmestellung auch in dieser Sache nahm Landgraf Philipp der Großmütige ein; er befahl, man solle die Täufer in Frieden lassen, solange sie sich ruhig hielten und kein in Geltung stehendes Gesetz verletzten. Aber gerade er mußte dann seine ganze Macht aufbieten, um die Rotte niederzukämpfen, die sich der bischöflichen Stadt Münster bemächtigt hatte. Von einem der dortigen Führer,

dem hochbegabten Pfarrer Rotmann, hatte Melanchthon sich völlig blenden lassen, als der aus armseligen Verhältnissen hervorgegangene Student sich in Wittenberg eifrig an den berühmten Lehrer herandrängte. Durch Menschenkenntnis hat sich der magister Germaniae nie ausgezeichnet; auffälliger ist, daß Doktor Martinus in einem Briefe an den Rat von Münster Gott dafür pries, daß er der Stadt so feine Prediger gegeben habe. Der geniale, aber moralisch haltlose junge Kanzelredner, für den die Frauenwelt schwärmte, war dann den Wiedertäufern ins Garn gegangen. Als diese bei den Wahlen im Februar 1534 zur Herrschaft gelangten und sich ungestört nach ihren Idealen einrichten konnten, zeigten sie binnen Jahresfrist, daß ihre Konventikel ganz so gemeinverderblich waren, wie Luther sie stets geschildert hatte, und Rotmann wurde nun ihr „Worthalter“. Gütergemeinschaft, Vielweiberei, Ausrottung der Gottlosen, wilde Prophetie und wüster Chiliasmus waren die Signatur des Reichs, das Rotmann, Bockelson, Knipperdolling, Mathiesen und die andern aufrichteten, so daß man, nach Luthers Ausdruck, es an der Wand greifen konnte, „daß dort der Teufel leibhaftig haushalte und gewißlich ein Teufel auf dem andern wie Kröten hocken“. Am 25. Juni 1535 fiel das neue Zion, nachdem der Landgraf selbst dem Bischof von Münster zur Wiedereroberung seines Bischofssitzes seine Landsknechte hatte leihen müssen. Die rücksichtslose Ausrottung des Evangeliums war natürlich der bischöfliche Dank für diese evangelische Hilfe. Auf eine Widerlegung der täuferischen Doktrinen, die Bernhard Rotmann in seiner „Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre“ im Jahre 1534 mit unzweifelhaftem Geschick und keineswegs mit Münzerscher Wildheit vorgetragen hatte, ließ Luther sich nicht weiter ein. Nur die Meinung der Wiedertäufer, daß das Fleisch Jesu nicht von Maria, sondern vom Himmel herstamme, greift er heraus. „Aber sie deuten's nicht klar,“ sagt er, „wie sie das meinen, und hat der Teufel einen heißen Brei im Maul, und spricht Mum; wollt wohl vielleicht gern Ärgeres sagen.“ Eine eigene Schrift wendete er nicht an diese Rotte, sondern begnügte sich zu einer Gegenschrift des Urbanus Rhegius eine Vorrede zu schreiben. Wenn er sich damit wieder neue Feinde auf den Hals lade, wolle er eben „seiner Mutter Liedlein singen: ‚Mir und dir ist niemand hold, das ist unser beider Schuld.‘ Ich bin der Meister einer, der kann, was die Leute verdreußt.“ Auch eine andere Schrift vom Jahre 1535, „neue Zeitung von Münster“ bevorwortet er, und hofft, daß das Beispiel, das die Heiligen zu Münster der ganzen Welt

vor Augen gestellt, nun auch dem Blindesten klar gemacht haben werde, was es mit diesen Gotteskindern auf sich habe. Hätten sie gleich so angefangen, so wäre niemand verführt worden, sie aber wußten besser, was dazu gehöre: „einen grauen Rock anziehen, sauer sehn, fasten, den Kopf hängen, nicht Geld nehmen, nicht Fleisch essen, Eheweiber für Gift achten, weltliche Herrschaft verdammlich halten, das Schwert wegwerfen und Herrschaft lassen und so fortan sich nach Krone, Schwert und Schlüsseln meisterlich bücken bis man sie erschleiche." So sind ihm die Saturnalien des Täufertums auf roter Erde eine erwünschte Rechtfertigung seines seitherigen Verhaltens. Die Propheten in Münster haben nun bewiesen, daß er ihnen nicht zu viel getan hat. Nachträglich, im Jahr 1544, hat Luther auch eine Schrift des Justus Menius „vom Geiste der Wiedertäufer" bevorwortet, wobei er sein eigenes verächtliches Schweigen rechtfertigt. Die Ketzer sind ja so oft und klar widerlegt, „daß, wenn eine Kuh Vernunft hätte, würde sie es greifen oder tappen können", aber die Welt *will* betrogen sein und darum wäre es zwecklos sie noch weiter zu warnen.

Die Rückwirkung der Umtriebe des Anabaptismus auf die deutsche Kirche bestand wesentlich darin, daß sich die einzelnen Landeskirchen genötigt meinten, ihr Prinzip der freien Schriftforschung erheblich einzuschränken. Man hatte erfahren, wie ein einziger genialer Prediger gleich Rotmann eine ganze Gemeinde fortreißen konnte zu den größten Extravaganzen und doch dabei dem Buchstaben nach alles zu rechtfertigen verstand aus der Schrift. So suchte man denn auch in betreff der *Auslegung* der Schrift nach einer objektiven Norm und da lag es nah, die Prediger und Lehrer zu verpflichten, sich in ihrer Auslegung an jene Bekenntnisse zu halten, in denen die hervorragenden Lehrer der Kirche sich ausgesprochen hatten über den Glauben der Gemeinschaft vor Kaiser und Reich. Von da ab begann man zuerst in den Hansestädten *Lübeck*, *Bremen*, *Hamburg*, *Stralsund*, *Rostock* und *Wismar*, wo die Wiedertäufer einen bedeutenden Anhang hatten, und um ein Haar zu ähnlichen Erfolgen gelangt waren, die Prediger auf die *Augustana* und die *Apologie* zu beeidigen, während für die *Kinderlehre* der Gebrauch von Luthers Katechismen ohnehin selbstverständlich war. Ähnliche Verpflichtungen ordnete Johann Friedrich auch für die sächsischen Pfarrer und die Lehrer in Wittenberg an. Das Bekenntnis, das man dem Kaiser und Papste entgegengehalten, wurde jetzt zum Gesetz für die Kinder des eigenen Hauses. Es war das ein Zeichen, daß die Zeit der ersten Liebe

und lebendigen Begeisterung vorüber war. Die Zeit des Mißtrauens, der Zionswächter, der Hüter des reinen Bekenntnisses war angebrochen und ewiger Zank über die rechte Lehre war ihre traurige Signatur. Streittheologen, die wenig religiösen Sinn, aber gerade Verstand genug besaßen, um jede neue Predigt an Luthers Katechismus und Melanchthons Bekenntnis zu prüfen, entschieden jetzt, was in der Kirche erlaubt und verboten sei und hinter der ängstlichen Sorge für die reine Lehre versteckten sich nicht selten sehr weltliche und persönliche Zwecke. So entwickelte sich schon in der Zeit der Blüte der erste Keim des Verfalls.

Eine erfreulichere Wirkung des Münsterschen Schreckens war dagegen, daß es nunmehr zu einer Einigung zwischen den süddeutschen Städten und den norddeutschen Fürsten kam, indem die Städte dringend das Bedürfnis fühlten, sich einem größeren religiösen Verbande anzugliedern. Es war nicht zum kleinsten Teil die Furcht vor ähnlichen Entwicklungen, die sie willig machte, sich der lutherischen Kirche zu fügen und so hat die schwärmerische Bewegung wenigstens das eine Gute wirken helfen: die Vereinbarung der Wittenberger Konkordie.

XXXIX

Die Wittenberger Konkordie 1536.

Die vier süddeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau hatten sich auf dem Augsburger Reichstage 1530 erboten, die Augustana zu unterzeichnen, falls man ihnen gestatte, den Artikel vom Abendmahl auszulassen oder wenn man eine von Butzer ersonnene Formel annehme, die beide Teile unterschreiben könnten. Butzer war davon ausgegangen, auch die Anhänger Zwinglis nähmen an, daß die gläubige Seele in der heiligen Handlung des Abendmahls sich realiter mit dem verklärten Christus berühre. Johannes 6, auf welches Kapitel sich Zwingli mit Vorliebe berief, nenne den Glauben ein Essen des Fleisches Christi; in diesem Sinne könne also auch Zwingli von einem Genusse des Leibes im Abendmahle reden. So viel hatten die tiefsinnigen Schriften Luthers doch auch auf Zwingli Einfluß geübt, daß er nunmehr selbst von einer Anwesenheit Christi beim Abendmahl redete, freilich von einer durch den Glauben, nicht durch das Brot vermittelten. Diese Anwesenheit Christi setzte Butzer, indem er sich Luther noch einen Schritt weiter näherte, in eine Selbstmitteilung Christi um, und so hatte er die lutherisch klingende Formel ersonnen: „Christus reiche im Sakrament dem Gläubigen seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und wahrlich zu trinken zur Speise der Seelen und zum ewigen Leben." Für die Anhänger Butzers also ist im Unterschied von Luther der Leib nicht im Brot, sondern der Gläubige erhält ihn bei dem Essen und nur der Gläubige; weil nur seine Seele sich mit Christus berührt. Luther dagegen beharrte darauf, der Leib Christi muß im Brote sein für Hand und Mund, sonst ist alles Sache der Vorstellung, die der eine hat, der andere nicht hat; er will sich aber nicht das objektive, reale Wunder in die subjektive Sphäre des Meinens und Glaubens hinüberspielen lassen. Beide, Gläubige und Ungläubige erhalten den Leib, weil er für beide mit, in und unter dem

Brote ist, was ja auch Paulus voraussetze, wenn er sage, wer unwürdig ißt, der ißt sich selbst das Gericht, weil er den Leib nicht unterscheidet. Auf Butzers Vorschläge einzugehen, war Melanchthon schon im Hinblick auf Luther nicht in der Lage, und mit Rücksicht auf den Kaiser glaubte er sogar jeden Verkehr mit den Gesandten der Sakramentierer meiden zu müssen, weshalb er zweimal die von Butzer gewünschte persönliche Besprechung rundweg abschlug. So waren die vier süddeutschen Städte darauf angewiesen, ein eigenes Bekenntnis in der sogenannten Tetrapolitana vorzulegen, das am 11. Juli auch dem Kaiser übergeben wurde. Wesentlich von Butzer und Hedio verfaßt, unterscheidet sich die Tetrapolitana von Melanchthons Konfession nicht nur in der Abendmahlslehre, sondern bekennt auch entschiedener Farbe gegen jene Irrtümer der Papisten, die Melanchthon übergangen hatte. Aber wie denn jetzt Bekennens Zeit war, so hatte Zwingli schon vor den vier Städten, am 8. Juli, seine fidei ratio ad Carolum Quintum eingereicht, in der er sich zu den ökumenischen Symbolen bekannte und so den Vorwurf ablehnte, als ob er vom Glauben der allgemeinen Kirche abgefallen sei. Seine Abendmahlslehre dagegen, die in der Tetrapolitana nur andeutungsweise enthalten war, trug er hier klar und unumwunden vor. Aber allerdings hatte auch er sich der mystischen Auffassung genähert. Daß im Abendmahl Christus gegenwärtig sei, gesteht Zwingli jetzt zu, freilich nur für die gläubige Betrachtung, nicht aber für den Ungläubigen. Immerhin ist ihm das Abendmahl nicht mehr bloß ein symbolischer Gedächtnisakt, sondern durch die Anwesenheit Christi hat es auch für ihn jetzt einen mystischen Inhalt. Dagegen, daß Christus auch für Hand, Mund und Zähne gegenwärtig sei, das, meint er, könne nur der behaupten, der sich nach den Fleischtöpfen Ägyptenlands zurücksehne. Die Differenz zwischen den Schweizern und Luther hatte damit aber doch viel an ihrer Härte verloren, seit Zwingli in dem Bekenntnis an Karl V. erklärt hatte, auch er nehme einen Genuß Christi im Abendmahl an, wenn auch nicht einen durch das Brot, sondern durch den Glauben*) vermittelten. Um so mehr fühlte sich Butzer dazu aufgelegt,

*) Zwingli bekennt: „Ich glaube, daß in dem heiligen Mahl der Danksagung der wahre Leib Christi da ist durch die Betrachtung des Glaubens, d. h. daß die, welche dem Herrn für die in seinem Sohn uns erwiesene Wohltat Dank sagen, damit bekennen, daß er wahres Fleisch angenommen, wahrhaft in demselben gelitten, durch sein Blut unsere Sünden abgewaschen habe und daß uns so durch sie alles, was uns durch Christus geschehen ist, durch die Betrachtung des Glaubens sozusagen gegenwärtig gemacht wird."

Digitized by Google

nachdem beide sich so nahe gekommen, eine Brücke zwischen Luther und Zwingli zu schlagen. Am 22. August gewährte ihm denn auch Melanchthon die persönliche Zusammenkunft, die er früher abgeschlagen hatte. Das Ergebnis derselben war, daß Melanchthon einen Brief Butzers mit Thesen desselben an Luther schickte, ohne doch Butzers Anliegen zu empfehlen. Butzers Formel, auf die er die streitenden Teile einigen wollte, besagte, daß Christus den Gläubigen seinen Leib und sein Blut wahrlich zu essen und zu trinken gebe bei dem Genusse des Abendmahls. Der Lutheraner erhält den Leib im Abendmahl, der Butzerianer erhält ihn, falls er es gläubig begeht, beim Abendmahl. Um auf dieser Basis mit Luthern zu verhandeln, begab er sich Mitte September 1530 auf Wunsch des Kurfürsten nach der Feste Koburg, wo Luther den von einem Briefe seines Fürsten Eingeführten freundlich empfing und ihn zweimal zur Tafel zog. Dennoch hat Luther ihm sein Vermittlungsgeschäft nicht leicht gemacht. Daß der Mund nur Brot und die Seele den Leib Christi erhalte, der Ungläubige aber nur Brot, schien Luthern noch immer verdächtig. Doch gab er zu, daß nunmehr Aussicht auf Verständigung sei, da die Gegner Brot und Wein jetzt nicht mehr für leere Zeichen erklärten. Eine Vergleichsformel zu finden, lehnte er ab. Butzer solle ein richtiges Bekenntnis aufstellen und seine Stadt für dieses gewinnen, dann werde Luther einer Einigung nicht widerstreben.

Der schwierigere Teil der Vermittelung war damit, wie Butzer meinte, geglückt. Aber, als er nun mit den Schweizern abschließen wollte, war es Zwingli, der eine solche Union verweigerte. Zwar solange die politische Situation bedrohlich war, zeigte sich Zwingli Mitte Oktober bei einem persönlichen Besuche Butzers in Zürich entgegenkommend. Als man aber am 16. November in Basel ein Friedensinstrument aufsetzen wollte, lehnte Zwingli die Butzersche Formel rundweg ab. Wenn er sage, der Leib sei beim Brot, so mache er doch stets den Zusatz „für die gläubige Seele". Luther dagegen lehre, der Leib sei im Brot an und für sich, er lehre eine impanatio und damit wolle er nichts zu schaffen haben. Wolle Butzer seine Formel mit den gewonnenen Unterschriften veröffentlichen, so möge er das tun, er aber werde dann erklären, wie die Schweizer sie auslegten, und dann werde man sehen, was eine solche Scheineinheit wert sei. Da lag denn freilich die Gefahr nahe, statt den gesuchten Frieden zu schaffen, werde man den Brand aufs neue entflammen, wenn man in der Asche störe. Aber auch Luther antwortete im

Januar 1531 zwar freundlich, aber ablehnend. Da Butzer den Genuß des Leibes durch die Gottlosen leugne und zudem, wie aus den Schriften Zwinglis und Oekolampads hervorgehe, die andern nicht einmal für sich habe, wollte er von einer Anerkennung ihrer Lehre nichts wissen. Dennoch äußerte er sich in einem Gutachten an den Kurfürsten Johann so gnädig, daß dieser dem Beitritt der oberdeutschen Städte zum Schmalkaldischen Bund nicht mehr widersprach; sie wurden Ende März in aller Form aufgenommen. Das Ende Zwinglis, die Niederlage der evangelischen Schweiz und der bald folgende Tod Oekolampads an der Pest, dazu der Religionsfriede zu Nürnberg am 23. Juli 1532, der nur die Anhänger der Augustana einschloß, machte dann die oberdeutschen Städte vollends mürbe. Auf dem Tage von Schweinfurt 1532 unterschrieben sie die Augustana und gaben damit stillschweigend ihre Sonderstellung auf. Die Einigung der Theologen aber behielt Butzer auch jetzt unverdrossen im Auge. Bereits hatte er auch Melanchthon für den Ausgleich gewonnen. Am eifrigsten stellte sich der Landgraf auf Butzers Seite, und Luther wies die Vermittlungsversuche wenigstens nicht mehr so schroff wie früher von der Hand, da durch die neuen Verhältnisse die ihm verhaßten Schweizer nunmehr ausgeschaltet waren. Als Philipp daraufhin die beiden Vorsprecher, Butzer und Melanchthon, zu einer Konferenz nach Kassel einlud, die am 27. Dezember 1534 stattfand, gab nun aber Luther sein Gutachten ganz unerwarteter Weise in der schroffsten Form ab, es sei darauf zu bestehen, daß bei dem Genusse des Abendmahls der Leib Christi wahrhaftig in und mit dem Brote gegessen werde, „also daß alles, was das Brot wirkt und leidet, der Leib Christi wirke und leide, daß er ausgeteilt, gegessen und mit den Zähnen zerbissen werde". Melanchthon selbst war dieser kapernaitischen Vorstellung innerlich fremd und bekannte später seinem Freunde Camerarius in Nürnberg, er sei „als Bote einer fremden Meinung" nach Kassel gegangen. Nur insofern machte Luther eine Konzession, als er jetzt erklärte, er wolle die Meinung der Städte im Vertrauen auf Christi Gnade dulden, nur daß sie eines Glaubens mit ihm seien, dürfe nicht gesagt werden. Aber sobald er aus Wittenberg heraus war, kümmerte sich Magister Philippus nicht mehr um Luthers Instruktion. Die Formel, die Butzer in Kassel vorlegte und der die Augsburger bereits beigetreten waren, vermied die massiven Ausdrücke Luthers, aber sie näherte sich dem Lutherschen Standpunkt, daß Leib und Blut Christi im Sakrament wahrhaftig und wesentlich empfangen werde; Brot und Wein seien darbietende

Zeichen, die den Leib enthalten, so daß er „bei ein" sei; Zeichen des Leibs und Leib vermischen sich aber nicht; das Brot und der Leib bilden nicht eine neue Substanz, womit das Zerbeißen des Leibes Christi beseitigt ist. Die Seele erhält den geistigen Leib, der Zahn das Brot. Luthers Vorwurf, daß die Sakramentierer nur schlechtes Brot im Abendmahl gäben, war so widerlegt, aber da nur die Seele den Leib Christi aufnimmt, nicht Mund und Zähne, die lediglich das Brot erhalten, trifft auch Zwinglis Spott nicht mehr zu, daß die Lutherschen das Heil essen wollten. Luther freilich gab seinen Glauben, daß der Leib auch für Hand und Mund bei den Zeichen sei, noch immer nicht preis, nur eben tolerieren wollte er die Butzersche Meinung. Mit allen diesen feinen Unterscheidungen, was die Seele bekomme und was der Mund, gerade wie mit dem andern Streite, wie sich der Glaube des getauften Säuglings zu dem Glauben des Erwachsenen verhalte und inwiefern er beiden heilsam sei, war man unversehens in eine Scholastik geraten, die der mittelalterlichen nichts nachgab; auch in dieser Beziehung ist der Abendmahlsstreit die traurigste Episode der Reformationszeit, und es läßt sich wohl begreifen, daß ein Humanist wie Melanchthon sich nur mit äußerstem Widerwillen in diese Haarspaltereien auf dem Gebiete des Unbegreiflichen hineinziehen ließ. In einer ersten Äußerung forderte Luther, daß die Oberländer zugestehen müßten, daß sie früher anders gelehrt hätten, denn Butzers Behauptung, sie hätten sich beiderseits mißverstanden, sei unwahr. Sein früheres Toben gegen die Sakramentierer wäre auch unentschuldbar gewesen, wenn die Differenz nicht größer war als die, über die man jetzt meinte hinwegsehen zu dürfen. Und gerade das erschwerte Luthern die Versöhnung, daß sie einen Widerruf seiner früheren Übertreibungen in sich schloß. Auch suchte ihn Amsdorf durchaus bei seinem früheren Standpunkte festzuhalten. Noch kurz vor dem Kasseler Tage hatte der starrsinnige Streittheologe Thesen drucken lassen, daß die Straßburger, wenn sie behaupteten, mit Luther eines Glaubens zu sein, aufs schändlichste lögen. Erst müßten sie ihre Irrtümer widerrufen, Buße tun und um Verzeihung bitten. Unglücklicherweise mischte sich nach Melanchthons Rückkehr nun auch noch der alles verstehende Johann Friedrich in den Streit, was Luthers Laune nicht verbessern konnte. In dieser verdrossenen Stimmung nahm er sich bis Ende Januar Zeit, die Propositionen Butzers zu beantworten; dann erklärte er, da man ihn versichere, die Prädikanten der oberdeutschen Städte lehrten nach Maßgabe der Augsburger Konfession und Apologie, so wisse er die begehrte

Konkordie nicht abzuschlagen, er halte jedoch für besser, den Handel vorerst beruhen zu lassen, bis sich das vorhandene trübe Wasser noch mehr gesetzt habe. Auch müßten die Lehrer seiner Seite, wie Brenz, Urbanus Rhegius, Osiander u. a., befragt werden, ob ihnen die Butzerschen Vorschläge genügten? Zwischen den Zeilen seines „Bedenkens“ ist ziemlich deutlich zu lesen, daß er den Erklärungen Butzers mißtraute. „Wo ihr Herz steht, wie die Worte lauten, weiß ich auf diesmal die Worte nicht zu strafen.“ Auch das Hinauszögern der Entscheidung beweist, daß es ihm mit dem Abschluß einer Konkordie nicht eilte. Nur die Zeit kann zutage bringen, „ob ihre Meinung rein und recht wäre oder etwas dahinter hätten?“ Als nun aber die Magistrate von Augsburg, Ulm, Eßlingen und zahlreiche Staatsmänner, die er schätzte, Luthern ihre Freude über die Friedensaussichten ausdrückten, wurde doch auch seine Stimmung für die Union eine wärmere. Er selbst schlug jetzt eine Zusammenkunft der beiderseitigen Vertrauensmänner vor, der freilich Melanchthon im stillen entgegenarbeitete, da er davon nur neuen Zank erwartete und wohl auch fürchtete, er werde genötigt werden, seinen innern Abfall von Luthers Lehre bei dieser Gelegenheit einzugestehen, den man aus der neuen Auflage seiner loci von 1535 ohnehin bereits herauslesen konnte. Aber Luther hielt an dem Projekte fest, am 14. Mai 1536 mit den Oberländern in Eisenach zu konferieren. Dennoch kam es dazu nicht. Als Butzer, Capito, Musculus, Other, Alber und andere Vertreter von Augsburg, Memmingen, Ulm, Reutlingen und Frankfurt sich an dem verabredeten Orte einfanden, war Luther wegen erneuter Erkrankung ausgeblieben. Nach kurzen Verhandlungen über eine neue Malstatt beschlossen die süddeutschen Prädikanten lieber, Luthern in Wittenberg selbst aufzusuchen, wohin ihnen Menius und Mykonius das Geleit gaben. Als sie aber am 17. Mai daselbst eintrafen, fanden sie Luther in sehr veränderter Stimmung. Ihm war jetzt die von Bullinger herausgegebene expositio fidei Zwinglis zugekommen, deren Widmung an König Franz im Stile der Renaissance gehalten war und wie eine Fassade des Louvre Götter, Helden und Heilige auf gleiche Piedestale stellte. Sehr zur unrechten Stunde hatte zudem ein Baseler Buchhändler Briefe Zwinglis und Bullingers, mit einem Briefe Butzers als Vorwort, veröffentlicht. Das alles machte Luthern zweifelhaft, ob es den Oberländern mit ihrer Lossagung von Zwingli ernst sei. Bei der ersten Zusammenkunft am Abend verhehlte Luther den Oberländern nicht, daß er stark an der wirklichen innern Übereinstimmung zweifle. Der

Morgen des 22. Mai ging mit dem Studium der Briefe hin, die die Gesandten mitbrachten. Als diese nach Tisch bei Luther erschienen, fanden sie Bugenhagen, Jonas, Cruciger, Menius, Mykonius, Weller und Rörer vor. Amsdorf und Melanchthon waren ausgeblieben, wohl aus entgegengesetzten Gründen. Amsdorf war überhaupt gegen jede Union mit den Sakramentierern, Melanchthon war mehr als Luther für dieselbe. Zu großer Enttäuschung der Gesandten erklärte nun Luther, daß er, als er sie einlud, allerdings Hoffnung auf Verständigung gehabt habe, aus ihm zugegangenen brieflichen Nachrichten ersehe er aber, daß sie nach wie vor ihre Gemeinden bei der Meinung beließen, daß im Abendmahl bloß Brot und Wein sei, höchstens daß sie von einem geistigen Genießen redeten. Das von ihrer Seite veröffentlichte Büchlein Zwinglis lehre gar eine Seligkeit der Heiden ohne Christus, und der mit einer Vorrede Butzers herausgegebene Briefwechsel der beiden Sakramentierer wiederhole die alten Irrlehren. Unter diesen Umständen werde man die Sache am besten im alten Stande lassen, statt eine Einigkeit zu proklamieren, die nicht bestehe. Wollten sie das nicht, so müßten sie erst ihre früheren Lehren widerrufen, sonst sei an eine Konkordie nicht zu denken. Der arme Butzer fiel aus den Wolken. Er erklärte, er und seine Freunde hätten diese weite Reise nie gemacht, wenn sie nicht nach Luthers Briefen hätten annehmen müssen, daß er den früheren Argwohn gegen sie aufgegeben habe. Was Bullinger in Zürich und ein Buchhändler in Basel hätten drucken lassen, gehe sie nichts an. Es sei ohne ihr Wissen und Wollen geschehen. Von einem Widerruf, wie Luther ihn zur Bedingung mache, könne nicht die Rede sein, denn sie könnten nicht etwas widerrufen, was sie nie gelehrt hätten. Vielmehr habe Luther ihre Lehre mißverstanden. Auch sie lehrten die wahre Gegenwart des Leibes Christi. Daß der Mund nicht an den Leib Christi, der eine geistige Sache sei, heranreiche, habe Luther in seinem Bekenntnis vom Abendmahl selbst zugegeben. Schon in einem früheren Schreiben hatte Butzer erinnert, daß Luther dort sage, wie Johannes der Täufer im Glauben den Heiligen Geist schaute, sein Auge aber nur die Taube sehen konnte, so empfange der Gläubige den Leib Christi, obgleich Mund und Zähne nicht an ihn reichten. Die Frage, was Zähne, Mund und Magen erhalten, mochte doch Luther selbst nicht zum Gegenstand einer Kirchentrennung machen, auf sie aber reduzierte Butzer den ganzen Dissensus. Nicht minder geschickt parierte Butzer den Vorwurf, daß sie nicht ernstlich die reale Anwesenheit des Leibes lehrten, da die Ungläubigen nach ihrer

Lehre ihn gar nicht erhielten. Er erklärte, vor ihren Gemeinden verhandelten sie darüber überhaupt nicht, was der Gottlose esse. Wisse man einen solchen unter den Kommunikanten, so lasse man ihn gar nicht zu. Gänzlich Gottlose, die überhaupt keine Beziehung zu Christus hätten, erhielten nach ihrer Meinung allerdings den Leib Christi nicht. Butzer unterschied in dieser Hinsicht unter den Abendmahlsgästen drei mögliche Klassen: fideles, indigni, impii, Gläubige, Unwürdige, Gottlose. Die beiden ersten Klassen erhalten nach ihm den Leib im Abendmahl, denn bei den Unwürdigen sei doch das Organ des Glaubens vorhanden, sie treten also mit Christus in Beziehung, nur aber zu ihrem Gericht, weil ihnen die rechte Verfassung des Gemütes fehle. Dagegen die impii sind die völlig Ungläubigen, die nicht besser sind als die Heiden, und da frage er, ob auch der Heide, der Türke, der Götzendiener, der Gottesleugner, der Idiot den Leib Christi erhalte und wozu? Luther selbst gestand in betreff ihrer zu: „Wenn ein Jud oder Türk, oder eine Maus oder Wurm die Hostien, die die Papisten eingesperrt, zernagen, so widerfährt es allein dem Brot und ist nur Brot, nicht Leib Christi.“ Trotzdem beharrte er darauf, daß die Realität der von Gott dargereichten Gabe nicht von unserm Denken und Glauben abhängig gemacht werden dürfe. Doch mußte er wegen seiner körperlichen Erschöpfung das Gespräch abbrechen und verlangte für den folgenden Nachmittag klaren Bescheid, ob sie, wie Paulus, lehren könnten, daß Würdige und Unwürdige den Leib Christi im Abendmahl erhalten?

Als am 23. Mai nach Tisch die Versammlung, zu der heute auch Melanchthon sich eingefunden hatte, wieder eröffnet war, kam Butzer Luthern so weit entgegen, daß er zwar nicht einen förmlichen Widerruf der früheren Schriften der Oberländer leistete, aber doch zugestand, sie hätten früher die Gegenwart des Leibes im Abendmahl nicht immer mit gehöriger Klarheit betont und hätten ihrerseits Luthers Meinung irrtümlich mit der papistischen verwechselt. Nur darum hätten sie gegen ihn gepredigt, um das Volk vor dem Rückfall in die papistischen Irrtümer zu bewahren. Sie sähen jetzt aber ein, daß sie Luthern mißverstanden hätten. Eine solche Entschuldigung konnte Luther füglich als Revokation und Rechtfertigung seines früheren Verhaltens gelten lassen. Was den Genuß des Leibes betreffe, fuhr Butzer fort, so finde ein solcher nicht nur für die Würdigen statt, sondern auch für solche Christen, die den lebendigen Glauben nicht damit üben und deshalb als unwürdige Gäste das Gericht

nehmen, solche aber, die den Glauben überhaupt nicht haben, erhalten den Leib nicht. Luther hatte freilich schon mehr als einmal ausgeführt, so gut Judas im Garten von Gethsemane den wahren Leib Christi umarmt habe, so gut der Ungläubige das wahre Wort Gottes in der Kirche vernehme, so gut Gottes Licht scheine für Sehende und Blinde, so gut werde der wahre Leib Christi im Abendmahl auch Würdigen und Unwürdigen gereicht, wie ja auch Paulus sage: „Wer unwürdig isset und trinket, isset und trinket sich selbst das Gericht, weil er den Leib nicht unterscheidet.“ Für die Unwürdigen gaben es die Süddeutschen auch zu, nicht aber für die Ungläubigen. Für wirklich Ungläubige sei der Leib nicht im Sakrament, sonst sei der Leib so mit dem Brot vermengt, daß man wieder auf den Boden der alten Transsubstanziationslehre zurücktrete und fragen müsse, ob die Maus, wenn sie die Hostie fresse, auch den Leib Christi verzehre? Die Anwesenheit des Leibes im christlichen Abendmahl beruhe darum doch nicht, wie Luther ihnen vorwerfe, auf des Menschen Denken, sondern auf Gottes Ordnung. Er ist da, ob wir von ihm Gebrauch machen oder nicht. Luther befragte nun alle Gesandten der Reihe nach, wie sie zu dieser Lehre ständen? Alle erklärten sich mit Butzer einverstanden, etliche erklärten sogar, die Lehre, die Luther ihnen zuschreibe, würde bei ihnen als Gotteslästerung gestraft. Darauf zog sich Luther mit den sächsischen Theologen in das Nebenzimmer zurück. Man war hier einstimmig der Meinung, daß die abgegebenen Erklärungen genügten. Trotzdem sollte Luther jeden einzelnen nochmals versichern lassen, daß er glaube und lehre, daß in dem Brote, welches gemäß der Einsetzung Christi im Abendmahl gereicht werde, wirklich der wahre Leib sei. Das hatten die Leute schon hinlänglich beteuert und bezeugt und so kehrte sich Luther nicht an diese Instruktion. Mit heiterer, strahlender Miene kehrte er in die Versammlung zurück und sprach, aus den gehörten Erklärungen hätten seine Freunde entnommen, wie auch die Oberländer lehrten, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn wahrhaftig und nicht bloß imaginario gegeben und empfangen werde. „Nur der Gottlosen wegen stoßet Ihr Euch, darüber wollen wir nicht zanken. Wir erkennen Euch und nehmen Euch an als unsere lieben Brüder in Christo.“ Alle Anwesenden fühlten, es sei ein großer Moment, der den bösen Streit begrabe. Butzer und Capito schluchzten vor Rührung, die andern standen mit gefalteten Händen.

Melanchthon wurde nun beauftragt, über die beiderseitigen Erklärungen eine Urkunde auszuarbeiten, die sogenannte Wittenberger Konkordie. Dieselbe war wesentlich im Sinne von Luthers Abendmahlslehre gehalten, nur daß Melanchthon vom Genusse des Leibes auch der Unwürdigen, nicht aber der Gottlosen redete. Obenein machten aber die Oberländer die große Konzession, daß sie nochmals Augustana und Apologie als ihre Bekenntnisse bestätigten. So sehr hatte Zwinglis Tod und der Schrecken der Wiedertäufer ihre Geister geneigt gemacht ihren Rückhalt da zu suchen, wo er allein zu finden war. Der Streit, der über die Taufe noch schwebte, wurde am folgenden Tage leicht beigelegt. Luther blieb bei seiner Meinung, daß die Kinder mit der Taufe auch die Wiedergeburt und den dazu gehörigen Glauben empfingen. Butzer widersprach einer solchen mystischen Wirkung des Sakraments nicht, er machte nur den Vorbehalt, daß dieser Glaube des Täuflings von dem bewußten Glauben des Erwachsenen zu unterscheiden und mehr als Veranlagung zum vollen Glauben zu fassen sei. Auch betonte er, daß ein ungetauftes Kind nicht schon wegen des Mangels der Taufe als der Hölle verfallen betrachtet werden dürfe. Übrigens hätten sie ihre Gemeinden stets zur Kindertaufe angehalten und würden das auch fürder tun. Daß Privatbeichte und Privatabsolution auf Verlangen auch bei ihnen gewährt würden, bestätigten die Vertreter der Städte gleichfalls. Damit schien denn die Streitaxt für immer begraben. Aber es schien doch nur so. Amsdorf gab, als ihm Luther das Resultat der Verhandlungen in Wittenberg mitteilte, wie Melanchthon sich ausdrückt, eine tragische Antwort. Selbst bei dem Abendessen, das Luther dem geschlossenen Frieden zuliebe gab, kam Luthers eigentliche Stimmung gegen die Süddeutschen zum Ausdruck, indem er Butzern sagte, er selbst sei ein besserer Prediger als Butzer, er predige für die armen Leute und Wenden, die sich in der Kirche in die Winkel drückten, Butzer aber für die Doktoren, er schwebe in den Lüften „im Gaischt, Gaischt", wie er Butzers Straßburger Dialekt verspottete. Das „trübe Wasser" hatte sich noch immer nicht völlig gesetzt und jeder ungeschickte Schritt konnte es aufs neue aufrühren.

Inzwischen hatte schon im Februar 1536 auch Bullinger das Häuflein seiner Getreuen in Basel versammelt, um ein Glaubensbekenntnis abzufassen, das nötigenfalls dem in Aussicht genommenen Konzile vorgelegt werden könne. Oswald Mykonius und Symeon Grynäus ver-

faßten im Auftrag dieses Theologenkonvents die confessio Helvetica prior, die durch Leo Jud ins Deutsche übertragen wurde. Eine Annäherung an die Meinungen Luthers ist doch auch hier unverkennbar, denn die Schweizer gaben zu, daß die Sakramente nicht leere Zeichen seien, sondern die wesentlichen Dinge enthielten, wenn sie auch die stoffliche Gegenwart leugneten. Sie wollten, wie sie sagten, nicht um der Einigung willen einen Gang vom Hellen ins Dunkle tun. Obgleich Luther ihr Bekenntnis nicht wie früher feindselig aufnahm, hatten die Eidgenossen damit doch den Beitritt zur Konkordie abgelehnt und von den oberdeutschen Städten trat Konstanz auf ihre Seite, da es sich damals zur Schweiz rechnete. Aber auch die süddeutschen Boten, die nach Wittenberg kamen, mußten sich fragen, ob das wirklich ihre Kirche sei, als sie in Wittenberg nach der Hauptverhandlung am Himmelfahrtstage Luthers Predigt besuchten und in der Stadtkirche Bilder, auf dem Altar Lichter und die Prediger in glänzenden Meßgewändern sahen und vor der Austeilung des Abendmahls die Elevation der Hostie sie entsetzte. Da aber niemand ihnen die Wiedereinführung dieses Hofdienstes des Antichrists zumutete, drückten sie beide Augen zu. Auch der gewaltige Eindruck, den Luthers Predigt auf sie machte, ließ sie über das Äußere hinwegsehen. Nachdem der Hauptgegenstand des Streites aus dem Wege geräumt war, verliefen die Schlußkonferenzen rein geschäftlich. Melanchthons Entwurf einer Konkordie wurde genehmigt und die Einwendungen, die die Sachsen gegen den Erlaß von kirchlichen Anordnungen durch städtische Magistrate erhoben, nahmen die Oberländer Abgeordneten lediglich ad referendum. Dagegen überreichten die Straßburger Gesandten Luthern das neuste Bekenntnis der Eidgenossen. Es wurde von ihm nachsichtiger aufgenommen, als man nach den vorangegangenen Stürmen erwarten mochte. Er selbst schrieb an den Baseler Bürgermeister Meyer, der ihm als großer Freund des Einigungswerks genannt worden war, und der auf Holbeins bekanntem Bilde auch wie die personifizierte Baseler Friedseligkeit aussieht. Auch mit den Zürichern und Bernern entwickelte sich jetzt eine Korrespondenz, in deren Verlauf Luther sich die Erklärung abgewann, seit seiner persönlichen Bekanntschaft mit Zwingli in Marburg habe er diesen für einen trefflichen Mann gehalten. Wie sehr er sich über dessen Untergang 1531 gefreut, hatte er nun selbst vergessen. Die Einigung auf eine bestimmte Formel, die Bullinger begehrte, lehnte er ab. Das Mittel zum Frieden, das er in

einem Briefe an den Bürgermeister Meyer empfahl, war: „Zeit, Geduld, Sänfte, gutes Gespräch, sonderlich Gebet zu Gott, dem Vater aller Einigkeit und Liebe.“ Bullinger bestand in einem letzten Briefe vom 1. September 1538 auf einem ausdrücklichen Zeugnisse Luthers, daß sie eines Glaubens seien, aber er erhielt dasselbe nicht. So rissen die Verhandlungen ab, aber auch der Streit war eingeschlafen.

XL

Vorbereitungen zum Konzil.

Die kirchliche Einheit aller Evangelischen Deutschlands, die durch die Wittenberger Konkordie gewonnen wurde, war in einem Augenblicke doppelt wertvoll, in dem es schien, als habe der Papst sich zu einem Konzil entschlossen, auf dem die Frage der Reform zum Austrag kommen sollte. Am 25. September 1534 war der Mediceer Clemens VII. gestorben und im Oktober desselben Jahres bestieg Paul III. aus dem Hause Farnese den päpstlichen Thron. Clemens VII. hatte stets nach dem Grundsatze gehandelt, daß es der Kirche besser sei, einige 100 000 Seelen und im Notfall selbst halb Deutschland zu verlieren, als in ein Konzil zu willigen, das die Forderungen von Konstanz und Basel erneuert und jedenfalls zahlreichen Geldforderungen Roms ein Ende gemacht hätte. Paul III. schien doch auch der andern Betrachtung nicht unzugänglich, daß ein Konzil vielleicht zum Mittel werden könnte, die steigenden Schwierigkeiten zu bewältigen. Jedenfalls konnte man nicht länger einfach zusehen, wie ein Glied der Kirche nach dem andern sich ablöste. Heinrich VIII. verhandelte bereits mit den Wittenberger Theologen über Englands Beitritt zur Reform. Ähnlich lagen die Dinge in Schweden. Auch in Kopenhagen siegte 1536 die Reformpartei, so daß Dänemark verloren gegeben werden mußte. Unter dem Druck dieser Ereignisse erschien im Jahre 1535 ein päpstlicher Legat, Vergerius, in Deutschland, um den Höfen auf den Zahn zu fühlen, ob die Protestanten ein Konzil zu Mantua beschicken würden, womit der Papst zugleich ein etwaiges Nationalkonzil der Deutschen zu verhindern dachte. Eine deutsche Malstatt lehnte die Kurie ab, da hier die Prälaten vor der Wut der Sakramentierer und Anabaptisten nicht sicher sein würden. Auf eine Anfrage des Kurfürsten bei Luther erwiderte dieser, ihm sei an der Malstatt nichts gelegen, aber es gehe ihm wie Thomas, ehe er seine Finger in die Seite

und die Narben lege, werde er an das Konzil nicht glauben. Auch bei dieser Gelegenheit war sein politisches Urteil richtiger als das der ganzen sächsischen Kanzlei und sämtlicher deutscher Fürsten, die an das Konzil glaubten, während Luther dabei blieb, Rom werde sich nicht selbst hängen, ein Konzil aber wäre sein Galgen. Noch im Jahre 1537 schrieb er: „Es schleppt sich der Papst mit dem armen Konzilio, wie die Katze mit ihren Jungen. In Deutschland will er's nicht halten. Zu Mantua kann er's, wie er fürgibt, nicht halten. Jetzt soll's zu Vicenza werden, da es auch nicht sein kann. Ich acht, er wollt ein Markolfus werden." Markolfus nämlich ging nach dem Volksbuche in den Wald, um sich aufzuhängen, aber der eine Baum war ihm zu dick, der andere zu dünn, der eine zu hoch, der andere zu nieder und da keiner ganz passend war, ließ er es lieber bleiben. Der Papst habe auch alle Ursache, meint Luther, dem Konzil aus dem Wege zu gehn. „Sollte aller Dreck in einem freien Konzil gerüttelt werden, welch ein Stank sollte sich da erheben?" Die Konzilväter würden aber im Gegenteil finden, daß weder Papst noch Kardinäle etwas Böses getan haben. „Sind alle fromm, sollen haben, was sie haben und noch mehr, sollen bleiben, wie sie sind. Wer wird denn nun reformiert? Der große Schalk Niemand. Wer hat's getan, da Papst und Kardinäle so fromm sind, so sie nichts getan haben! Alles hat der leidige Niemand getan und ist diese Reformation nichts denn die Reformation Niemands." Diese feste Überzeugung, daß es zum Konzil doch nie kommen werde, erklärt auch Luthers übermütiges und sorgloses Verfahren in dieser Sache. Am 2. Juni 1536 erschien die Bulle Pauls III., die das Konzil auf den 23. Mai des folgenden Jahres nach Mantua einberief. „Als ein gedruckter Zettel herumgereicht wurde," heißt es in den Tischreden, „daß das Konzilium aufgeschoben wäre bis auf den Maien, da sprach Doktor Martinus: ‚Rom, leug dich nicht zu Tode.'" Als Zweck des Konzils war die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit durch Ausrottung der Ketzerei genannt und ganz direkt bezeichnete eine Bulle über die Reform des päpstlichen Hofes vom September 1536 als diese auszurottende Ketzerei die pestilenzialische Lutherische. Johann Friedrich wollte unter solchen Umständen von Verhandlungen mit Rom überhaupt nichts wissen. Statt dessen hatte er das unglückliche Projekt ersonnen, man solle dem katholischen Konzil ein protestantisches entgegensetzen, zu dem die evangelisch Gesinnten aller Länder einzuladen seien. Dagegen war nun Luther durchaus. Ein Gegenkonzil heiße ein Schisma

und das sei ein häßlicher Name und ein böser Schein. Da Luther während der Verhandlungen auf den Tod erkrankte, so war auch niemand da, der eine solche Versammlung hätte leiten können. So wurde denn das unglückliche Projekt aufgegeben, das die evangelische Kirche ohne Zweifel in die übelsten Verwirrungen gestürzt hätte, denn auf einem Konzil von Deutschen und Schweizern mit flüchtigen Engländern und Franzosen wäre eine babylonische Sprachverwirrung entstanden und die evangelische Partei wäre zum Jubel der Papisten in zehn Fraktionen zerfahren. Das Gutachten, das Melanchthon im Dezember 1536 über das Konzilprojekt abgab, unterzeichnete Luther mit dem lustigen Zusatze: „Ich, Martinus Luther, will auch dazu tun mit Beten, auch, wo es sein soll, mit der Faust.“ Er widerrief so seine früheren Bedenken gegen bewaffneten Widerstand, doch machte die Lage einen solchen auch gar nicht nötig.

Eine einfache Ablehnung des Konzils wünschte Luther nicht, sonst würden die Gegner sagen: „Siehe, die Lutherischen wollen nichts tun, nichts weichen, nichts leiden, sie wollen nicht bewilligen in Gehorsam des Konzilii, sie wollen die Malstatt nicht haben, sie wollen nicht helfen exequieren, sie wollen alles haben nach Gefallen, sie wollen selbst das Konzilium sein.“ Darum riet er, die päpstlichen Präliminarien einfach anzunehmen.

Noch ehe diese Verhandlungen im Dezember ihre Endschaft erreicht hatten, war Luther im November durch einen Besuch in Wittenberg überrascht worden, den er sich als eine ganz persönliche Einladung zum Konzile auslegen konnte. Es war wohl persönliche Neugierde, den deutschen Ketzerpapst kennen zu lernen, wenn der päpstliche Nuntius Vergerius, obwohl der Kurfürst gar nicht in Wittenberg war, darauf bestand, die Lutherstadt aufzusuchen. Da Luther an den Ernst des ganzen Konzilprojekts nicht glaubte und eine höfliche Einladung des neuen Hus zum neuen concilium obstatiense mit nachfolgender Verbrennung des Eingeladenen einer gewissen Komik nicht entbehrte, beschloß Luther von vornherein den römischen Gaukler nach Gebühr zu behandeln.

Am Abend des 6. November 1535 zog der Nuntius mit einundzwanzig Pferden und einem Esel in Wittenberg ein, wo ihn der Stadthauptmann Metzsch nach dem Schlosse geleitete. Sofort lud er Luthern, was eine besondere Ehre sein sollte, ein, mit ihm zu baden und zu essen. So genau betrachtet zu werden lehnte Luther ab, nahm aber eine Einladung für den folgenden Tag zum Imbiß an. Da dieser ein Sonntag

war, hatte Vergerius Gelegenheit, in der Schloßkirche, an der einst Luthers Thesen gehangen hatten, den Gottesdienst der Ketzer kennen zu lernen. Mit Entsetzen hörte er, wie die Ketzer den Meßkanon gekürzt hatten, wie sie das Paternoster und die Konsekration in deutscher Sprache sangen, so daß die Buben sie in den Badestuben nachäfften. Und nun erst die unanständigen Gesänge Luthers, die das Volk zwischen Epistel und Evangelium mit seinen scheußlichen deutschen Stimmen herausbrüllte! Daß den Oberdeutschen diese neue Messe zu papistisch war, machte sie in den Augen des Nuntius um nichts katholischer. Zu dem Frühstück, zu dem er zugesagt hatte, machte Luther sich so schön als seine Mittel erlaubten. Die Wittenberger wußten zu erzählen, daß er ungewöhnlich früh nach dem Barbier geschickt habe. „Als der Barbier kommen ist, hat er gesaget: ‚Herr Doktor, wie kommt es, daß Ihr Euch so früh wollt barbieren lassen?‘ Da antwortete Doktor Luther: ‚Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes, Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine, so wird der Legat denken: ‚ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er dann noch tun?‘“ In der Tat berichtete Vergerius nach Rom, Luther sehe aus wie ein Vierziger. „Und als Meister Heinrich gebarbieret hat, da zog Luther an seine besten Kleider und hing sein gülden Kleinod an den Hals. Da sagte der Barbier: ‚Herr Doktor, das wird sie ärgern.‘ Luther sagte: ‚Darum tue ich es auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehn.‘ Da antwortete der Barbierer: ‚Nun Herr Doktor, so gehet in Gottes Frieden, und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret.‘ Doktor Luther sprach: ‚Das will ich nicht tun; aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren.‘“ Der Versuch, dem Legaten durch stattliches Erscheinen zu imponieren ist allerdings dem Reformator mißlungen. Vergerius schrieb nach Rom: „Der verrückte Mensch trug, weil es Sonntag war, sein Festkleid, nämlich ein Wams aus dunkelem Kamelot, die Ärmel mit einem prunkenden Aufschlag von Atlas, darüber einen Rock von Sarsche mit Fuchspelz gefüttert, aber ziemlich kurz, mehrere Ringe an den Fingern und um den Hals eine schwere goldene Kette, endlich ein Barett, wie es die Priester tragen.“ So geschmückt fuhr er mit Bugenhagen ins Schloß. „Da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pommeranus, Gottes Werkzeug,“ sagte er zu Bugenhagen. Nachdem sie Platz genommen hatten, eröffnete Luther die Unterhaltung mit der Anfrage an den Kardinal,

ob es wahr sei, daß sie in Rom ihn für einen betrunkenen Deutschen erklärten? Nach Sarpis Referat versicherte der höfliche Italiener im Gegenteil, die Kardinäle und der Papst achteten ihn; sie bedauerten den Verlust eines so hochbegabten Mannes und mißbilligten, daß Leo und Cajetan es so weit hätten kommen lassen. Aber Luther blieb ungerührt und legte es darauf ab, wie er selbst berichtet, den Kardinal verbis verdriesslicissimis zu ärgern. Er nahm so nach siebzehn Jahren seine Rache für die Demütigungen, die ihm ein anderer Kardinal einst zu Augsburg auferlegt hatte. Dem Nuntius war diese Grobheit etwas Neues und er erstattete nach Rom einen sehr ironisch gefärbten Bericht über die absonderlichen Sitten dieses Häresiarchen, wobei auch wieder die alte Einbildung der Italiener auftaucht, Luther sei gar nicht der Verfasser der unter seinem Namen gedruckten Bücher, wie schon das schlechte Latein beweise, das er bei Tisch gesprochen habe. Die dämonischen Augen, von denen Aleander einst geredet, machten auch Vergerius zu schaffen. „Er hat ein ziemlich dickes Gesicht," berichtet er nach Rom, „doch zwingt er sich, demselben einen möglichst leidenden und zarten Ausdruck zu geben, dazu weit aufgerissene Augen; je mehr ich sie anschaute, desto mehr fiel mir auf, wie sie ganz den Augen eines Besessenen glichen, den ich einst gesehen, ebenso feurig und unstet, die Raserei und Wut in seinem Inneren verratend." Ja Vergerius ist ernstlich überzeugt, daß der Ketzer vom Teufel besessen sei. „Er ist die Anmaßung, Bosheit und Unverschämtheit selber." Das ist auch kein Wunder, denn sein Vater war ein ganz gewöhnlicher Taglöhner, der in den Bergwerken von Goslar arbeitete, und seine Mutter eine Bademagd von liederlichster Vergangenheit, wie fromme Leute, die Luthern bis zu seinem Eintritt ins Kloster genau gekannt haben, dem Nuntius erzählt haben. Wenn der Reformator in einem Briefe vom 10. November an Justus Jonas selbst schreibt, er habe absichtlich „den Luther gespielt" und den Nuntius nach Kräften geärgert, so hat er diesen Zweck, wie Vergerius' Bericht beweist, vollkommen erreicht. Als ihm der Nuntius von dem Auftrage des Papstes Paul sprach, meinte Luther, Kardinal Farnese habe seinerzeit für einen rechtschaffenen Mann gegolten. Er sei nämlich auch in Rom gewesen und habe dort etliche Messen gelesen. „Dabei lächelte die Bestie, als sie das sagte," berichtet Vergerius zornig. Auf des Nuntius Frage, wie es die Protestanten mit der Priesterweihe hielten, wies Luther auf Bugenhagen, da sitze ein solcher geweihter Bischof. Er erzählte ihm von seiner Frau und daß ihm die ehrwürdige Nonne drei Knaben und zwei

Mädchen geboren habe und daß er aus seinem Ältesten auch einen Theologen machen wolle. Fasttage würde er nicht mißbilligen, wenn sie vom Kaiser und nicht vom Papste angeordnet würden. Entsetzlich fand das Vergerius, daß die Deutschen etwas verwürfen, nur weil es vom Papste, nicht vom Kaiser ausgehe und doch bestehe das Kaisertum selbst nur durch päpstliche Verordnung. Auch den englischen Geschäftsträger Barnes, der mit den Wittenbergern über die Reform in England verhandelte, hatte der Nuntius zu Tisch geladen, aber derselbe war so klug gewesen, wegzubleiben. Die Absicht, Luthern über diese Verbindungen mit Heinrich auszuholen, scheiterte an dessen vorsichtiger Zurückhaltung. Auch der Versuch, ihn zu einer Äußerung über Heinrichs neuste Bluttaten, die Hinrichtung von Fisher und Thomas Morus zu veranlassen, trug Vergerius nur die Antwort ein, Fisher habe seine Kardinalswürde für die Bekämpfung der Evangelischen erhalten, so habe er nun seine Strafe. In Sachen des Konzils meinte Luther, es werde ja doch nicht von heilsamer Lehre, seligmachendem Glauben, sondern von unnützen Dingen, Speisegeboten, Länge der Priesterröcke, Platten, Mönchsübungen und dergleichen handeln. Auch brauchten die Protestanten kein Konzil, da sie das Evangelium hätten; nur die übrige Christenheit dürfte eines nötig haben, damit sie die Wahrheit kennen lerne. Als Vergerius das als Hochmut zurückwies, fiel ihm Luther „mit seiner bestialischen Frechheit" in die Rede und rief zornig, ja, er wolle kommen und seine Lehre gegen alle Welt verfechten. „Dieser Zorn meines Mundes ist nicht mein Zorn," setzte er hinzu, „sondern Gottes Zorn." Vergerius war sein Zorn gleichgültig, aber bei seiner Zusage hielt er ihn fest, und Luther wiederholte, er werde in Mantua oder Padua, Florenz, Verona oder wo sie wollten, zum Konzil erscheinen. Der Welsche fragte lauernd, ob ihm auch Bologna recht sei? „Wem gehört Bologna?" fragte Luther. „Dem Papste." „Guter Gott," rief der Doktor, „hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen?" Als er nämlich vor 24 Jahren durch Bologna kam, hatte Julius II. die Stadt verloren. Sie war damals in den Händen des Bentivoglio, der die eherne Statue Julius' II. von Michelangelo in eine Kanone umgegossen hatte, die dem Papste etwas vorblasen sollte. „Wohl, ich will auch dahin kommen", sagte er jetzt und Vergerius meinte, der Papst würde sich auch nicht weigern zu ihm zu kommen mit oder ohne Waffen. „Nach Belieben," erwiderte Luther, „wir erwarten ihn und wollen ihn empfangen." Die beiden Doktoren gaben nun dem Legaten noch das Geleit, als er aufbrach, und noch aus dem Sattel rief dieser Luthern zu:

„Seht zu, daß Ihr zum Konzil gerüstet seid.“ „Mit diesem meinem Hals und Kopfe,“ erwiderte der Ketzer, dem der Welsche ja doch das Schicksal Husens und Savonarolas zugedacht hatte. Luthers Erzählungen an die Freunde über die Konferenz sind voll übermütigen Humors. Er freute sich, daß er dem Kardinal in der kürzesten Zeit eine möglichst große Menge von Grobheiten gesagt habe. Aber auch Vergerius äußert sich in seinem Schreiben nach Rom über den Ketzer nicht respektvoller: „Quant' una bestia!“ heißt es in seinem Berichte. Sind Luthers Schriften nicht von andern, so machte er sie im Pakt mit dem Teufel, denn aus sich selbst hätte ein solcher Mensch sie nie fertig gebracht. Für ihn ist Luther ein geschmackloser Bauer, dessen vornehm sein wollende Kleidung er den Kardinälen boshaft beschreibt. Dennoch ist für ihn selbst die Beschäftigung mit Luthers Sache verhängnisvoll geworden. Es hängt vielleicht schon mit seinem Bewußtsein zusammen, in Rom beargwohnt zu werden, daß er in seinem Berichte verschweigt, daß er selbst den Ketzer zu sich eingeladen hatte. Vielmehr stellt er die Begegnung so dar, als ob ihn der Stadthauptmann Metzsch mit den beiden Doktoren ohne sein Wissen überfallen habe, weil sie die einzigen seien, mit denen er sich in lateinischer Sprache unterhalten könne. Er wußte also, daß man ein solches Ignorieren der Exkommunikation Luthers ihm in Rom verargen könnte, während sie ihm kein Hindernis gewesen war seine Neugier zu befriedigen. Nach Italien zurückgekehrt, trat er der augustinischen Reformpartei bei und als die Zeloten die Oberhand gewannen, floh er vor Caraffas Wüten nach Genf. Wie der Kapuzinergeneral Occhino, so hat auch Vergerius als heimatloser Exulant Christi geendet. Ein unterstützungsbedürftiger Schützling des Herzogs Christoph ist der Kardinal 1565 zu Tübingen gestorben. Bei der Lutherschen Tafelrunde war die Erinnerung an diesen lustigen Besuch noch lang lebendig. Wenn er aufs Konzil komme, meinte Luther, müßten Christus und Diabolus miteinander stutzen, der Kampf werde aber bald zu Ende sein. Darauf erwiderte Pommer: „‚Ehrn Doktor, wenn Ihr gen Mantua kommt, werdet Ihr dem Papst lieb sein und willkommen, wird Euch nicht weglassen, sondern Euer Lebtag versorgen?‘ Doktor respondit: ‚Ich würd' willkommen sein und freundlich empfangen werden‘, (denn nach der Gründonnerstagsbulle sollten alle exkommuniziert sein, die mit ihm umgehn.) ‚Und Du meine Käthe, wenn Du mit mir reisest und gestehst, Du seist Luthers Frau, wirst du gekreuzigt werden, auch wenn du das ganze Papsttum anbetest.‘“

Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, war eine Verständigung der evangelischen Stände über gemeinsame Entschlüsse nötig, die auf einem neuen Konvente in Schmalkalden gefaßt werden sollten. An sich wäre es nun das Natürliche gewesen, daß als Bekenntnis für dieses Konzil, man mochte es nun beschicken oder nicht, die Protestanten ihre Augustana und Apologie einsendeten, aber Johann Friedrich scheint, wie Luther in seiner Koburger Zeit, an der verschleiernden Haltung von Melanchthons Konfession Anstoß genommen zu haben. So erhielt Luther von ihm den Auftrag, die Artikel zu bezeichnen, bei denen er vor einem Konzil oder vor Abscheiden aus dem Leben vor Gottes Gericht bleiben wolle ohne Rücksicht auf Krieg oder Frieden oder Gefahr des Leibes und Guts. Da aber der Kurfürst anderseits nicht wünschte, daß Melanchthon bloß ja sage aus Furcht vor Luther, und dann hinterher wieder Schwierigkeiten mache, sollten die andern Lehrer gleichfalls bei ihrer Seelen Seligkeit zur Äußerung ihrer wahren Meinung aufgefordert werden, damit sie nicht bloß „zum Schein des Friedens oder Unfriedens“ votierten, oder um gegen Doktor Martinus sich nicht aufzulehnen, sondern nach ihres Herzens wahrer Meinung. Erst am 3. Januar 1537 konnte Luther den Entwurf seiner Artikel durch Spalatin einsenden. Flüchtig hingeworfen, mit ganz persönlichen Auslassungen durchsetzt, erhob dieser Entwurf keineswegs den Anspruch, eine verpflichtende Formulierung der Lehre zu sein, „denn wir hiermit niemanden anders, sondern uns allein beladen haben wollen“. Dasselbe besagt auch das vielumstrittene Motto: „Sufficit diei malitia sua“,*) es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe, die Zukunft mag für sich selber sorgen. Nur eine Basis für etwaige Verhandlungen sollten die Artikel abgeben, weshalb der dritte Teil wichtige Fragen, wie die von der Erbsünde und dem Gesetze, als solche bezeichnet, über die sich noch handeln lasse. So hat seine Arbeit mehr den Charakter eines Gutachtens als den eines Bekenntnisses. In dem ersten Teile werden die hohen Artikel göttlicher Majestät kurz aufgestellt, da in ihnen die Protestanten von der allgemeinen Kirche nicht abweichen. Im zweiten Teile unterstreicht Luther dann den Hauptartikel, daß wir ohne Verdienst und

*) Die nach vielen Bemühungen vieler hergestellte richtige Lesung dürfte sein: „His satis est doctrinae pro vita aeterna. Ceterum in politia et economia satis est legum, quibus vexemur, ut non sit opus praeter has molestias fingere alias quam necessarias. Sufficit diei malitia sua.“ Luther lehnt es also ausdrücklich ab, andere mit einem gesetzlichen Bekenntniszwang „zu vexieren und zu molestieren“.

ohne Gesetzeswerke allein vermöge Christi Erlösung durch den Glauben gerecht werden. „Von diesem Artikel kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden; — auf diesem steht alles, das wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben.“ Der zweite Artikel ist, daß die Messe im Papsttum muß der größte und schrecklichste Greuel sein. „Auch hat dieser Drachenschwanz, die Messe, viel Ungeziefer und Geschmeiß, mancherlei Abgötterei gezeugt, das Fegfeuer, die Seelenmessen, die Wallfahrten, die Bruderschaften, das Heiligtum, darin so manche öffentliche Lügen und Narrenwerk erfunden von Hunds- und Roßknochen und den Ablaß.“ „Darum ist das Fegfeuer (das Melanchthon in seinem Augsburger Buch unterschlagen hatte), mit allem seinem Gepränge, Gottesdienst und Gewerbe für ein lauter Teufelsgespenst zu achten.“ Auch das Anrufen der Heiligen, die die Augustana noch als Schutzpatrone und Vorkämpfer unserer Seele gelten ließ, verwerfen die Artikel „als der endchristischen Mißbräuche einen“. Was die andern Artikel betrifft, so sind für die Evangelischen die meisten längst erledigt. Auch ein Kind von sieben Jahren weiß bei ihnen, was die Kirche ist, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Was aber die Fragen über Sünde, Glauben und Evangelium betrifft, so achten der Papst und sein Reich ohnehin derselben nicht viel, denn conscientia ist bei ihnen nichts, sondern Geld, Ehre und Gewalt. In Sachen des Abendmahls hatte Luther ursprünglich geschrieben, daß unter Brot und Wein der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Christi sei, wie das der Wittenberger Konkordie entsprach, aber Bugenhagen gewann ihn für den härteren Ausdruck, daß Brot und Wein im Abendmahl selbst Leib und Blut Christi seien, was die Schweizer Meinungen bestimmter ausschloß. Anderseits weist er, was Melanchthons Augustana nicht gewagt hatte, die Transsubstanziationslehre als spitze Sophisterei ab. Mit der Aufzählung der noch nicht in jeder Beziehung klar durchgearbeiteten Artikel von dem Gesetze und der Erbsünde erfüllte Luther den Auftrag des Kurfürsten, „auch die Artikel anzuzeigen, in denen etwas nachgegeben werden könne“, machte ihn aber zugleich unschädlich, indem er als Forum, vor dem diese Artikel zu verhandeln seien, nicht das Konzil bezeichnet, sondern sie mögen verhandelt werden „mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns selbs“.

Während die Augustana zu leise gegen die Papstkirche aufgetreten war, ist in Luthers Bekenntnis eher die Not des Gegenteils vorhanden. Melanchthon hatte in der Augustana Luthers Meinung, daß der Papst der

Antichrist sei, völlig unterschlagen, um so nachdrücklicher behauptete jetzt Luther, „daß der Papst nicht sei iure divino oder aus Gottes Wort, das Haupt der ganzen Christenheit (denn das gehöret einem allein zu, der heißet Jesus Christus), sondern allein Bischof oder Pfarrherr der Kirchen zu Rom und derjenigen, die sich williglich zu ihm begeben haben, nicht unter ihn als einem Herrn, sondern neben ihn als Bruder und Gesellen ... Jetzt aber darf kein Bischof den Papst Bruder heißen ... Hieraus folgt, daß alles dasjenige, so der Papst aus solcher falscher, freveler, lästerlicher, angemaßter Gewalt getan und fürgenommen hat, eitel teuflisch Geschicht und Geschäft gewest und noch ist." Unterwerfung unter ihn „wollen, sollen und können wir nicht auf unser Gewissen nehmen, wer es aber tun will, der tue es ohne uns". Ja Luther gelangt sogar zu dem Resultat, daß der 2. Thessalonicher 2 vorhergesagte Antichrist, der sich in den Tempel Gottes setzen und vorgeben soll, daß er Gott sei, niemand anders sei als das Papsttum. „So wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Endechrist, in seinem Regiment zum Haupte oder Herren leiden. Darum müssen wir nicht seine Füße küssen und sagen: ‚Ihr seid mein gnädiger Herr', sondern wie, nach Sacharja, der Engel zum Teufel sprach: ‚Straf dich Gott, Satan.'" Diese und ähnliche Stellen waren Melanchthon denn doch zu stark. Er selbst hatte in Augsburg 1530 den Papst jure humano anerkennen wollen, falls er sich an das Evangelium halte. So unterzeichnete er auch diese Artikel nur mit einem Vorbehalte: „Ich, Philipp Melanchthon, halt diese obgestalte Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, jure humano auch von uns zuzulassen sei." Obgleich er seine Theologen verpflichtet hatte, mit ihrer wahren Meinung nicht zurückzuhalten, gab Kurfürst Johann Friedrich seiner Unzufriedenheit einen kräftigen Ausdruck, als ihm dieses Separatvotum des Magisters zu Gesicht kam. Es heiße Gott versuchen, schrieb er an Luther in einem sehr wackern Briefe, sich wieder unter den Papst zu stellen, nachdem man durch Gottes Gnade einmal von seiner babylonischen Gefangenschaft frei geworden sei. Osiander aber glossierte Melanchthons „wenn der Papst das Evangelium zuließe" mit den Worten: si diabolus fieret apostolus; wenn der Teufel ein Apostel

würde, könne man auch ihn nach weltlichem Recht anerkennen. Da Melanchthon im weiteren Verlauf erklärte, auch er halte den Papst für den Antichrist, so ist schwer einzusehen, wie er von ihm Duldung des Evangeliums erwarten konnte. Dennoch fand man in Schmalkalden die Frage noch nicht spruchreif, und ehe man in das Bekenntnis den Satz aufnahm, daß der Papst der Antichrist sei, wünschte man doch, daß Luther denselben näher begründe. Darüber erkrankte Luther und nun fiel Melanchthon die Aufgabe zu, in einem eigenen Traktat „von der Gewalt und Oberkeit des Papstes und der Bischöfe“ die Lehre der Protestanten zu formulieren. Luther hatte indessen allen Quertreibereien des Magisters vorgebaut. Schon auf der Reise sprach er in einer Predigt über das Gleichnis vom Säemann zu Weimar die Befürchtung aus, zu dem Konvente, wo sie den guten Samen ausstreuen wollten, werde auch der Teufel einen Gesandten schicken, um Unkraut unter den Weizen zu säen, ungeachtet etliche Herren aus dem Gefolge des päpstlichen Nuntius seine Zuhörer waren. Am 18. Februar predigte er in Schmalkalden selbst über die Versuchungsgeschichte, wie der Teufel Jesum erst versuchte durch Hunger, so die alte Christenheit durch Not und Elend; wie er Jesum aufforderte, sich vom Tempel herabzustürzen, so hat er sie in den arianischen Streitigkeiten sich in hohe Artikel versteigen lassen, damit sie von der Zinne stürze und den Hals breche. Im dritten Teile aber zeigt die Predigt, wie der böse Geist Jesu alle Reiche der Welt anbot, aber der wahre Christ wollte sie nicht haben. Der Papst dagegen zeigt sich eben darin als Antichrist, daß er die Reiche der Welt mit satanischer Begierde an sich reißen möchte; aber bereits hebt sich die Sonne Christi, der ihm zurufen wird: „Hebe dich weg von mir!“ Mit diesen Warnungen fuhr er fort, solange er in Schmalkalden war. Dem Kanzler Brück ließ er sagen, er wünschte, daß Brück den Papst so genau kennete wie er, dann würde er ihm auch ebenso feind sein, und den gleichen Sinn hatte sein viel getadeltes Abschiedswort: „Gott erfülle Euch mit dem Hasse gegen den Papst.“ Es war Ausdruck seiner Befürchtung, Melanchthon könnte in seine Neigung zurückfallen, den Antichrist jure humano anzuerkennen. Auch hat der Segen gewirkt. Melanchthon hat sich in seinem Traktat, in dem er auf Wunsch der Fürsten diese Frage separat behandelte, auf den geschichtlichen Nachweis beschränkt, daß das Papsttum eine menschliche Einrichtung sei, die kein verbum divinum für sich habe. Ja er stellte sich auf die Seite derer, die behaupten, daß 2. Thess. 2 vom Papsttum handle. So ist in die

Bekenntnisse der evangelischen Kirche der Satz aufgenommen worden, daß der Papst, wie es Art. Sm. 2, 4 heißt, der rechte Endechrist oder Widerchrist sei, der sich über Gott und Christum gesetzt habe, was beides weder Mohammed noch Dschingiskhan getan hätten, die man sonst gewöhnlich für den Antichrist ausgebe. Melanchthons nachträgliche Zustimmung zu diesem Artikel steht freilich im Widerspruch mit seiner vinkulierten Unterschrift, aber sie war ihm abgenötigt durch die erregte antipäpstliche Stimmung aller anwesenden Fürsten, zumal seines eigenen Landesherrn.

Der Anfang der Versammlung war auf den 7. Februar 1537 angesetzt. Es war eine harte Zumutung an den kranken Reformator, mitten in der Winterkälte von Wittenberg nach Schmalkalden zu reisen. Vorher mußte er auch noch zu einer Besprechung mit Johann Friedrich nach Torgau, dann trat er mit Melanchthon und Bugenhagen die Reise über Torgau, Altenburg und Weimar nach Schmalkalden an. Die Straßen des kleinen Städtchens waren schwarz von berühmten Gottesmännern; man zählte ihrer mehr als vierzig, die als theologische Beiräte die Fürsten und die städtischen Vertreter begleitet hatten. Auch der Nuntius des Papstes, der Bischof von Acqui, war erschienen und als Vertreter des Kaisers wurde der Vizekanzler Held erwartet. Inzwischen war jene Bulle Pauls III. bekannt geworden, die die Ausrottung der Lutherschen Ketzerei als Zweck des Konzils bezeichnete. Trotzdem war Luther gegen die Ablehnung der Einladung, damit man nicht dem Papste den gewünschten Anlaß gebe, um jedes Konzil herumzukommen und die Schuld dann den Protestanten zuzuschieben. Gefahr habe es nicht, „es werde ja doch nur ein lausiges, unrechtes Konzil werden". Daß das Ausschreiben als Zweck des Konzils die Ausrottung der Ketzerei bezeichne, sei nur der vorgehaltene abschreckende Teufelskopf, durch den die Papisten die Protestanten zu einer Ablehnung bestimmen wollten, die sie selbst nicht wagen könnten. Den Gefallen solle man also dem Papste ja nicht tun. Dieses Gutachten war Luthers letzte Beteiligung an den Geschäften, dann erkrankte er. „Gestern noch," schrieb er nach Hause, „bin ich ohne alle Beschwerde über den Wald gerauschet," aber in Schmalkalden hatte man ihn in einem elenden Quartier in feuchte Betten gelegt, die zahlreichen Einladungen, die er nicht ablehnen durfte, hatten ihm geschadet und allerlei Unbequemlichkeiten in dem überfüllten Städtchen warfen ihn auf das Krankenbett. Schon seit Jahren litt er am Stein. Gleich bei seiner Ankunft am 7. Februar hatte er einen neuen Anfall. Vom 11. an konnte er an den Konferenzen

nicht mehr teilnehmen. Am 18. hielt er sodann die bereits erwähnte Predigt, erkrankte aber sofort wieder unter unsäglichen Schmerzen. Die protestantischen Fürsten hatten zumeist ihre Leibärzte mitgebracht, in deren Hände nun der unglückliche Kranke fiel. Ein Steinschneider wurde noch glücklich abgewiesen, aber die andern versuchten ihre Künste. Es wurden ihm Tränke eingegeben „als ob er ein Ochs wäre". Ein Gericht aus Mandeln schien den Ärzten, für den Kranken, der an Erbrechen litt, eine heilsame Speise! Auch ein Trank aus Knoblauch und Pferdemist ward ihm eingegossen, den Frau Käthe empfohlen hatte. Melanchthon beschuldigt diese Heilkünstler wohl mit Recht, daß sie erst die Sache so schlimm gemacht hätten. Mit Entsetzen erzählt Luther noch später von dem schwäbischen Chirurgen, der ihn mit seinem Instrumente wie ein Henker marterte und dazu gemütlich meinte: „Ei, Herr Doktor, Ihr habt einen guten starken Leib, habt noch wohl zuzusetzen; Ihr müßt bei Gott leiden, wenn man Euch angreift." Nach einer momentanen Erleichterung versagte der mißhandelte Körper jede Funktion und seit dem 24. Februar schickte sich Luther zum Sterben an. Die Begleiter des Nuntius liefen bereits in das Haus, um die Leiche zu sehen und ihren Bericht nach Rom zu machen. Luther sehnte sich indessen namenlos nach der Hilfe seiner Hausfrau, die ihn mit ihrer Pflege so lange verwöhnt hatte. Epigrammatisch fluchte er auf die hessische Gastfreundschaft mit ihren feuchten Betten.

„Gastfreund, fleuch, so du kannst, weit weg von den hessischen Betten."

„Ach, wie sehnte ich mich nach den Meinen," sagt er in den Tischreden, „da ich zu Schmalkalden todkrank lag. Ich meinte, ich würde Weib und Kinderlein nicht mehr sehen. Wie wehe täte mir solche Sonderung und Scheidung. Nun glaube ich doch wohl, daß in sterbenden Leuten solche natürliche Neigung und Liebe, so ein Ehemann zu seinem Eheweibe und die Eltern zu ihren Kindern haben, am größten sei." In der Fremde krank sein, gehört allzeit zu den härtesten Prüfungen, in einem miserabeln Quartier eines überfüllten Städtchens steigerte sich das Peinliche dieser Lage bis zum Unerträglichen. Aber auch hier hielt sich Luther wie ein Mann. Als Melanchthon bei seinem Anblick in Tränen zerfloß, erwiderte Luther mit einer Anwandlung seines alten Humors: „Hans Löser sagt, es sei keine Kunst gut Bier trinken, aber sauer Bier trinken, das sei eine Kunst." Er sterbe gern und bereue das Spiel nicht, das er mit dem Papst und dem Teufel getrieben. Tags darauf betete er in einem neuen

Anfall: „Ach, lieber Vater, nimm das lieb Seelichen in deine Hand. Gib, daß ich bald versammelt werde zu meinen Vätern. Der Teufel hat mich jetzt in seine Klauen gekriegt; ich hab's auch wohl um ihn verdient. Daß ich den Papst zerraufet habe, daran habe ich wohl getan. Mein Gott nehme mich hin und bezahle den Teufel auch, wie er verdient hat." Zweimal erhielt er den Besuch Johann Friedrichs, der ihm versprach, für seine Familie zu sorgen, als ob es seine eigene wäre. Überhaupt zeigte sich der Kurfürst bei dieser Gelegenheit sehr teilnehmend. „Der fromme Fürst hat lassen laufen, reiten, holen und mit allem Vermögen sein Höchstes versucht, ob mir möcht geholfen werden," schreibt Luther an seine Käthe. Vielleicht, daß sich in Johann Friedrich nun doch etwas wie Reue regte, daß er den kranken Mann im Februar hierher geschleppt hatte. So erfüllte er den Wunsch Luthers, ihn sofort nach Hause bringen zu lassen, obwohl Melanchthon dagegen protestierte, daß der Patient bei unglücklicher Konjunktur die Reise antrete. Noch zu Hause schalt Luther bei Tisch, daß ihn Dominus Philippus mit seiner „heillosen, schebichten Astrologie" einen Tag aufgehalten habe. „So wollte er auch einmal bei Novilunium nicht über die Elbe fahren und doch ist der Christ ein Herr über die Sterne." Aber der Kurfürst wünschte selbst, Luther möchte nicht unter den Augen des päpstlichen Nuntius bleiben, dessen Begleiter das Sterbehaus umlagerten wie Raben, die auf den Tod eines verendenden Wildes warten. In einem Wagen des Kurfürsten, begleitet von dem Erfurter Arzte Georg Sturz und seinen Freunden Bugenhagen, Spalatin und Mykonius trat er am 26. Februar die Reise an. Als er endlich im Wagen saß, schlug Luther ein Kreuz über die Versammelten und sagte: „Der Herr erfülle Euch mit seiner Gnade und mit dem Hasse wider den Papst." Sollte dieser kräftige Segen zunächst eine Stärkung des Rückgrats für Magister Philippus sein, so sprach sich doch auch die tiefe Überzeugung darin aus, daß in Rom die Quelle alles Verderbens liege. Persönliche Gehässigkeit lag ihm fern; hatte er doch noch jüngst Paul III., gegenüber Vergerius, einen rechtschaffenen Mann genannt, was der Farnese nicht einmal war. Aber Luther selbst sagt, wenn ich die Guten segne, so fluche ich damit zugleich den Bösen. Kräftig hassen zu können, ist für einen Politiker, nach einem Worte Mommsens, eine durchaus respektable Fähigkeit. So haben Hannibal und Arminius Rom gehaßt und in ihrem Bunde war Martin Luther der dritte. Auch etwas anderes lag noch in diesem Abschiedsworte — Mißtrauen gegen die Zurückbleibenden. Aber war

nach den Augsburger Erfahrungen dieses Mißtrauen etwa nicht begründet?

Die Fahrt auf den schlechten Wegen machte dem Leidenden Schmerzen, daß er oft laut aufschrie, aber sie war seine Rettung. Als er in Tambach etwas Rotwein genommen hatte, kamen die körperlichen Funktionen in Gang, die angestaute Wassermenge ging ab und mit ihr ein Stein nach dem andern. Von Tambach aus meldete er selbst dem „herzliebsten Magister Melanchthon" die eingetretene Besserung. Von den Begleitern ließ es sich Luthers alter Hausgenosse Schlaginhaufen nicht nehmen, die frohe Botschaft nach Schmalkalden zu bringen. Er galoppierte in das Städtchen zurück und als er an der Wohnung des Nuntius vorbei kam, rief er mit triumphierender Stimme hinauf: Lutherus vivit, Lutherus vivit! Als Luther wohlbehalten in Gotha ankam, hielt er sich für geborgen. „Danke Gott," schrieb er an seine Käthe, „und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater danken, denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren." Da trat am letzten Februar ein heftiger Rückfall ein. Er glaubte, sein Stündlein sei gekommen und gab Bugenhagen seine letzten Aufträge, die dieser nachher aufzeichnete. „Ich weiß," sagte er, „daß ich recht getan, daß ich das Papsttum gestürmt habe, denn es ist Gottes und Christi Lästerung." „Bittet mein liebstes Philippchen und den Jonas und Cruciger, daß sie mir alles verzeihen, was ich wider sie gesündigt. Tröstet auch meine Käthe; sie hat mir treu gedient, nicht bloß wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd: Gott vergelte es ihr." Dann beichtete er und ließ sich von Bugenhagen absolvieren. Aber der Anfall war nur der Anfang der Besserung. Die letzten Steine gingen ab, darunter einer so groß wie eine Bohne. Jetzt glaubte er selbst an seine Rettung. Nach einer mehrtägigen Ruhepause in Weimar reiste er mit dem nunmehr auch erlösten Melanchthon nach Wittenberg, wo sie am 14. März glücklich anlangten. Daß auswärts darüber gestritten wurde, ob er wirklich gestorben sei, bewies ein Bote, der ihm aus Hall im Inntal geschickt wurde, und der bat, er möge ihm schriftlich bezeugen, daß er noch lebe. Er tat es mit gutem Humor: „Ich, D. Martinus, bekenne mit dieser meiner Handschrift, daß ich mit dem Teufel, Papst und allen meinen Feinden eines Sinnes bin; denn sie wollten gern fröhlich sein, daß ich gestorben wäre und ich gönne ihnen von Herzen solche Freude, aber Gott hat es nicht haben wollen." Sie sollten nur sorgen, daß sie nach seinem Tode nicht einmal singen müßten: „Ach, daß der Luther noch

lebte!" Als das Osterfest kam, konnte er bereits wieder die Kanzel besteigen.

Die letzten Verhandlungen in Schmalkalden waren wenig nach Melanchthons Sinn gewesen. Der Kurfürst hatte den Nuntius gar nicht annehmen wollen und kehrte ihm, als er das päpstliche Breve überreichen wollte, ohne ein Wort zu sagen den Rücken. Die andern Fürsten ließen ihn gar nicht vor. Melanchthon fand die Art, wie man den Nuntius und den kaiserlichen Orator behandle, einfach pöbelhaft. So konnte der Nuntius sein Schreiben nicht einmal bestellen, während der Orator sich in Drohungen gefiel, die der Kaiser dann selbst verleugnete. Trotz Melanchthons beweglichem Widerspruch beschlossen die Verbündeten, das Konzil nicht zu beschicken, da sie, wie sie in einem Rundschreiben an die christlichen Höfe sagten, an einer Versammlung nicht Anteil nehmen könnten, die zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei berufen werde. Nachdem jeder von ihnen solche Massen von Kirchengütern sich angeeignet hatte, war die Aufrechterhaltung der Reformen auch für sie eine Lebensfrage.

Mehr Glück hatte Melanchthon mit seinen stillen Umtrieben gegen die offizielle Annahme der Schmalkaldischen Artikel. Der Kurfürst wünschte eine solche und zu keinem andern Zweck hatte Luther sie verfaßt. Melanchthon aber klagte dem Landgrafen, daß Luther den Papisten so gar nichts nachgeben wolle, und durch die Wiederholung s e i n e r Abendmahlslehre auch die Konkordie mit den Oberländern wieder in Frage stelle. Verantwortlich dafür sei Bugenhagen, der ihn scharf mache, denn das sei ein heftiger Mann und grober Pommer. Er riet darum dem Landgrafen und dem Straßburger Sturm von neuen Artikeln abzusehen. „Sie möchten allerwege sagen, sie hätten die Konfession und die Konkordie angenommen, da wollten sie bei bleiben." In der Tat beschlossen die Stände in diesem Sinne, doch wurden die Theologen beauftragt, die Konfession noch einmal zu übersehen, sie mit neuen Argumenten aus der Schrift zu befestigen und das Papsttum, an dem die Augustana vorbeigegangen war, etwas herauszustreichen. Das letztere besorgte Melanchthon in seinem Traktat von der Gewalt des Papstes, und zwar in dem Geiste seiner Auftraggeber, nicht in dem seinen. Er war auch hier der Bote einer fremden Meinung. Die Stände unterschrieben seine Denkschrift, während die Artikel Luthers, da man das Konzil nicht beschicke, stillschweigend beseitigt werden sollten. Um dem Kranken diese Kränkung zu ersparen, veranlaßte Bugenhagen, „der grobe Pommer", der ein Gefühl dafür hatte, was man Luthern

schuldig sei, daß wenigstens die anwesenden Theologen Luthers Bekenntnis unterzeichneten, damit der Verfasser es nicht umsonst geschrieben habe. Nur Butzer, Fagius, Blaurer und Wolfhart aus Augsburg schlossen sich aus. Butzer erklärte, er habe nichts gegen den Inhalt, aber er sei zu einem solchen Akte nicht beauftragt. In Wahrheit ärgerte es ihn und die drei andern, daß Luther in dem Artikel vom Abendmahl sagte, auch die bösen Christen erhielten den Leib Christi bei der Kommunion. Nur die Ungläubigen, das heißt die Türken, Juden, Heiden, hatte Luther den Straßburgern erlassen, in betreff der bösen Christen schien ihm aus 1. Cor. 11, 27 der Genuß des Leibs, freilich zum Gerichte, unzweifelhaft. Einstimmig wurde dagegen die Augustana und die Konkordie von allen anwesenden Theologen gut geheißen, so daß auch Melanchthon sein Recht vollauf geworden war. Die ausdrückliche und definitive Lossagung vom Papsttum in der denkbar schärfsten, beleidigendsten Weise war die dauernde Bedeutung des Tags von Schmalkalden. Zu einem Bruche in dieser unwiderruflichen Form wäre es aber nie gekommen ohne die Art, wie Luther seit Jahr und Tag mit dem heiligen Vater umsprang, und eben darin liegt ihre Rechtfertigung. Das wäre ein schlechter Agitator, der seine Anhänger nichts anderes lehrte als Melanchthonsche Höflichkeit.

Hatten die Protestanten in der Konzilfrage gesiegt, so nahmen die katholischen Fürsten in Sachen der schwebenden Prozesse wegen des Kirchenguts eine um so drohendere Miene an. Am 10. Juni 1538 trat der Nürnberger Bund zusammen, der beschloß, jeden weitern Übergriff der Protestanten mit dem Schwerte zurückzuweisen. Selbst Ferdinand und Karl V. wurden dem Namen nach Bundesglieder. Aber die politische Lage nötigte den Kaiser am 19. April 1539 den Protestanten den sogenannten Frankfurter Anstand zu bewilligen, durch den die Prozesse am Kammergericht auf achtzehn Monate suspendiert wurden, und aufs neue eine Art von Nationalkonzil zur Erledigung des religiösen Streits in Aussicht genommen ward. Luther erhielt diese erfreuliche Nachricht zugleich mit der Botschaft vom Tode des Herzogs Georg und feierte beide Ereignisse in einer Predigt vom 11. Mai, in der er die Gemeinde darauf hinwies, wie Gott wachet und wehret den blutgierigen Papisten. Was Luther von den Chancen eines Konzils hielt, hat er nach seiner Wiederherstellung in der 1539 erscheinenden Schrift „von den Konziliis und Kirchen" niedergelegt. Er vergleicht da das Verfahren des Papstes mit dem Kaiser dem eines Herrn, der seinem Hunde am Messer ein Stück Brot bietet und wenn der Hund

danach schnappt, schlägt er ihm mit dem Heft auf die Schnauze. Nachgerade sei die Christenheit aber dieses Spieles satt. Will der Papst sich reformieren, „so soll er all seine Bullen, Dekrete, Bücher vom Ablaß, vom Fegfeuer, Klöstern, Heiligendienst, Wallfahrten, samt allen unzähligen Lügen und Abgöttereien verdammen und verbrennen, soll auch alles wiedergeben, was er damit erkauft, gestohlen, geraubt, geplündert oder erworben hat, sonderlich seinen erlogenen Primat, welchen er rühmt als so nötig, daß niemand könne selig werden, wer ihm nicht untertan sei. Denn des Papstes Hut ist nicht für meine Sünde gestorben, heißt auch nicht Christus, und sind alle Christen vor ihm und unter ihm ohne seinen Hut selig worden." Etliche gute und fromme Herzen wollten die Kirche reformieren nach Maßgabe der alten Konzilien und Kirchenväter, aber der Papst werde sich einer solchen Reformation ebensowenig unterwerfen wie den Reformen, die die Evangelischen vorgenommen hätten. Eine solche Reformation würde auch lückenhaft und ungenügend sein. „Tue sie alle zusammen, beide, Väter und Konzilia, so kannst du doch nicht die ganze Lehre christlichen Glaubens daraus klauben. Hat man aber den armen Seelen nichts zu predigen, so muß man sie pampeln und hangen lassen." Man könne eben die Schafe Christi nicht weiden, wenn man selbst nicht wisse, was Gras oder Gift sei. „Wo's die Schrift nicht getan und gehalten hätte, wäre die Kirche der Konzilien und Väter halber nicht lange blieben!" Ein Konzil hat nach seiner Meinung überhaupt keine Macht, neue Artikel des Glaubens zu stellen, noch neue gute Werke zu gebieten. Wenden die Gegner ihm ein, dann hätte ja ein Pfarrer oder Lehrer, der Eltern zu geschweigen, mehr Macht über seine Schüler als ein Konzil über die Kirche, so antwortet er getrost: „Meinst du denn auch, daß ein Pfarrherr oder Schulmeister so geringe Ämter sind, daß sie nicht möchten etwa den Konzilien zu vergleichen sein? Wie wir die Konzilia nicht haben können, so sind die Pfarren und Schulen, wiewohl kleine, doch ewige und nützliche Konzilia." Ein Konzil, das die Rechtfertigung aus dem Glauben für den Hauptartikel des Christentums erklärte, wäre auch ihm willkommen. „Zu einem solchen Konzil müßte aber der Kaiser nicht alle Bischöfe, Äbte, Mönche, Doktoren und das unnütze Hudelmannsgesindel und große Geschleppe zusammenrufen, sonst wird dasselbe das erste Jahr zubringen mit Zanken, welcher obenan sitzen, hinten oder vor gehn soll, das andere Jahr mit Prangen, Banketten, Rennen und Stechen; das dritte Jahr mit andern Sachen oder auch mit Verbrennen, etwa eines Johann Hus oder zween, sondern man müßte

fordern aus allen Landen die in der heiligen Schrift recht gelehrten Leute, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Frieden mit Ernst meinten. Ja, sprichst du, solch Konzil ist nimmermehr zu hoffen. Das denke ich selber auch. Wohlan, müssen wir denn an einem Konzil verzweifeln, so sei es dem rechten Richter, unserem barmherzigen Gott befohlen. Indes wollen wir die kleinen Konzilien d. i. Pfarren und Schulen fördern und des Glaubens Artikel auf alle Weise treiben und halten wider alle verdammten neuen Artikel, so der Papst hat in die Welt geschwemmt." So läßt er den Papisten ihren Papst, ihre Bischöfe und Konzilia; zur Erziehung der Bevölkerung braucht er all ihren Brast und Bombast nicht, sondern treue Lehrer und brave Pfarrer, das genügt.

Ähnliche Schriften, immer im Hinblick auf das verheißene Konzil, waren die über die erlogene Schenkung Konstantins und gegen die Lügende vom heiligen Chrysostomus, die er dem Konzil dedizierte, ferner die Vorrede zu den Akten der Synode von Gangra (gegen die Möncherei), und eine andere zu einer Sammlung von Briefen Husens und die Randglossen zu einer neuen Ablaßbulle Pauls III. Im Jahre 1538 veröffentlichte er auch seine Schmalkaldener Artikel, die dem Konzil hätten überantwortet werden sollen. Das Gutachten der Kardinäle über die Reform der Kurie gab er mit spöttischen Glossen heraus, kurz er setzte mit der alten Unermüdlichkeit und Unerbittlichkeit den Kampf gegen die römische Bestie fort, als sie Miene machte ein neues concilium obstatiense zu versammeln. Inzwischen war schon im Jahr 1536 der Krieg Karls mit Frankreich wieder ausgebrochen und als er sich in die Länge zog, hatte der Papst einen neuen Vorwand, die Konzilpläne zu vertagen, die Protestanten aber ihrerseits hatten keine Ursache sie zu betreiben. Wozu sollte man sich einem Konzil unterwerfen, da Gewalt nicht mehr zu fürchten und auf Einigung nicht mehr zu hoffen war? Landgraf Philipp sagte dem Kaiser geradezu, Religionseinheit sei in Deutschland nur so herzustellen, daß die eine Hälfte Deutschlands die andere umbringe. Was sollte da ein Konzil? Es war vorläufig von beiden Seiten begraben.

XLI

Die neue Generation.

Mit dem Ende der dreißiger Jahre sind wir in einen Zeitabschnitt eingetreten, in dem das alte Geschlecht der Fürsten aus dem Mittelalter einem jüngern Platz machte, das selbst herangewachsen war unter dem Eindruck der großen Bewegung, die nun seit zwanzig Jahren das deutsche Leben beherrschte. Da war denn zu erwarten, daß noch manches Gebiet der Reformation würde zugeführt werden, sobald dieser Nachwuchs an die Reihe komme. Die Alten, wie Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, sträubten sich, wie sie konnten, es half ihnen dennoch nichts, die Jungen gehörten Luther. Durch zwei Jahrzehnte hindurch hatte Luther mit dem Dresdner Hofe gescharmützelt. Wenn man in Friedrich den Weisen drang, er solle Luthers zorniger Polemik steuern, konnte der alte Herr wohl sagen: „Mein Vetter Georg ist ein grober Mann, der ihm an keiner Antwort genügen läßt, und mit solchen Köpfen ist allezeit der erste Zorn der beste.“ Die beiden Nachfolger mahnten nachdrücklicher zur Ruhe, aber der Streit ging ununterbrochen weiter und erst Georgs Tod hat ihn geschlichtet, indem Luther sich tröstete, Georg der Bärtige sei nun zur Hölle gefahren, wo er am besten aufgehoben sei. Seit er sein ganzes Interesse auf die Frage der Kirchenreform konzentriert hatte, war der Herzog auch für seinen eigenen Klerus eine arge Plage geworden. „Die Papisten“, sagt Luther in einer Tischrede, „würden den Luther lieber leiden zu einem Reformator als Herzog Georgen, denn seine Dekret strafen die Bischöfe viel mehr denn Luther.“ Die geplagten Pfarrer aber meinten, Georg habe von seiner Mutter, die eine Tochter des Königs Podiebrad von Böhmen war, den Haß auf den Klerus mit der Muttermilch eingesogen. Seit er durch die Verehrung seiner Partei sich von seiner geistigen Bedeutung hatte überzeugen lassen, war er auch Schriftsteller geworden und war, wie Luther

meint, „durch Heucheln und Schreiben also aufgeblasen, daß er sich nu wieder unterstehet der geistlichen Reform“. Bei diesem dünkelhaften Selbstgefühl wurde Georg durch die Art, wie „der ausgelaufene Mönch“ in seinen Streitschriften mit ihm redete, oft bis zur Tollheit aufgebracht, und Luther hat keinen Augenblick daran gezweifelt, daß er auf dem Holzstoß enden werde, falls er in die Hände des benachbarten kleinen Tyrannen fallen sollte. Schon in dem Briefe aus Borna, nach dem Abschied von der Wartburg, ist ihm Georg der „wütende Herzog“, und diese Wut wuchs mit jedem neuen Buche des Reformators. Die Fehde mit Albrecht von Mainz, mit Heinz von Braunschweig, mit Joachim von Brandenburg schlief zeitweilig ein, die mit Georg hatte keine Pausen. Im Jahre des Religionsfriedens 1532 wies Georg eine Schar Evangelischer, die über der Grenze den Gottesdienst besucht hatten, aus dem Herzogtum aus. Luther tröstete sich mit der Äußerung: „Ein toller Hund lebt nicht über acht Tage.“ Aber Ostern 1533 wiederholten sich diese Exekutionen in verstärktem Maße. Der Herzog ordnete an, jedes Gemeindeglied in Leipzig solle sich durch eine von dem Priester gegebene Marke darüber ausweisen, daß es kommuniziert habe. Die Evangelischen reichten zunächst eine von Luther verfaßte Bittschrift ein, Georg möge sie doch nicht gegen ihr Gewissen zu dem Empfang des Abendmahls in einerlei Gestalt zwingen. Als sie von Georg keine Antwort erhielten, wendeten sie sich wiederum um Rat an Luther, ob sie mit gutem Gewissen dem Herzog den Willen tun dürften? Im Widerspruch mit früheren Äußerungen verneinte der Reformator, der nun auch warm geworden war, diese Frage. „Herzog Georg, der sich unterstehet, die Heimlichkeiten des Gewissens zu erforschen, wäre es wohl wert, als Teufelsapostel betrogen zu werden, allein ein rechtes christliches Handeln wäre vielmehr das, daß man dem Räuber trotzig unter die Augen sage: ‚Das will ich nicht tun.‘ Denn man muß dem Teufel das Kreuz ins Angesicht schlagen und nicht viel hofieren, so weiß er, mit wem er umgeht.“ Die Leipziger richteten bei Georg nichts aus und mußten sich fügen oder auswandern, über Luther aber beschwerte sich Herzog Georg bei Johann Friedrich, derselbe fordere seine Untertanen auf, ihm ins Angesicht zu schlagen. Der Kurfürst fand auch wirklich für nötig, Luthern zu eröffnen, wenn seine Meinung sei, „unseres Vetters Leute oder andere zu einigem Aufruhr zu bewegen, das stünde uns von Euch in keinem Weg zu dulden, könnet auch leichtlich bedenken, daß Wir nicht unterlassen würden, gegen Euch gebührliche Strafe fürzunehmen. Wir wollen uns

aber versehen, daß solches Euer Gemüte nicht sei." Luther aber zögerte nicht, gegen den Schreiber dieser Androhung selbst „gebührliche Strafe fürzunehmen". Er brachte den ganzen Handel vor das Publikum, samt der Verwarnung seines Serenissimus, indem er recht unehrerbietig schreibt, Herzog Georg dürfe so giftig reden als er wolle, seine Worte müsse man aufs beste deuten, aber wenn ein anderer noch so gut und heilsam rede, habe der Herzog das Recht, „es auf das Allerärgst und Schändlichst auszulegen". „Er ist kein Narr, daß er solches begehrt, Narren sind's, die es ihm gestatten." Wenn Heinrich von Braunschweig später behauptete, Luther pflege seinen gnädigsten Herrn einen Hanswurst zu nennen, so mochte er solche Äußerungen im Auge haben. In betreff der ihm gemachten Vorwürfe aber meinte Luther, daß selbst eine Kuh oder Sau hätte greifen können, daß der Herzog aus altem, verstecktem Haß und Neid ihm Aufruhr zur Last lege gegen sein besseres Wissen. Damit hatte es Johann Friedrich schriftlich, wie sein Doktor Martinus ihn taxiere. Den aus dem Herzogtum Verjagten widmete Luther jetzt erst recht einen öffentlichen Trostbrief. Georg bereitete eine Entgegnung aus der Feder des Cochläus vor, deren Druckbogen aber bereits vor dem Erscheinen zum größeren Teil in Luthers Händen waren, so daß er zu großem Jubel der Freunde dem alten Gegner zuvorkam mit einer kleinen „Antwort auf Herzogs Georgen nächstes Buch". Cochläus' persönliche Angriffe auf den verlaufenen Mönch wies er dabei mit Würde und völlig überzeugend zurück, wobei wir manche schätzbaren Mitteilungen aus Luthers Klosterzeit erhalten. Ein Verbot der Fortsetzung der leidenschaftlichen Fehde durch beide Fürsten, wobei Cochläus doch das letzte Wort behielt, war das Ende dieser Scharmützel, indem am 18. November 1533 auf einem Konvent zu Grimma zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog eine Einigung über die obschwebenden Streitfragen erreicht worden war, wobei man übereinkam, den streitenden Theologen beiderseits Stillschweigen aufzuerlegen. In seiner Verbitterung durch diese Fehden, in denen er stets den Kürzeren gezogen hatte, war Herzog Georg, der sein Land sonst verständig verwaltete, auf kirchlichem Gebiete zu einem abscheulichen Tyrannen geworden. Die Osterkommunion erzwang er, indem er eine lächerliche Kontrolle einführte. Christen, die die letzte Ölung nicht begehrt hatten, ließ er in der Nacht an ungeweihten Orten verscharren. Den Verfasser eines Pamphlets gegen Mönche und Pfaffen zwang er, „sein Schandbuch" zu fressen, und jagte ihn dann aus dem Lande. Einem andern, der gegen den Cölibat

verächtlich geredet hatte, ließ er durch den Henker die Zunge aus dem Halse reißen und sie an den Galgen nageln. Gegenüber solchen Taten des Herzogs schienen dem Reformator seine eigenen scharfen Worte nicht schwer ins Gewicht zu fallen. Am 28. März 1536 schrieb er in dieser Hinsicht an Johann Friedrich: „Herzog Georg bleibt ein rachgieriger, unfriedlicher Mensch, wie er allezeit gewest ist, blutdurstig und mordgierig, bis daß ihm einmal geschehe nach Psalm VIII, danach Gott richtet den Feind und den Rachgierigen.“ Der Herzog könne auch nicht beten, weil er zu stolz sei. „Wir aber können Gottes Lob beten, die wir Frieden und Vergebung suchen.“ Mündlich gab Luther wohl auch seiner Überzeugung Ausdruck, daß der Herzog nicht allein geistig, sondern selbst leiblich vom Teufel besessen sei, weshalb man nicht sein Ende, sondern sein Verderben, das nahe sei, gewärtigen solle, so toll und rasend sei er. Nach Leipzig hatte Luther stets zu raten und zu trösten, denn die Verfolgten hatten meist bei seinen Schülern die verbotene Predigt gehört oder das Abendmahl unter beiderlei Gestalt erhalten und erwarteten darum von ihm Beistand. Sein letzter Trostgrund war stets: „Christus lebt und Herzog Georg stirbt.“ „Es muß sauer vorhergehn,“ schrieb er bei der ersten Verfolgung, „ehe das Lachen kommt.“ Da starben die beiden Söhne, die Georg von einer blühenden Familie übrig geblieben waren, in den Jahren 1537 und 1539 im besten Alter weg. Das Volk munkelte, Luther habe sie totgebetet. Der Ältere hatte Luthern sagen lassen, er wolle noch ganz anders wider ihn verfahren als der Vater. Luther aber hatte erwidert, wenn er auf seines Vaters Tod trotze, sei er nicht wert, des Vaters Tod zu erleben. Sein Verlust war für Herzog Georg ein schwerer Schlag, denn der einzige Sohn, der ihm blieb, war blödsinnig und verkrüppelt. Um ihn doch zum Regiment zu bringen, gab ihm Georg einen Beirat von vierundzwanzig Notabeln. Auch die Feindschaft mit dem Kurfürsten suchte er jetzt beizulegen. Sogar kirchlich wollte er den Bogen abspannen. Auf einem Kolloquium zu Anfang des Jahres 1539, an dem Melanchthon teilnahm, wurde über Reformen beraten, aber vergeblich, da Georg an die Messe nicht gerührt haben wollte. Als Fürst von starkem dynastischem Sinne hätte er seinem Bruder Heinrich und seinen Neffen Moritz und August das Herzogtum schließlich gegönnt, aber der Gedanke, daß diese nach allen Strafen, die er um des Glaubens willen verhängt hatte, nun dennoch das Land lutherisch machen wollten, war ihm völlig unerträglich. So reifte in dem hartnäckigen Kopfe der sündhafte Gedanke,

seinen Sohn zu vermählen, damit der regierungsunfähige Prinz einen successionsfähigen Nachfolger erziele. Es fand sich eine Dame, eine Gräfin von Mansfeld, die sich dazu hergab, aber über die Natur hatte der herzogliche Eigensinn keine Gewalt. Der Prinz starb wenige Wochen nach der Hochzeit, und die Witwe, die man für gesegnet hielt, hatte die Wassersucht. „Herzog Georg muß verdorren wie der verfluchte Feigenbaum," sagte Luther. Nun machte der Herzog einen Erbschaftsentwurf, in dem er bestimmte, sein Bruder Heinrich solle nur im Falle seines Verbleibens beim katholischen Glauben sein Erbe sein, sonst solle das Land an Erzherzog Ferdinand fallen. Lieber sollte der österreichische Adler den Rautenkranz verdrängen, als daß das Herzogtum lutherisch werde. Aber noch ehe die Urkunde unterzeichnet war, starb Georg. „Was hat ihm sein Fleisch und Blut getan," sagte Luther, „daß er's enterben wollte und das Land dem Lehnsherrn zuwenden? . . . Es war ein böser, neidischer Mann." „Nu ist er dahin ins ewige Feuer." Geleitet von dem Kurfürsten Johann Friedrich zog der neue Herr am 23. Mai 1539 in Leipzig ein. In des Kurfürsten Gefolge befand sich auch Luther, der mehr als die Fürsten die Aufmerksamkeit der Leipziger auf sich zog. In Auerbachs Hof, bei dem ihm befreundeten Arzte Heinrich Stromer, nahm er Wohnung, und Justus Jonas hielt in der Thomaskirche die erste evangelische Predigt. Luther begnügte sich wegen seiner Kränklichkeit anfänglich mit Erbauungsstunden in der Kapelle der Pleißenburg, wo er auch 1519 hatte predigen wollen. Auf das Wüten und Drohen des Herzogs Georg hatte er einst geäußert, trotz dem allem werde er selbst noch in Leipzig die Kanzel besteigen. Um seine Prophezeiung wahrzumachen, ließ er es sich nicht nehmen, am Nachmittag des Pfingstsonntags auch in der Thomaskirche vor dicht gedrängter Menschenmenge den Gottesdienst zu halten, der Tage gedenkend, in denen er vor 20 Jahren in demselben Leipzig gegen Eck disputiert hatte, während ihm alle Kanzeln der Stadt damals verschlossen blieben. Am selben Tage hatte Luther noch ein langes, ernstes Gespräch mit der neuen Herzogin Katharina, zu der er in Sachen der Reform besseres Zutrauen hatte als zu dem körperlich und geistig verbrauchten alten Herzog Heinrich, gegen dessen Sohn Moritz er zudem schon damals ein starkes Mißtrauen empfunden haben soll. Tags darauf kehrte er mit seinem Landesherrn nach Wittenberg zurück, die Durchführung der Reformation seinen Freunden Jonas, Spalatin und Menius überlassend. Als aber der Bischof von Meißen Weiterungen zu machen versuchte, erklärte Luther dem Herzog sehr

entschieden, es sei hier nicht viel zu disputieren; wolle der Herzog das Evangelium haben, so müsse er die Abgötterei abtun und vor allem die Messe. Die Kirchenvisitation, die nunmehr über das ganze Herzogtum erging, nahm die kurfürstlichen Einrichtungen so viel als möglich zur Norm, aber die Meinung des Landes war noch immer eine geteilte. War doch die Zeit der ersten Liebe zum Evangelium, der Frühling der Reformation, schon längst vorbei. In einem Briefe vom 19. September 1539 klagt Luther: „Es sind noch über 500 Pfarrer geistig Papisten, die allzumal sind ungeexaminiert, fest blieben und getrost die Hörner aufsetzen und trotzen.“ Namentlich aber blieb ein großer Teil des Adels böswillig gesinnt und benutzte den Umschwung nur zu großartigem Kirchenraub, so daß Luther seinen Freund Link warnte, einen Ruf in das Herzogtum anzunehmen. Auch der alte Gegensatz zwischen den beiden Linien bestand nach wie vor. Der Adel hatte sich im Kurstaat und im Herzogtum in den dynastischen Streit eingelebt, der wie eine liebgewordene Gewohnheit sich von der alten Generation auf die neue vererbte. So erklärt sich der Abfall der Herzoglichen im Schmalkaldischen Krieg, den Moritz ohne den Beistand seines Adels gar nicht hätte wagen dürfen. Von der Frische und Freudigkeit der früheren Reformtage war nach dem allem hier nichts zu verspüren.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen füllte sich die Lücke, die zwischen Pommern und Sachsen noch klaffte, indem nun auch Kurbrandenburg der Reform zufiel. Der alte Joachim I. Nestor, der sogar die eigene Gemahlin eingesperrt hatte, weil sie das Abendmahl sich hatte sub utraque reichen lassen, hatte noch auf seinem Todbett im Juli 1535 seine beiden Söhne verpflichtet, dem alten Glauben treu zu bleiben. Johann, Markgraf der Neumark, brach zuerst sein Wort und führte dennoch die Reform durch. Sein Bruder, Kurfürst Joachim II., war von Natur ein friedfertiger Herr, der an den Bräuchen der Kirche hing. Er hatte seine Freude an solennen Feierlichkeiten und pomphaftem Gottesdienst. Er wollte gern die schönsten Kirchen, die vollsten Glocken und die prächtigsten Meßgewänder in der Kurmark haben, aber was ihm noch darüber stand, war der Friede mit seinem Volk. Am 15. Februar 1539 ging ihn nun der Rat von Berlin und Köln an, zu nächsten Ostern das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen zu dürfen, um derentwillen einst Joachims Mutter aus der Heimat hatte fliehen müssen. Da Joachim keinen Unfrieden wollte, war er dafür, daß man den Leuten ihre Wünsche erfülle.

Das war um so leichter, als der Bischof von Brandenburg selbst der Reform geneigt war und die Bitte befürwortete. So nahmen Joachim II. und der Bischof Matthias von Jagow die Sache in die Hand und führten in aller Ruhe und Ordnung die Reformation durch. Im April 1538 war Melanchthon in Berlin gewesen, um mit den Räten Joachims ihre Pläne zu beraten. Seine Eindrücke spricht der Magister in einem Berichte vom 14. Mai dahin aus: „Das Volk dürstet wunderbar nach der lauteren Lehre, ein guter Teil des Adels begehrt sie und der Fürst, wie er denn nicht ungeschickt urteilt, billigt sie. Er hat dem Volke Hoffnung gemacht, daß er die Kirche reformieren werde. Aber es widerstreben die Pfaffen, deren er eine große Menge hat; und ich habe nie dümmere und schlechtere gesehen. Hier kann man in Wahrheit Barbaren sehen, d. h. ungebildete, rohe, anmaßliche, widerwärtige Menschen von unglaublicher Frechheit und aufgeblasen von unglaublicher Zuversicht auf ihre Weisheit und Kenntnis." Auf ihrem Rittertage beschlossen nun aber die „edeln und festen Junker", ihren Priestern zwar wie bisher ihren Unterhalt zu reichen, sich aber unterdessen nach Predigern der reinen Lehre umzusehen. Zum zweitenmal war Melanchthon im Oktober 1539 in Berlin und von ihm war das Schreiben verfaßt, in dem Joachim zur Rechtfertigung der vorzunehmenden Reformen dem König von Polen auseinandersetzte, daß er bei denselben nichts gegen die katholische Kirche unternehmen wolle, von der ihn keine Gewalt der Erde je losreißen solle, auch den Bischöfen wolle er nichts entziehen, aber die ewige Verschleppung des Konzils zwinge ihn, die Änderungen, die er für nötig halte, selbst vorzunehmen. Die Kirchenordnung, die Joachim nun ausarbeiten ließ, konnte unter diesen Umständen nur sehr konservativ ausfallen. Da der Kurfürst das liturgisch Feierliche liebte und Jagow als Bischof auch seinerseits mit höchster Vorsicht verfuhr, war das Resultat dieses Zusammenwirkens bischöflicher Behutsamkeit und kurfürstlicher Freude am Zeremoniell, daß vom Gepränge der alten Kirche in der Mark mehr als anderwärts stehen blieb. In Wittenberg stieß diese halb papistische Messe auf große Bedenken, aber Luther wußte sich in seiner humoristischen Weise in diese Erhaltung des alten Hofstaats der Papisten zu finden. Wenn der Kurfürst nur das wirklich Schriftwidrige abtue, schrieb er nach Berlin, so möchten sie ihm seine Lichter, Chorröcke und Chorknaben lassen. „Und hat euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, so zieht deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog, die

herrlich und schön waren. Haben auch ihr kurfürstlich Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so geht siebenmal mit herum wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho ging, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat euer Herr Lust dazu, so mag er vorspringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn tat; bin wohl damit zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelium gar nichts." Als vorsichtiger Mann ließ der Kurfürst seine Kirchenordnung vom Kaiser Karl V. zu Regensburg 1541 förmlich bestätigen, so daß sich die brandenburgische Kirche mit kaiserlichem Privileg organisierte. Der Kaiser gab diese Genehmigung gern, nur verbat er sich weitere Neuerungen und den Beitritt des Kurfürsten zum Schmalkaldischen Bunde. In Berlin war man sehr stolz auf diese Sonderstellung. In einer Ansprache an seine Geistlichen sagte Joachim II.: „So wenig ich an die römische Kirche will gebunden sein, so wenig will ich auch an die Wittenberger Kirche gebunden sein. Ich spreche nicht: credo sanctam Romanam oder Wittenbergensem, sondern catholicam ecclesiam, und meine Kirche allhie zu Berlin und Köln ist ebenso eine echte christliche Kirche wie die der Wittenberger."

Die neue Epoche Johann Friedrichs hatte sich mit diesen beiden großen Erfolgen eingeführt. Aber dem äußern Fortschritt entsprach die innere Tüchtigkeit keineswegs. Zunächst war der neue sächsische Kurfürst weder Friedrich dem Weisen noch Johann dem Beständigen zu vergleichen und vor allem vermißte Luther jenes Geschlecht von bedächtigen, pflichttreuen Räten, gleich Pfeffinger, Feilitzsch und ähnlichen Ehrenmännern, an deren Stelle habsüchtige Junker, „Scharrhansen", getreten waren, die die kirchliche Umwälzung als gute Gelegenheit betrachteten, ihr Familiengut zu mehren oder auf fremde Kosten zu prassen. Schon im Jahre 1532, unmittelbar nach dem eingetretenen Regierungswechsel, hören wir die schwermütige Tischrede: „Mit Herzog Friedrich ist die Weisheit, mit Herzog Johann die Frömmigkeit gestorben, und hinfurt wird der Adel regieren, nun Weisheit und Frömmigkeit hinweg ist." Die neuen Herrn, so fürchtet Luther, werden dem Lande ein Schweißbad zurichten und ihren Kurfürsten aufs Pflaster legen. Zwei Jahre darauf, 1534, empfand Luther den Antrieb, eine Psalmauslegung zu schreiben: „wie ein frommer Fürst soll auf sein Gesinde sehen", in der er sub rosa alles an den Mann

bringt, was er gegen den neuen Hof auf dem Herzen hat. Er schließt seine Mahnung an Ps. 101 an: „von Gnade und Recht will ich singen.“ Nicht ohne Anzüglichkeit entwirft hier Luther eine ironische Schilderung eines Fürsten, der „die Sache faßt an allen fünf Zipfeln“, und seines Juristen „in dessen Buch alles geschrieben steht, was not tut“ und des „großen Hansen, dessen Haupt viel zu klein ist für seine große Vernunft und Weisheit“. Zu den dreien kommt dann noch der übliche Hoftheologe, „der bombt mit der großen Glocke“. „Da sitzen denn die vier großen Säulen des Fürstentums, die wohl den Himmel auch tragen könnten, wo Gott ihrer Weisheit solches befehlen wollte.“ Ganz wie in der Auslegung des Magnifikat, die er vor dreizehn Jahren dem jungen Johann Friedrich gewidmet hatte, sagt er auch hier: „Es ist nicht genug, daß Du das allerschönste Recht und die allerbeste Sache hast. ... Je schöner Deine Sache ist, je weniger Du Dich vermessen und darauf pochen sollst.“ Auch wenn man die scharfen Bemerkungen dieser praktischen Auslegung nicht alle auf bestimmte Personen beziehen will, im ganzen beweist sie doch schon für 1534 eine starke Verstimmung Luthers gegen den neuen Hof. So bald nach dem Regierungswechsel stellt er Betrachtungen an wie die: „Mit dem Wirte verändert sich das Haus. Novus rex, nova lex, ander Mann, ander Glück. Denn Gottes Wunder erben nicht.“ Nicht ohne Absicht preist er den verstorbenen Fabian von Feilitzsch, der kein Doktor der Rechte war, aber er traf das Rechte und den Zweck, wo andere erst tausend Blätter im Buch umwenden. „So war auch Herzog Friedrich seliger, der die Räte sich aussprechen ließ und tat dann oft das Widerspiel.“ Hätte er ihnen gefolgt, so würde er „durch ihren klugen Rat dahin gekommen sein, daß er hätte einen Löffel müssen aufheben, und eine Schüssel zertreten“. Er erzählt auch treffende Antworten des alten Herrn und wie andere ihn jetzt nachahmen. „Aber es ist wie wenn die Sau spinnen wollte, ihre Pfoten sind subtil. Ein Affe, wenn er gleich Königskleider anhätte, wäre doch ein Affe.“ „Schöne Verordnungen tun es nicht, sondern gutes Beispiel. ‚Arzt hilf dir selber‘ oder zu deutsch: ‚Hans nimm dich selber bei der Nasen‘, denn die andern sehen doch mehr auf seinen Hof, Gesinde und Amtleute, denn auf sein Gebot und folgen mehr seines Hauses Exempel.“ Johann Friedrich hatte sich selbst charakterisiert mit der Devise seiner Turnierdecke: „Mein Glück geht auf Stelzen“, denn erst als „die dicke Hoffart“ ganz in den Sand gestreckt war, legte er diese Stelzen ab, auf denen er gemeint hatte, über jedermann hinwegsehen zu dürfen. Darauf

beruhte sein ganzes Unglück. Luther aber legt die Schuld auf seine Hofleute, mit denen er nicht mehr wie mit den früheren in Freundschaft verkehrte. „Wo zu Hofe nicht regiert ein David oder Wundermann, so geht es gewißlich, daß Junker Faulwitz gar klug ist und viel zu schaffen hat, das ihm nicht befohlen ist. Dienet dazu, daß er alle andern irre macht und hindert mit seinem Meistern. Hie geht's ihm nicht recht in der Küchen, dort im Keller, hie in der Kanzlei, dort in der Ratstuben. Indes versäumt er sein eigen Befehl, daß nichts geschieht ... oder lehret die Pfarrherrn beten oder ein Leichteres tun, wenn sie studieren oder predigen sollen, oder treibet die Laien auf die äußerlichen Zeremonien, und läßt den Glauben und die Liebe anstehn." Daß dem Schreiber da bestimmte Gestalten des Hofes vor Augen standen, ist klar, obwohl wir nicht immer wissen, welche. Daß er bei Hof sich nicht viel Dank mit diesem Schriftchen verdienen wird, weiß Luther und verabschiedet sich darum mit den Worten: „hie will ich schließen, hoffe ich hab's gut gemacht. Gut heiße ich, wo es wenig Leuten wohl gefallen und viele Leute übel verdrießen wird." Wie diese Hoffnung sich ihm erfüllt hat, zeigt das verdrießliche Verhältnis, in das er mit den Hofleuten geriet, für die er nicht Lästernamen genug erfinden kann, die Rülze und Filze, die Scharrhansen, die Niphlim und Naphaim, die Centauren, eine Bezeichnung, die wohl von Melanchthon stammt, die Harpyen des Hofs und wie er sie sonst noch getauft hat. Die Art, wie der Hof erst Naumburg in sehr gewalttätiger Weise reformierte, dann aber den zum Bischof eingesetzten Amsdorf nur saumselig unterstützte, veranlaßte Luthern 1544 zu dem Urteil: „Es ist doch mit diesem Hofe nichts. Ihr Regiment ist eitel Krebs und Schnecken, es kann nicht von Stätten und will immer zurück. Christus hat gut für die Kirche gesorgt, daß er ihre Verwaltung nicht dem Hof anvertraut hat, der Teufel hätte sonst nichts zu tun als Seelen zu fressen."

Sehr wechselnd jedenfalls ist Luthers Stimmung gegen den Kurfürsten, den, nach des Wolfenbüttlers Behauptung, sein lieber andächtiger Martinus Hans Wurst zu nennen beliebe. Um diese Verklägerei zu widerlegen, streicht Luther in seiner Antwort seinen gnädigsten Herrn sehr heraus, dennoch ist es gar nicht ausgeschlossen, daß des Herzogs Behauptung einige Unterlage hatte; jedenfalls traf sie nicht weit vom Ziel. Mit seinen ewigen Projekten und seinem beschränkten Eigensinn war der dicke Herr eine stete Plage für den greisen Reformator. Schon im September 1535 schreibt dieser an Justus Jonas: „Der Hof ist weise und freut sich selbst

zu regieren und wir sind lieber Zuschauer als Mitspieler. Ich fange an mich allein darüber zu freuen, vom Hofe verachtet und ausgeschlossen zu werden." Oft kommen ihm Gedanken, von denen er wollte, sie kämen ihm nicht. Daß aber Luther wohl daran tat, seine Stellung zum Hofe so zu nehmen, beweisen alle Nachrichten, die wir über diesen besitzen. Johann Friedrichs gute häusliche Eigenschaften und den treuen Willen, seinem Lande zu dienen, erkennt Luther an, namentlich seinen Fleiß. „Er arbeitet wie ein Esel", sagt er gelegentlich und leider war das in jeder Hinsicht richtig. In alle dogmatischen Streitigkeiten mischte er sich ein und hielt sich für einen sattelfesten Theologen. Das Latein, das ihm einst Spalatin unter beiderseitigem Seufzen beigebracht hatte, wendete er noch gern an und als die Jenenser Studenten ihn bei der fröhlichen Wiederkehr aus der Gefangenschaft einholten, begrüßte er den „Bruder Studium" mit besonderer Freude. An Pflichteifer fehlte es ihm nicht, aber es lag der Vorwurf der Völlerei auf seinem Hofe. Das übliche Mätressenregiment konnte man ihm nicht vorwerfen, aber als seine Theologen dem Landgrafen drohten, sie würden gegen Philipps Doppelehe schreiben, erwiderte dieser in einem Briefe an Butzer vom 3. Januar 1541, wenn man ihn reize, dann „wolle er nicht unter die Bank stecken, wie der untadelhaftige Kurfürst in des Landgrafen Gemach zu Kassel und auf dem ersten Reichstag zu Speier zweimal über Sodomiterei betroffen worden sei". Wenn Philipp nicht log, was doch kaum anzunehmen ist, erklärt sich die merkwürdige Rolle, die der Kurfürst bei Philipps Doppelehe spielt, danach sehr einfach. Heinrich von Wolfenbüttel begnügt sich, ihn einen Trunkenbold und Nabal zu schelten, mit dem Abigail erst reden konnte, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Auch Luther gibt die Trunksucht ziemlich unumwunden zu. „Es ist leider dieser Hof nicht allein, sondern ganz Deutschland mit dem Sauflaster geplagt. Es ist ein bös alt Herkommen in deutschem Lande, hat bisher zugenommen, nimmt noch weiter zu." Jedenfalls war Johann Friedrich damals, ehe die Jahre des Unglücks ihn geläutert hatten, eine rohe, unerfreuliche, beschränkte, eigenwillige Persönlichkeit und es gehörte Luthers deutsche Treue dazu, noch so viele gute Eigenschaften an einem Herrn zu entdecken, der seiner Sache nicht weniger geschadet hat als der zügellose, aber viel begabtere Landgraf.

Der freilich hatte noch mehr als Johann Friedrich das Seine getan, um den Anspruch der Evangelischen, ihr Evangelium müsse das deutsche Volk sittlich erneuern, zum Spotte zu machen. Während der evangelische

Gedanke seinen Siegeslauf von Deutschland aus bereits nach Skandinavien, England, Siebenbürgen und der französischen Schweiz erstreckte und einen Erfolg zum andern fügte, ließen sich durch Philipp alle seine Hauptvertreter, Luther, Melanchthon, Butzer, Johann Friedrich, Brück und die sämtlichen hessischen Theologen in einen Handel verstricken, der den Glauben an den Ernst ihrer Frömmigkeit auf eine harte Probe stellte und Luthers Sache eine große moralische Niederlage zuzog. Luthers, wenn auch ungern geleistete Assistenz bei dem Abenteuer einer Doppelehe des Landgrafen von Hessen, war sicher der falscheste Schritt seines Lebens. Um denselben aber gerecht zu beurteilen, muß man sich in eine Zeit versetzen, in der die meisten Ordnungen flüssig geworden waren, weil man sie an der Schrift prüfte. Glaubte man klare Schrift für sich zu haben, so fragte man nicht viel nach dem Ärgernis. Nicht alles, was die Leute ärgert ist ein Ärgernis. Wenn die Mönche und Nonnen aus dem Kloster liefen, wenn die Priester Weiber nahmen, wenn die Bürger die Fasten brachen, wenn heilige Zeiten nicht mehr gehalten wurden, wenn Heiligenbilder, die Wunder taten und vor denen schon die Ahnen die Knie gebeugt hatten, abgebrochen und zu Schutt und Gerümpel geworfen wurden, so war das den Gläubigen ein großes Ärgernis, aber die Evangelischen hatten wenig danach gefragt, was die Katholischen ärgert. Die Heirat des Augustiners mit der Bernhardinernonne war dem ganzen katholischen Europa ein größeres Ärgernis als wenn ein Fürst zwei Weiber nahm, statt sich wie Erzbischof Albrecht einen Harem zu halten, aber Luthern hatte es nur Freude gemacht, daß die Papisten sich ärgerten an dem Beweis, daß geistliche Personen frei seien, den er durch seine Ehe gab. Ärgernis vor Gott war nur, was Gottes Wort verbot. Aber verbot die Schrift die Vielweiberei? Das Alte Testament sicherlich nicht. Abraham, David und andere Männer Gottes hatten Frauen und Nebenfrauen gehabt. Aber auch das Neue Testament schien die Polygamie zu sanktionieren, wenn im Gleichnis der messianische König mit den zehn klugen Jungfrauen Hochzeit macht. Auf diese neutestamentliche Stelle konnten die Verteidiger der Polygamie sich berufen und Rotmann und andere hatten diese Berufung nicht unterlassen. Entweder durften Abraham und der Dichter der schönsten Psalmen nicht mehr als Offenbarungsträger gelten oder man mußte zugestehen, das Wort Gottes verlange die Monogamie nicht; das Verbot der Bigamie, meinten viele, sei ebenso schriftwidrig wie das Verbot der Priesterehe.

Lang bevor man dem Reformator die praktische Anwendung jener Schriftstellen als Nachgiebigkeit gegen die Lüste der Großen vorwerfen konnte, hatte der ernste Mönch aus Erbarmen mit der Notlage mancher Beichtkinder, die ihm ihr Herz ausschütteten, die Frage erwogen, ob nicht in Ausnahmefällen auf dem Wege der Dispensation auch schon verheirateten Gemeindegliedern eine Nebenehe gestattet werden könne, um Schlimmeres zu verhüten? Die Fälle, die er in seiner babylonischen Gefangenschaft anführt, würden sich heute auf dem Wege der Ehescheidung erledigen, aber eine solche ließen die bürgerlichen und kirchlichen Satzungen nicht zu und Luther selbst kam über das Wort nicht hinweg: „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ Sollten nun jene Satzungen gültiger sein als die klaren Erzählungen des Alten Testaments, nach denen Patriarchen und gottesfürchtige Könige mit mehreren Frauen lebten? Sollte ein nur dem Namen nach Verheirateter sich seines Naturrechts nicht bedienen dürfen, weil es der Kirche gefallen hatte, die Ehe für ein unauflösliches Sakrament zu erklären? Die Praxis war ja doch die, daß der so Verkürzte heimlich sündigte und der Priester gab ihm dafür immer Absolution. War das besser als Bigamie? Der Augustinerpater kannte aus dem Beichtstuhl die traurigen Folgen dieser Tyrannei und so kam er schon in seiner babylonischen Gefangenschaft auf die Meinung, unter Umständen habe auch ein Verheirateter das Recht, auf dem Wege der Auswanderung oder der heimlichen Nebenehe, unter Vermeidung öffentlichen Ärgernisses, sich in der Stille zu helfen. Da er das Gesetz nicht abschaffen konnte, meinte er die Umgehung entschuldigen zu dürfen. So hat er bei seiner Auslegung der Genesis Jahr für Jahr vorgetragen, die Polygamie sei durch bürgerliches Gesetz verboten, nicht durch Gottes Wort. Nuntius Aleander hatte zu Worms, wo ihm selbst die Geburt eines Söhnleins aus Rom gemeldet wurde, mit großem sittlichen Pathos diese Stelle der captivitas babylonica breit geschlagen und merkwürdigerweise war es damals gerade Landgraf Philipp gewesen, der bei seinem Besuche dem Reformator mit Scherzen über diese Lehre lästig wurde. Genau so wie 1520 sprach Luther sich 1531 und 1535 aus, als er durch den englischen Geschäftsträger Barnes um ein Gutachten über die Eheirrungen des englischen Königs gebeten wurde. Da die Königin Katharina sich nicht scheiden lassen wollte und von jeder Schuld frei war, wies Luther alle Sophistereien, mit denen englische Kronjuristen die Ungültigkeit ihrer Ehe aus dem Alten Testamente bewiesen, zurück und meinte, im Einverständnis

mit Melanchthon: „eher noch würde ich dem König gestatten, eine andere Königin zur ersten hinzuzunehmen und nach dem Exempel der alten Väter und Könige zwei Frauen zugleich zu haben". Ganz denselben Rat gab Papst Clemens VII. dem englischen Könige und die Kaiserlichen erklärten sich damals mit dieser Auskunft einverstanden. Der Unterschied besteht nur darin, daß Luther die Indulgenz auf das Vorbild des Alten Testaments gründete, die Papisten auf die Dispensationsbefugnis des heiligen Vaters.*) Dem englischen Könige entgegenzukommen hatte Luther nicht die mindeste Ursache. Des Landgrafen theologische Fakultät zu Marburg sprach sich im Jahr 1531, sehr im Gegensatz zu dem späteren Votum der hessischen Theologen, scharf gegen den Plan des englischen Königs aus, der das Gewissensbedenken aus dem Alten Testamente nur vorwende, während „ein anderer Haas in der Hecken verborgen sei". Luther blieb bei seiner längst vorgetragenen Meinung, diese aber beruhte auf Biblizismus, nicht auf Frivolität. Sollten Abraham, David, Salomo u. a. Offenbarungsträger und Heilige bleiben, Männer nach dem Herzen Gottes, so konnte die Monogamie kein göttliches Gesetz sein. Ausführlicher als alle andern Reformatoren hatte im Jahr 1534 Bernhard Rotmann in seinem Büchlein „Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre" denselben Beweis geführt und auch mancherlei praktische Gründe gegen die Monogamie geltend gemacht, die ihres Eindrucks nicht verfehlten. Man darf darum den Beichtrat, den Luther und Melanchthon dem Landgrafen erteilten, nicht aus dem Zusammenhang herausnehmen, in dem er erwachsen ist. Mehr als ein ernst denkender Theologe war in dieser Frage unsicher geworden. Auch spielte persönliches gutmütiges Mitleid mit der sittlichen Notlage einer im letzten Grunde doch ritterlichen und groß angelegten Natur bei Luthers Votum eine Rolle. Er glaubte treuherzig an heftige, Philipps ganzes Dasein zerrüttende Gewissenskonflikte, die Butzer im Auftrage des Land-

*) Luther gestattet: ut alteram reginam ducat exemplo patrum, qui multas uxores habuerunt. Luthers Votum vom 3. September 1531. Der englische Agent Gregor Cassel berichtet dagegen: „Pontifex secreto mihi proposuit, concedi posse Vestrae Majestati, ut duas uxores habeat, quod et Caesareanos quaerere et procurare audio." Enders, Luthers Briefwechsel IX, 88 und 92. Wenn der Katechismus für die Erzdiözese Freiburg die Frage stellt: „Was erlaubte Luther dem Landgrafen Philipp von Hessen?" so kann protestantischerseits füglich die Gegenfrage aufgeworfen werden: „Was erlaubte Clemens VII. dem Könige Heinrich VIII. von England?" nur daß wir dieses Thema für die Schule nicht eben geeignet finden.

grafen ihm in den grellsten Farben ausmalte. Später freilich hat Luther offen bekannt, daß er jenen Beichtrat nie erteilt hätte, hätte er gewußt, daß Philipp schon längst neben seiner Gattin sich eine Mätresse hielt, was bis dahin sein Gewissen niemals belastet hatte. So getäuscht riet er, Philipp möge unter tadelnswerten Verhältnissen wenigstens das minder schlimme wählen. Eine Norm wollte er nicht aufstellen, sondern in geheimem Beichtrat eine gestellte Gewissensfrage beantworten; daß er aber des Landgrafen Verhalten sündhaft finde, sprach er in aller Strenge aus. Seltsam genug ist es, daß Leute Luthers Schuld gar nicht hart genug beurteilen können, die doch an dem Mätressenregiment an katholischen Höfen so wenig Anstoß nehmen. Eine Kirche, die Frankreich durch eine Maintenon und Dubarry regierte, braucht sich über Luthers Toleranz für Margarete von der Sale nicht zu entrüsten. Der katholische Karl V. hat dem Landgrafen seine Entgleisung schweigend verziehen, nachdem er dessen Verlegenheit zu vorteilhaften Zugeständnissen ausgebeutet hatte. Er wußte eben genau, daß es an seinem Hofe nicht besser stehe.

Philipp war als neunzehnjähriger junger Mensch ohne eigene Neigung mit einer Tochter des Herzogs Georg verheiratet worden. Die Frau war gutmütig, aber sie litt am Stein und war dem Trunke ergeben. Philipp lebte mit ihr; sie gebar ihm sieben Kinder, aber sie war ihm zuwider. So war er auf seinen Kriegszügen und Fürstentagen in ein Lasterleben geraten, das sich mit seiner ständigen Beteiligung an religiösen Streitfragen und kirchlichen Konventen so schlecht als möglich vertrug. In diesen inneren Zerwürfnissen konnte er trübsinnig sagen, er streite für das reine Wort, aber wenn eine Kugel ihn treffe, fahre er doch in die Hölle, und während er lebhaften Anteil an dem Sakramentsstreit nahm, enthielt er sich seit 1525 des Abendmahls, um sich nicht selbst das Gericht zu essen. In dem starken Gefühl, wie unwürdig eine solche Lage sei, wendete er sich schon am 28. November 1526 an Luther, ob er ihm nicht jene Dispensation bewilligen könne, über die er fünf Jahre zuvor mit ihm zu Worms gescherzt hatte. Jetzt war es ihm bitterer Ernst, aber Luther schickte ihm statt der Dispensation „eine treuliche Warnung, daß ein Christ sonderlich nicht mehr als ein Weib haben dürfe, da er ohne Not kein Ärgernis geben solle“. So schleppte sich die traurige Ehe hin, bis es dreizehn Jahre später zu einem öffentlichen Skandal kam. Im Jahre 1539 hätten die Schmalkaldener sich des Herzogs von Geldern gern gegen Karl V. angenommen. Auch Luther schrieb damals, wenn der Kaiser gegen die

Evangelischen das Schwert ziehe, dann sei er nicht mehr Kaiser, sondern ein Söldner und Bandit des Papstes, dann möge er auch ein Geschick erwarten, wie es solcher Verworfenheit zukomme. Aber es kam nicht zum Krieg, denn Philipp konnte das Pferd nicht besteigen; er hatte sich die Krankheit zugezogen, an der Hutten und Papst Julius II. gestorben sind, und jedermann wußte den Grund, warum die Hessen wieder absatteln mußten. Diese erbärmliche Lage scheint Philipp selbst tief empfunden zu haben. Er kannte sich genau genug, um zu wissen, daß er sich nie ganz überwinden werde, und als er 1539 bei seiner Schwester, der Herzogin Elisabeth zu Rochlitz, ein jugendfrisches adeliges Fräulein, Margarete von der Sale, kennen lernte, das ihm gefiel, kam er auf seinen alten Gedanken an eine von seinen evangelischen Freunden anerkannte Nebenehe zurück. Sein Medicus, der Augsburger Spitalarzt Sailer, förderte diesen Plan von seinem Standpunkt. Geistlicher Berater war für Philipp sein Hofprediger Melander, der zu den Frankfurter Predigern gehört hatte, gegen die Luther 1532 einen Brief „an die zu Frankfurt am Main" richtete. Ein plumper Agitator, unverträglich, von schlechtestem sittlichem Rufe, lebte er mit den andern Predigern der Stadt in Unfrieden, wurde aber wegen seiner Zwinglischen Gesinnung von Butzer gedeckt. Im Jahre 1535 hatte er sich in Frankfurt doch so völlig unmöglich gemacht, daß er nach Hessen übersiedelte. Ein Prediger, der sich selbst bereits von zwei Frauen, die noch lebten, geschieden hatte, erklärte er Philipps Begehren für völlig schriftgemäß. Verwunderlicher war es, daß sich der persönlich völlig untadelige Martin Butzer auch hier wieder für eine Vermittlerrolle gewinnen ließ. Er konnte sich allerdings auf Karlstadts Vorgang berufen, der zu Orlamünde seinerzeit ähnliche Dispense ausgestellt hatte. Auch andere hessische Theologen wurden über ihre Meinung befragt und wir besitzen eine Art von Protokoll, argumenta Buceri, in dem das pro et contra für Monogamie und heimliche Nebenehe vollkommen schulgerecht verhandelt wird. Sicher ist, sagt dasselbe, daß Gott im Paradies die Monogamie eingesetzt hat. Er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein und nicht ein Männlein und zwei Fräulein oder gar drei oder vier. Auch der Apostel Paulus sagt 1. Kor. 6: Die zwei sollen ein Fleisch sein und nicht die drei oder vier. Das sei nun aber um so mehr zu beherzigen als damals, da die Welt noch leer war, es Gott daran gelegen sein mußte, die Welt rasch zu füllen; Gott mußte also dringende Gründe haben, wenn er dennoch der Monogamie den Vorzug gab. Und nochmals hat Gott

in die Arche Noe auch nur ein Pärlein von jeder Kreatur zugelassen. Der erste, der zwei Weiber nahm, war Lamech, der zweite Mörder auf Erden, der Nachfolger Kains. Daß aber Abraham, der Mann Gottes, viele Weiber haben durfte, das geschah nur darum, damit die Mehrung des gottseligen Volkes schneller vor sich gehe. Daß es mit der Sache aber sein Bedenken habe, das zeigt der heilige Geist dadurch an, daß er stets erzählt, wie viele Verdrießlichkeiten und Familienhändel dem Vater Abraham selbst und dem König David u. a. aus der Polygamie erwachsen sind. Im Neuen Testament sagen die Apostel, man solle nur den zum Priester machen, der eines Weibes Mann sei; ihnen erscheint also die Polygamie als Hindernis zum Priestertum, mithin als ärgerlich und unehrlich. Auch darauf macht Butzer aufmerksam, daß das Nehmen einer zweiten Frau ein Wortbruch gegen die erste ist, denn ihr ist eine rechte Ehe zugeschworen worden, nicht eine türkische. Nicht minder sei das Ärgernis zu bedenken, das man dem Volke durch einen solchen Schritt gebe. Die Feinde der Reformation, die jetzt schon schrien, daß man den Zölibat gebrochen und Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entbunden habe, wie würden sie lästern, wenn sie nun hörten, man habe auch die Polygamie eingeführt! Es wäre zu wünschen, daß Butzer es bei diesem Teil seiner argumenta hätte bewenden lassen. Aber nun kommt ein zweiter Teil, in dem der „hinkende Straßburger" die Antworten aufzählt, die die Freunde Philipps, insbesondere der Hofprediger Melander, auf diese Gründe gaben. Sie laufen darauf heraus, daß, was Gott Abraham, Jakob, David u. a. erlaubt habe, nicht an und für sich böse sein könne, sondern je nach Lage des Falles nötig und heilsam. Da man also keine klare Schrift habe, die die Polygamie verbiete, so könne man auch nicht leugnen, daß in manchen Fällen dieselbe als „nützliche Arznei und Mittel Arges zu verhüten" werde zulässig sein. Ein Richter darüber sei nicht bestellt, es müsse das eben jeder auf sein Gewissen nehmen. Und wie in der Schrift namentlich den Königen viele Weiber beigelegt werden, „so wird auch bei uns diese Nachlassung den großen Herren am wenigsten zu verbieten sein". Da sie größere Gewalt haben, haben sie auch größere Gefahren und Versuchungen, sie bedürfen also auch größerer Arzneiung. Damit war denn dem Landgrafen der Weg geebnet. Butzer und die hessischen Theologen verlangten von ihm nichts, als daß er seine zweite Ehe geheim halte, weil für die große Menge es nach göttlichem Willen bei der Monogamie sein Verbleiben haben müsse. Für uns sind diese argumenta ein trauriges Denkmal, wie

rasch das Landeskirchentum die Theologen zu willfährigen Dienern der Großen dieser Erde gemacht hat. Es war eine neue Gattung von Predigern entstanden, die die alte Kirche nicht gekannt hatte, die Hoftheologen, eine sehr üble Klasse von Leuten.

Mit der Nennung der Geliebten, die er zu seiner Nebenfrau erheben wollte, hielt Philipp bis zuletzt zurück. Erst mußte die Mutter derselben, Freifrau Anna von der Sale, Hofmeisterin bei dem Herzog Heinrich von Sachsen, für den Plan gewonnen werden. Dann war die Zustimmung der Gattin des Landgrafen, der Tochter des Herzogs Georg, zu erwirken, schließlich aber verlangten die Sales auch, daß die Landgräfin Christine, der Kurfürst von Sachsen, Herzog Moritz und außerdem Luther, Butzer und Melanchthon der Hochzeit anwohnen müßten. Die Gründe, die Butzern im Dezember 1539 bestimmten, in einer so unerhörten Mission nach Wittenberg zu reisen, sind leicht zu erraten. Mehr als einmal drohte im Laufe der Verhandlungen der Landgraf, falls die Wittenberger ihm den Dispens zu seinem Vorhaben verweigern würden, werde er sich an den Papst wenden, der ihn sicher erhöre. Der Abfall des Landgrafen vom Schmalkaldischen Bunde bedeutete aber für die Protestanten eine ungeheuere Gefahr. Nicht nur die deutsche, sondern die ganze europäische Lage hatte ein anderes Gesicht, wenn der mächtige protestantische Heerführer zum Papste oder Kaiser übertrat. In der einen Wagschale lag der Religionskrieg, die Wiederaufrichtung des Papsttums und die Aussicht auf eine lange Reihe von Scheiterhaufen, in der andern ein Gesetz, das Luther als ein bürgerliches, nicht aber als ein in Gottes Wort begründetes betrachtete und dessen Verletzung, nach des Landgrafen Versicherung, niemand anders als die Nächstbeteiligten erfahren sollten. Auch tröstete sich Luther, da der Landgraf als Fürst das formelle Recht habe, allerlei Gesetze zu machen, so könne er auch von einem bestehenden Gesetze sich dispensieren. Hätte man einen Politiker gefragt, ob man lieber auf den fähigsten Fürsten des Bundes verzichten oder ihm eine Nebenehe gestatten wolle, so hätte wohl jeder sich ähnlich wie Luther entschieden. Das Verletzende liegt nur darin, daß Luther Theologe war und nicht Politiker. Aber gerade als Theologe kam er von der Erwägung nicht los, daß Gottes Wort die Polygamie gestatte. Dazu war Doktor Martinus des Landgrafen Freund, und dieser drohte nicht nur, sondern er bat und flehte. In beweglichen Worten setzte der um die Sache so verdiente Fürst im November zu Melsungen seinem theologischen Geschäftsträger seine elende Lage auseinander, und diese

argumenta Buceri machten in Wittenberg solchen Eindruck, daß Luther und Melanchthon am 10. Dezember 1539 dem Landgrafen einen Beichtrat ausstellten, der zwar abmahnte, aber schließlich doch auf einen Dispens hinauslief, von dem sie freilich verlangten, er müsse in das tiefste Geheimnis gehüllt bleiben. Viel Zeit zur Überlegung hatte Butzer ihnen auch nicht gelassen. Am 9. Dezember traf er in Wittenberg ein, vom zehnten ist das Gutachten Luthers und Melanchthons datiert und am dreizehnten finden wir Butzer bereits wieder in Weimar. Der demoralisierende Charakter aller Politik, die oft gar nicht umhin kann, ewige Prinzipien dem Bedürfnis des Augenblicks zu opfern, ist niemals beschämender zutage getreten als in dem Beichtrat, den Butzer den beiden Wittenbergern abjagte. Wiewohl ihnen in solcher Eile zu antworten schwer sei, sagen sie, so hätten sie doch den Bucerum ohne Schriften nicht wollen reiten lassen. Sie gratulieren Philipp zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, „denn die arme, elende, christliche Kirche ist klein und verlassen und bedarf wahrlich frommer Herren und Regenten“. So hoffen sie, Gott werde etliche erhalten, obwohl allerlei Anfechtungen vorfallen. Wenn sie als Christen dem Landgrafen raten sollen, so können sie sich zu seinem Verlangen nur ablehnend verhalten. Zu einer öffentlichen Proklamation des Rechts der Bigamie würden sie nie die Hand bieten. „Ew. fürstlich Gnaden wollen selbst bedenken, wie schwer es sein würde, so jemanden aufgelegt würde, er hätte dieses Gesetz in deutscher Nation aufgebracht, daraus in allen Heuraten ewige Unruhe zu besorgen.“ Eine andere Frage sei dagegen die Dispensation im einzelnen Falle. Ob ein zwingender Grund zu einer solchen ausnahmsweisen Dispensation vorliege, möge der Landgraf sich selbst fragen. Die Fälle, die das Gutachten als berechtigten Grund zu einer Nebenehe anerkennt, wenn der Mann in Gefangenschaft gerät oder die Frau vom Aussatz befallen wird, sind solche, bei denen auch heute Ehescheidung gestattet ist. Da nun aber geschrieben steht, was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden, stimmen Luther und Melanchthon in solchen Fällen nicht für Scheidung, sondern für eine Nebenehe. Eine solche allein kommt für sie in Betracht. Da aber eine öffentliche Kundgebung in dieser Richtung das größte Ärgernis hervorrufen würde, könne es sich immer nur um stille Dispensation, nicht um Einführung einer neuen Ordnung handeln. Des Landgrafen Pflicht als Christ sei, der Sünde zu widerstreben, und sie könnten nicht anerkennen, daß er nur die Wahl habe zwischen Bigamie und Ehebruch, sondern es gebe noch ein

drittes: die Keuschheit. Die allein könnten sie ihm empfehlen. Wenn er keine Zucht gegen sich selbst übe, würde ihm auch mit einer zweiten Frau nicht geholfen sein. Er möge bedenken, daß ihm seine Frau schöne junge Herrlein und Fräulein geschenkt, und wie auch andere mit ihren Weibern Geduld haben müßten. Wenn er in seinem seitherigen Leben fortfahre, so könnten sie nur wünschen, daß er in besserem Stande wäre vor Gott, um mit gutem Gewissen zu leben. Im Vergleich mit dem seitherigen Treiben würden allerdings vernünftige Leute sich selbst zu erinnern wissen, daß ein im stillen gehaltenes Verhältnis zu einer Person einem solchen Leben vorzuziehen sei, wie er es bisher geführt habe. „So ist auch nicht alle Rede zu achten, wenn das Gewissen recht steht. Und dieses halten wir vor Recht. Denn was vom Ehestand zugelassen im Gesetze Mosis, ist nicht im Evangelio verboten, welches nicht die Regiment im äußerlichen Leben ändert, sondern bringt ewiges Leben." In derselben Weise hatten sich Luther und Melanchthon dem Anliegen Heinrichs VIII. gegenüber ausgesprochen. Hätte der englische König ihren Rat befolgt, so wäre der Sturm sittlicher Entrüstung schon damals gegen Wittenberg losgebrochen. Diesmal aber wurde zu ihrem Schaden der Fall praktisch. Die Erlaubnis war reichlich in Warnungen eingewickelt, aber sie war eben schließlich doch eine Erlaubnis. Man wollte den Bruch verhindern, denn für den Bund war Philipp schlechthin unentbehrlich. Um was es den Wittenbergern eigentlich zu tun ist, das zeigt ihre dringende Warnung, der Landgraf möge sich doch ja nicht an den Kaiser wenden, der den päpstlichen, kardinalischen, hispanischen Glauben habe. „Darum zu wünschen, daß fromme deutsche Fürsten nicht mit seinem untreuen Praktizieren zu tun haben." Es war die Konkurrenz des Papstes, die sie nötigte, ihre sittlichen Forderungen so tief herabzusetzen. Zu entschuldigen ist ihr Verhalten nicht; es war unlauterer Wettbewerb, aber es erklärt sich aus der verzweifelten Lage. Wieder stand die Ankunft des Kaisers bevor, und wie zu Worms und Augsburg, würde er sicher auch zu Regensburg ihr gefährlicher, rücksichtsloser Feind sein, so mußte man um jeden Preis Philipp festhalten. Politik, Biblizismus, Unklarheit, Übereilung, Furcht vor dem heranziehenden neuen Reichstag, das alles spielte bei dem Sündenfall Luthers eine Rolle. Aber auch ein Nachlassen der sittlichen Energie ist unverkennbar. Die zersetzende Wirkung des politischen Treibens, die Ermüdung durch täglich auftauchende Verdrießlichkeiten, das Bedürfnis nach Ruhe hatten ihr Werk getan. Luther sagte ja, wo er früher ein festes

„nein, und nochmals nein“ gesprochen hatte. „Ew. landgräflich Gnaden sollten nicht so reden,“ hatte er 1521 zu Worms gesagt, mit einer „treulichen Warnung“ hatte er 1526 den Landgrafen abgewiesen, jetzt stellte er die Sache mit einem Achselzucken in Philipps eigene Verantwortung.

Mit dem Wittenberger Gutachten war eine der Bedingungen, die Frau von Sale gestellt hatte, erfüllt. Auch die Landgräfin gab die erbetene Einwilligung. Bei der Hochzeit erschien der Kurfürst zwar nicht selbst, wie Frau von Sale wünschte, aber er ließ sich durch Eberhardt von der Tann, den Kommandanten der Wartburg, bei der am 4. März zu Rothenburg an der Fulda erfolgenden Feier vertreten. Ob nur der Wunsch, sich Philipp nicht zum Feinde zu machen, oder auch andere Gründe Johann Friedrich zu dieser Rolle bestimmten, ist nicht zu entscheiden. Außer Tann kam Melanchthon, der aber noch unterwegs nicht sicher wußte, was eigentlich in Rothenburg beabsichtigt sei, vielmehr von der Versammlung zu Schmalkalden unter allerlei geschäftlichen Vorwänden nach Rothenburg gelockt worden war. In einem Briefe vom 1. September 1540 an Veit Dietrich erklärt er wenigstens, er sei durch heuchlerische Vorspiegelungen des Landgrafen in diese Verstrickung geraten. Die Trauung vollzog Hofprediger Melander, aber da Melanchthon anwesend war, blieb ihm nichts übrig, als gleichfalls eine ernste Ansprache an den neuen Grafen von Gleichen zu richten. Philipp versprach trotz dieses Festes Luthern neuerdings, alles geheim zu halten; er stellte sich ihm als Schwager vor, da die Sale mit den Bora verwandt seien und schickte ihm ein Fuder Rheinwein, wofür Luther sich, freilich recht lakonisch, bedankt. Bei der Menge von Leuten, die zu Rate gezogen worden waren, kam natürlich die Kunde von der türkischen Hochzeit alsbald aus. Die Schwester des Landgrafen, deren Hoffräulein Margarete gewesen war, benahm sich wie eine Närrin und schlug in Kassel und in Dresden Lärm. Der Dresdener Hof nahm die Mutter Margaretens ins Verhör, und ein allgemeines Ärgernis war die Wirkung dieser unglaublichen Kunde. Es war ein Glück, daß in Dresden bereits der schwache und gutmütige Herzog Heinrich residierte, Herzog Georg würde diese Sache ganz anders ausgebeutet haben. Aber welchen Eindruck mußte auf den neugewonnenen Dresdener Hof, auf helle Köpfe wie Herzog Moritz, ein solches Verhalten der Wittenberger Reformatoren machen! Daß Philipps Hofprediger Melander in seinen Predigten die Polygamie für schriftgemäß erklärte, und der Pfarrer Lening von Melsungen in zwei Büchern vom Jahre 1541 seinem Landesherrn

mit Schriftbeweisen beisprang, machte die Sache natürlich nur schlimmer. Luther wollte Lening antworten, sah aber auf Johann Friedrichs Einspruch selbst ein, daß es nicht klug wäre, die schmutzige Geschichte „vor aller Welt Nasen“ aufzurühren. Der Skandal war ohnehin groß genug. Der Kurfürst Joachim II. sagte, es müsse den Teufel viele Mühe gekostet haben, dem Evangelium einen solchen Klotz in den Weg zu wälzen. Durch die Folgen erschreckt gestand Luther ein, daß er in mehr als einer Beziehung in dieser Sache geirrt habe, aber er beruhigte sich damit, etwas Gutes gewollt zu haben. In drei Monaten, meinte er, singt sich dieses Liedlein auch aus. Er hatte nach seiner Meinung einen Beichtrat erteilt, nicht eine neue Eheordnung gut geheißen. So blieb er ruhig. Anders Melanchthon, der durch die Reise nach Rothenburg viel schlimmer bloßgestellt war. Er sollte zu einem Religionsgespräch nach Hagenau, das die Aufgabe hatte, den vom Kaiser für den kommenden Reichstag von Regensburg in Aussicht genommenen Unionsversuch vorzubereiten. Aber die ihm von Station zu Station entgegenkommende Mißbilligung des Geschehenen warf ihn völlig danieder. In Weimar brach er vollends zusammen und ließ Cruciger allein nach Hagenau gehen. Luther mußte gerufen werden, um den Kranken wieder aufzurichten, und fand ihn mit gebrochenen Augen, der Sprache nicht mehr mächtig, so daß er ausrief: „Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“ Es liest sich wie eine Totenerweckung, wie Luther nun auf den Kranken hineinbetet, Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, wie er ihn aufrichtet, zum Essen zwingt und ihn wahrhaft durch seinen dominierenden Einfluß wieder aufrichtig auf seine Beine stellt. Am 10. Juli konnte Luther von Eisenach aus seiner Frau schreiben: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, stehet noch kränklich aber doch leberlich.“ Melanchthon selbst aber bekannte, daß er sein Leben Luthers Eingreifen verdanke.

Eine leidenschaftliche Korrespondenz zwischen dem Landgrafen, Kurfürsten und Luther spann den Streit fort, aus dem Luther den kranken Freund aber fürsorglich ausschaltete. Der Landgraf verlangte, daß die Partei einfach für die Schriftmäßigkeit der Bigamie eintrete. Luther erklärte, er werde im Gegenteil, wenn man die Sache an die Öffentlichkeit bringe, durch einen öffentlichen Widerruf seinen Fehler wieder gutzumachen suchen. Im Auftrag beider Teile kamen am 15. Juli 1540 Luther, Brück, von der Tann, Amsdorf mit drei Deputierten des Landgrafen in Eisenach

zusammen, um einen Ausweg zu suchen. Mit einem notgedrungenen Cynismus, um nicht zu sagen mit einer Art von Galgenhumor, empfahl Luther hier „eine gute starke Lugen“. „So wär mein Rat der, daß man den Leuten das Maul stopfte, daß der Landgraf die Sale ein vier Wochen von sich tät und nähm die andere zu sich und wäre mit der guter Ding, so würd jedermann sagen, es wäre nichts daran. Sollte das nicht helfen, so wüßte ich keinen Rat.“ Es macht einen traurigen Eindruck, in welche Lage sich kirchliche Führer durch den einen falschen Schritt gebracht hatten, der sie nun mit teuflischer Konsequenz aus einer Schmach in die andere stürzte. In der Tat verlegte sich Philipp zunächst auf ausweichende Antworten, aber je näher die Ankunft des Kaisers heranrückte, um so mehr sank auch ihm der Mut. Er hatte im Jahre 1535 die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. eingeführt, die in Artikel 121 Bigamie für ein crimen capitale erklärte. Er selbst wurde jetzt ängstlich und erklärte, er müsse „Leib, Gut, Land und Leute retten“. Es handle sich um Kopf und Kragen. Schon in Regensburg erkaufte er 1541 Karls Nachsicht durch eifriges Eingehen auf die Vergleichsverhandlungen mit Contarini. Wäre er einfach aus dem Schmalkaldischen Bunde ausgetreten, so wäre das noch zu tragen gewesen, statt dessen erkaufte er seine Amnestie von dem Kaiser um den Preis der Zusage, daß er keine ausländischen Fürsten im Schmalkaldischen Bunde dulden werde. Nun war der König von Dänemark bereits Mitglied desselben; Gustav Wasa von Schweden, der ihm beitreten wollte, mußte abgewiesen werden, und der Schwager des Kurfürsten, der Herzog von Kleve, ward in seinem Kriege mit Karl wegen Geldern preisgegeben, so daß wesentlich Philipp die Schuld trägt, daß die europäische Allianz aller evangelischen Länder unterblieb und daß der Schmalkaldische Krieg nicht zur rechten Zeit geführt ward. Mit dem Verlust ihrer Aussichten am Niederrhein hatte die evangelische Kirche zunächst die Sünden des Landgrafen zu büßen. Noch dauernder aber war der moralische Schaden, den der laxe Beichtrat der evangelischen Theologen stiftete. Die Doppelehe des Landgrafen war und blieb das Paradestück der katholischen Polemik. Unverdient war das nicht, denn nachdem Luther so oft sich selbst als Propheten der Deutschen bezeichnet hatte, durfte er keine schwächlichen Auskünfte zwischen den Forderungen der Moral und denen der Politik suchen, sondern er mußte gleich dem Prediger im Gewande von Kamelshaaren dem hessischen Viertelsfürsten zurufen: „Es ist nicht recht, daß Du sie habest.“ Es waren die moralisch zersetzenden

Wirkungen der Tagespolitik und wohl auch ein Stück Alterspessimismus, daß der müde und bedrängte Mann eine Ausnahme von der Unbedingtheit des göttlichen Gebots zugab, die er in den Tagen seiner Kraft voll Entrüstung zurückgewiesen hatte. So zeigt der einst so tapfere, aufrechte Kreis der protestantischen Führer einen hippokratischen Zug. Es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Der Herr, ihr Gott war von ihnen gewichen.

XLII

Letzte Erfolge.

Je größer die Verlegenheiten Karls V. im Krieg gegen Frankreich, gegen Tunis, gegen die Türken waren, um so mildere Saiten sehen wir ihn gegen die Protestanten aufziehn. Er selbst schreibt einmal seiner Schwester Maria, der früheren Gönnerin Luthers, Truppen habe er nicht, Geld ebensowenig und so müsse er versuchen, was mit Papier zu machen sei. So ist er es, der die Katholiken beschwört, sie sollten Ruhe halten. In seiner Notlage durch die siegreichen Türken ist ihm Luther auch ferner als treuer Vasall zur Seite gestanden, so noch 1541 durch eine treue „Vermahnung", in der er bittere Worte redet über die sächsische Ritterschaft, die beim torgauischen Bier die Türken erschlage. Die evangelischen Fürsten aber verharrten auf ihrem Standpunkte, daß sie dem Kaiser nach außen nur Beistand leisten könnten, wenn er ihnen zu Hause einen sichern Frieden gewähre. Karl sah auch ein, es liege in seinem eigenen Interesse, die Religionseinheit im Deutschen Reiche auf friedlichem Wege herzustellen, da der Parteistreit ihn hier vollkommen lahm legte. Es nützte ihn nichts, Kaiser von Deutschland zu sein, wenn bei jeder Aktion die eine Hälfte der Deutschen ihre Unterstützung an Bedingungen knüpfte, die die andere Hälfte ebenso energisch abschlug. Aber noch immer hielt Karl eine Vereinigung der beiden Parteien in Deutschland für möglich. Der Spanier sah nicht und wollte nicht sehen, daß Papismus und Protestantismus im Laufe von drei Jahrzehnten zwei verschiedene Religionen, zwei verschiedene Weltanschauungen, zwei verschiedene Lebensprinzipien geworden waren, um nicht zu sagen zwei verschiedene Menschengattungen. Die einen wollten mit geschlossenen Augen glauben und geleitet sein, die andern wollten denken und selbständig auf eigenen Füßen stehn; die einen wollten eine gläubige Herde, die andern wollten ein mündiges Volk. Karl aber meinte noch immer, diese oder jene Reform, diese oder jene Formel

könne den mittelalterlichen und den modernen Menschen unter einen Bischofshut bringen und den Riß verkleistern, der bereits durch die Welt ging. Tatsächlich war der Gegensatz längst über jede Vermittlung hinausgewachsen. Ein so selbständiger Geist, wie er die Söhne Luthers und Zwinglis beseelte, war unter die Autorität eines infallibeln Papstes nicht mehr zu beugen und Aleander hatte ganz recht, wenn er schrieb, auch wenn der Papst alle Theologen gewänne, die Deutschen hätte er darum noch lange nicht. Er klagt, aus Deutschland kämen nur noch Nachrichten, verdrießlich genug, um selbst einer Statue Leibweh zu machen. Da das Konzil nicht zustande gekommen war, eignete sich der Kaiser den früher so scharf bekämpften Gedanken an, die deutsche Kirchenreform durch einen deutschen Reichstag ins klare zu setzen. Er selbst kündigte an, er werde in Regensburg einen Reichstag halten und denselben nicht eher schließen, als bis man einig geworden sei. Zu den Vorberatungen mußte Paul IV. einen Vertreter entsenden, aber der Schritt wurde ihm sauer und er tat ihn nur, wie er sagte, um Christo zu gleichen, der sich selbst erniedrigte, denn statt die deutschen Ketzer zu verbrennen, wie herkömmlich, sollte die Kurie mit ihnen als einer gleichberechtigten legitimen Macht verhandeln, eine Stellung, in die der stolze Farnese sich nur ungern drängen ließ. Im März 1540 sollte zu Schmalkalden wieder ein Konvent gehalten werden, damit die Protestanten sich über ein gemeinsames Verhalten verständigen könnten. Die Wittenberger Theologen erklärten dem Kurfürsten in einem Bericht vom 18. Januar, sie verharrten bei allen Artikeln des Augsburger Bekenntnisses; auch Melanchthon wollte von einer Anerkennung des päpstlichen Primats nichts mehr wissen. Luther aber, so schlechte Erfahrungen er mit seiner Winterreise nach Schmalkalden gemacht hatte, wollte dennoch erscheinen, auch auf die Gefahr hin nicht wiederzukehren. „Es liegt auch nicht viel daran, ob ich einmal die Augen zutue und die Welt nimmer sehe in ihrem verfluchten Wüten.“ Die Versammlung fand aber ohne ihn statt und von Schmalkalden aus lockte Landgraf Philipp, wie oben bereits berichtet, den übel beratenen Melanchthon nach Rothenburg, wo er seiner Trauung mit Margarete von der Sale assistieren mußte. Als dann im Juni Melanchthon sich an den vorberatenden Verhandlungen in Hagenau beteiligen sollte, erkrankte er unterwegs in Weimar, nicht zum wenigsten infolge der Gemütsbewegungen, die ihm der hessische Handel bereitet hatte. Luther wollte jetzt an seiner Stelle nach Hagenau reisen, Johann Friedrich aber, der mit beiden in Eisenach konferierte, sendete statt dessen Cruciger, Menius

und Mykonius. Es wäre auch kaum der Mühe wert gewesen, wegen dieses Konvents den Reformator den Gefahren einer Reise durch die papistischen Lande auszusetzen. Schreibt er doch selbst am 26. Juli: „Es ist mit dem Reichstag in Hagenau ein Dreck." Um so stattlicher ließ sich im November 1540 der Reichstag zu Worms an, wo nun Melanchthon, wie einst Luther, sich vor einem Legaten und dem ganzen Reiche zu verantworten hatte und Luther selbst zieht eine solche Parallele. Am 14. Januar 1541 begann, nachdem die weltlichen Angelegenheiten erledigt waren, unter dem Vorsitz des kaiserlichen Ministers Granvella das eigentliche Religionsgespräch, an dem elf Katholiken und elf Protestanten teilnahmen, aber unter den katholischen Vertretern neigten Brandenburg, Cleve, Köln und Pfalz selbst zur evangelischen Seite und Granvellas Ziel war der Ausgleich. Um die Diskussion einzudämmen, machte Melanchthon den praktischen Vorschlag, dieselbe auf die beiden Hauptsachen, Rechtfertigungslehre und Messe, zu beschränken. Für die erstere hatte Eck eine Vergleichsformel mitgebracht, von der er in gewohntem Selbstgefühl sagte, eine bessere werde man in beiden Indien nicht ausfindig machen. Melanchthon und Eck waren die Hauptkollokutoren, ein Duett zwischen Nachtigall und Rabe, sagten die Anwesenden, doch dauerte es nicht lange, denn noch hatte man kaum den Artikel von der Erbsünde durchgesprochen, so wurden die Verhandlungen bis zu dem für das Frühjahr nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag vertagt. Es war das die Frucht der Umtriebe des päpstlichen Legaten Morone, der mit Besorgnis wahrnahm, wie die Vertreter von Köln, Trier und Pfalz sich immer mehr den Evangelischen näherten. Aber auch Luther erwartete von den Verhandlungen nichts mehr, nachdem ein blutiges Edikt Karls gegen die Lutheraner in Brabant den Schleier von seiner wahren innern Stellung weggezogen hatte. Namentlich waren die Bücher Luthers, Melanchthons und Bugenhagens aufgeführt, deren Besitz schon bei Todesstrafe verboten wurde. Anfänglich wollte Luther das Edikt glossieren, dann begnügte er sich, es abzudrucken. Es war ihm, wie er schrieb „zu unflätig". In Wirklichkeit war eine direkte Polemik gegen den Kaiser, der demnächst im Reiche erscheinen sollte, jetzt wenig opportun. Auch Luthers Rat, den Reichstag in Regensburg überhaupt nicht zu beschicken, konnte der Kurfürst nicht befolgen, ohne sich die Reichsacht zuzuziehen. Es war schon eine Beleidigung seines kaiserlichen Herrn, daß er nicht in Person auf dem Reichstage erschien. Mitte März 1541 reiste Melanchthon mit Cruciger nach Regensburg ab. Unter-

wegs hatte er ein Wagenunglück, bei dem er die Hand brach. Da war es ein erstes Zeichen des Entgegenkommens, daß Granvella dem Kranken den kaiserlichen Leibarzt zusendete, damit die nicht unbedenkliche Verletzung kunstgerecht behandelt werde. Es wehte Friedensluft. Aber Melanchthon sah in seiner Weise in dem umgefallenen Wagen ein übles Omen. Auch Luther hatte ein böses Frühjahr voll schlafloser Nächte. Er wisse jetzt, schrieb er, was es heiße: „Ich harre des Herrn von einer Morgenwache zur andern." Melanchthons Seufzer über die üble Vorbedeutung aber wies er zurück. „Unsere Sache wird nicht vom Zufall regiert, sondern vom Rate Gottes." Von den Ausgleichsverhandlungen erwartete auch er nichts. Man wolle einen neuen Lappen auf das alte Kleid setzen, Mücken seigen und Kamele verschlucken. Auf des Landgrafen Treibereien wollte er sich am wenigsten einlassen. Der Mann habe Schaden genug gestiftet.

So nah wie in Regensburg sind sich die beiden Parteien nie wieder gekommen und wäre überhaupt noch eine Vereinigung möglich gewesen, so hätte sie damals gelingen müssen. Der Kaiser wollte und brauchte eine Versöhnung und die Kurie, um dem Konzil zu entgehen, schien auch ihrerseits zu dogmatischen Konzessionen geneigt. Auch der Landgraf hatte seine wenig ehrenvollen Gründe, dem Frieden das Wort zu reden. Auf Wunsch des Kaisers sendete der Papst als Nuntius einen Prälaten, der als Führer der Evangelischen in Italien galt. Es war das der edle Venezianer Gasparo Contarini, ein augustinisch gesinnter Theologe, der sich mit Augustins Lehre von der Gnade befreundet hatte und meinte, er werde die Einheit der Kirche und die Existenz der Hierarchie retten, wenn er das Dogma reformieren helfe. In Deutschland machte sich sofort Butzer an ihn heran und bot seine guten Dienste zur Vermittlung an. Unter Vermittlung des Landgrafen, der durch Entgegenkommen dem Kaiser seine verdiente Strafe abkaufen mußte, war schon in Worms eine geheime Kommission zur Beilegung des Kirchenstreits gebildet worden. Dieselbe bestand aus Butzer und Capito einerseits und dem kölnischen Kanzler Gropper und dem kaiserlichen Rate Veltwyk anderseits. Aus ihren Beratungen ging ein Vergleichsentwurf hervor, der alle streitigen Punkte durch vorsichtig ausgeklügelte Formeln versöhnen wollte. Der Entwurf wurde zuerst dem Landgrafen, dann, ohne Nennung der Namen, durch Joachim II. Luthern und durch den Minister Granvella dem päpstlichen Legaten und den katholischen Theologen vertraulich mitgeteilt. Joachim bezeichnete ihn Luthern gegenüber als den Ratschlag gutherziger, gottes-

fürchtiger und gelehrter Leute, damit er sich über denselben äußere. Luther erkannte die gute Absicht der Urheber auch an, aber er verhehlte dem Kurfürsten nicht, daß weder der Papst und sein Anhang, noch die Evangelischen diese Sätze ohne Vorbehalt annehmen könnten. Es komme eben auf die Konsequenzen an, die jeder Teil aus ihnen ziehen werde. Immerhin war der Entwurf ein Zeichen, daß man nachgerade auch auf der katholischen Seite ein starkes Bedürfnis empfand, den Frieden herzustellen, selbst um den Preis von Konzessionen im Dogma. In auffallend widerwilliger Stimmung fand der Vorschlag den Magister Philippus, der am liebsten mit der Regensburger Mission verschont gewesen wäre. Er schrieb kurzweg auf den Entwurf: „Republik des Plato" und gab das Papier zurück. Aus dieser Vorarbeit erwuchs nun auf dem neuen Reichstag das Regensburger Buch, das alle streitigen Fragen durch klug ersonnene ausbeugende Formeln ausgleichen wollte. Butzer erlebte auch die Freude, daß der Kaiser seinen Entwurf den Verhandlungen zugrunde zu legen befahl. Auch darüber war Melanchthon ärgerlich, denn er wollte sein Augsburger Bekenntnis zur Basis nehmen. „Es wäre der Kirche nützlicher," schrieb er, „den Dingen ihren rechten Namen zu geben, und zu sagen, ein Schiff ist ein Schiff, und eine Feige ist eine Feige." In schlaflosen Nächten rächte er sich durch Stachelverse. Das Buch erscheint ihm im Traum als ein scheußliches Tier; seine Haut hat blutige Streifen, in dem Jungfrauengesichte glühen Augen wie Kohlen und sein Name ist — Hyäne. Nicht übel ist das Epigramm:

> Willst du den Trug und die Mängel des Buches verbessern, so brauchst du
> Wenige Mühe nur, ein Strich durch das Ganze genügt.

Daß Eck, wider sein besseres Wissen, ihn als Verfasser „des abgeschmackten Buches" ausschrie, erbitterte Melanchthon noch mehr. Die Kommission, die in Regensburg auf Grund dieser Vorlage beraten sollte, bestand aus Eck, Pflug und Gropper und den Protestanten Melanchthon, Butzer und Pistorius. Ihr wurde von Granvella mit großer Feierlichkeit und wohl versiegelt das „Regensburger Buch", das heißt das Butzer-Gроppersche Elaborat übergeben. Ecks schärfere Tonart wurde bei den Beratungen ausgeglichen durch die mild gesinnten katholischen Domherrn Gropper und Pflug, die das Vertrauen Granvellas und Contarinis besaßen. So ließen die Dinge in Regensburg sich zunächst nicht ungünstig an. Äußerlich glich die Situation ganz der, in der Luther und Melanchthon

sich 1530 befunden hatten, als Melanchthon die Geschäfte auf dem Reichstage zu Augsburg leitete und Luther ihm von der Feste Koburg her seinen Rat gab. Innerlich war das Verhältnis ein anderes geworden. Durch den gemeinsamen Fehler, den sie mit ihrer Gestattung der Nebenehe des Landgrafen gemacht hatten, waren die beiden enger als je zuvor aneinander gebunden, aber die gemeinsame Schuld übte auf beide eine sehr verschiedene Wirkung. Bei Melanchthon war eine gereizte und bittere Stimmung zurückgeblieben und er verachtete den lasterhaften Landgrafen, der, um sich vor der Bestrafung sicher zu stellen, nunmehr den Vorsprecher der kaiserlichen Friedenspläne machte und nicht minder Butzer, der sich auch dafür wieder brauchen ließ. „Der Makedonier“ war für Melanchthon zum „Alkibiades“ geworden, dem es mit nichts ernst war als mit seiner Selbstsucht und sinnlichen Begier. So war er entschlossen, sich nie wieder durch andere zu Schritten verleiten zu lassen, die sein Gewissen mißbilligte, und innerlich verbittert, setzte er den Höflichkeiten des kaiserlichen Ministers Zurückhaltung und den schließlich doch wieder auftauchenden terroristischen Versuchen die scharfe Erklärung entgegen, daß er überhaupt an den Sitzungen nicht mehr teilnehmen werde, wenn man ihn verhindere, seine Meinung zu sagen, worauf Granvella für gut fand, sich für sein Aufbrausen zu entschuldigen. Luther aber, der die mancherlei dogmatischen Differenzen mit Magister Philippus gern zurückstellte, hatte den Freund gegen die Flegeleien Johann Friedrichs zu verteidigen, der Melanchthon gegen dessen Willen und Wunsch nach Regensburg geschickt hatte, ihm dann aber in jeder Weise zu erkennen gab, wie sehr er seiner Festigkeit mißtraue. Seine sächsischen Vertreter hatte er instruiert, sie sollten den Verkehr Melanchthons genau überwachen, seine Zusammenkünfte mit den Gegnern verhindern, und ihn möglichst wenig aus den Augen und aus dem Hause lassen. Hinter den Kulissen trugen sich noch schlimmere Dinge zu als seinerzeit in Augsburg. Melanchthons Briefe wurden erbrochen, er erhielt Befehl, keinen Artikel definitiv anzunehmen ehe Luther zugestimmt habe, und schließlich schickte ihm der Kurfürst auch noch Amsdorf nach, wie er sagte zu seiner Unterstützung, in Wahrheit, um ihn zu überwachen. Natürlich empfand der empfindliche Gelehrte das als Kränkung und in der Sache stiftete Amsdorf nur Schaden, indem er über die Fragen, über die man sich vergleichen sollte, von der Kanzel polemisierte und damit die Evangelischen in den Ruf brachte, daß sie die Händelmacher seien. Aus Crucigers Mitteilung erfuhr Luther, die Papisten wollten die Recht-

fertigungslehre zuletzt, die vom Abendmahl, Kirchengewalt, Messe und Mönchsgelübde zuerst verhandelt haben, weil, wenn das sola fide durchging, diese Artikel nicht mehr haltbar gewesen wären. Luther tröstete ihn, der Teufel möge ein siebenfacher Proteus sein, trotz aller Schlangenwindungen werde der Herr die alte Schlange zwingen sich in ordnungsmäßige Ringe zu legen. Auch gab er den ironischen Rat, Amsdorf möge jenen Artikeln doch noch einige über die Empfängnis Mariä, die Rosenkränze, Weihrauchfaß, Sprengwedel, das Gewand des heiligen Franziskus und dergleichen beifügen. Als Melanchthon nach Wittenberg meldete, bei den Vergleichsverhandlungen, die am 27. April begannen, werde nun wirklich das Gropper-Butzersche Buch zugrunde gelegt, antwortete Luther, es scheine danach, daß es nur darauf abgesehen sei, die alten Götzen neu zu schminken und dann beizubehalten. Da feststehe, daß jene Lehre in der alten Deutung den Seelen unendlichen Schaden getan, so dürften die Freunde in Regensburg sie nicht in irgendwelcher neuen Deutung billigen. In dem Buche sei alles zweideutig und zweifelhaft, nur klare Verwerfung der alten Irrtümer könne der Kirche helfen. Die ersten Artikel, über die man auf Grund des Regensburger Buches zu einer gemeinsamen Formulierung gelangte, waren die vom Urzustand, Sündenfall und Erbsünde. Mehr Schwierigkeit machte der Artikel von der Rechtfertigung. Gut evangelisch sagte die Formel, daß wir gerechtfertigt werden durch den lebendigen und tätigen Glauben, gut katholisch setzte sie hinzu, der Glaube werde aber keinem zuteil, ohne daß ihm zugleich die Liebe eingegossen und dadurch sein Wille geheilt werde, der nun das Gesetz zu erfüllen beginne. Während für Luther die Rechtfertigung ein forensischer Akt ist, in dem Gott uns um des Verdienstes Christi willen gerecht spricht, ist in dieser Formel zugleich eine infusio sanctitatis zugegeben, aber der Grund unserer Rechtfertigung sollte dennoch nur der Glaube sein; Liebe und Werke kommen für Gottes Urteil nicht in Betracht. „Gerechtfertigt oder Gott angenehm werden wir durch den Glauben insofern, als er die göttliche Barmherzigkeit und Christi Verdienst ergreift, nicht etwa infolge der Würdigkeit und Vollkommenheit, die uns in Christo mitgeteilt ist." Eck war nur mit Mühe zu bestimmen, diesen Satz zu unterschreiben, da er in seinen seitherigen Schriften jederzeit das Gegenteil bewiesen hatte. Luther nannte die Formel „eine weitläufige, geflickte Notel, darin sie Recht und wir auch Recht haben". „Wir halten, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes. Das ist unsere Formel. Dabei bleiben

wir; die ist kurz und klar. Dawider mag stürmen Teufel, Eck, Mainz und Heinz und wer's nicht lassen will; wir wollen zusehen, was sie gewinnen." Auch Johann Friedrich prüfte die Formel persönlich. Er glaubte zu entdecken, wo der zweideutige Ausdruck stecke, der das sola fide umgehen wolle, und setzte Luthern durch einen reitenden Boten von seiner Entdeckung in Kenntnis. Dabei war er voll Ärger über die „umschweifigen Worte", durch die man das sola fide nur verdunkle. Wieder sprach er sein Mißtrauen gegen Melanchthon aus und begehrte Luthers schleuniges Gutachten. Luther beschwor ihn, er möge nicht zu hart an Melanchthon schreiben, damit jener sich nicht zu Tode gräme. Er beruhigte den theologisierenden Herrn, es habe keine Not, man halte ja an dem Augsburger Bekenntnisse fest. Aus der ista apologia, der „Leisetreterin", ist jetzt auch für Luther „die liebe Konfession" geworden. Trotzdem fand Johann Friedrich für nötig, eine Mahnung an Melanchthon zu schicken, er dürfe in keinem Artikel von der rechten Lehre weichen.

Aber die gleiche Weisung erhielt Contarini von Rom. Der Artikel von der Kirche mußte zurückgestellt werden, da Eck und Melanchthon sich über die Unfehlbarkeit der Konzilien nicht einigen konnten und die Papisten an der göttlichen Einsetzung des Papsttums festhielten. In der Lehre von den Sakramenten zeigten sich die Parteien zunächst „ganz gelind", aber in Sachen des Abendmahls kam es zum Bruch. Luther hatte im Streite gegen die Schweizer die substanzielle Gegenwart des Leibes Christi im Brot so betont, daß es nicht unmöglich schien, auch hier einen Ausgleich mit der alten Kirche zu finden. Gropper und sein Mitarbeiter Butzer hatten eine Wendung gefunden, die ganz allgemein sagte, daß im Brot und Wein der Leib und das Blut Christi realiter gegenwärtig sei. Contarini seinerseits war bereit die communio sub utraque zuzugestehn, aber in den Butzerschen Entwurf hatte eine unbekannte Hand hineingeschrieben: Transsubstanziation. Daran scheiterte alles. Die Katholiken blieben dabei, ohne Transsubstanziation sei auch keine substanzielle Gegenwart des Leibes im Brote denkbar. Ihnen kam es eben nicht auf die Gegenwart Christi, sondern auf die Wandlung durch den Priester an. Nicht auf dem Begriffe der Gegenwart Christi im Abendmahl beruht die Autorität des Priesters, sondern darauf, daß der Priester es ist, der die Kreatur in ihren Gott, die Hostie in den Leib Christi verwandeln kann, der „Gott macht". Das ist's, was ihn von den Laien scheidet. Was die Kirche bei ihrem Fronleichnamsfest feiert, ist die Herrlichkeit des Priesteramts. Das

war noch immer die tiefe Kluft, die Luthern von der alten Kirche schied, nicht das Wunder im Abendmahl, das er glaubte, sondern der Anteil des Priesters an dem Wunder. An der Transsubstanziation und dem Opferbegriffe hängt die Bedeutung der Messe, der Nutzen der Privatmessen, der Glaube, daß die Hostie auch außerhalb des Abendmahls der Leib Christi bleibe und darum nach Brauch und Vorschrift der Kirche verehrt werden müsse. Alles, was Luther in den Schmalkaldischen Artikeln den Drachenschwanz des Antichrists genannt hatte, sollte hier wieder anerkannt werden und schon daran mußte jeder Ausgleich scheitern. Insbesondere die Privatmessen wurden dieses Mal zum Zankapfel, da die Evangelischen betonten, Christus reiche seinen Leib zum Genusse, während die Papisten dabei blieben, daß in der Messe der Priester den Leib Christi, der am Kreuz geopfert ist, dem Vater in frommen Gebete darstelle, wozu weder eine Gemeinde noch Kommunikanten nötig sind.

Unter dem Artikel von der Gewalt der Bischöfe hatte das Butzer-Groppersche Buch auch den vollen Umfang der päpstlichen Gewalt untergebracht. Nach Melanchthons Äußerungen in Augsburg und Schmalkalden mochten sie meinen, ihn hier wenigstens auf ihrer Seite zu haben. Er aber schreibt: „Da ich soviel Stück in einem Artikel merkte, die alle listiglich gesetzt, ward ich sehr ungeduldig und focht den ganzen Artikel an. Da hatt ich mit Butzer und dem hessischen Kanzler nit weniger zu streiten denn mit Gropper und Granvella.“ So war der Landgraf Philipp jetzt nachgiebiger als der „verzagte, weltweise Melanchthon“ und der aalglatte Straßburger war bereits wieder auf die andere Seite entwischt. Es folgten dann die Artikel von der Anrufung der Heiligen, der Messe, der communio sub una, vom Cölibat und Mönchsleben und die Diskussion endete hier überall damit, daß die Protestanten Gegenartikel zu den Akten gaben. Schließlich wurden die verglichenen Artikel definitiv redigiert und am 31. Mai das Ergebnis dem Kaiser zugefertigt. Der Kurfürst von Sachsen aber wollte auch von den verglichenen Artikeln nichts wissen und verlangte, die Evangelischen sollten eine neue Protestation einlegen. „Wer mit Flickwerk umgehen will, der fahre hin.“ So sehr aber hatte sich die Lage seit Speyer geändert, daß noch ehe in Regensburg der Bruch erfolgt war, Karl V., allerdings unter der deckenden Flagge Joachims II. und des Markgrafen Georg, an Luther eine eigene Gesandtschaft abordnete, seinen gelehrten Doktor Alesius, Luthers Freund Johann von Anhalt und Mathias von der Schulenburg, „um Luther zu vermögen, in etlichen Artikeln, so

man bei Philippus nicht habe erhalten mögen, zu billigen oder zu tolerieren". Als Johann Friedrich davon hörte, sendete er wiederum einen Eilboten an Luther, um ihn vor den Anschlägen, die man ihm bereite, zu warnen. Am 10. Juni traf diese hohe Deputation, an die sich unterwegs noch Georg von Anhalt anschloß, bei Luther ein, um im Namen des Kurfürsten Joachim und des Markgrafen Georg dieses kaiserliche Ansuchen dem großen Ketzer vorzutragen. Der Hauptartikel von der Rechtfertigung sei ja verglichen, dringe der überall durch, so würden die Mißbräuche mit der Zeit von selbst fallen. Luther gab aber seine alte Antwort, daß er zwar in den Bräuchen, wie in der communio sub una, der Ohrenbeichte und dergleichen Geduld üben könne, also die erbetene Toleranz gewähre, wenn aber die Artikel von der Rechtfertigung, die der Kaiser genehmigen wollte, wirklich rein gepredigt würden, müßten alle übrigen Mißbräuche als damit unverträglich, fallen. Noch ehe er übrigens seine Antwort fertig niedergeschrieben hatte, erschien der Kurfürst selbst in Wittenberg, der nun auch seine Vorbehalte in Luthers Konzept einflickte, wodurch dieses weder klarer noch brauchbarer wurde. Luther verhielt sich ganz gegen seine Gewohnheit bei dieser Gelegenheit vermittelnd. Er mahnte, des Kaisers Gemüt aufs beste zu verstehen und die Verhandlungen nicht schroff abzubrechen. Allerdings müsse man in dieser Situation vorsichtig fahren. „Das Feld will Augen, der Wald will Ohren haben." Aber er hielt es für einen Gewinn, daß in dieser Sache der Kaiser mit ihnen gegen den Papst stehe. Die Gesandten waren über die milde Stimmung des großen Donnerers hoch erfreut und rechneten es ihm hoch an, daß er die verglichenen Artikel annehmen wolle und bereit sei in den äußern Bräuchen vorerst Toleranz zu üben, aber Luther meinte, sie hätten weder ihn noch ihre Vollmachtgeber richtig verstanden. Um so erstaunter war Melanchthon über Luthers friedfertige Antwort; er meinte, Luther habe wohl das Buch gar nicht gelesen, sonst wäre sein Bescheid anders ausgefallen. Ihre Rollen hatten sie dieses Mal vertauscht. Der in Formalien sorglose Reformator konnte aber diese sehr unbestimmten Konzessionen um so unbedenklicher machen, als er klar voraussah, daß weder der Papst noch die katholischen Stände in die vorgeschlagene Toleranz willigen würden. So kam es denn auch. Der sächsische Kurfürst hatte Albrechts Abwesenheit benutzt, um durch Justus Jonas Halle reformieren zu lassen. Dieser entbrannte darüber in begreiflichem Zorn und mit ihm schrien die Bayernherzöge nach Krieg gegen die Ketzer. Wenn der Kaiser jetzt nicht die Waffen ergreife, wäre

er besser in Spanien geblieben. Als so der Wind umsprang, nahm Eck seine Konzessionen wieder zurück und erklärte Groppers und Butzers Elaborat für ein abgeschmacktes Buch. Um den Reichstag nicht ganz unverrichteter Dinge auseinandergehn zu lassen, beantragte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, man solle mindestens die vier verglichenen Punkte und die communio sub utraque in den Reichstagsabschied aufnehmen. Auch des Kaisers Meinung war, die verglichenen Artikel seien zu publizieren, in den übrigen Toleranz bis zum Konzil zu gewähren, aber der Druck von Schriften, die die Religion anlangen, und alle Schmähschriften seien bei schwerer Strafe zu verbieten. Da waren es wieder einmal die Bayernherzöge, an deren Widerspruch der Friede scheiterte. Sie erklärten, um keiner schlimmern Dinge willen, als weil sie den Kelch im Abendmahl begehrten, hätten sie die Leute in ihren Landen verbrennen und ersäufen lassen. Das zuzulassen, was man zuvor mit Feuer und Wasser verfolgt, heiße bekennen, daß man ein Räuber und Mörder sei. So wurden die Verhandlungen auf das Konzil vertagt und der Abschied verpflichtete nur die Protestanten, von den gemachten Zugeständnissen nicht wieder zurückzutreten. Doch wurden auch die katholischen Stände zur Reform ihrer Klöster, Geistlichen und Kapitel ermahnt und der Nürnberger Religionsfriede von 1532 wurde auf die Stände ausgedehnt, die inzwischen dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren. Ein weiteres erreichten die Protestanten durch Separatverträge, so daß sie den Regensburger Reichstag mit dem Gefühl eines errungenen Sieges verließen. Dem Magister Philippus aber gaben sie das Zeugnis, daß er sich diesmal stracklich steif gehalten habe. Luther schrieb bald darauf an den Kurfürsten, es stehe jetzt so, daß die Papisten Melanchthon mehr fürchteten als irgend einen unter den Gelehrten. Als Belohnung solle man ihn von der Verpflichtung, griechische Lektionen zu halten, entbinden, ihm aber den Gehalt dafür lassen. Von Melanchthons eigenen Wünschen war dieser Vorschlag freilich ungefähr das Gegenteil.

Sowohl in Worms wie in Regensburg hatte Magister Philippus einen bleichen, unscheinbaren Franzosen neben sich gehabt, der wegen seiner strengen Kirchenzucht mit Farel aus Genf vertrieben worden war, Jean Cauvin, zur Zeit Prediger der französischen Gemeinde in Straßburg. Der Mann, der bald einen entscheidenden Einfluß auf Melanchthon gewann, soll ihn schon damals gesteift haben, so daß er in den Verhandlungen wie umgewandelt erschien. Bald nahm auch Luther von einer Schrift

Calvins, responsio ad Sadoletum, mit großem Beifall Notiz. Selbst Calvins Abendmahlslehre nahm er ruhig hin, da es billig sei, einem so tüchtigen Geiste etwas nachzusehn. Sehr unzufrieden war Luther dagegen mit dem Straßburger Klappermaul. „Das Leckerlein,“ sagte er von Butzer, „hat allen Glauben gar bei mir verloren. Er hat mich zu oft betrogen. Er hat sich auf dem Tag itzt zu Regensburg übel gehalten. Er wollt mediator sein zwischen mir und dem Papst; hat gesagt: ‚Ei es ist ein arm Ding, daß so viel Seelen sollen umkommen um eins oder zween Artikel willen.‘ Sie sehen das Ding pro re politica an, die man pro ratione temporis so oder so nehmen kann.“ Luthers ganzes Verhalten bei den Nachrichten aus Regensburg, zumal wenn man es mit den Koburger Tagen vergleicht, zeigt deutlich, daß dem greisen Reformator die Haupt- und Staatsaktionen immer gleichgültiger geworden waren. Er nennt das Ganze ein Kartenspiel Gottes, der die Gegner Könige und Buben ausspielen läßt und sie dann mit dem Daus wegsticht. „Ferdinand ist die vier Schellen, der Papst die sechs Schellen, der Kaiser ist der König im Spiel. Zuletzt kommt unser Herr Gott, teilt das Spiel aus, schlägt den Papst mit dem Luther, der ist sein Daus.“ Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man seines Gottes so sicher ist.

Der unglückliche Feldzug gegen die Türken, der neue Krieg mit Franz I. banden von da an Karl V. die Hände, so daß er erst durch den Frieden von Crespy am 24. September 1544 Herr seiner Entschließungen wurde. Seit so sein Einfluß in Deutschland ausgeschaltet war, machte die Reform solche Fortschritte, daß es ganz den Anschein hatte, es werde nun doch noch zu einer kirchlichen Einheit, aber im Sinne des Evangeliums kommen. Karl V. selbst sprach diese Befürchtung aus, da er aber die deutschen Motive auch jetzt nicht verstand, hielt er dafür, daß es sich für die Deutschen um das Kirchengut, nicht um die Kirchenlehre handle.

Der Reichstagsabschied von 1541 verpflichtete die Stände zur Reform ihrer Stifte; das nahmen nicht wenige Reichsstände zum Anlaß, nunmehr auch ihrerseits sich den Lutherschen Bräuchen insoweit anzunähern, als ihnen dienlich erschien, und viele kleinere Gewalten und Städte schlossen sich der neuen Bewegung an, nachdem der Reichstag sie wieder getäuscht und sie sich lange genug als „Exspektanten“ hatten verhöhnen lassen. Schon während der Dauer des Reichstags von Regensburg hatte die Stadt Halle damit den Anfang gemacht. Die Hoffnungen, die Luther noch während des Augsburger Reichstags auf Albrecht gesetzt hatte, er

werde den Evangelischen wenigstens Religionsfreiheit gewähren, hatten sich nicht erfüllt. In fortschreitendem sittlichem Verfall geriet er immer mehr in Abhängigkeit von den katholischen Fanatikern. Er fing an, das Beispiel des Herzogs Georg nachzuahmen und in seinem Stifte Halle den Besuch des katholischen Abendmahls unter Kontrolle zu stellen. Seine Strafen gegen ehrbare Bürger wegen ihres Luthertums erbitterten um so mehr, als er selbst die Gewohnheiten seines Aschaffenburger Seraillebens auch nach Halle verpflanzte. Da er eine seiner Freundinnen, um Aufsehen zu vermeiden, in einem Reliquienkasten nach seinem Schlosse tragen ließ, die Heilige aber durch Niesen sich verraten hatte, nannte man seine Damen „des Bischofs Heiligtümer". Luther sah in diesem Vorgange sogar beabsichtigte Verhöhnung der Gläubigen. „Hab' ich's doch nicht erdicht," sagt Luther in seiner Schrift gegen Albrecht vom Jahre 1539, „daß er seine Dirnen läßt in Särgen als Heiligtum mit Kerzen und Fahnen in seine Moritzburg tragen, so er's wohl könnt anders zuwegen bringen, wo er nicht Lust hätte, Gott zu spotten und die Welt zu gänsern." In einer Tischrede vom 17. Februar 1538 erzählt er dagegen, Albrecht habe eine seiner Geliebten zu Lisk ins Kloster tragen lassen in einem Sarg mit Fackeln, als ob es ein Heiligtum wäre. Die Erbitterung der Bürgerschaft und Luthers wuchs, als er 1535 seinen Kamerar Schönitz nach einem sehr irregulären Gerichtsverfahren wegen Unterschlagungen hängen ließ. Nach den einen war Schönitz ihm bei einem Liebeshandel mit einer italienischen Sängerin im Wege, nach andern fürchtete er, daß Betrügereien, die er mit Schönitz gemeinsam verübt hatte, durch diesen verraten werden könnten. Selbst wenn die Unterschleife erwiesen waren, war die Strafe auffallend hart und das Verfahren formlos. Nach solchen Leistungen meinte Luther, Albrecht verdiene vor allen andern Papst zu werden, so stark sei er in allen päpstlichen Tugenden. Schönitz' Verwandte und Freunde machten nun den Reformator zu ihrem Fürsprecher und Luther selbst sagte, er sei ein Beistand der armen Leute und drohte dem Kurerzbischofe, er wolle ihm eine lustige Fastnacht anrichten, daß ihm die Füße zum Tanze jucken sollten. Albrecht sei selbst ein Dieb, der sogar eine seiner Buhlerinnen bestohlen habe, so daß man für ihn einen Galgen so hoch wie der Giebichenstein bauen sollte. Der Handel verbitterte sich noch weiter, als ein Student, Simon Lemnius, lateinische Gedichte veröffentlichte, für die Melanchthon als Rektor die Druckerlaubnis erteilt hatte, die aber Luther erzürnten, weil sie den Erzbischof Albrecht verherr-

lichten, von dem Lemnius Unterstützung erbetteln wollte. Eine Untersuchung wegen Anzüglichkeiten gegen hohe Personen wurde eingeleitet, der sich der Verfasser durch Flucht entzog. Daß er darauf für immer relegiert wurde, ist begreiflich, Luther aber brachte die Sache am 16. Juni 1538 auch noch auf die Kanzel. Obgleich Melanchthon der Schrift das imprimatur erteilt hatte, nannte sie Luther vor der Gemeinde ein „Erzschandbuch". Lemnius habe den Erzbischof Albrecht gelobt und aus dem Teufel einen Heiligen gemacht, weshalb er alle fromme Christen vermahne, das Buch von sich zu tun. Nun aber rächte sich auch Lemnius, indem er eine vermehrte Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete. In Lucianschen Gesprächen treten da Luther, Jonas und Spalatin auf nebst ihren Frauen. Luther sucht sich zuerst von seiner Käthe zu befreien, sie weiß ihn aber zu zwingen, daß er sie heirate. Um den Freund nicht allein in Schanden stecken zu lassen, heiraten nun Jonas und Spalatin die zwei andern geistlichen Nymphen, die Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hat. Noch schmutziger sind die beigefügten Epigramme, wobei der Verfasser, der ein Freund von Melanchthons Sohn war, seine genaue Bekanntschaft mit den Wittenberger Familien verwertete. In seiner Erbitterung kam Luther nunmehr in einer Schrift „wider den Bischof zu Magdeburg" auf den Fall Schönitz zurück und nach Lauterbach rühmten es die Leute, daß doch einer da sei, der den Großen dieser Erde die Wahrheit sage. Er selbst aber schrieb: „Es ist jetzt eine neue Welt; die Amtleute und Adel wollen nicht Häscher sein, es sei dem Adel zu nahe; Juristen wollen nicht Schirmer sein, es sei fährlich bei großen Herren; Theologen wollen nicht Sträfer sein, es verdreußt die Leute. Lieber, tut sie zusammen solche löbliche Hierarchia, wie ein lieblich fein Regiment soll sich da finden, da man kein Straf, Furcht, Widerstand, noch einigen Ernst braucht, sondern lasse alles sich selbst regieren und jedermann tun, was er will." Wenn alle dem Unbequemen aus dem Wege gehn, so will er wenigstens seines Prophetenamtes warten. Johann Friedrich aber war auch jetzt wieder anderer Meinung und bedachte Luthern mit einem Edikte, das ihm auferlegte, für alle Streitschriften gegen Personen künftig die Druckerlaubnis des Kurfürsten einzuholen. Lemnius dagegen durfte unter dem Schutze Albrechts eine „Monachopornomachia" veröffentlichen, die das Privatleben aller seiner Wittenberger Gegner mit Schmutz bewarf. Unter den Neuern hat Lessing sich des Lemnius angenommen, indem er dem Martial des sechzehnten Jahrhunderts das Recht zusprach, sich gegen Luther mit den

einzigen Waffen zu wehren, die er hatte. In der Tat hat Lemnius' Verfahren und die ganze Gestalt etwas Modernes. Er gleicht dem Rezensenten einer Literaturzeitung, der seine Nächte damit zubringt, Mond und Sterne anzubellen, dabei aber das Gefühl nicht los wird, selbst ein Hund zu sein.

Das Ansehen des Erzbischofs Albrecht hatte durch diese Händel nicht gewonnen und daß diese Blüte des deutschen Episkopats nun auch noch mit Strafen gegen diejenigen vorging, die das Abendmahl auswärts unter beiderlei Gestalt nahmen oder sich der katholischen Osterkommunion entzogen und nicht zur Ohrenbeichte kamen, reizte die evangelisch Gesinnten aufs äußerste. Schließlich mußte der Erzbischof doch selbst die Unhaltbarkeit dieser Zustände einsehen und auf dem Landtage zu Halle 1541 ließ er sich von den Ständen die Aufhebung seines Stiftes zu Halle gegen eine Geldbewilligung abkaufen. Daß die katholische Kirche der Reihe nach Erfurt, Magdeburg und Halle verlor, war sein Verdienst. Am 22. März wurde die letzte Messe in der Stiftskirche zu Halle gesungen. Während der Kaiser in Deutschland und der Reichstag von Regensburg beisammen war, reformierte die Bürgerschaft die Kirchen ihrer Stadt. Aufgefordert von Rat und Bürgerschaft, kam Justus Jonas in die Residenz des Erzbischofs und nahm die Reform des Gottesdienstes vor. Aller Lärm, den Albrecht und die Bayernherzöge in Regensburg schlugen, blieb ohne Wirkung. Der Erzbischof und Kardinal aber zog verdrossen nach seinem andern Erzbistum Mainz, wo er in dem freundlichen Aschaffenburg seine Residenz aufschlug. Materiell erlitt die Hallesche Bürgerschaft eine nicht unbeträchtliche Einbuße, indem sie den Hof verlor und die Wallfahrt aufhörte, weil der Erzbischof seinen berühmten Reliquienschatz nach Mainz verbringen ließ. Als eine amtliche Verkündigung allen Gläubigen mitteilte, daß das hohe Heiligtum nun in Mainz aufgestellt sei und Albrecht durch große Ablässe zur Verehrung desselben aufforderte, lud Luther in einem spöttischen Flugblatt, „neue Zeitung vom Rhein 1542“, die Rheinländer ein, den armen entblößten Knochen doch neue Röcke zu stiften, da die alten in Halle seien zuschanden gegangen. Was auch der alte Luther noch als Humorist zu leisten imstande war und wie er rein literarisch genommen die großen Humoristen des Jahrhunderts, Brant, Murner, Rabelais, Fischart usw. weit übertraf, dafür ist dieses Flugblatt ein ergötzliches Zeugnis. „Man sagt auch,“ heißt es da, „seine kurfürstlich Gnaden habe wichtige neue Reliquien beschafft, von denen bisher nie ein Mensch gehört, als:

1. Ein schön Stück vom linken Horn Mosis.

2. Drei Flammen vom brennenden Busch.

3. Zwei Federn und ein Ei vom heiligen Geist.

4. Ein ganzer Zipfel von der Fahne, da Christus die Hölle mit aufstieß.

5. Eine große Locke vom Barte Belzebubs, die an der Fahne bekleben blieb.

6. Ein halber Flügel vom heiligen Erzengel Gabriel.

7. Ein ganzes Pfund von dem Wind, der am Berge Horeb vor Elias vorüberrauschte.

8. Zwei Ellen von dem Posaunenton bei der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai.

9. Dreißig Paukenschläge von der Pauke Mirjam, der Schwester Mosis.

10. Ein groß, schwer Stück vom Geschrei der Kinder Israel, damit sie die Mauern von Jericho niederwarfen.

11. Fünf schöne, helle Saiten von der Harfe Davids.

12. Drei Haare Absaloms, damit er an der Eiche hängen blieb, doch zeigt man diese nicht als Heiligtum, sondern zum Wunder, wie zu Rom der Strick des Judas in St. Peters Kirche gewiesen wird.

Es hat mir auch ein guter Freund anvertraut, seine kurfürstlichen Gnaden wolle zu diesen Heiligtümern testamentarisch hinzuverehren ein ganzes Quentchen von seinem treuen Herzen und ein ganzes Lot von seiner wahrhaftigen Zunge."

In einem Briefe an Jonas vom 6. November 1542 bekannte sich Luther zu dieser lustigen Zeitung. Gelüste es die Papisten zu pfeifen, so wolle er mit der Braut zu Mainz noch einen guten Reigen zur Letze tanzen; er habe für sie noch etliche süße Küßlein auf ihr rosenrot Mäulchen bereit. Kurz vor Luther, im Jahre 1545, ist Albrecht vereinsamt und verbittert gestorben, ein Typus jener aufgeklärten Kirchenfürsten, denen es mit ihrem Humanismus in der alten Kirche nicht mehr wohl werden konnte und die doch nicht die durchreißende Energie fanden, das geistliche Kleid von sich zu werfen, das ihnen ihr Leben lang ein Nessusgewand gewesen war.

Ein selbst Luthern allzu verwegenes Spiel begann Kurfürst Johann Friedrich im Jahre der Anwesenheit Karls im Reiche durch die gewalttätige Reformation des Bistums Naumburg. Während der Kaiser erwartet

wurde, war am 6. Januar 1541 der Naumburger Bischof Philipp, ein bayerischer Prinz, gestorben, der zugleich Bischof von Freising war und darum selten in Naumburg erschien. Bei seinem Tode erklärte Johann Friedrich über das Bistum Landeshoheit zu besitzen, und als das Domkapitel den als Mann der Vermittlung auch bei den Protestanten wohlgelittenen Julius von Pflug wählte, ließ der Kurfürst ihn nicht zu. Die Wittenberger Theologen selbst warnten ihren Fürsten vor solcher Gewalttat und empfahlen ihm, falls er Pflug durchaus ablehne, den evangelisch gesinnten Merseburger Domherrn Georg von Anhalt wählen zu lassen. Johann Friedrich aber wünschte keinen Fürsten in dieser Stellung, sondern einen von ihm abhängigen Mann. Obwohl Brück und nicht minder die Wittenberger Theologen abrieten, den Kaiser und den gesamten Episkopat in solcher Weise herauszufordern, nahm der Kurfürst erst die weltliche Verwaltung des Bistums an sich, und nach provisorischer Verwaltung der Kirche durch einen evangelischen Superintendenten ritt er mit einem Gefolge von 300 Reitern am 18. Januar 1542 in Naumburg ein. Begleitet war er von Luther und Amsdorf, die die Verhandlungen mit dem Rat der Stadt und der Gemeinde führten. Daß Amsdorf nicht verheiratet und von gutem, stiftsfähigem Adel war, erleichterte die Sache. Nachdem die Patrone zugestimmt, erfolgte am 20. Januar die Ordination Amsdorfs zum Bischof. Auf die Anfrage des Superintendenten an die Gemeinde, ob sie einverstanden sei, diesen Hirten zu erhalten, antwortete sie mit einem feierlichen Amen. Nachdem das veni creator spiritus gesungen war, predigte Luther vom Altar über den Text Ap.-G. 20, 28: „So habet nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, über welche euch der Heilige Geist gesetzet hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat." Nach vollbrachter Predigt Luthers kniete Amsdorf nieder und Luther und die andern Amtsbrüder legten ihm die Hände auf. Luther sprach noch ein Gebet, worauf mit einem: „Herr Gott, dich loben wir" diese Ordination des ersten evangelischen Bischofs schloß. Von Naumburg begab sich Amsdorf nach Zeitz und nahm dort die Huldigung der Stände entgegen. Den ganzen Vorgang zeigte Luther auf Wunsch der Stände in einer eigenen Schrift der deutschen Christenheit an: „Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen." Eine neue Sünde, rühmt er, hätten die armen Ketzer begangen, einen Bischof zu weihen, „ohne allen Chresem, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmer, Weihrauch, Kohlen, lediglich mit Gebet und Predigt". So aber,

wie er Amsdorf geweiht habe, so seien in der Zeit der alten Kirche die Bischöfe geweiht worden. Die Landesherren müßten, wie jetzt die Dinge lägen, die Notbischöfe sein, Pfarrer und Prediger schützen und helfen, daß sie dienen und predigen können. Damit war die neue Form für die Reform der Stifte festgestellt, bis dann im Laufe der weiteren Entwicklung die evangelische Kirche einen Unterschied zwischen Superintendenten und Bischöfen überhaupt nicht mehr anerkannte, sondern die oberste Gewalt einfach in die Hände des Landesherrn legte, der ja faktisch doch der Herr war. Herzog Moritz aber sah in dieser Reformation den Anfang der Einverleibung des Bistums Naumburg in den Kurstaat und empfand diesen Übergriff seines Vetters als ein ihm zugefügtes Unrecht. Als dann aber 1544 das Bistum Merseburg erledigt wurde, ahmte er das Beispiel des Kurfürsten nach. Er ließ durch das Domkapitel seinen Bruder August zum Bischof von Merseburg wählen, und dieser setzte Luthers Freund, Georg von Anhalt, zum Koadjutor ein.

Stürmischer vollzog sich die Reformation im Herzogtum Braunschweig. Herzog Heinz war neben Herzog Georg der erbittertste Gegner Luthers und der evangelischen Fürsten. Aber während Herzog Georg als Fürst von konservativer Gesinnung und ehrbarer Haltung persönlich geachtet wurde, war Heinrich von Braunschweig ein verächtlicher, schlechter Mensch und ein unruhiger Kopf. Der Mann, der dem Landgrafen Philipp seine Doppelehe vorrückte, hatte seine eigene Geliebte, Eva von Trott, für tot ausgegeben und an ihrer Stelle eine große Puppe mit allen kirchlichen Ehren zu Gandersheim beerdigen lassen, um in der Stille den Verkehr mit Eva fortsetzen zu können, ohne von ihrer Familie darin gestört zu werden. Am Hofe ließ man Seelenmessen für die Hingeschiedene lesen und die Herzogin legte Trauer für sie an, während sie von einem Schlosse des Herzogs nach dem andern gebracht wurde und ihm ein Kind nach dem andern gebar. Schon dieses Verfahren bestätigt Luthers Vorwürfe, daß Heinz feig, lügenhaft, kurz ein Heuchler und Meuchler sei. Gegen Luthers Sache hatte er sich anfänglich nicht ganz ablehnend verhalten, aber der Bauernkrieg erinnerte ihn, wie so viele Junker, an die Solidarität der konservativen Interessen, und schon der Dessauer Tag sah ihn auf der Seite des Herzogs Georg, der entschlossen war, dem Thomas Münzer nun auch Martin Luther folgen zu lassen. Von da an ist es Heinz von Braunschweig, der am eifrigsten mit Karl V. Briefe wechselt und zwischen Spanien und Deutschland den Botenläufer macht, um die Aktion gegen

die Evangelischen in Gang zu bringen. Der Kaiser hatte ihm einen Teil des Hildesheimer Stifts verschafft; nun wollte er sich auch Goslar unterwerfen und die Stadt Braunschweig um ihre Freiheiten bringen. Wie der katholische Ferdinand schon lange verstanden hatte, sich an kirchlichem Gut zu bereichern, so gebrauchte jetzt auch Karl V. die kirchlichen Stifte, wie Hildesheim, um seine Anhänger sich treu zu erhalten. Luther wendete auf dieses Verfahren seiner Majestät ein sehr unehrerbietiges Gleichnis an. Ein ehemaliger Hauslehrer Ferdinands, Severus, erzählte an seinem Tische, in Linz sei ein Hund gewesen, der im Körbchen Fleisch bei dem Metzger holte. Wollten die andern Hunde es ihm rauben, so stellte er sich tapfer zur Wehr. Wenn er aber unterlag, so war er der erste, der selbst zugriff. „Da hat Doktor Martinus Luther gesagt: ‚Eben das tut itzt unser Kaiser auch, der, nachdem er lange die geistlichen Güter verteidigt hat und sieht, daß ein jeglicher Fürst die Klöster und Stift zu sich reißt, so nimmt er jetzt auch die Bistumb ein als Lüttich usw., auf daß er auch partem de tunica Christi überkomme.'" Von Heinrich bedroht flüchteten Goslar und Braunschweig unter den Schutz des Schmalkaldischen Bundes. Um so mehr wuchs der Haß des Herzogs gegen die Evangelischen. Als nun der Bundeskonvent der Schmalkaldener im Jahre 1538 in Braunschweig gehalten werden sollte, verlangten Johann Friedrich und Philipp, um denselben zu besuchen, freies Geleit von Herzog Heinrich. Seinem Charakter gemäß wagte derselbe nicht, das Geleit abzuschlagen, sondern er erklärte, er müsse darüber erst den Rat des Kaisers einholen. Die beiden mächtigen Fürsten waren nun aber nicht der Meinung, sich in dieser Weise äffen zu lassen, und traten auch ohne Geleit die Reise an. Als nun der Landgraf unweit Wolfenbüttel vorbeizog, wurde er von der Feste mit Feldschlangen beschossen. Als Antwort ließ Philipp am 31. Dezember 1538 einen Sekretär des Herzogs, der Briefe an Albrecht von Mainz trug, durch Bewaffnete aufheben und nahm Einsicht von dem Inhalt der gegnerischen Botschaften. Über diesen Gewaltstreich entspann sich ein Schriftwechsel zwischen den beiden Parteien, die sich gegenseitig Landfriedensbruch vorwarfen, woran sich dann eine allgemeine literarische Fehde zwischen Katholischen und Evangelischen entzündete, wobei beide Teile die Angriffspunkte, die Heinrichs Eva wie Philipps Grete darboten, weidlich ausnutzten. Daß hinter den Angriffen auf Johann Friedrich und Philipp der Wolfenbüttler stehe, war niemand unbekannt. Nun kamen um diese Zeit auffällig viele Brandstiftungen im Gebiete des Kurfürsten und in dem der

Stadt Braunschweig zugehörigen Einbeck vor, und etliche aufgegriffene Brandstifter gestanden auf der Folter, sie seien durch Leute des Herzogs Heinz zu dieser Arbeit gedungen worden. Dem Charakter des feigen und tückischen Welfen sah das nur allzu ähnlich, und die Wittenberger glaubten an seine Schuld. Für Melanchthon war Heinz der Mezentius aus Virgils Äneis, für Luther der mordbrennerische Nero, aber an der literarischen Fehde beteiligten sie sich nicht. Erst ein perfider Ausfall in dem neuesten Pamphlet des Herzogs Heinz gegen Johann Friedrich nötigte Luthern gleichfalls das Wort zu ergreifen. Unter dem Datum Dienstag nach Allerheiligen 1540 ließ Heinrich eine „Duplica" wider den Kurfürsten von Sachsen erscheinen, „welchen Martin Luther, sein lieber Andächtiger, Hans Worst nennt". Wollte Luther nicht stillschweigend zugestehen, daß er in dieser respektwidrigen Weise von seinem allergnädigsten Herrn zu reden pflege, so mußte er antworten, und gerade das Körnchen Wahrheit, das in der Behauptung des Herzogs lag, ließ ihm eine möglichst massive Antwort rätlich erscheinen. Am besten widerlegte er die Verdächtigung, wenn er dem Verkläger selbst jenen Namen anheftete. So erfolgte im Frühling des Jahres 1541 eine Erwiderung Luthers von ungeheurer Grobheit: „Wider Hans Worst." So groß war die Entrüstung in seinem Kreise über den Welfen, daß Luther am 12. April 1541 an Melanchthon schreiben konnte, er wundre sich selbst, wie glimpflich (tam moderatus) er gegen den Tyrannen geschrieben habe, aber sein Kopfleiden habe ihm damals nicht den vollen Gebrauch seiner Kräfte gestattet. Heute ist der Leser eher geneigt, das Kopfleiden als Entschuldigung der Ungeheuerlichkeit seiner Polemik gelten zu lassen. Mit Bedauern sieht man, bis zu welchen Maßlosigkeiten sich „der grobianische Stil" mit der Zeit gesteigert hatte. Von der Derbheit war man zu Schimpfreden übergegangen, um schließlich zu den gemeinsten Kotwürfen zu greifen. Es gab auf diesem Wege keinen Stillstand. Einer übertrumpfte den andern. Bei dem allgemeinen Geschrei hatte der einzelne keine andere Weise mehr, sich Gehör zu erzwingen. Immerhin bleibt Luther auch in dieser verrufensten seiner Streitschriften dennoch der ernste Mann, dem es um die Sache zu tun ist und der von der persönlichen Zänkerei den Streit auf die entscheidende Frage lenkt, wer denn die rechte Kirche habe, der Herzog, der die Evangelischen Ketzer schelte, oder diese? So zieht Luther eine schlagende Parallele zwischen der „alten rechten" und der „neuen falschen" Kirche. Mögen die Papisten schreien wie sie

wollen, dennoch bleibt es dabei, daß die Kirche der Evangelischen die Kirche der Apostel ist, die Kirche des Papstes der Tempel des Antichrists. Die Kinder der Katholischen werden gewiß auch selig, wenn sie sterben, ehe sie die päpstliche Kirche verstehen, wenn sie aber heranwachsen und der Lügenpredigt glauben, verfallen sie dem Verderben. Die Behauptung, daß die Evangelischen abgefallen seien, haben die Gegner schon von Anfang an aufgestellt, aber „wo sind dieser Zeit Lästerer, die Emser, Ecke, Rotzlöffel, Witzel? — ihre Bücher sind dahin und zunichte worden, Gottes Wort aber bleibt ewig". „Wo Propheten sind, da sind Kirchen, darin sie lehren. Sind die Propheten falsch, so sind die Kirchen auch falsch, die den Propheten glauben und folgen. Nu haben wir bis daher noch nie können von den Papisten erlangen, daß sie beweisen wollten, warum sie doch die rechte Kirche seien?" Die Sakramente haben die Evangelischen auch. Was die Papisten über den evangelischen Brauch hinaus haben, dabei ist zu fragen: „Wer hat's Euch befohlen? Wo steht es geschrieben?" „Ablaß, Kelchentziehung, Umwandlung des Gedächtnismahls in ein Pfaffenopfer und eigen Verdienst eines bösen Buben dem andern zu verkaufen und ins Fegfeuer mitzuteilen, und für alle zeitliche Not, wie einen heidnischen Grempelmarkt auf das allergreulichst und lästerlichst verwandelt — der Teufel bleibe bei euch in solcher Kirchen, und alle, die Heinze sein wollen." Dazu Heiligendienst, Cölibat, weltliche Gewalt der Bischöfe, alles das will Heinz aus der Schrift beweisen, denn in der Schrift ist er in seinem Element wie die Kuh auf dem Nußbaum oder die Sau auf der Harfe.

In diesem Zusammenhang wirft Luther auch einen Rückblick auf den Gang der evangelischen Bewegung seit ihren ersten Anfängen und dieses Fragment einer Selbstbiographie ist es, nicht die grotesken Schimpfreden, um derentwillen das Buch „wider Hans Worst" eine der wertvollsten Schriften Luthers ist. Wie er als alter Mann mit einem ironischen Lächeln zurückschaut auf die Irrwege des jungen Heiligen, der einst den Himmel hatte stürmen wollen mit guten Werken, erfahren wir hier und die milde Weisheit des Alters in diesen Stellen versöhnt uns mit den Zornausbrüchen eines Greises, der bei frecher Herausforderung gelegentlich auch die Herrschaft über sich verlieren konnte. Daß nicht alles so schön geworden ist, wie er im frohen Kampfesmut einstmals vom Siege des Evangeliums erwartet hatte, gibt er wehmütig zu. „Ob wir wohl die reine Lehre göttlichen Wortes und eine feine, reine heilige Kirche haben,

wie sie zur Zeit der Apostel gewest, in allen Stücken so zur Seligkeit nutz und not sind, so sind wir doch nicht heiliger und besser denn Jerusalem, die heilige Gottes eigen Stadt, darin so viel böser Leute mit unter waren. Also ist bei uns auch Fleisch und Blut, ja der Teufel unter Hiobs Kindern. Der Bauer ist wild, der Bürger geizt, der Adel kratzt. Wir schreien und schelten durch Gottes Wort und wehren so viel wir können und nicht ohne Frucht, denn was sich lehren läßt, ist (Gott Lob) überaus gut und tut mehr, denn man begehrt." So wird die Streitschrift gegen den Unwürdigsten aller Gegner zum Anlaß einer Beichte, wie der greise Reformator das Ergebnis seiner eigenen Lebensarbeit beurteilt. Der Welfe aber hatte am allerwenigsten den Beruf, den Evangelischen ihre Gebrechen aufzurücken. Das Gericht brach auch bald genug über ihn herein. Zwar bei dem „frommen" Kaiser richteten weder die Klagen der Fürsten gegen die Mordbrennerei, noch die Beschwerden der Verwandten der Eva von Trott über die Schändung ihrer Familienehre etwas aus, aber die Evangelischen bekamen Gelegenheit, sich selbst zu helfen. Heinrich hatte gegen Goslar das Kloster Georgenberg befestigt, die Stadt riß es nieder. Dafür wurde Goslar vom Reichskammergericht in die Acht erklärt; als aber Heinrich das Edikt vollziehen wollte, fielen ihm im Juli 1542 die Schmalkaldischen Fürsten in den Arm und besetzten sein Land. Luther durfte nun frohlocken: „Wir haben die großen Taten Gottes gesehen. Lasset uns ihn loben und uns fürchten vor seinen Gerichten." Die Fürsten setzten eine gemischte Regierungsform in Wolfenbüttel ein und in ihrem Auftrag reformierte Bugenhagen das Land. Im September 1545 kehrte Heinrich unversehens zurück, aber nur zu seinem Verderben. In einem Treffen zu Northeim wurde er, der sich im Kriege stets als Feigling gezeigt hatte, geschlagen, und am 11. Oktober 1545 mit seinem ältesten Sohne als Gefangener eingebracht. Der Kurfürst und Landgraf, die auf die Stimmung des Kaisers Rücksicht zu nehmen hatten, waren unschlüssig, ob sie ihn nicht der Haft entlassen wollten. Aber Luther widersprach. Er werde sich doch nicht bessern und auf seine Versprechungen sei kein Verlaß. Ihn frei lassen, heiße Gott versuchen. Gott möchte sagen, wie zu Ahab über Benhadad: „Darum, daß du den Mann, von mir verbannt, hast von dir gelassen, soll deine Seele für seine Seele sein und dein Volk für sein Volk." Die Fürsten sollten ihn unschädlich machen, damit fromme Leute nicht wiederum durch ihn geschädigt würden. In der Tat blieb Heinz als Gefangener Philipps auf der Feste Ziegenhain, bis die Nieder-

lage der Schmalkaldener ihm im Sommer 1547 seinen Kerker öffnete. Der Gewinn von Halle, Naumburg und Braunschweig war ein beträchtlicher Fortschritt, aber von viel größerer Tragweite war es, daß der geistliche Kurstaat Köln gleichfalls auf dem Punkt stand, der katholischen Kirche verloren zu gehn. Trat dieser Fall ein, so war ein unheilbarer Riß in die deutsche Reichsverfassung geschehen. Dann war es wahrscheinlich, daß die geistlichen Länder geradeso säkularisiert und dem Erbgang unterworfen werden würden, wie das Deutsche Ordensland Preußen. Es war der alte ehrwürdige Erzbischof Herrmann aus dem Hause Wied, der am Abend seines Lebens, rein aus Gründen innerer Überzeugung erklärte, er habe sich durch Studium der Schrift von der Richtigkeit der protestantischen Lehre überzeugt und wünsche, daß seine Pfarrer das reine Evangelium predigen möchten. Der Klerus selbst leistete zwar Widerstand, die Universität und das Domkapitel protestierten nach Kräften, aber die weltlichen Stände waren zum guten Teil auf seiten der Reform. So berief der Kurfürst Butzer und Melanchthon, die in gemäßigten Formen die Evangelisierung des geistlichen Kurstaats in Angriff nahmen. Die verschleiernde Formel, mit der Melanchthon und Butzer Konflikten in der Abendmahlslehre aus dem Wege gehen wollten, reizte Amsdorf, dem Melanchthon ohnehin nichts mehr recht machen konnte, zum Widerspruch. Auch Luther sprach sich nachher sehr schroff über das Butzersche „Gewäsche“ aus, aber er war doch Politiker genug, den Erzbischof nicht mit solchen Händeln irre zu machen. Er freute sich des gelungenen Werkes, redete mit Ehrerbietung von dem alten Kirchenfürsten und schrieb: „Gelobet sei Gott, der sein Evangelium also verherrlicht, daß, während unsere nächsten Nachbarn, die Leute von Bethsaida, Chorazin und Nazareth, den Propheten in seinem Vaterland nicht aufnehmen, die Samariter und das kanaanäische Weib ihn annehmen.“

Für Karl V. war dieses Vorrücken der Reform an den Niederrhein eine höchst bedenkliche Sache, da von Köln aus leicht seine flandrischen Erblande angesteckt werden konnten. Bald aber trat eine nicht minder ernste Befürchtung hinzu. Auch Kurpfalz drohte abzufallen und dann hatten im Kurfürstenkollegium die Protestanten die Mehrheit. Daß eine solche seinen Sohn Don Philipp nicht zum deutschen Kaiser wählen würde, wie er doch wünschte, konnte der Kaiser leicht voraussehn. Im Jahr 1544 war der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig V., gestorben, der in der ersten Zeit seiner Regierung eine vermittelnde, dann eine entschieden

konservative Stellung eingenommen hatte. Ihm folgte sein bereits 61 jähriger Bruder Friedrich II., den der Kaiserhof lang umschmeichelt, gebraucht, mit Aussichten auf die Hand einer Infantin hingehalten und genarrt hatte, bis er den Dank vom Hause Österreich satt bekam. Er war ein wankelmütiger, früh verbrauchter Höfling, der aber, nachdem er so viel Schönes in fremden Landen gesehen, mit den Neubauten in seinem Heidelberger Schlosse begann. Hinter ihm stand sein feuriger und geistvoller Neffe, der Erbauer des Ottheinrichsbaus, ein Mensch mit schwerem unförmlichem Körper aber lebendigem Geiste und hohem Kunstsinn, der den alten Herrn nach Kräften vorwärts schob. Vertreter der evangelisch Gesinnten in der Stadt Heidelberg war damals Pfarrer Stoll an der Heiliggeistkirche und nun geschah es „unter Frohlockung der Bürgerschaft", daß der neue Kurfürst anfing, die Predigten dieses Pfarrers Stoll zu besuchen. Auch das Augustinerkloster, das einst Schauplatz von Luthers Disputation gewesen war, hatte einen evangelischen Gottesdienst eingeführt. Am 20. November 1544 reformierte die Bürgerschaft in der Heiliggeistkirche von sich aus, indem sie das Lied des Paul von Spretten anstimmte, das überall in Süddeutschland als die Marseillaise der Reformation galt:

Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad' und lauter Güte.
Die Werke helfen nimmermehr
Sie mögen nicht behüte.

Es war das schon öfter dagewesen und in Waiblingen hatte der Meßpfaffe unter Ausspeien der Gemeinde den Rücken gewendet, als er am Altar stehend die unliebsamen Töne vernahm. Nach dieser Demonstration sah der Kurfürst ein, daß er mit Zuwarten nicht durchkommen werde. Er erließ jetzt eine Kirchenordnung, die die Priesterehe freigab, das Abendmahl sub utraque und Katechesen einführte und für Taufe und Trauung den Gebrauch der deutschen Sprache vorschrieb. Die Konsequenz dieser Neuerungen war denn, daß der Kurfürst durch Vermittlung des Feldhauptmanns Schärtlin von Burtenbach über seine Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund verhandelte und Melanchthon an die Universität Heidelberg einlud, um die Reformation zu vollenden. Nachdem so Köln und Pfalz evangelisch geworden waren, konnte an sich schon die Majorität des Kurfürstenkollegiums als protestantisch gelten und nun starb gerade in diesem Augenblick, im Jahre 1545, der alte Kurfürst

Albrecht von Mainz und das Domkapital, bestochen von Hessen und Sachsen, wählte den evangelisch gesinnten Sebastian von Heusenstamm zum Nachfolger in Kurmainz. Danach war denn bei der nächsten Königswahl mit Sicherheit auf einen protestantischen König zu rechnen, als welchen Philipp von Hessen zur Zeit ihrer Freundschaft Johann Friedrich in Aussicht genommen hatte. Das war die frohe Aussicht, die noch im letzten Lebensjahre sich vor Luther auftat. Er hatte seine Nation, so durfte man hoffen, den Händen des römischen Papstes für immer entrissen. Wie schwer auch dem greisen Reformator in Wittenberg das Leben in vieler Hinsicht wurde und wie trübe der Kranke zuzeiten die Welt ansah, dennoch mußte es ihn mit Stolz erfüllen, daß, Bayern und Österreich abgerechnet, nunmehr ganz Deutschland lutherisch war oder doch demnächst werden würde. Er hatte gesiegt. Das eine Glück war ihm nicht versagt geblieben, sein Werk nahezu unter Dach zu sehen. Als er starb, ahnte noch niemand, daß ein Jahr nach seinem Tode die Spanier in Wittenberg einziehen und alles in Frage stellen würden, was Luther geschaffen. Solange er lebte, hatte sein Geist sich stärker erwiesen als die Weltherrschaft Karls V. Durch den Donner seiner Streitschriften hatte er dem Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, Deutschland entrissen; der Professor, der einen Gehalt von nicht vierhundert Gulden erhielt, hatte den Generalpächter aller Ablässe und den Kaiser beider Welten, samt seiner Silberflotte, ausgekauft. Er ist ihnen zu stark gewesen; sie hatten ihn bedrängt von Jugend auf und hatten ihn nicht übermocht. Als Sieger über Kaiser und Papst schied er aus dem Leben.

XLIII

Der alte Luther.

Das Leben lag nun hinter ihm. Es war an Erfolgen reicher als das jedes andern Zeitgenossen; aber befriedigten ihn diese Erfolge? Melanchthon, nachdem er sein ganzes Leben der Theologie gewidmet hatte, dankte auf seinem Sterbebette Gott, daß er ihn nunmehr erlöse von der Wut der Theologen. So sagt auch Luther: „Im Dorrsal bin ich zum Lehramt gezogen worden, hätt' ich aber gewußt, das ich jetzt weiß, sollten mich zehn Roß nit gezogen haben." Man darf diese und ähnliche Äußerungen des alten Reformators nicht dahin deuten, als ob er an seinem Werk irre geworden wäre. Als er nach dem Tag von Schmalkalden todkrank in Gotha lag, bestätigte er vielmehr als sein Testament den Freunden, daß er recht getan habe, den Papst zu stürzen und dieselbe Erklärung wiederholte er in seiner Todesstunde zu Eisleben. Auch sein Glauben an sich selbst ist ihm nie verloren gegangen. Er fühlte sich als „Doktor Martinus, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt", wie er sich in seinem letzten Testament selbst bezeichnet. Daß ihn aber die Welt und sein Volk enttäuscht habe, verhehlte er nicht. In den frohen Tagen des Kampfes und der Hoffnung hatte er einst gemeint, wenn an Stelle des kirchlichen Werkdienstes der Glaube, an Stelle der priesterlichen Bevormundung das allgemeine Priestertum proklamiert sei, dann werde die neue Welt erscheinen. Jetzt ist seine Meinung: „Insgemein sind Bürger und Bauern, Mann und Weib, Kind und Gesinde, Fürsten, Amtleute und Untertan alle des Teufels." „Die Welt ist eine Welt und war eine Welt und wird eine Welt sein, die von Christus nichts weiß, noch wissen will", das heißt: „Welt bleibt Welt". Wittenberg ist ihm ein neues Sodom und Gomorrha, aber auch von den andern deutschen Landschaften weiß er nicht viel Gutes zu sagen. In einer Tischrede von 1540 heißt es: „Die Sachsen verachten die Westfalen und haben doch keine Ursache

dazu. Die Schwaben mischen sich vermöge ihrer Redseligkeit in alles und halten Bayern und Rheinländer zum besten, die Meißner wuchern die Leute aus, stolzieren und sind unaufrichtig. Ein Meißner ein Gleisner. Die Wenden würden Wittenberg aushungern, wenn sich nicht der Kurfürst dawiderlegte." Je näher er die Leute hat und kennt, um so weniger gefallen sie ihm. Keiner Nation, sagt er, sei er so entgegen wie den Meißnern und Thüringern und einen Gast, Anton von Schönberg, anblickend, setzte er hinzu: „Hätte ich gewußt, daß du ein Meißner bist, hätte ich dich nicht an meinen Tisch genommen." Allzuviel will das nicht besagen, da er nachgerade die Welt in globo verurteilt. Die Welt war immer schlecht, aber neuerdings ist sie noch schlechter geworden. Man sagt zwar, es sei alles schon dagewesen, aber das Bündnis zwischen dem Papste, dem Türken und dem allerchristlichen König ist jedenfalls etwas Neues unter der Sonne und er kann nur sagen, entweder habe er bisher die Welt nicht gesehen, oder es werde täglich, während er schlafe, eine neue Welt geboren. Darum ist sein tägliches Gebet: „Komm lieber jüngster Tag!" Die eine Altersfreude hatte er freilich, daß er alle seine schlimmsten Feinde überlebt. Im Palaste zu Dresden sitzt jetzt Herzog Heinrich. Wenn Herzog Georg das wüßte, würde es ihm in der Hölle wehe tun. Denn wenn der nicht in der Hölle ist, so gibt's keine. „Der von Braunschweig soll's auch nicht mehr lang treiben." Emser lag lang im Grabe und am 16. Februar 1543 berichtet ihm Veit Dietrich aus Nürnberg, daß es auch mit Eck zu Ende gehe. „Was hat er nun davon?" sagte Luther. „Sein ganzer Zweck war die gloria, aber darum ist's unserm Herrgott nicht zu tun, sondern um die Wahrheit." Zwei Jahre darauf starb auch Albrecht von Mainz, dem Luther in den letzten Jahren besonders bittere Worte gewidmet hatte. Jetzt versicherte er den Neffen, Joachim II., persönlichen Groll hege er gegen den Urheber des Ablaßstreites nicht, aber das galt doch erst seit Albrecht tot war. So lichtete sich die Schar der alten Gegner, aber „was hilft's? Kommt ein Bube weg, so kommt ein anderer in die Stadt. Sie sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms. Es ist kein Edelmann, der dem Bauer was gönnt, dem Bürger oder dem Fürsten. Summa: sie gönnen ihnen untereinander selbst nichts Guts. Denn es sind dreierlei Teufel: Hausteufel, Hofteufel und Kirchenteufel. Die letzten sind die ärgsten." Die liebe Jugend dagegen sah ringsum eitel Herrlichkeit, so daß er mit Ironie davon redet, wie er zu alt sei, die neue Zeit und die neuen Menschen richtig zu würdigen. „Ich werde je länger

je alberer. Ich kenne die Menschen nicht. Münzer, Karlstadt, Jäkel (Schenk) sind die unsern gewest und einesteils noch und lehren wie wir, und wie man sagt, machen sie es besser. Allein zu Dresden gibt es noch schlichte, gerade, offene Seelen.“ Aber hinter dem Spotte verbarg sich tiefer Gram. Was er sah, war so traurig, daß er geflissentlich sich die Schattenseiten des früheren Zustandes, „die Greuel des Papsttums“, vergegenwärtigen mußte, um den dermaligen Zustand erträglich zu finden. Nach Weise des Alters kehren seine Gedanken viel zu den Anfängen zurück. Seine eigene Jugend ist ihm vollkommen objektiv geworden und mit gutmütiger Ironie betrachtet er den jungen Toren, der einstmals eine Pilgerfahrt nach dem Sitze des Antichrists machte; er begleitet ihn lächelnd auf allen seinen Irrwegen, bald mit Mitleid, bald mit Spott und berichtet, wie er in Rom durch alle Schlüfte und Klüfte rannte und alles glaubte, was erstunken und erlogen war. Dabei formt sich ihm das Bild seiner Jugend immer mehr nach den Überzeugungen seines Alters. Was er jetzt für verderblich hält, will er auch damals als verderblich an sich selbst erfahren haben; woran er jetzt glaubt, das meint er als zuweilen aufblitzenden Stern schon damals von ferne gesehen zu haben. Je öfter er aber den lauschenden Tischgenossen das abschreckende Beispiel des im Papsttum ersoffenen Mönches vorhält, um so sternloser erscheint ihm die damalige Nacht. Das Bild seiner Jugend hat nachgedunkelt. So wird er sich selbst mythisch. Nicht nur die Daten verschieben sich, sondern auch die Tatsachen. Wenn der alte Mann so ins Erzählen kommt, dann wird die Vergangenheit bildsames Wachs. Dieselben Worte schreibt er bald diesem, bald jenem Freunde oder Feinde zu. Die Gegner seines Alters sind auch die Verfolger seiner Jugend gewesen. Albrecht von Mainz hat ihn stets nur belogen und betrogen. Er wollte ihn sogar vor Worms um sein freies Geleit betrügen und ganz vergessen ist, daß Käthe des Kurfürsten Geschenke annahm und wie oft er selbst freundliche Briefe mit ihm wechselte. Von Tetzel weiß er jetzt zu erzählen, derselbe sei durch Herzog Friedrichs Fürbitte bei Kaiser Max davor bewahrt worden, wegen seiner Liederlichkeit gesackt und im Inn ersäuft zu werden, eine Geschichte, die ihm erst Jahrzehnte nach Tetzels und Friedrichs Tod zugetragen worden sein kann, sonst hätten die Wittenberger sie wohl rechtzeitig gebraucht, um der Inquisitorrolle des stattlichen Herrn eine Ende zu bereiten. Nicht anders verhält es sich mit der Behauptung, Tetzel habe auch für noch nicht begangene Sünden zum voraus Ablaß verkauft. Das hat Hutten von den Ablaß-

predigern behauptet, aber in Luthers Anklagen gegen Tetzel im Thesenstreite hören wir davon nichts; erst in der Schrift wider Hans Worst stellt er als alter Mann diese Behauptung auf und läßt sich die Geschichte des Mykonius gefallen, daß ein Landsknecht sich bei Tetzel Ablaß für seine nächste Sünde kaufte, um ihn dann selbst auszuplündern. Herausgewachsen ist die Anekdote, die den Stempel eines Volksschwanks an der Stirne trägt, aus dem Institut der Beichtbriefe, die dem Käufer das Recht gaben, sich auch für spätere Sünden nach eigenem Ermessen einen Beichtvater zu wählen und aus dem Verkauf von Ablaß für zehn, zwanzig oder mehr Jahre, womit aber Jahre des Fegfeuers gemeint waren, nicht Jahre der Straflosigkeit im Diesseits. So ist es auch eine Übertreibung des Alters, wenn Luther behauptet, in seiner Jugend sei die Bibel ein allen unbekanntes Buch gewesen, und in Erfurt, das sich gerade durch seine exegetischen Studien auszeichnete, habe niemand mehr von ihr gekannt als die sonntäglichen Perikopen. Staupitz, der biblische Mystiker, der seine Sprache an der Vulgata gebildet hat, soll „mit großer Verwunderung" wahrgenommen und Usingen soll es sogar mißbilligt haben, daß er sich mit der Schrift befaßte. Karlstadt ist nach ihm Doktor der Theologie geworden, ohne die Bibel auch nur gesehen zu haben! Schon die Schriften des heiligen Bernhard, an denen auch er sich erbaute, und die Weissagungen der Joachiten, an die er teilweise glaubte, hätten ihn lehren müssen, wie tief sich die Klosterleute in ihre Vulgata hineingelesen hatten. Lassen doch sogar die epistolae obscurorum ihre Magistri für die törichtsten und schmutzigsten Propositionen Schriftbeweise aus sehr entlegenen alttestamentlichen Schriftstellen führen, die beweisen, daß selbst im Rate der Spötter die Bibel genau bekannt war; wie sollte sie Karlstadt nicht gekannt haben! Im Kloster sieht der alte Reformator jetzt alles schwarz. In den Briefen der Jugendzeit widmete er den ehrwürdigen Vätern Franziskanern in Eisenach eine aufrichtige Verehrung; er betrachtete die Lehrer im Erfurter Augustinerkloster als seine Wohltäter, als liebevolle Helfer aus schwerem Gemütsleiden, ja er hat die besten Freunde für das Leben, wie Staupitz, Lang, Link im Kloster gefunden. Nachdem er selbst bereits sieben Jahre Mönch war, hat er Usingen 1512 glücklich gepriesen, daß er sich entschlossen habe, im Erfurter Kloster den Frieden zu suchen, wo er zu finden ist. In der kleinen Antwort auf Herzog Georgs nächstes Buch vom Jahr 1533 und in der Schrift wider Hanswurst 1541 erscheint ihm dagegen alles im Kloster verderblich und verderbt. „Wir Mönche sind die rechten

Zauberer und Gaukler gewesen." Wäre er damals gestorben, so wäre er heute in der Hölle. „Summa, ein Kloster ist eine Hölle, darin der Teufel Abt und Prior ist, Mönche und Nonnen die verdammten Seelen." Den Sinn des Mönchsgelübdes, das man ihn ablegen ließ, faßt er in der „kleinen Antwort" dahin zusammen, man habe ihn geloben lassen, ein Leben zu führen, bei dem er ohne Christus gerecht werde und durch eigene Werke sich eine Bahn zum Himmel bereite, auch andere Menschen selig zu machen durch seine Werke, die er ihnen verkaufe um einen Scheffel Korn. Rund und bündig kleidet er das Bild jener Zeit in die Worte: „Summa, wir haben gar nichts gewußt, was ein Christ wissen soll. Alles ist durch die Papstesel verdunkelt und unterdrückt. Es sind ja Esel und große, grobe, ungelehrte Esel in christlichen Sachen, denn ich bin auch einer gewesen und weiß, daß ich darin die Wahrheit sage." Bei seiner ersten Messe, meint er sich zu erinnern, wäre er vor Schauder beinahe vom Altar weggelaufen, hätte nicht ein strenger Wink seines Lehrers ihn festgehalten, und zwar sind es gerade die Worte des Kanons vom Opfer für Lebende und Tote, die er später so scharf verurteilte, die ihm diese Angst eingejagt haben sollen. Daß Rom eine Mördergrube sei, hat er mit eigenen Augen gesehen. Aber in den Briefen der auf die Romfahrt folgenden Zeit ist durchaus nicht ersichtlich, daß die Reise nach Rom seinen Respekt vor dem Papsttum gemindert hätte. Er selbst bekennt, daß er noch 1517 „der rechten, unsinnigen, rasenden Papisten einer gewesen sei, so daß er vor großem Eifer bereit gewesen wäre jeden zu ermorden, so dem Papst in der geringsten Syllaben nicht hätte wollen gehorsam und unterworfen sein." Jetzt verwertet er dieselben römischen Erinnerungen, um aus ihnen den diabolischen Charakter des Papsttums zu erweisen. Den Hausgenossen erzählte er auch, wie sein Sohn Paul berichtet, „da er die preces graduales in scala Lateranensi verrichten wollen, sei ihm alsbald eingefallen der Spruch des Propheten Habakuk, der Gerechte wird seines Glaubens leben. Hat darauf sein Gebet bleiben lassen". Aber jener Spruch gewann für ihn diese Bedeutung erst, nachdem er angefangen hatte den Römerbrief auszulegen. Hätte er solche Erkenntnisse in Rom schon gehabt, so hätte er mit der hochwichtigen Andacht der scala santa auch die andern Pilgerübungen unterlassen. In entgegengesetztem Sinne trägt die Erzählung an Hans von Sternberg, es sei ihm damals leid gewesen, daß sein Vater und Mutter noch lebten, weil er sie sonst so leicht durch eine Messe in der Laterankirche aus dem Fegfeuer hätte befreien

können, den Charakter humoristischer Übertreibung. Liest man die Rede für den Propst von Leitzkau, die er nicht allzulang nach seiner Rückkehr aus Rom niederschrieb, und die eine scharfe Kritik des herrschenden Aberglaubens enthält und das reine Wort statt der Legenden (recisis fabulis purum evangelium) verlangt, so wird auch das zweifelhaft, ob er wirklich bei seiner Romfahrt alles so völlig kritiklos hingenommen habe, wie er in seinen Tischreden versichert, wenn wir auch nicht bezweifeln, daß er als ebenso ergebener Sohn der Kirche aus Italien zurückkam, wie er es betrat. Seine eigenen Äußerungen schwanken. Einmal nennt er seine Romfahrt eine Zeit ganz neuer Erfahrungen, dann aber sagt er auch wieder: „Ich, als ein Narr, trug Zwiebeln gen Rom und brachte Knoblauch wieder.“ Je nach der jedesmaligen Stimmung ist die Erzählung bald so, bald anders gefärbt. Der Stein, in den Sankt Peter zwei tiefe Rinnen geweint aus Reue über seine Verleugnung Jesu, hat ihm in Rom keinen großen Eindruck gemacht. Jetzt sagt er in einer Tischrede vom Jahre 1542: „Credo, quod de Petro dicitur, daß er post resurrectionem Christi immer geweint hat und die Augen mit ein Schnupftuchlein so gewuscht, daß sie ihm auch sein gar rot worden. Wenn man ihn fragt, quare fleret, respondit, er kunde es nicht lassen, wenn er an die freundliche conversatio gedenke, die sie mit dem Herrn Christo gehabt hätten.“ Aus dem Steine mit den Rinnen ist ein stets gebrauchtes Schnupftüchlein geworden, aber die Vorstellung selbst ist ihm doch geblieben. So sind die Tischreden Kinder des Augenblicks, zuverlässige Zeugen für die eben vorherrschende Stimmung, aber keine Beiträge zur Geschichte. Als solche hat sie aber auch der freundliche Plauderer nicht gehalten.

Auch die Erlebnisse mit dem Teufel gewinnen mit den Jahren immer festere Umrisse. Der schwarze Hund, den er auf der Wartburg in seinem Bette findet und zum Fenster trägt und hinauswirft, ist jedenfalls ein auffallend gutmütiger Teufel gewesen, doch muß man bei solchen Geschichten fragen, wie viel die Berichterstatter zu Luthers eigenen Worten hinzugetan haben. Ähnlich verhält es sich wohl mit der Erzählung in den Tischreden, es sei ihm nach einem innigen Gebete ein Glanz an der Wand aufgefallen, der allmählich die Gestalt Christi annahm und schließlich alle fünf Wunden des Heilands erkennen ließ. Aber statt wie Franziskus von ihrem Glanze stigmatisiert zu werden, sei er in die Worte ausgebrochen: „hebe dich, du Schandteufel!“ denn er sei gewiß gewesen, daß der arme Menschensohn sich nicht so prächtig zeigen würde. Eine große Altersplage

war für ihn die zunehmende Schlaflosigkeit, bei der ihn die schwarzen Gedanken mit Macht überwältigten. Gerade dabei zeigt sich, wie er sich immer tiefer in seine Teufelsvorstellung eingelebt hat. Der Teufel ist ihm des Nachts „näher als seine Käthe", so daß er mit ihm raufen muß. Wie sein Schutzpatron Martinus mit dem Teufel von Pannonien bis Mailand reiste, so ist Luther mehr als einmal im Schlafhause mit ihm hin und wieder spazieren gegangen und der Böse hat ihn geplagt und angefochten, daß er's nicht sagen kann. Nach einer Tischrede waren es sogar ein bis zwei visierliche Teufel, „die stark auf ihn lauschten und anfochten und wenn sie im Herzen bei ihm nichts konnten gewinnen, so griffen sie den Kopf an". Leibhaftig hat er das Wüten des Satans und seiner Hexen vor sich, wenn er ein Gewitter beobachtet. „Wie ein böser Geist ist der Teufel! Wie macht er so grausame Wetter durch sich und seine Hexen! Wenn Gott und die lieben Engel nicht wehreten, er erschlüg alles mit seinen Donneräxten, die ihr Donnerkeil heißt. Und Gott sieht bisweilen zu, daß er also rumort, damit wir uns fürchten und beten und Gott anrufen lernen." Was er im Jahre 1532 klagt, galt noch immer, daß der Satan ihn am Einschlafen hindre. Luther sagte dann erst in Güte: „Teufel, ich muß jetzt schlafen, denn das ist Gottes Befehl, des Tags arbeiten und des Nachts schlafen." Weicht er nicht, so „reißt er gegen ihn einen starken Possen". Setzt er ihm zu hart zu, indem er ihm seine Sünden vorhält, so sagt Luther: „Lieber Teufel, ich hab's Register gehört, aber ich habe noch mehr Sünden getan, schreib's auch und wisch's Maul drein." Psychologisch ganz richtig rät er, den Unhold durch Schimpfworte zu verjagen, denn sobald der Angefochtene zum Angriff übergeht, hat er auch den Satan unter die Füße bekommen, Luther aber schließt daraus, daß der Teufel ein hochmütiger Geist sei, der Beleidigungen nicht vertrage. Schon von der Feste Koburg aus hatte er einst dem melancholischen Weller den seltsamen Rat gegeben, er solle dem Satan zeigen, daß er ihn verachte, indem er ein wenig sündige. Aber er verwies ihn auch auf den Rat eines weisen Mannes, der auf die Klage eines Melancholikers, „mir fallen solche Gedanken ein", erwidert habe: „so lasse sie wieder ausfallen. Du kannst dich nicht dagegen verwahren, daß sie dir über den Kopf fliegen, aber doch dagegen, daß sie dir Nester in die Haare setzen." Danach ist klar, was er mit dem Sündigen meinte. Trinken, Spielen, Scherzen. Den Teufel verhöhnen nennt er auch sonst sein bestes Hausmittel. So erzählt er in einer Tischrede von 1542: „Es saß ein

Altvater und betet, da macht der Teufel, daß es den Beter däuchte, er hörte Schweinegrunzen, damit wollt er das Gebet impedieren. Da fing der Pater an: ‚Ei Teufel, wie ist dir so recht geschehen! Du sollst sein ein Engel worden, so bist du zu einer Sau worden!‘ Da hört das Getöne oder Gekirre auf, weil der Teufel es nicht vertragen kann, daß man ihn verachte.“ Aus den theologischen Diskursen, die er in stiller Mitternacht mit dem bösen Geiste führte, hat er in der Schrift „von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“ aus dem Jahre 1533 eine ausführliche Mitteilung gegeben, die zeigt, was er den Verkehr mit dem Teufel nennt. Er sei, erzählt er, um Mitternacht erwacht, da habe der Teufel eine Disputation mit ihm angefangen: „Hört Ihr's Hochgelehrter, wisset Ihr auch, daß Ihr fünfzehn Jahre lang habt fast alle Tage Winkelmesse gehalten? Wie, wenn Ihr mit solcher Messe hättet viel Abgötterei getrieben und nicht Christi Leib und Blut, sondern eitel Brot und Wein da angebetet und anzubeten andern vorgehalten?“ So entspinnt sich eine lange Disputation mit dem bösen Geiste, in der der Teufel obsiegt, „denn obwohl er ein Lügner von Haus aus ist, so sagt er doch zuweilen die Wahrheit, um die Leute zu plagen“. Je mehr das Alter den Reformator auf seine Stube bannt, um so intimer wird sein Verhältnis mit diesem lästigen Hausgeist. Er hat stets die Empfindung, daß er um ihn ist und seinen Anteil an allem verlangt, was vorgeht. Als Luther am 26. Februar 1536 zu Torgau den Herzog Philipp von Pommern mit einer Schwester Johann Friedrichs traute, fiel der Trauring zur Erde. Luther wußte sofort, wer Schuld war. „Hörst du, Teufel,“ rief er, „es geht dich nicht an! Du wirst nichts ausrichten!“ Das Gefühl, daß es Mächte des Widerstands gebe, die Gottes Wege kreuzen wollen, war so bei ihm ausgeglichen durch seinen festen Glauben, daß nicht der Teufel, sondern Gott das Ende verordne. Es war ein Stück Mittelalter, das er mit sich schleppte und durch seine Autorität auch bei den Nachfahren legitimierte. Vor einem Wüten gegen Teufelsdiener und Hexen, wie es im Gottesstaat Calvins und den bischöflichen Gebieten an der Tagesordnung war, bewahrte ihn seine humane, milde Gesinnung, aber es war schlimm genug, daß Lutheraner wie Carpzov sich für ihre Greuel auf Luthers Teufels- und Hexenglauben berufen konnten.

Sich selbst ist der Kranke nur noch der alte Madensack, ein kalter, abgelebter und demnächst auch einäugiger Mann, wie er sein Schielen, eine Schwäche des Augenmuskels, übertreibt. Schon seit Schmalkalden ist

er überzeugt, daß er zu nichts mehr zu gebrauchen sei. So erklärt sich auch seine Gleichgültigkeit gegen die theologischen Projekte Johann Friedrichs und Melanchthons, die er zuweilen gutheißt, ohne sie gelesen zu haben. Sind die Erzählungen des alten Manns ihrem Inhalte nach nur mit Vorsicht zu benützen, so bringen sie uns doch das Bild des Greises um so näher, der mit Vergnügen in die Geschichte seiner Jugend sich vertieft, mit erregter Phantasie ergänzt, wo das Gedächtnis versagt und immer mehr in das Alter eintritt, in dem man findet, daß das Schönste am Leben die Erinnerung sei. Wenn die Freunde ihn seiner trüben Stimmung entreißen wollen, bitten sie ihn, ihnen seinen Zug nach Worms zu erzählen und bald hat er darüber alle körperlichen Leiden vergessen. Merkt er dann, daß er zu sehr ins Weite geraten, dann sagt er selbst: „Das Alter ist vergeßlich und wäschig, also ist mir's vielleicht auch geschehen." Aus dem Winter 1542 auf 43 hat sich ein charakteristisches Gespräch mit seiner Hausfrau erhalten. Da ihm der Kopf sehr eingenommen war, sagte er zu ihr: „‚Ketha, wenn mir morgen nicht besser wird, will ich unsern Hans lassen von Torgau holen, denn ich wollte gern, daß er sollt bei meinem Ende sein.' Tum illa: ‚Sehet, Herr, da machet Ihr Euch Gedanken.' Respondit doctor: ‚Nein Ketha, es ist keine imaginatio. Ich sterbe nicht so plötzlich. Ich will erstlich mich niederlegen und krank werden; aber ich will nicht lang liegen. Ich hab der Welt satt, so hat sie meiner wieder satt; das bin ich auch wohl zufrieden. Sie meinet, wenn sie nur mein los wäre, so wäre es gut; das wird sie wohl inne werden.'"

Bei allen schweren Gebrechen des Alters hat der Doktor sich aber seine geistige Lebendigkeit bewahrt. Von Steinschmerzen gepeinigt, mit einer offenen Wunde am Schenkel, mit einem Ohrenleiden, das ihm den Kopf mit Donnerschlägen und Meeresbrausen füllte, von den alten melancholischen Depressionen und neuen asthmatischen Beängstigungen heimgesucht, mit einem Auge, das sich schief stellte und zu erblinden beginnt, fuhr er fort zu kämpfen und zu arbeiten. Natürlich drückte das auf seine Stimmung. Sein Famulus Wolf Sieberger hatte jetzt oft einen schweren Stand. „Wenn wir bekümmert sein," sagte Luther 1540 einmal, „so reden wir oft etwas, das wir sonst nicht täten, wie ich wohl auch meinem Wolffen tue, wenn er nicht ein recht Stündlein antrifft." Auch zu seinen schriftlichen Auslassungen sagt Ketha gelegentlich: „Ei, lieber Herr, es ist zu grob." Er aber antwortet dann: „Sie lernen mich so grob sein. Man muß mit dem Teufel also reden." Daß da sein Tun bei solchen Leiden nicht selten

den Charakter des Leidenschaftlichen und Gereizten annimmt, ist kein Wunder, ein Wunder sind vielmehr die gemütlichen Sonnenblicke, mit denen er Frau und Kinder beglückt und durch die er auf der Kanzel und in Kasualreden auch jetzt noch den herzlichsten Ausdruck für alle menschlichen Beziehungen findet. Nicht selten hören wir von gemütvollen Festen an Geburtstagen, bei lieben Besuchen oder der Feier sich jährender Ereignisse. Im Hause herrschte die alte Herzlichkeit, aber sein Kreis in der Stadt war enger geworden. Gerade die, die seinem Herzen am nächsten standen, waren weggezogen, Spalatin nach Altenburg, Justus Jonas nach Halle, Amsdorf nach Naumburg. Er stand einsam. Die neue Generation hatte keine eigenen Erinnerungen an den Riesenkampf, den dieser alte Mann einstens völlig allein durchgefochten hatte, um ihr Bahn zu schaffen. Sie war in die Freiheit, die er errungen hatte, wie in etwas Selbstverständliches eingetreten und redete nur von der Knechtschaft, die er, als der Tyrann von Wittenberg, ihr auferlege. Rechte Dankbarkeit empfanden nur die, die noch den alten Zustand erlebt und unter ihm gelitten hatten. Sie wußten, was sie diesem kranken Manne verdankten, dessen Ungeduld den andern so lästig war. Bei dieser Sachlage verkehrte er am liebsten mit den Kindern, obwohl ihm die Söhne und Neffen auch manchen Ärger bereiteten. Es hätte auch wunderbar zugehen müssen, wenn aus den Knaben in dem bunten, unruhigen Vielerlei von Personen und Neuigkeiten, das jeder Tag diesem Hause brachte, gesammelte Schüler und bedeutende Menschen hätten werden sollen. Auch war Luther eher ein zu milder als zu strenger Vater. Für den Verkehr mit gemeinen Leuten behielt er immer Sinn. Er erzählt, wenn ihn die Melancholie quäle, setze er sich zu dem Knecht, der Käthes Schweine hüte, und zerstreue sich so. Von den melancholisch humoristischen Betrachtungen, die er anstellte, während er Käthes Säuen Gesellschaft leistete, haben wir in dem Büchlein „von den Juden und ihren Lügen" aus dem Jahre 1543 eine Probe. Er meint, wer des Todes Schrecken und Last jemals gefühlt habe, der wollte lieber eine Sau sein, als diesen Zustand ständig empfinden. „Denn eine Sau liegt in ihrem Pflaumfederbette auf der Gassen oder Misten, ruhet sicher, schnarket sanft, schläft süße, fürcht keinen König und Herrn, keinen Tod noch Hölle, keinen Teufel noch Gottes Zorn, lebet so gar ohne Sorg, daß sie auch nicht denket, wo Kleien sind. Und wenn der türkische Kaiser mit aller Macht und Zorn daher zöge, sollt sie wohl so stolz sein, daß sie nicht eine Borste umb seinetwillen regete. Triebe man sie auf, sollte sie wohl

krochzen, und, wenn sie reden kunnt, sagen: ‚Siehe, wie tobest du Narr? Du hast das zehnte Teil nicht so gut als ich und lebest nimmermehr eine Stunde so sicher, sanft und still, als ich immer für und für lebe, wärest du noch zehnmal so groß und reich.‘ Nicht einmal vor dem Tode fürchtet sie sich und hat keine Ahnung von dem, was ihr geschieht, selbst dann, wenn der Schlächter sie schon erfaßt hat. Und warum hat sie es so viel besser als der Mensch? Sie hat von dem Apfel nicht gessen, der Unterschied des Guten und Bösen uns elende Menschen im Paradies gelehret hat.“ So flossen Melancholie und Humor ineinander, wenn er müde von Arbeit und Kämpfen, von idyllischem Ruheplatz aus, das Treiben von Käthes Herde beobachtete. Auch seine seelsorgerlichen Ansprachen waren zuweilen von köstlichem Humor gewürzt, so wenn er in seiner Hochzeitsansprache dem Schwiegersohne seines Druckers Lufft riet, er solle es bei dem alten Brauche lassen und Herr im Hause sein, wenn die Frau nicht zu Hause ist. Einer Neuvermählten gibt er den Rat, so zu walten, daß ihrem Manne das Herz vor Freude hüpfe, sobald er bei der Heimkehr den Giebel seines Hauses sehe.

In einem höchst originellen Verhältnis stand Luther zu seinem Barbier, der täglich kam, ihm den Bart abzunehmen. Sein erster barbitonsor, Meister Peter, hatte schon mit Scheurl in einem vertrauten Verhältnis gestanden und scheint eines der Wittenberger Originale gewesen zu sein. Derselbe teilte Luthern seine religiösen Meinungen mit und sprach mit ihm von allem, auch von Kaiser und Papst. Der Bartkratzer ging sogar mit dem Gedanken um, eine Schrift gegen den Teufel zu schreiben, was ihm Luther durch Spottverse auszureden suchte, indem er ihm eine Warnung in Knüttelversen in eines seiner Bücher schrieb.

So scharf wird nicht werden ein Mann,
Der den Teufel genugsam kennen kann,
Er hängt ihm doch einen Schlappen an
Und wird ihn nicht zufrieden lan.

Der Teufel fürchtet sich vor Meister Peters Buch nicht, es wäre vielmehr besser, wenn Meister Peter sich vor dem Teufel fürchtete,

Daß er ihm nicht zeig einen Tück
Und bring ihn auch in groß Unglück.

Als Meister Peter Luthern bat, ihn zu belehren, wie man recht bete, widmete dieser ihm 1543 eine Schrift: „Wie man beten soll, für Meister

Peter Balbierer." „Unser Herr Gott gebe es Euch und jedermann es besser zu machen", beginnt Luther seine Anweisung. Wenn er durch fremde Geschäfte und Gedanken kalt und unlustig sei, so nehme er seinen Psalter und laufe in seine Kammer, oder er setze sich zu den Leuten in die Kirche, oder begnüge sich wohl auch, ein Vaterunser oder die zehn Gebote zu sprechen wie die Kinder. Am besten sei es darum nach dem Erwachen oder vor dem Einschlafen ernstlich zu beten, denn ob er unter Tags dazu kommen wird, weiß keiner. Oft müsse man sich mit Hieronymus' Spruch trösten: „alle Werke des Gläubigen sind ein Gebet" oder mit dem Spruche: „treulich gearbeitet ist zwiefach gebetet." Ein gläubiger Mensch soll an Gottes Gebot denken, daß er niemanden unrecht tue, nicht stehle, niemanden überfordere, nichts veruntreue, das ist auch ein Gebet und ein Lobopfer dazu. An diese Einleitung schließt Luther dann eine überaus warme und herzliche Auslegung des Vaterunsers, der zehn Gebote und des Glaubensbekenntnisses, so daß die Anweisung für Meister Peter ein Lieblingsbuch des Bürgerstandes wurde. Leider nahm es mit Meister Peter ein übles Ende. Er hatte einen früheren Landsknecht als Schwiegersohn angenommen, von dem es hieß, er besitze die Kunst sich unverwundbar zu machen. Bei einem Streite bewies Peter das Gegenteil, indem er ihn erstach. Der Kurfürst begnadigte den Todtschläger zur Landesverweisung, wobei wohl Luther auch seine Hand im Spiel gehabt haben wird. Er soll dann auswärts sein Leben in Ehren beschlossen haben. Ein nicht minder bekannter Gehilfe in der Bedienung Luthers war Meister Heinrich, mit dem der Reformator bei der Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Vergerius das humoristische Gespräch führte, er könne sich heute auch ein Verdienst um die Kirche erwerben, wenn er seines Amtes so geschickt walte, daß der Sendbote des Antichrist gar nicht merke, wie alt er schon sei.

War Luther so im Hause, gegenüber der Jugend und den gemeinen Leuten der alte leutselige Gönner geblieben, so erscheint er in Geschäften doch immer mehr als ein ungeduldiger alter Mann, dessen Reizbarkeit die Kollegen scheuen. Auch in seinen Beziehungen zum Hof tritt das deutlich hervor, wobei die Schuld des Mißverhältnisses aber nicht allein auf seiner Seite ist.

Am meisten Sorge bereiteten Luthern die Händel an der Universität und der offenbare Niedergang des religiösen Geistes, den er überall in seiner Umgebung wahrzunehmen glaubte. Die deutsche Reformation war in das Stadium eingetreten, das auf alle großen Revolutionen folgt, in

dem die Schriftgelehrten und Pharisäer sich auf den Stuhl Mosis setzen und durch ihre Kleinmeisterei und Streitsucht auch die beste Sache der Nation entleiden, so wie ein frommer Puritaner klagte: „England ist unversehrt durchs Feuer gegangen, um hinterher im Rauch zu ersticken." Luther wurde auch dieser kleinen Geister Herr, aber Sieg über die eigenen Schüler macht wenig Freude und wenn er auch behauptete, er lasse ihre Bücher „als ein Ganspfeifen an sich vorüber rauschen", sie grämten ihn mehr als er gestand und verdarben ihm die Freude an den eigenen Erfolgen. Dabei lag ihm die Wahrnehmung, wie schlecht so vielen Christen die neue Freiheit bekomme, schwer auf dem Gewissen. Namentlich seit er für den so vielfach auswärts tätigen Bugenhagen das Pfarramt, samt der Seelsorge übernommen hatte, tat er traurige Einblicke in die Zustände der Gemeinde. Seine Exkommunikation des Stadthauptmanns Metzsch wegen ärgerlichen Lebenswandels, die die Wittenberger als Wiedereinführung des Banns betrachteten, und sein Beichtrat an den Berliner Pferdehändler Hans Kohlhase, er solle nicht den Teufel zum Gevatter bitten, als derselbe auf eigene Faust dem Junker Zaschwitz Fehde angesagt hatte und sich nun für berechtigt hielt, ganz Unbeteiligten die Häuser anzuzünden, sind berühmt geworden, es verging aber kein Tag, an dem Luther nicht in ähnlicher Weise für Sühneversuche, Krankenbesuche und seelsorgerliche Ermahnungen in Anspruch genommen wurde.

Schließlich machten ihm auch die Juden noch zu schaffen. Es ist ohne Zweifel ein Ausfluß seiner immer trüber und düsterer werdenden Stimmung, daß er in der Judenfrage seinen Standpunkt völlig wechselte. Luther gehörte zu der großen Zahl derer, die als Philosemiten begannen, um als Antisemiten zu enden. Aus dem früheren Verteidiger, der so herzlich mahnte, mit den Juden nicht so unchristlich zu handeln, war ein zorniger Gegner geworden, der sogar der gewaltsamen Austreibung des Volkes Israel das Wort redete. In dem Gegner ihres Todfeindes, des römischen Priestertums, hatten die Juden lange ihren besten Patron und Verbündeten gesehen. In Worms legten 1521 ihm zwei Juden ihre Streitfragen vor und verehrten ihm alten Rheinwein. Jüdische Konvertiten, wie er zwei Jahre später erzählt, haben ihm gestanden, erst durch ihn seien sie auch innerlich und aufrichtig zu Christen geworden. In der Auslegung des Magnifikat empfahl Luther von der Wartburg dem Kurprinzen Johann Friedrich Milde und Gerechtigkeit auch gegen die Juden. Als man dem Erzherzog Ferdinand vorgelogen hatte, Luther erkläre Jesum

für den natürlichen Sohn von Joseph und Maria, schrieb er 1523 das Schriftchen: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei“, das in der Judenfrage eine ebenso maßvolle wie verständige Stellung einnimmt. Er erklärt, nach der Art, wie bisher gegen die Juden gewütet worden sei, könnte ein Christ sich versucht fühlen, sich auf ihre Seite zu schlagen, und er fügt sehr aufrichtig hinzu, „wäre ich ein Jude gewesen und hätte solche Tölpel und Knebel gesehen der Christen Glauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau worden denn ein Christ, denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr kunnt tun denn sie schelten und ihr Gut nehmen“. Von dem exegetischen Streit, in den er mit den Juden über die Auslegung der Schrift eintritt, erwartet er zunächst selbst keine große Wirkung. Seine Bitte und sein Rat ist dennoch, daß man säuberlich mit ihnen umgehe, um wenigstens die besseren zu gewinnen. „Aber nun wir sie nur mit Gewalt treiben und gehen mit Lugenteidingen um, geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken und weiß nicht, wes des Narrenwerks mehr ist, daß man sie gleich für Hunde hält, was sollten wir Gutes an ihnen schaffen?“ Mit dem Verbot aller zünftigen Arbeit und der Ausschließung von aller bürgerlichen Gemeinschaft zwinge man die Juden, vom Wucher zu leben. „Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Papstes, sondern christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben und freundlich annehmen, mit lassen werben und arbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen, bei und um uns zu sein, unser christlich Lehre und Leben zu hören und sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran?“ Allmählich bereitete sich aber bei ihm eine Wendung vor. Daß Karlstadt und seine Genossen alttestamentliche Einrichtungen, die ihnen paßten, wieder einführen wollten, veranlaßte ihn zuerst zur Polemik gegen solche Judengenossen. „Man lasse Mosem der Juden Sachsenspiegel sein,“ schreibt er in der Schrift wider die himmlischen Propheten, „uns aber lasse man damit unverworren.“ Eine entschiedenere Sprache führte er, seit ihm bekannt wurde, daß an manchen Orten die Juden eine erfolgreiche Mission unter den Christen begonnen hatten. Aus Mähren, wo das Judentum durch seinen Reichtum und den Schutz der Magnaten eine mächtige soziale Stellung einnahm, kam Luther 1532 die Nachricht, daß eine zweideutige christliche Partei für das Halten des Sabbats agitiere, da nach Christi Wort kein Strich vom Gesetze verloren gehen solle. Im folgenden Jahre 1533 äußert Luther, in Mähren würden aus bösen Christen ärgere Juden.

In einem Briefe, den er 1533 „wider diese Sabbater“ veröffentlicht, sind ihm die Juden schlechtweg „Geschmeiß“, und er gibt darin die Gründe an die Hand, mit denen man ihrer Proselytenmacherei entgegenzutreten habe, aber er meint auch, die Juden hörten doch nicht, und das komme daher, daß Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen habe. Zum Schutze der Bauern gegen jüdische Auswucherung erließ am 6. August 1536 Kurfürst Johann Friedrich ein Edikt, das alle Juden aus Sachsen auswies und ihnen das freie Geleit versagte. Ein Haupt der Judenschaft, Jossel von Rosheim, suchte nun, unter Bezugnahme auf Luthers frühere Schriften, dessen Fürsprache bei dem Kurfürsten nach. Luther erwiderte ihm, er wünsche noch immer, daß man sich freundlich halte, damit die Juden bekehrt würden, aber keineswegs dazu, sie in ihrem Irrtum zu bestärken. Zugleich verwies er Jossel auf die Gottesentscheidung der Geschichte, die klar vor Augen liege und der die Juden sich unterwerfen sollten. Daß in den Ländern Ferdinands, in denen das Evangelium verfolgt wurde, die Judenschaft des obrigkeitlichen Schutzes genoß, stimmte ihn auch nicht milder. Seit er sich so gegen die Juden wendete, fehlte es natürlich nicht an Zuträgern, die das Feuer schürten. Sein Barbier erzählte ihm von dem fabelhaften Reichtum eines Juden Michel, der um 70000 Gulden gebüßt wurde, aber den teilnehmenden Kondolenten antwortete: „Oh es hat mich eine Mucken gestochen.“ Derselbe Prahlhans legte sich mit sechzehn Pferden einem Grafen Albert Schlick ins Quartier, indem er sich für einen Grafen von Henneberg ausgab, verfügte über dessen Haus, Keller und Gattin, bis er zu Prag überführt wurde, der Jude Michel zu sein. So ließ sich Luther von seinem Barbier berichten. Auch in den Tischreden nehmen die Klagen über Judendreistigkeit zu. Dem Erzbischof Albrecht bietet einer einen Knopf mit wunderlichen kabbalistischen Zeichen zum Kaufe an, der die Eigenschaft habe, den Besitzer vor gewaltsamem Tode zu bewahren, der Erzbischof aber erwiderte, das wolle er doch erst erproben und ließ den Juden hängen. Ein Tischgenosse entschuldigt die Zulassung der Juden in Mansfeld damit, daß sie gute Ärzte und zu allem zu brauchen seien, Luther aber meint, beides hätten sie vom Teufel. Wenn er dann seit 1543 zu einer förmlichen Agitation gegen die Juden überging, so hängt das zunächst mit seiner eingehenderen Beschäftigung mit den rabbinischen Kommentaren zusammen, der er sich, unterstützt von den Wittenberger Hebraisten, aus Anlaß der neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung hingab. Die Arroganz der jüdischen Gelehrten entrüstete ihn.

Sie meinen, sobald ein Rabbiner ein gewisses Geräusch mache, müßten alle Engelein im Himmel geigen. Auch den Inhalt der jüdischen Lästerbücher gegen Jesum lernte er jetzt kennen und derselbe entflammte ihn zu wildem Zorn. Ein anderes Motiv seines Antisemitentums aber waren die Mitteilungen, wie die Schutzjuden, die Albrecht von Mansfeld aus Habsucht in Luthers Heimat aufgenommen hatte, den gemeinen Mann auswucherten. Es werden wohl Luthers Brüder gewesen sein, die ihn darüber aufklärten, auch sah der Graf selbst bald ein, daß er durch die erteilte Konzession seine Untertanen ruiniere und wäre die Gerufenen gern wieder los gewesen. So schrieb Luther 1542 ein ausführliches Buch „von den Juden und ihren Lügen“. Disputieren will er nun nicht weiter mit ihnen. „Sie sind von Jugend auf also erzogen mit Gift und Groll wider unsern Herrn, daß da keine Hoffnung ist . . . Moses konnte den Pharao weder mit Plagen, noch mit Wundern, noch mit Bitten, noch mit Dräuen bessern, er mußte ihn lassen ersaufen im Meer.“ Bemerkenswert ist doch, welche Kenntnis der jüdischen Auslegungen und der talmudischen Sagen sich auch der alte Streiter noch angeeignet hat, während er stets über Ermüdung und Einbuße seiner geistigen Kräfte klagt. Die abergläubischen Nachreden aber, die er früher Narrenwerk nannte, daß die Juden Kinder stehlen und zerpfriemen, Brunnen vergiften, nach Christenblut trachten, sind ihm jetzt wohlbezeugte Tatsachen, und so fordert er ausdrücklich zu Judenhetzen auf. Zunächst sollen die Synagogen zerstört werden, da es nicht nötig ist, daß sie zu ihrer Abgötterei eigene Kirchen haben. „Zum andern, daß man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre, denn sie treiben eben dasselbige darinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall tun wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Herren in unserem Lande, wie sie sich rühmen, sondern im Elend und gefangen, wie sie ohne Unterlaß vor Gott über uns Zeter schreien und klagen. Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, darinnen solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird. Zum vierten, daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren. Zum fünften, daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herrn, noch Amtleute, noch Händler oder dergleichen sind. Zum sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete und nehme ihnen alle Barschaft und Kleinod an Silber und Gold und lege es beiseite zu verwahren. Und

ist dies die Ursach: alles, was sie haben, haben sie uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil sie sonst keine andere Nahrung haben." Mit diesem Golde mag man dann die Hilflosen unterhalten und denen, die sich bekehren, helfen sich eine Existenz zu gründen. „Zum siebenten, daß man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel, und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern auferlegt ist." Sollten sie sich aber dann doch noch unnütz machen, so muß eben Deutschland verfahren wie andere Nationen, „und mit ihnen rechnen, was sie uns abgewuchert, und danach gütlich geteilt, sie aber immer zum Land ausgetrieben. Durch Barmherzigkeit werden sie nur ärger. Drum immer weg mit ihnen." Mehr hatten Pfefferkorn und Hoogstraten, über die Luther sich in den Tagen der Reuchlinistenfehde entrüstet hatte, auch nicht verlangt, ja er geht noch weiter als jene. Von Schutzjuden will er nichts wissen. Was sie dem Junker zahlen, ist ja doch den Untertanen vorher geraubt. Die Verstockung der Juden erinnert ihn an die Aufschrift gegenüber dem Ausgang des Ghetto in Rom: „Den ganzen Tag habe ich ausgebreitet meine Arme gegen ein widerstrebendes und ungehorsames Volk." „Da habt Ihr Jesajam, hört ihn." „Ei wir wollen ihn totschlagen." „Da habt Ihr meinen Sohn." „Ei wir wollen ihn totschlagen." So tut nun Gott mit ihnen, wie sie an ihm getan. Verfährt die Obrigkeit nicht nach dieser Weisung, so soll wenigstens der einzelne für sich allen Verkehr mit Juden meiden. „Wenn du siehst oder denkst an einen Juden, so sprich bei dir selbst also: Siehe das Maul, das ich sehe, hat alle Sonnabend meinen lieben Herrn Jesum verflucht und vermaledeit und verspeiet, dazu gebetet und geflucht für Gott, daß ich, mein Weib und Kind und alle Christen erstochen und auf jämmerlichst untergegangen wären; wollt's selber gern tun, wo er könnte, daß er unsere Güter besitzen möchte, hat auch vielleicht heute dieses Tags vielmal auf die Erde gespeiet über dem Namen Jesu, daß ihm der Speichel noch im Maul und Bart hängt, wo er Raum hätte zu speien: und ich sollte mit solchem verteufelten Maul essen, trinken oder reden, so möcht ich aus der Schüssel oder Kannen mich voller Teufel fressen und saufen, als ich mich gewiß damit teilhaftig machte aller Teufel, so in den Juden wohnen, und das teuere Blut Christi verspeien. Da behüt mich Gott für." Die Prediger aber sollen der Obrigkeit in den Ohren liegen, daß sie die Juden zur Arbeit zwingen und ihnen den Wucher verbieten. „Denke doch, wie kommen wir armen Christen dazu, daß wir

solch faul, müßig Volk, solch unnütz, böse und schädliche Leute, solche lästerliche Feinde Gottes umsonst nähren und reich machen? Wir sind die Hauswirte, sie liegen uns auf dem Halse, die faulen Schelme und müßigen Wänste saufen, fressen, haben gute Tage in unserem Hause und fluchen zum Lohn unserem Herrn Christus." Also treibe man sie aus und lasse sie hinziehen in ihr Land nach Jerusalem. „Dort mögen sie dann lügen, fluchen, lästern, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten und alle solche lästerliche Greuel treiben, wie sie bei uns tun." So gründlich wie in der Judenfrage hat Luther wohl in keiner andern seinen Standpunkt gewechselt. Praktische Erfahrungen, die er mit der Wirkung der jüdischen Geschäftstätigkeit machte, haben dabei mitgewirkt; Einsichtnahme in die Synagogenflüche und jüdischen Lästerbücher haben den schlimmen Eindruck unterstützt; Nachreden über ihren Blutritus, die er früher als Torheit bezeichnete, hält er jetzt für erwiesen; die Hauptsache bleibt aber doch die auch hier zutage tretende, zunehmende Verdüsterung des Alters. Stehen doch diese fanatischen Ratschläge zu der Milde, mit der er sich früher diese soziale Erscheinung zurechtlegte, in dem möglichst unerfreulichen Kontrast.

Der ersten Schrift gegen die Juden ließ er im Jahre 1542 eine zweite folgen: „Vom Schem Hamphoras", die zeigt, mit welcher Konzentration er sich in die Geheimnisse der jüdischen Kabbalah eingearbeitet hat, die einst Reuchlin gefangen nahm, während Luthers heller Verstand diese ganze Geheimlehre als Aberwitz verlachte. Eingehend legt er dar, wie die Juden aus den in 2. Mosis 14, 19—21 enthaltenen 216 Buchstaben den geheimnisvollen Namen Gottes und der Engel gewinnen und erzählt mit Entrüstung die rabbinische Sage, daß unter Anwendung dieses Schem Hamphoras Jesus seine Wunder getan habe. „Als die Kaiserin Helene," so erzählen die Lehrer, „im heiligen Lande herrschte, da kam Jesus Ha Nozri gen Jerusalem und fand im Tempel den Stein, darauf vorzeiten die Lade des Herrn gesetzt war. Auf diesem Steine war der geheime, wundertätige Name Gottes geschrieben. Wer dieses Namens Buchstaben lernte und verstand, der konnte damit alles vollbringen, was er wollte." Die Weisen des Tempels aber fürchteten, wenn ein Unbefugter diesen Namen lerne, so könnte er mit der Kraft desselben die Welt umkehren. „Darum machten sie zween Hunde von Erz und setzten sie auf zwo Säulen für die Tür des Heiligtums. Wenn nu jemand hineinging und lernte die Buchstaben des vorgesagten Namens und wieder heraus-

ging, so bollen die ehernen Hunde ihn so greulich an, daß er für großem Schreck vergaß des Namens und die Buchstaben so er gelernt hatte. Also kam Jesus Ha Nozri und ging in den Tempel und lernte die Buchstaben und schrieb sie auf ein Pergament. Danach riß er das Fleisch auf an seinem Bein und leget die Zettel darein und weil er den Namen nennet, tät ihm nichts weh und ging die Haut zusammen, wie sie vorhin gewest war. Als er nu aus dem Tempel ging, bollen die ehernen Hunde ihn an, daß er als so balde des Namens vergaß; da er aber heim kam, riß er mit einem Messer das Bein auf und nahm heraus die Zettel, darauf die Buchstaben standen des Schem Hamphoras und lernete sie wiederum." Nachdem er so den wundertätigen Namen besaß, sammelte er 210 Jünger um sich, denen er erklärte, er sei der Messias. Als sie ihm erwiderten, bist du der Messias, so tue ein Zeichen, so tat er alle Wunder, die sie begehrten. Mit dem geheimnisvollen Namen heilte er einen Lahmen und stellte ihn auf seine Beine, er ließ einen Mühlstein ins Meer werfen und fuhr auf ihm über das Wasser wie auf einem Floß, dann wandelte er auf dem Meere, als ob es Land wäre. Da befahl die Kaiserin Helene, ihn vor sich zu bringen, denn sie meinte, er sei Gottes Sohn. Die Weisen des Tempels aber fürchteten, er könnte die Kaiserin beschwatzen und unterwiesen darum einen andern, der Judas Schariot hieß, er solle sich des geheimen Namens ganz so bemächtigen, wie Jesus es getan hatte. Auch er steckte sich seine Aufzeichnung in sein Bein und da auch er den Namen bei dem Bellen der ehernen Hunde vergessen hat, holt er ihn wieder aus seinem Verstecke unter der eigenen Haut hervor und lernt ihn nochmals. Als Zeichen, daß er der Sohn Gottes sei, erbietet sich Jesus nun der Kaiserin Helene, er wolle vor ihren Augen gen Himmel fahren, was einigermaßen an die Simon Magussage erinnert, die der Verfasser wohl kannte. Die Himmelfahrt findet statt, aber die Weisen sprachen zu Judas Schariot, er solle Schem Hamphoras sagen und Jesu nachsetzen. In der Luft kommt es nun zwischen beiden Wundertätern zu einer Prügelei, infolge deren sie beide zu Fall kommen. Die Kaiserin aber sprach zu den Weisen, Jesus ist in euerer Hand, tut mit ihm nach Gefallen. Da hängten sie ihn an einen Galgen. Der Galgen brach aber, da Jesus durch Schem Hamphoras alle Bäume und Hölzer beschworen hatte, daß sie ihn nicht annehmen konnten. Da die Weisen das erkannten, hingen sie ihn an einen Kohlstrunk, und da der Zauberer an einen solchen nicht gedacht hatte, mußte er sterben. Wie diese, so greift Luther noch andere talmudische Sagen

heraus, die ihn entrüsten, während sie uns als Beitrag zur Psychologie einer unterdrückten Rasse vielfach lehrreich sind. Auch über die abweichenden Schriftauslegungen der Rabbiner ereifert er sich, denn sie meinen, die Schrift sei ihr Eigentum, aus dem sie allerlei Spielzeug schnitzen dürften, wie es ihnen gefiele. Die Polemik, die er treibt, so leidenschaftlich sie ist, möchte noch hingehn, aber er droht sogar, er wolle das Volk zu Tätlichkeiten gegen die Juden aufreizen. Wenigstens schrieb er von seiner letzten Reise an seine Hausfrau: „Wenn die Hauptsachen geschlichtet wären, so muß ich mich dranlegen, die Juden zu vertreiben. Graf Albrecht ist ihnen feind und hat sie schon preisgegeben, aber niemand tut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel Graf Albrecht helfen und sie auch preisgeben.“ Zu Tätlichkeiten kam es doch nicht. Er erkrankte vorher, „da die Juden ihn angeblasen hatten“.

XLIV

Zerfall der evangelischen Partei.

Um einer Sünde willen, die der Geschichtsschreiber nicht berichtet, durfte Moses, der Freund Gottes, das verheißene Land nur von ferne schauen, es aber nicht betreten. Auch sein Volk mußte noch lange in der Wüste irren, denn an der Mehrzahl desselben hatte Gott kein Wohlgefallen. Solches alles, meint Paulus, widerfuhr ihnen als ein Vorbild, das sich fort und fort in der Geschichte erfüllt, auch in der Geschichte der Reformation. „Darum, wer sich lässet dünken, er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle." Das in Luthers Todesjahr eintretende unerhörte Schauspiel, wie der mächtige und gefürchtete Schmalkaldener Bund ohne Sang und Klang in die Grube fuhr, war vorbereitet durch Verschuldungen, die noch in Luthers letzte Lebensjahre zurückreichen. Die Wittenberger hatten die Doppelehe Philipps zugelassen, damit der Bund nicht seinen tüchtigsten Feldherrn verliere, aber sie sollten erfahren, daß Kugeln, die man um Mitternacht mit dem Teufel gießt, auf den Schützen selbst zurückspringen und daß es auch den Parteien nichts hilft, wenn sie die ganze Welt gewinnen, so sie dabei Schaden nehmen an ihrer Seele. Seit jenem häßlichen Handel und dem unermeßlichen Ärgernisse, das er im Gefolge gehabt hatte, war mit der gegenseitigen Achtung auch das politische Vertrauen geschwunden. Um der Strafe zu entgehen, unterwarf sich Philipp allen Bedingungen Karls V. So kam es, daß der Bund den Schwager des Kurfürsten, den Herzog von Jülich, in seiner Fehde gegen Karl V. nicht unterstützen durfte und dieser den größeren Teil seines Besitzes verlor. Johann Friedrich stand von da ab in der großen Politik auf seiten Franz' I., Philipp auf der Seite Karls V. Seine Mitwirkung bei der Doppelehe Philipps wollte Johann Friedrich jetzt ableugnen und erklärte in einem groben Briefwechsel, für den Fall eines richterlichen Einschreitens des Kaisers habe Philipp auf seine Unterstützung nicht zu rechnen. Um

so enger schloß der Landgraf sich an Granvella an, der ihm ein kaiserliches Kommando bald gegen Frankreich, bald gegen die Türken versprach und den wichtigen, neu gewonnenen Freund mit ausnehmender Klugheit behandelte. Der Kaiser aber entnahm sich aus dem Verlauf des Jülicher Krieges die Lehre, daß der gefürchtete Schmalkaldische Bund längst nicht so furchtbar sei, als er gemeint hatte. Sein Entschluß, gegen die Protestanten mit Gewalt vorzugehen, stammt aus dem Einblick, den in diesen Händeln Granvella in die deutschen Verhältnisse gewonnen hatte; er ist eine ganz direkte Folge des moralischen Zusammenbruchs des Landgrafen. Mit ihrer Niederlage haben die Schmalkaldener Philipps Sünden gebüßt, denn durch das Zerwürfnis zwischen dem Kurfürsten und Philipp war die ganze Grundlage ihrer Macht erschüttert. Philipp selbst aber konnte bald in seinem niederländischen Kerker über die Natur habsburgischer Zusagen nachdenken und über das Wort seiner Lutherbibel: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten und was der Mensch säet, das wird er ernten."

Zu dieser ersten Spaltung kam sofort die zweite zwischen Johann Friedrich und Herzog Moritz, die die Kaiserlichen gleichfalls mit gewohnter Geschicklichkeit ausnützten. Der starrsinnige Kurfürst und der ehrgeizige junge Herzog waren schon durch die Einverleibung, die Johann Friedrich mit dem Bistum Naumburg vornahm, sich entfremdet. Da veranlaßte Johann Friedrichs plumpe Gewalttätigkeit im Frühjahr 1542 einen noch viel schlimmeren Konflikt. Im Jahre 1541 war Herzog Heinrich in Dresden gestorben und im Herzogtum Sachsen war dessen zwanzigjähriger Sohn Moritz gefolgt, eine dem Kurfürsten an politischem Blicke und schneidiger Tatkraft weit überlegene Persönlichkeit. Schon äußerlich unterscheidet Moritz sich durch seine schlanke, elastische Haltung und das schöne, geistvolle Antlitz von den unschönen Ernestinern mit ihren plumpen Gestalten und kürbisförmigen Köpfen. Da sein Vater nur durch Hilfe Johann Friedrichs zum Herzogtum gelangt war, und Moritz selbst seine Jugendjahre zum Teil am Hofe des Kurfürsten zugebracht hatte, glaubte dieser seiner völlig sicher zu sein. Moritz aber hatte sich nur mit einer geringschätzigen Abneigung gegen „die dicke Hoffart", wie er seinen Vetter nannte, erfüllt. Nun stand das Stift Meißen unter gemeinsamer Schutzvogtei des Herzogs und Kurfürsten, der Bischof aber hatte sich unter dem stockkatholischen Georg ausschließlich an diesen gehalten, was sich Johann Friedrichs friedfertige Vorgänger hatten gefallen lassen. Unter dem neuen Kurfürsten kam es zum Streit. Das Städtchen Wurzen weigerte sich,

die umgelegte Türkensteuer an Johann Friedrich zu bezahlen, da mit Gutheißung des Bischofs frühere Leistungen dieser Art an Herzog Georg entrichtet worden waren. Sofort besetzte Johann Friedrich vor Ostern 1542 die Stadt. Aber ebenso rasch bezog Herzog Moritz vor der Stadt ein Lager und man erwartete stündlich den Ausbruch einer Fehde. Im Hintergrunde stand die Säkularisation des ganzen Bistums Meißen, das jeder der beiden Fürsten für sich begehrte. „Mein Herr ist zu heiß vor der Stirn," sagte Luther, als er die Nachricht von diesem Zwischenfall erhielt. Aber auch der junge Dresdener Herzog war ihm verdächtig. Als ihn Johann Friedrich einmal fragte, ob sein junger Vetter nicht ein prachtvoller Hahn werde, soll Luther, wenn es nicht ein vaticinium post eventum ist, geantwortet haben: „Ein Hahn wird er freilich werden, aber Euer Gnaden noch einen Arm ausreißen." Als die eigentlich Schuldigen betrachtete der Reformator den meißnischen Adel. Gründlich haßte er diese „in Hoffart, Schwelgerei, Untreue und Gottlosigkeit ersoffenen Junker", die die Reformation des Landes nur benutzt hatten, sich selbst zu bereichern und die die evangelischen Pfarrer drückten, wo sie konnten. Auf die Nachricht von dem Zerwürfnis wendete Luther sich in einem Mahnschreiben an den jungen Herzog und als dieser mit seiner Antwort warten ließ, entwarf er einen Sendbrief an die beiden Fürsten, der aber nicht mehr veröffentlicht wurde, da der Friede vor Vollendung des Drucks zustande kam. Nur Kanzler Brück erhielt das Flugblatt, so weit es gedruckt war. Für Luthers Art, politische Dinge zu betrachten, ist es besonders charakteristisch. Ihm erscheint der ganze Handel als Torheit. „Ist doch das ganze Städtchen Wurzen nicht wert der Unkost, so bereits darauf gegangen ist." Ein Krieg wegen eines solchen Streitobjekts würde von vernünftigen Leuten nicht anders angesehen werden als eine Prügelei zweier voller Bauern über ein zerbrochenes Glas. Den Feinden würde das eine Freude, den Türken ein Gelächter und allen Freunden des Evangeliums ein Herzeleid sein. Auch hier fehlt nicht der Hinweis auf den alten Herrn, „seligen Gedächtnisses", der ihm jetzt immer mehr zu Friedrich dem Weisen wird. „Da er," schreibt Luther, „mit Erfurt übel stand, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen, wo er fünf Mann wagen wollt. ‚Es wär zu viel,' sprach er, ‚an einem,' so doch Erfurt ein ander Braten in die Küche wäre, denn Wurzen. Das war ein Fürst!" Luthers Rat ist, die Vettern sollten ihre Ansprüche einem rechtskundigen Schiedsgerichte unterbreiten. Ihre Mannen aber entbindet er von der Heeresfolge und rät

ihnen treulich, „daß, wer unter solchem unfriedlichen Fürsten kriegt, der laufe, was er laufen kann aus dem Felde, errette seine Seele und lasse seinen rachegierigen, unsinnigen Fürsten allein". Sofort gab er diesen Brief auch in die Presse und wollte ihn sogar in beiden Heeren verbreiten lassen. Es wurde nicht nötig, da der Landgraf Philipp sich inzwischen zu seinem Schwiegersohne Moritz begeben hatte und persönlich die Vermittlung übernahm. Schließlich handelte es sich nur noch um den freien Durchzug Moritzens durch das Amt Wurzen, den Johann Friedrich, von Luther bearbeitet, endlich auch zugab. In der Hauptsache war Johann Friedrich Sieger geblieben und als Moritz den Frieden geschlossen, der seinen Vetter aufs neue gestärkt hatte, kam ihm nachträglich die Reue. Der Unmut über die plumpe Art, wie man ihn fortwährend übervorteilte, näherte ihn innerlich eben so sehr dem Kaiser, wie er ihn gegen den Kurfürsten und Luther selbst erbittert hatte. Im Türkenkriege von 1542 verdiente sich Moritz als kühner Reiter Karls V. Beifall, und nicht eben bescheiden verlangte der junge Mann als Lohn seiner Kriegstaten die Bistümer Meißen und Merseburg, nebst der Schirmherrschaft über Magdeburg und Halberstadt. Was ihm für jetzt abgeschlagen wurde, suchte er durch Zusage seiner Beteiligung an dem Kriege des Kaisers gegen Kleve zu erringen. Damit wurde ein neuer Zankapfel zwischen ihm und seinem kurfürstlichen Vetter geschaffen. Im März 1545 schlug er den Schmalkaldenern vor, an Stelle des ungefügen Apparats ihres Bundes ein Triumvirat zu setzen, den Kaiser aber gegen ausgiebige Türkenhilfe zur Preisgebung der Bistümer zu bestimmen. Aber bei einer Zusammenkunft mit Johann Friedrich kam nichts heraus und von dem „großen, überschwenglichen Saufen", in dem ihm sein Vetter allein überlegen war, hätte Moritz sich fast den Tod geholt. Luthers Äußerungen, daß am Dresdener Hofe der leibhaftige Teufel regiere, ließen Moritz kalt. Das sei eben Luthers Gebrauch, meinte er, „daran dann so viel nicht gelegen". Während Moritz schon damals an dem Plane spann, den Kurhut seines Vetters durch ein Bündnis mit Karl V. für sich zu erlangen, sahen in dieser ganzen Zeit die Schmalkaldener in ihm noch nichts als einen liebenswürdigen Lebemann, dem sie keine politische Bedeutung zuschrieben. Der junge Herzog huldigte dem „lieblichen Frauenzimmer", wie er bei seinem väterlichen Freunde Albrecht von Magdeburg das gelernt hatte und trank sich „stickewickelvoll", wie das am Hofe Johann Friedrichs üblich war. Religiöse Ideale hatte Moritz nicht. Er war überhaupt bei aller Begabung

Digitized by Google

ungebildet und ohne inneres Verhältnis zu den Ideen, die die Zeit bewegten. Bald im Bunde, bald im Kampfe mit Karl V. suchte er den Kurhut festzuhalten, den er erraffte. Von beiden Teilen schließlich als „Judas von Meißen" verabscheut, verhallt sein Leben wie Trompetengeschmetter, bis ihn sein Verhängnis der Todeskugel entgegentreibt, die ihn 1553 bei Sievershausen traf und die einer seiner früheren Freunde abgeschossen hatte.

War es von Johann Friedrich unverzeihlich, daß er in einem Zeitpunkte, der den Evangelischen den Sieg ihrer Sache förmlich entgegentrug, die Partei noch weiter spaltete, so kann auch Luthern der Vorwurf nicht erspart werden, daß er sich in ärgerliche, kleinliche dogmatische und persönliche Händel stürzte, während es galt, alle Kräfte zusammenzufassen und die Gunst des Geschicks zu einem letzten entscheidenden Schlage gegen den Papismus zu benützen. Der Luther der vierziger Jahre war eben nur noch ein schwierig zu behandelnder, mit allem unzufriedener Greis, nicht mehr der alte, umsichtige Feldherr von ehemals. Niemals sah es in Wittenberg zerfahrener und unfriedlicher aus als gerade damals, da eine geschlossene Leitung der evangelischen Kirche nötiger gewesen wäre als je. Seit dem unseligen Streite mit den Schweizern hatte sich Luthers Gesichtskreis unglaublich verengert und in den letzten Lebensjahren galt sein Hauptinteresse Streitfragen, von denen die Zukunft der evangelischen Kirche überhaupt nicht abhing und Gegnern, die von vornherein auf das Übersehenwerden die gerechtesten Ansprüche hatten. Einer der frühsten dieser Universitätshändel, denn das waren sie meist, war der Streit mit den Juristen.

Bei der Ordnung des sächsischen Kirchenwesens war Luther in Mißhelligkeiten mit der juristischen Fakultät geraten, da er das kanonische Recht zu den papistischen Einrichtungen rechnete, die abgetan werden müßten. Die Frage war zuerst bei Gelegenheit der Kirchenvisitation zur Sprache gekommen, da die Ehestreitigkeiten, die früher an den päpstlichen Offizial gingen, nun von den kurfürstlichen Behörden entschieden werden sollten. Nach dem kanonischen Rechte war es ein rechtskräftiges Verlöbnis, wenn zwei erklärten, daß sie Frau und Mann werden wollten, gleichviel ob die Eltern ihren Konsens gaben oder nicht. Schwere Familienzerwürfnisse, wilde Ehen, verlassene Weiber waren die verderbliche Wirkung dieses papistischen Rechts, das aber eine einträgliche Geldquelle für die päpstlichen Offiziale gewesen war. Luthers alter Freund Schurf war nun aber

nicht nur Vertreter, sondern auch Verehrer des kanonischen Rechts und erklärte, dasselbe sei nur da abzuändern, wo es klare Schrift gegen sich habe. Da im ganzen Reiche diese Rechtsordnung galt, hätte auch eine einseitige Abschaffung derselben im Kurstaat, wie Luther sie verlangte, recht mißliche Verhältnisse herbeigeführt. Die Fälle, in denen Schurf zugab, daß auf Grund der Schrift eine Bestimmung für ungültig zu achten sei, schränkte der Jurist auf das äußerste ein. Die Gültigkeit der Verlöbnisse ohne elterliche Zustimmung war nach ihm nicht schriftwidrig; an der Untrennbarkeit der Ehe hielt er selbst in den Fällen fest, die Jesus und Paulus ausgenommen hatten; anfänglich sträubte er sich sogar gegen die Abschaffung des Cölibats und auch später behauptete er, Kinder aus solchen Priesterehen hätten kein Erbrecht und eine zweite Ehe müsse den Geistlichen verboten bleiben. So hatte die Verehrung für seine Fachwissenschaft den treuen Verteidiger Luthers in Worms auf papistische Abwege geführt. Luther schüttelte betrübt das Haupt und sagte seinen Freunden: „Der Mann wird fallen und nicht wieder aufstehn." An seine Freundschaft glaubte er nicht mehr. „Hat man Christus vergessen, so vergißt man des Luthers auch wohl." Schurf hatte sich schon vor zwanzig Jahren gegen Luthers Verheiratung ausgesprochen, hier sprach er sich indirekt gegen das Erbrecht seiner Kinder aus; das machte natürlich der alten Freundschaft ein Ende. Luther rächte sich durch stachelige Bemerkungen, die häufig ganz persönlich auf Doktor Hieronymus Schurf zugespitzt waren. Wenn er hundert Söhne hätte, sagte er, wollte er keinen Jurist werden lassen, denn sie lernen das Recht drehen. „Eine Sache mag sein gut oder schlecht, so sagen sie: ‚Ei, der Sachen ist wohl zu helfen.' Da wird keines Gottes gedacht." „Ein Pfarrer betet, ehe er öffentlich spricht, aber sie bedürfen keines Gebets. Darum geht es auch so zu im Regiment." „Sie wissen das Recht wohl in der theoretica, aber wenn es ad practicam kommt, dann ist das gemalte Glas da und affectus und hindern, Vorliebe, Haß oder Gewinnsucht, was es auch sei. Darum gehört zu einem Juristen ein frommer Mann, der fleißig bete und sage: ‚Lieber Gott, ich soll das Recht sprechen, hilf, daß ich nicht fehle, niemand zu nahe sei.' Das tun sie aber nicht." So wachte in ihm jene Stimmung gegen die großen Juristen wieder auf, die er einst auf den Kollegbänken in Erfurt eingesogen hatte: „Juristen sind schlechte Christen" oder lateinisch: „Omnis jurista aut est nequista aut ignorista." Dieser Schulmeisterkrieg war kleinlich, aber kleine Unarten erhalten die Feindschaft. Der

Krieg zwischen beiden Ansichten wurde schon seit 1528 auch durch Thesen und Disputationen der beiderseitigen Schüler geführt, dringend aber wurde die Frage, seit im Jahre 1539 die Ehestreitigkeiten an das neugegründete Konsistorium verwiesen worden waren. Als die Juristen bei ihrer Meinung verharrten und Luthers Schelten mit Zinsen zurückgaben, brachte Luther am 23. Februar 1539 die Sache in der leidenschaftlichsten Weise auf die Kanzel und drohte der juristischen Fakultät: „werdet ihr eure Hörner aufsetzen, so will ich auch meine Hörner aufsetzen und euch stoßen, daß es krachen soll." Nur weise Zurückhaltung Schurfs verhinderte einen öffentlichen Bruch. Aber im Jahre 1543 brach der Streit aufs neue aus, als ein Studiosus Kaspar Beier ein heimliches Verlöbnis rückgängig machen wollte und sich herausstellte, daß auch ein Sohn Melanchthons heimlich verlobt war und ein Neffe Luthers, den er im eigenen Hause hatte, wie es scheint Fabian Kaufmann, „schier" dem schlechten Beispiel gefolgt wäre. Käthes Augen waren es wohl, durch die Luther wahrzunehmen glaubte, daß unter dem Schutze jenes Gesetzes „das Maidevolk" zu Wittenberg kecker werde und Verlöbnisse provoziere; auch hatte man ihm gesagt, daß die Eltern ihre Söhne nicht mehr nach Wittenberg ließen, weil man ihnen da Weiber an den Hals hänge, ein Ruf, der Wittenberg lange Zeit geblieben ist. Selbst die nachträgliche Zustimmung des Vaters zu einem solchen eigenmächtigen, geheimen Verlöbnis heilte für Luther den Schaden nicht. Auch diesmal besprach er die Sache mehrmals, unter leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Juristen, in seinen Predigten. Im Bullenstil erklärte er an Epiphanien 1544 von der Kanzel der Hauptkirche. „Ich, Martin Luther, Prediger dieser Kirche Christi, nehme dich, heimlich Gelübde und den väterlichen Willen, so drauf gegeben, samt dem Papst und dem Teufel, kopple euch zusammen und werfe euch in den Abgrund der Hölle, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Es war das ein Beispiel, das die kleinen Luthers, die nach ihm kamen, eifriger nachahmten als Luthers große Taten. Seine privaten Ausfälle gegen die Juristen vollends waren derart, daß Melanchthon an seinen Freund Camerius schrieb, der Wittenberger Perikles sei zum Gerber Kleon geworden. Auch eine Streitschrift gegen die Juristen wollte Luther veröffentlichen und diese ihrerseits drohten mit Ehrenkränkungsklagen. Da Johann Friedrich sich für Luther entschied, mußten die Juristen in der Sache nachgeben und das Konsistorium wurde angewiesen, Verlöbnissen, die ohne Genehmigung der Eltern eingegangen worden seien, jede Rechtskraft abzusprechen. Über

die Triftigkeit der Einsprache der Eltern sollte im einzelnen Fall das Konsistorium entscheiden. War Luther damit in der Sache unter Beistand Johann Friedrichs Sieger geblieben, so hatte doch die Art, wie er den Wittenberger Papst spielte, viel böses Blut gemacht, denn eine Korporation trägt nur ungern das Joch eines einzelnen Kollegen, auch wenn er es weicher polstert als Luther das für nötig fand. Er selbst fühlte, daß die Zahl der Gegner zunehme und riet seiner Frau, nach seinem Tode Wittenberg zu verlassen, denn die vier Elemente, d. h. die vier Fakultäten, würden sie auf die Dauer doch nicht dulden.

Durch diesen Streit hatte Luther einen seiner ältesten Freunde, Schurf, in einen Gegner verwandelt, Amsdorf aber war völlig mit Melanchthon zerfallen und suchte von Naumburg her Luthern gegen Magister Philippus aufzuwiegeln. Dazu war mit Agricola ein sehr schädliches Element in den Wittenberger Kreis aufgenommen worden, in dem er von Anfang an nur Unheil stiftete. Agricola hatte wohl immer das Gefühl gehabt, daß die Wittenberger ihn nicht nach Gebühr würdigten. Sein eigentlicher Name war Johann Schneider aus Eisleben. Er hatte sich schon als Student in charakteristischer Weise in die Öffentlichkeit eingeführt, indem er die in der Fastenzeit 1517 von Luther gegebene Auslegung des Vaterunsers in der Kirche nachschrieb und mit eigenen Zutaten verschönert in Leipzig drucken ließ, worauf Luther sie nochmals selbst in ihrer richtigen Form herausgab. Im Jahre 1518 war er zu Wittenberg Magister geworden und hatte 1519 bei der Leipziger Disputation sich als Amanuensis der Ordinarien nützlich machen dürfen. Daß man ihn 1525 als Rektor nach Eisleben abschob, empfand er als eine Zurücksetzung, obwohl Graf Albrecht und der Kurfürst ihn dadurch schadlos hielten, daß sie ihn häufig als ihren Prediger mit auf die Reichstage nahmen, denn er war nicht nur ein lebendiger Gesellschafter, sondern auch ein begabter Kanzelredner. Schließlich duldete es ihn nicht mehr in dieser untergeordneten Stellung, in der er den Knaben die Geheimnisse des Accusativus cum Infinitivo auseinandersetzen sollte, während er überzeugt war, sein Beruf sei, Luthers Reformation zu vollenden, indem er der Rechtfertigung aus dem Glauben durch religiöse Entwertung des Gesetzes erst noch zu ihrer wahren Stellung verhelfen müsse. Als ihm der Graf Albrecht von Mansfeld eine lang versprochene Aufbesserung vorenthielt, vertauschte er auf sehr unbestimmte Aussichten hin Eisleben mit Wittenberg, so daß Luther ihn mit seiner ganzen großen Familie im eigenen Hause, im schwarzen Kloster, unterbringen mußte. Als Prediger

war Agricola von der Gemeinde gern gehört und stellte auch auf dem Katheder seinen Mann. Mit Luthern verband ihn noch besonders die Liebhaberei für das Sammeln von Sprichwörtern. Freilich hatte es Agricola hauptsächlich auf lustige Geschichten und Schwänke abgesehen, „an die der Teufel seine Geister geschmiert hatte". Luther sagte, er gebe sich Mühe, des Teufels Dreck davon zu tun und die Sprichwörter zu retten, aber Magister Grickel habe „nur Pöschen flugs zusammengelesen, damit man ein Gelächter anrichte". Ein so unterhaltsamer und witziger Kollege hatte natürlich an der Universität eine Schar von Freunden und das stärkte sein Selbstgefühl. Der Grund, aus dem Luther seine wahrhaft lächerliche Eitelkeit ableitete, ist sehr einleuchtend; Agricola stammte aus niedersten Verhältnissen und Luther sagt ganz richtig, daß das das Schlimmste sei, wenn solche ganz arme Teufel lernen hochmütig werden und die Vornehmen spielen. Mit dieser Eitelkeit machte er sich denn im Lutherschen Kreise bald zum Gespötte. „Agricola," sagt Luther, „das arme Mendlein! Was für eine Pest ist doch die Eitelkeit. Mich jammert nur seines Weibleins und Kinder. Er will gelehrter sein als Magister Philippus und ich und es glaubt's ihm niemand. Den Pommer verachtet er im Vergleich mit sich, aber Pommer ist ein großer Theologe und ein Mann von Nerv." Ja es kam dahin, daß Luther Vergleiche anstellen mußte zwischen sich und Agricola. „Vielleicht übertrifft er mich im Deutsch und Rhetorik, in allem andern weiß ich mehr. Den Terenz kennt er, aber ich verstehe ihn besser." Solche Rangstreitigkeiten kamen jetzt häufiger vor. „Grickel meint, er sei gelehrter denn ich, Jeckel meint, er sei gelehrter denn Philippus. So geht's dann." Als man Luthern erzählte, daß Agricola jetzt vom Grafen Albrecht von Mansfeld wie von einem Idioten spreche, sagte er: „Wäre Graf Mansfeld an einer Universität aufgewachsen wie Agricola, so wäre er ein hochgebildeter Mann und wäre Agricola an einem Hofe aufgewachsen wie Graf Albrecht, so wäre er ein Hanswurst." Nach dieser Erfahrung, die er mit einem seiner ältesten Freunde gemacht hatte, wollte Luther nichts mehr für unmöglich halten. „Wer hätt' sich des Grickels Narrheit versehen!" Es dauerte nicht lange, so geriet Agricola auch wieder auf seine alten Theorien über das Gesetz, in denen er die Vollendung der Rechtfertigungslehre erblickte. Schon gelegentlich der ersten Kirchenvisitation hatte er Melanchthon angegriffen, der die Prediger anwies, fleißig das Gesetz zu predigen. Nicht die Predigt des Gesetzes meinte er, sondern die Verkündigung des Evangeliums gehöre auf

die Kanzel. Durch Herabsetzung des Gesetzes und ausschließliche Verherrlichung des Glaubens wollte er in seinen Predigten Luthern überluthern. In jenem ersten Stadium wurde der unnütze Handel durch Luther selbst beigelegt. Sobald aber Agricola in Wittenberg festen Boden unter den Füßen zu haben glaubte, nahm der eitle Lärmmacher den Streit wieder auf, den er einst gegen Melanchthon vom Zaune gebrochen hatte. Bei einer Fürstenkonferenz in Zeitz im Jahre 1537, zu der Johann Friedrich ihn mitgenommen hatte, predigte er, nicht das Gesetz solle der Pfarrer treiben, sondern eine durch das Evangelium selbst gewirkte Offenbarung des Zornes Gottes. In Schrift und Lehre stellte er den Satz voran, daß die Buße des Christen nicht eine Wirkung des Gesetzes sei, sondern des Evangeliums. Wenn man Christi Lehre, seines Sterbens und seiner Auferstehung oder aller seiner Taten gedenke, komme die rechte Erkenntnis unserer Schwachheit, eine rechte Buße, Reue und Klage über Elend und Nacht, und ein herzliches Verlangen nach Gott und dessen Gnade. Für das christliche Leben war der Gegensatz also, daß Luther dasselbe zunächst unter die Zucht der zehn Gebote stellte, während Agricola dasselbe nach dem Vorbilde Jesu zu gestalten suchte. Daß das Neue Testament aber in andern Worten selbst den ganzen Dekalog enthalte, gaben beide Teile zu, so daß es nicht nötig war, die Bedeutung des Zwiespalts so zu übertreiben. Luther antwortete auf jene Aufstellungen Agricolas zunächst in einer Predigt gegen die falsche Auslegung des Wortes, daß Gottes G ü t e uns zur Buße leite. Erst müsse das Gesetz den Sünder s c h r e c k e n, dann erst trete Gottes Güte ein. Da Agricola so gut wie Luther ernste Buße verlangte, nur daß er sie als Frucht des Evangeliums betrachtete, konnte er mit einem gewissen Rechte sagen, der Streit sei ein Streit um Vokabeln, aber dann hätte auch er selbst seine Polemik gegen Luthers Lehre unterlassen können. Auch scheint nach Luthers Tischreden Agricola nicht nur das Gesetz auf das Rathaus, sondern auch den Gesetzgeber aus der Reihe der Offenbarungsträger ausgewiesen zu haben. „Es ist zu grob, Mosem zu verwerfen,“ wirft Luther ihm vor. „Gott will sein Gebot erhalten, wiewohl Agricola sie aufheben will. Man soll sie aber auf den Knieen am Ende der Welt holen.“ „Ich rede viel davon, daß das Gesetz den Menschen verdamme, aber Agricola kann's nicht hören, er hat andere Prinzipia im Herzen.“ Daß ihm einer sage, Christus hat das Gesetz für mich erfüllt, für mich genügt es, daß ich an ihn glaube, verbittet sich Luther, denn eine Frömmigkeit, die nur in frommen Redensarten besteht,

soll niemand evangelisch nennen. Weil er sich als Sünder fühlt, weiß er, wie unentbehrlich auch ihm die Predigt des Gesetzes bleiben wird. So sehen wir die Freunde beisammensitzen und Luther sagt, die formale Gerechtigkeit, wegen deren der Wiedergeborene, nach Agricola, die Gesetzespredigt entbehren könne, finde er nicht in sich. Der Pommer aber erwidert: „Herr Doktor, ich find's in mir ook nicht." Jonas dagegen spottet über Agricolas „das Evangelium muß, muß", das sei ein versalzenes Muß, und der Doktor setzt grimmig hinzu: „Ich will's ihm also salzen, daß er speien soll." „Wenn Agricola," sagt er, „Reue als Frucht der Liebe zur Gerechtigkeit verkündigen will, dann predigt er nur den Gerechten, den Gottlosen predigt er nichts, während doch Paulus sagt, das Gesetz ist den Sündern gegeben. So öffnet er jeder Sicherheit das Fenster, denn wer das Gesetz aufhebt, hebt auch das Evangelium auf. Damit macht er unsere Lehre zu einer Predigt der fleischlichen Sicherheit. Ich hätt' mich solcher Tück nicht zu ihm versehen." Bald tauchten auch Agricolas Theorien bei anderen in schrofferer Form als unverhohlener Antinomismus auf. Sein Anhänger Jakob Schenk in Freiberg, auch wieder ein Schwabe, soll gepredigt haben: „Tue, was du willst, wenn du nur glaubst, so wirst du selig."

In Thesen, die umliefen und die man Agricola zuschrieb, fand sich unter andern Paradoxien die: „Wenn du auch mitten in Sünde steckst, glaubst du, so bist du mitten in der Seligkeit." Um ihn zu überführen, ließ Luther im Dezember 1537 diese Thesen selbst drucken und hielt am 18. Dezember eine Disputation gegen dieselben. Agricola leugnete jetzt, daß er der Verfasser sei, und wohnte der Disputation schweigend bei, als ob ihn die Sache nicht angehe. Schenk, der auch Melanchthon wegen seiner neuen Ausgabe der loci angefallen hatte, spann den Streit fort, weshalb Luther mit Spott von „Grickel und Jäckel" zu reden pflegte. „Alle großen Geister," meint er im Herbst 1542, „sind unzufrieden. Sie wollen's allein sein. Sic Jeckel, sic Grickel." „Das kann Gott nicht leiden, drum gehn die gloriosi theologi bald zu Boden und Trümmern. Sic Agricola. Die Ehr hat ihn gefressen, die setzt ihn zu Schanden und verblendet ihn, so daß er mala conscientia predigt." „Superbia stieß den Engel aus dem Himmel, verderbet viel Prediger." Auch daß Agricola seine Schülerschaft bestreitet, ärgert Luther. „Jeckel und Grickel, die können's allein und haben nichts von uns gelernt, wie Zwingel auch. Wer kunde etwas vor fünfundzwanzig Jahren? Wer stund mir bei vor einundzwanzig

Jahren, da mich Gott wider mein Willen und Wissen in das Spiel führte?" Er betrachtet jetzt seinen ehemaligen Freund und Gevatter Agricola mit seinem Gemenge von überorthodoxen und heterodoxen Meinungen als einen gefleckten, giftigen Molch und als er Dekan wurde, entzog er dem Magister das Recht zu lesen. Nun vermittelten die Frauen und nachdem Agricola bei einer zweiten Disputation vom 12. Januar 1538 befriedigende Erklärungen abgegeben hatte, ließ ihn Luther wieder auf das Katheder und Bugenhagen auf die Kanzel. Aber seine Anhänger, namentlich Schenk, fuhren in ihrer Opposition fort, das wurde für Luther Anlaß zu einer dritten Disputation, die er am 13. September 1538 abhielt, in der er die Gegner als bewußte Heuchler brandmarkte. Auch verlangte er jetzt von Agricola einen öffentlichen Widerruf. Da dieser von Fortsetzung des Streits Verlust seiner Stelle fürchtete, bat er, Melanchthon oder Luther möchten selbst den Entwurf eines solchen aufsetzen. So ließ Luther zu Anfang des Jahres 1539 ein Schreiben an den Prediger Güttel in Eisleben, also in Agricolas seitherigem Wirkungskreise, drucken. In diesem Flugblatte „wider die Antinomer", richtete er sich gegen die Prediger, die die zehn Gebote von der Kanzel auf das Rathaus verweisen wollen. Durch sie sehe er sich gezwungen, „Magister Johann Agricola auch einmal fürzunehmen". Er wolle nicht, führte er da aus, daß man nach seinem Tode sich auf ihn für Lehren berufe, die er jederzeit verdammt habe. Diese Lärmmacher wollten nur etwas Neues und Sonderliches an den Tag bringen, daß die Leute sollen sagen: „ja, das ist ein Mann, er ist ein anderer Paulus; müssen denn die zu Wittenberg alles wissen; ich hab' auch einen Kopf, der seine Ehre sucht, und sich in seiner Weisheit betut." Daß Eitelkeit Agricolas letztes Motiv war, ist nicht zu bezweifeln; Luther sucht aber auch persönliche Feindseligkeit in Agricolas Treiben. „Ach, ich sollt ja billig für den Meinen Frieden haben, es wäre an den Papisten genug!" Wäre nicht die Sorge für die kommende Generation, der seine Lehre nicht so verfälscht überliefert werden dürfe, so würde er das zehnmal Gesagte nicht wiederholen. Das Gesetz muß erst die Sünder schrecken, dem Bußfertigen aber bietet das Evangelium die Gnade. Am bemerkenswertesten sind auch hier, wie in allen Schriften des Alters, die Rückblicke, aus denen wir lernen, wie dem Greise jetzt der Verlauf seiner Kämpfe sich darstellt und welchen Vers er sich auf sein eigenes Leben gemacht hat. Es ist ihm ergangen wie allen seinen Vorgängern, „wenn Gottes Wort etwa ist aufgegangen und

sein Häuflein zusammengelesen, so ist der Teufel des Lichts gewahr geworden und hat aus allen Winkeln dagegen geblasen, um es auszulöschen. Und ob man einen oder zwein Winden hat gesteuert oder gewehret, so hat er immer für und für zum andern Loch hereingeblasen und gestürmet wider das Licht." Als das Licht des Evangeliums zuerst aufgesteckt wurde, bestand der Sturmwind, den der Teufel erregte, in Bullen und Büchern. Kaum hatte man sich vor diesen Stürmen ausgefürchtet, „da bricht der Teufel durch ein ander Loch herein durch den Münzer und Aufruhr, damit er mir das Licht schier ausgewehet hätte. Als aber Christus das Loch auch schier verstopfet, reißet er mir etliche Scheiben aus dem Fenster durch Karlstadt, brauset und hauset, daß ich dacht', er wollte Licht, Wachs und Docht miteinander wegführen. Aber Gott half hie auch mit seinem elenden Windlicht, und erhielt's, daß es nicht verlosch. Danach kamen die Wiedertäufer, stießen Tür und Fenster auf, das Licht zu löschen; fährlich haben sie alles gemacht, aber ihren Willen nicht geschafft. So kommen jetzt die Antinomisten, und ist kein Aufhören und Ende, wird auch nicht werden für dem jüngsten Tag." Das ist das Resultat seiner Erfahrungen, ein trauriges Resultat, über das ihn nur eines tröstet: der Tag ist nah und auch sein Stündlein wird nächstens schlagen. Daß Luther eine Lehre, die der gemeine Mann sich dahin deutete, es komme auf den Glauben an, nicht auf das Leben, unter seinem Namen nicht verbreitet haben wollte, ist sehr begreiflich, nur daß er auch hier wieder Agricolas Irrtümer stark übertrieb. Besonders bitter war ihm diese neuste Erfahrung darum, weil er diesen Agricola, dem Widerspruch zahlreicher Freunde zum Trotz, so lange geschützt und gehalten hatte, während andere, trotz Agricolas unleugbarer Beredsamkeit, seinen großen gesellschaftlichen Talenten und seiner Betriebsamkeit im Sammeln von Sprichwörtern, Schwänken und Kuriositäten, diesen Mann doch niemals ernst hatten nehmen wollen. Da der Magister alles andere mehr war als ein starrnackiger Charakter, dazu materiell durchaus abhängig von dem Wohlwollen Luthers, wechselte in diesen Händeln immer wieder Widerruf und Aussöhnung, der dann bei Agricolas Unzuverlässigkeit alsbald neue Entzweiung nachfolgte. Im September 1539 verklagte Agricola Luthern wegen Schmähung seiner Person und Verleumdung seiner Lehre und nun gab Luther in einem „Bericht von Magister Eislebens schändlicher Tat", eine vernichtende Schilderung seines ehemaligen Freundes, der nach Bericht seiner Eislebener Kollegen schon seit Jahren gegen die kursächsischen Theologen

gehetzt und gewühlt habe, dennoch aber sich als Vertreter der evangelischen Sache auf die Reichstage habe mitnehmen lassen und freundschaftlich mit ihnen verkehrte. Dann kam „der elende Maiskopf“ nach Wittenberg, wo er noch heute dieses Doppelspiel fortsetzt. Als er hört, daß er nichts drucken lassen dürfe, ehe es der Rektor besehen, „so gehet das Leckerlin hin und leuget dem frommen Hansen Luft, der noch solchen Drucks halber in Schaden steckt, vor, als hab' ich seine Postill überlesen und gefalle mir.“ . . . „Kurz mich verdreußt, nichts so hoch als daß er uns hat lassen Freund sein, mit uns gelacht, gessen und so verräterlich seine Feindschaft wider uns verborgen.“ Je länger so der Lehrstreit über das Geheimnis der Bekehrung dauerte, um so mehr kam er auf das Niveau einer ganz gewöhnlichen Professorenzänkerei herunter. Luther rückt dem armen Sünder alle erhaltenen Wohltaten vor: „Wir ließen ihn hie über uns gehn und hielten ihn ehrlich. Mein Herr gab Grickel auch ein Jahr zweihundert Gulden, frei Holz und zwei Kleid, noch konnt er's nicht erleiden“. Er habe ihm all das Seinige anvertraut, ihm mehr getraut als Karlstadt und Butzer und das sei nun der Lohn. Alle Vermittlungsversuche waren vergeblich. „In dieser Sache,“ sagt Mathesius, „wies Luther alles Paktieren, alle Bitten, alle Tränen der Gattin, die Briefe der Fürsten, die er unbeantwortet ließ, schroff zurück. Agricola solle öffentlich erklären: ‚Ich bekenn', daß ich genarrt habe und hab' denen von Wittenberg unrecht getan, denn sie lehren recht, und ich hab' sie unbillig gestraft; das ist mir leid und reuet mich von Herzen, und bitt' um Gottes willen, man wollt's mir vergeben.‘“ Zuweilen kam dann auch eine mildere Regung über ihn. „Wenn Agricola mit seinem Frauchen käme und sagte: ‚Herr Doktor, ich habe genarret, vergebt mir's‘, so wäre alle Sache richtig.“ Einmal ist er sogar zu Schurf und Agricola auf dem Wege, aber sie sind beide ausgegangen, wofür er dann später Gott dankt. Da der Streit so lange währte, nahm mit der Zeit die ganze Universität für und wider Partei, und nachdem sich die Juristen schon früher mit Luther überworfen hatten, wollten jetzt die Philosophen Agricola zum Dekan wählen, natürlich nur, um Luther zu ärgern. Kanzler Brück fand aber diese akademischen Zerwürfnisse nicht im Interesse der Universität und so gab der Kurfürst Agricola die Weisung sich mit Luthern zu vergleichen. Anderseits wiederholte Albrecht von Mansfeld seine persönlichen Klagen gegen Agricola. Der Graf hatte sofort an Luther geschrieben: „Es steckt ein Münzer dahinter“. Er betrachtete Agricolas Schelten auf das Gesetz als politische

Wühlerei. Nun wurde eine gerichtliche Untersuchung gegen den unruhigen Kopf eröffnet und ihm für die Dauer derselben Stadtarrest auferlegt. Auch jetzt noch regte sich in Luther zeitweise etwas von der alten Anhänglichkeit an den langjährigen Genossen, der schon im Thesenstreit sein Gehilfe gewesen war, und für Agricolas Frau und die Kinder, die zum Teil seine Paten waren, empfand Luther herzliches Mitleid. Noch in einer Tischrede von 1540 nennt er Agricola einen armen Mann. „Er muß sich wieder fromm machen und sich auf sein Maul schlagen", meint Luther. Aber ohne das wollte er nichts von Versöhnung wissen, da halfen auch Käthes Tränen nichts. Da schien ein Ruf nach Berlin, den Joachim II. an Agricola gelangen ließ, die Verwicklung zu lösen. Joachim hatte von vornherein erklärt, seine brandenburgische Kirche solle nicht römisch, aber auch nicht wittenbergisch sein. In Agricola glaubte er nun den Mann gefunden zu haben, der seine Kirche frei von dem Papste in Rom und von dem Papste in Wittenberg als wahrhaft katholische, Hand in Hand mit ihm, bauen werde. Agricola war natürlich sehr bereit den Ruf anzunehmen. Schon in seiner Klageschrift an den Kurfürsten hatte er behauptet, er habe sich von Luther „drei Jahre lang mit Füßen treten lassen müssen und sei ihm nachgekrochen wie ein armes Hündlein". Verkehrt wie er war, scheint er nun aber auch seine Entlassung aus dem kursächsischen Dienst in absonderlicher Weise betrieben zu haben. „Eisleben," sagt Luther, „sucht wunderliche Wege und schreibt doch weder er noch der Markgraf (Joachim) an uns. Durch Mittelpersonen lassen sie es handeln, und Grickel meint, er will's uns krumm vorlegen, damit er sich brüsten könne, er hab uns nicht gebeten und er hab recht, oder er will uns beschuldigen, wir sind unbarmherzig. Den Bock sollen wir nicht verstehen! Aber laß hergehen, wir wollen ihm begegnen." Daß Agricola es verschmähte, auf ordnungsmäßige Weise bei der theologischen Fakultät seine Entlassung zu fordern, scheint also der Grund zu sein, daß er auch vom Kurfürsten in vier Wochen keine Antwort auf sein Entlassungsgesuch erhielt. Unter diesen Umständen fand er für gut, den ihm auferlegten Stadtarrest zu brechen und am 15. August 1540 ohne kurfürstlichen Urlaub nach Berlin überzusiedeln. Luther freilich schalt kräftig: „Ein solcher perjurus soll und kann nicht predigen. Es soll auch niemand ihn für einen Superattendenten leiden. ‚Ein Bischof soll unsträflich sein.'" In Berlin leistete dann Agricola in aller Form einen Widerruf seiner antinomistischen Irrlehren, um sich nicht auch dort seine Stellung zu erschweren. Luther aber blieb

gegen Magister Grickel, wie er ihn nennt, unerbittlich und auch als er ihn los war, schrieb er nach Berlin: „Mein Rat wäre, daß er sich für alle Zeit des Predigtamts enthalten und sich irgendwo als Hanswurst vermieten sollte.“ Agricolas Mitkämpfer Schenk, der von Freiberg nach Weimar gezogen worden war, folgte ihm später nach Brandenburg nach, konnte sich aber auch dort nicht halten und ist schließlich im Elend verkommen. Luther hatte ihr Zusammenstecken mit Mißtrauen beobachtet: „Weiß nicht was sie in der Mark da kochen?“ „Grickel und Jeckel,“ heißt es in einer Tischrede von 1540, „da ist der Teufel in.“ Aber gerade die von Kroker jüngst herausgegebenen Tischreden zeigen, wie tief den Reformator dieser Streit bewegte, denn immer wieder kommt Luther auf denselben zurück. Er muß sich die Sache vom Herzen reden nach seinem Grundsatz: „Verschlossener Harm und Betrübnis, die nimmt Kraft und Saft aus dem Leibe weg. Nur heraus damit, wie ich es zuzeiten tue.“ So spielt der Mann, mit dem Luther doch so lange befreundet gewesen war, in den Tischreden eine sehr böse Rolle. Luthers Reizbarkeit und Härte in diesem Streite mit dem „Molch“ ist damals viel getadelt worden. Erst als in den Tagen des Interims Agricola bewies, daß er für alles zu haben war, da stimmten auch frühere Verteidiger in die Meinung ein, daß Agricola das sei, was ihn Luther genannt hatte, und keine ernst zu nehmende Persönlichkeit. Aber auch das mußten sie dann erfahren, daß Leute dieser Art auf dem theatrum mundi die Hauptrolle spielen. Er stand in größtem Ansehen bei dem brandenburgischen Hofe, bei Kaiser und Kurfürst, die ihm für seine Vermittlerrolle eine „ehrliche Aussteuer“ seiner Töchter in Aussicht stellten. Nach einem freundlichen Berliner Lebensabend starb er erst 1566 und sein Sohn Philipp wurde brandenburgischer Hofdichter. Gewiß lag in der Vordringlichkeit einer solchen geckenhaften Persönlichkeit für Luthers Temperament eine starke Herausforderung, aber das hilft uns nicht über den Eindruck hinweg, daß der Mönch, der in der „Freiheit eines Christenmenschen“ den Preis der Liebe sang, der auf der Wartburg das Lob der allerheiligsten Jungfrau anstimmte und gottergeben sprechen konnte: „und ob es währt bis in die Nacht und wieder bis zum Morgen,“ für uns erbaulichere Züge trägt, als der Dogmatiker, der die Streitigkeiten der Konkordienformel hier präludiert, an die sich das entsetzliche Geschlecht der lutherischen Streittheologen anhängte, die diesem ersten Lehrstreite hundert ähnliche folgen ließen.

Eine traurige Aussicht eröffnete sich, als auch Luthers Verhältnis zu Melanchthon sich zu trüben begann. In dem Maße, in dem Luther leidenschaftlicher wurde mit den Jahren, wurde Philippus empfindlicher, argwöhnischer und pessimistischer in der Beurteilung ihres gemeinsamen Lebenswerks. Man wächst nicht nur zusammen im Laufe des Lebens, man wächst auch auseinander. Eine innerlich so lebendige und reiche Natur wie die des schwäbischen Humanisten konnte sich wohl in Zeiten des Kampfes unbedingt den Befehlen des Feldherrn unterordnen, sobald aber ruhige Friedenszeiten eintreten, kommt naturgemäß das Recht des eigenen Genius wieder zur Geltung. Schwierige Lagen beurteilt jeder aus seiner eigenen Natur heraus, wie sich zur Zeit des Augsburger Reichstags gezeigt hatte und Melanchthons süddeutsches Bedürfnis, zu klagen und bedauert zu werden, war nur allzu geeignet, ihn so scharfen und schroffen Naturen wie Amsdorf, Cordatus und ähnlichen Freunden Luthers verdächtig zu machen. Durch innere Stürme und Revolutionen wie Luther war Melanchthons klare und maßvolle Natur nie hindurchgegangen. Während Luther in seinem alles verschlingenden Abhängigkeitsgefühl alles Gottes Kraft zuschrieb und wußte, daß der Mensch von sich aus nur sündigen könne, näherte sich Melanchthon der Meinung des Erasmus, daß der menschliche Wille einiges vermöge. Nicht nur nach seiner humanistischen Jugend, sondern auch nach seiner eigensten Anlage war Melanchthon dem großen Gelehrten in Basel verwandter als dem Wittenberger Augustiner. Er hatte Luthers Protesten gegen den freien Willen des Erasmus nicht widersprochen, aber in der Ausgabe seiner Loci von 1535 vertritt er den erasmischen Standpunkt, indem er auch dem gefallenen Menschen die Fähigkeit zuschrieb, sich der Gnade anzuschließen oder ihr zu widerstreben. Der erste, der gegen ähnliche Äußerungen Melanchthons und Crucigers Lärm schlug, war ein Wittenberger Pfarrer Cordatus, der schon als Pfarrer in Zwickau mit Luther in engem brieflichem Verkehr stand und einer der Aufzeichner von Luthers Tischreden wurde. Er wollte Melanchthons Behauptung, daß gute Werke eine conditio sine qua non der Rechtfertigung seien, nicht gelten lassen, weil diese selbst nur Wirkung des Glaubens sind, also Folge und nicht Bedingung der Rechtfertigung. Kann das notwendige Attribut einer Bedingung selbst als Bedingung bezeichnet werden? Auf diese logische Frage läuft schließlich der angeblich religiöse Streit hinaus. Das sola fide, das einst Luther aus begeisterter Dankbarkeit für das Alleinwirken Gottes in dem schwachen und sündigen Menschen und aus dem

demütigen Gefühl seiner vollkommenen Unfähigkeit, Gottes Gnade durch Werke zu verdienen, verkündet hatte, wurde für diese engen, formalistischen und im letzten Grunde irreligiösen Zänker Anlaß zu einer neuen Scholastik. Cruciger legte 1536 unter Benutzung Melanchthonscher Aufzeichnungen das Johannesevangelium aus und trug dabei den Satz vor, daß Christus zwar die Ursache unserer Rechtfertigung sei, daß aber diese nicht eintreten könne, wenn nicht der Mensch durch seine Buße und sein Streben, Gottes Gebote zu erfüllen, die Bedingungen zu seiner Rechtfertigung hergestellt habe. Der frühere Zwickauer Pfarrer Cordatus, der wegen Streitigkeiten mit seiner Gemeinde nach Wittenberg übergesiedelt war und vielleicht zufällig, vielleicht um den Freund Melanchthons zu belauern, der Vorlesung beiwohnte, entrüstete sich über diese Irrlehre, da Melanchthon demnach eine Beeinflussung der göttlichen Rechtfertigung durch Willen und Leistungen des Menschen lehre. Nicht einmal die Reue sollte, nach Cordatus, eine Bedingung der Rechtfertigung sein, sondern allein der Glaube. Ein Glaube, der von Bußfertigkeit und Werktätigkeit begrifflich vollkommen isoliert und gesondert wurde, ist als einzige Bedingung des göttlichen Wohlgefallens zu betrachten. Der Glaube allein macht Gott wohlgefällig, nicht Buße und guter Wille zur Rechtschaffenheit. So war man schon bei Luthers Lebzeiten auf dem Wege zu Amsdorfs berüchtigter These, gute Werke seien schädlich zur Seligkeit. „Die antinomistische Sautheologie," wie Melanchthon sie nannte, lag hier in den Windeln. Das Erste war, daß Cordatus zu Luther lief, der gerade das Dekanat bekleidete, und Cruciger und Melanchthon der Irrlehre bezichtigte. Luther sah in den von Cruciger mitgeteilten Sätzen des Melanchthon den alten Sauerteig des Erasmus und rief: „Ich muß der Philosophie einmal den Kopf hinweghauen, dazu soll mir Gott helfen." Daß eine Rechtfertigung vor Gott bei eigener Mittätigkeit des Sünders der Vernunft eher einleuchtet, ist der Rest von Philosophie, den Luther in einer tertullianischen Aufwallung ausgemerzt wissen will. Der im Sommer 1536 fünf Wochen in seiner Heimat weilende Melanchthon mußte sich schon auf seiner Heimreise brieflich vor der Fakultät gegen die Vorwürfe des Cordatus rechtfertigen. Aber Cordatus verlangte, wenigstens Cruciger müsse jene Sätze ausdrücklich und öffentlich widerrufen und Melanchthon müsse seine loci korrigieren, eher könne sein beleidigtes Gewissen nicht zur Ruhe kommen. Gelegentlich einer Disputation vom 1. Juni 1537 suchte Luther den Streit beizulegen, da er einerseits Cruciger, aber auch den für ihn eifernden Cordatus persönlich schätzte. Notwendig, lehrte er,

seien die Werke, nur aber den Zusatz „zur Seligkeit“ solle man vermeiden, denn der Glaube bringe zwar notwendig Werke hervor, aber die Seligkeit werde auch schon dem Glauben zuteil, wie man aus dem Schächer am Kreuze zu beweisen pflegte, der zu keinem Werke mehr fähig war. Das Vertrauen auf Gott war eben das Eine, was nach Luther nottut. Darauf sieht der Herr, nicht auf unsere Werke, die doch immer Stückwerk bleiben. Die Streiter hätten sich nun wohl beruhigt, aber am 5. Mai 1537 zog Johann Friedrich in seiner vollen Größe in Wittenberg ein, zitierte durch Kanzler Brück sowohl Luther wie Bugenhagen auf das Schloß und verlangte Auskunft, wie es mit der reinen Lehre an seiner kurfürstlichen Universität stehe? Er höre, daß Melanchthon und Cruciger, denen viele Magister und Schüler anhingen, in etlichen Artikeln anderer Meinung und nicht mehr mit Luther einig seien. Melanchthon fühlte sich durch diese Wendung persönlich bedroht und redete noch später von großen Gefahren, die ihm die Gegner bereitet hätten. Die Notwendigkeit der Werke zur Seligkeit, die Melanchthon statuiere, die von ihm befürwortete Erlaubnis, das Abendmahl in katholischem Lande in katholischer Form zu nehmen, der freie Wille auch des Gefallenen, waren dem Kurfürsten als Melanchthons und Crucigers Ketzereien bezeichnet worden. Aber auch gewisse Juristen waren ihm als geheime Papisten verdächtig. So erklärte er mit großem Nachdruck, zwiespältige Lehre werde er nimmermehr in seinen Landen dulden, auch wenn die Frequenz der Universität durch Entfernung dieser Abgewichenen geschädigt werden sollte. Es muß Luther doch gelungen sein, den eifrigen Herrn zu beschwichtigen, denn Melanchthon blieb unbehelligt. Daneben spielte aber noch ein anderer Prozeß. Ein Schüler Melanchthons, der bereits erwähnte Jakob Schenk, in Diensten des Herzogs Heinrich, fragte bei Magister Philippus brieflich an, ob er noch immer die Meinung des sächsischen Visitationsbuches vertrete, daß man unter Umständen das Abendmahl sub una reichen dürfe, um Schwachen und Ununterrichteten entgegenzukommen. Sobald Melanchthon diese Frage bejaht hatte, verklagte er den so heimtückisch ausgeholten ehemaligen Lehrer und Wohltäter wegen laxer Indulgenz gegen papistisch gesinnte Gemeindeglieder bei dem Kurfürsten, hütete sich aber, in Wittenberg zu erscheinen, als man ihn zur Verhandlung einlud. Die damalige Lage hätte wahrlich andere Sorgen näher gelegt als dieses Verzehnten von Dill und Minze; das sah Luther auch ein. Er bedauerte Brück gegenüber, daß Melanchthon noch immer in solchen Phantasien stecke, fand auch Melanchthons Stellung

zur Abendmahlslehre unbefriedigend, aber er bat den Kanzler zu bedenken, daß Melanchthon große Arbeit tue, und erklärte, er wolle ihn nicht verlieren, sondern für ihn beten. Auch der Kurfürst ließ nach seiner Rücksprache mit Luther die Sache fallen. Die herzlose Mißachtung aber aller menschlichen Verpflichtungen, wo die reine Lehre, das heißt die eigene, fanatische Rechthaberei, in Frage kam, war bereits ein bitterer Vorgeschmack der kommenden Zeit dogmatischer Entzweiungen. An dem Verkläger Schenk rächte Melanchthon sich, indem er in einer für einen Kollegen aufgesetzten Dekanatsrede diesen über die Undankbarkeit des Kuckucks anzügliche Worte sprechen ließ, die man allgemein auf Schenk bezog. So war aus der großen Reformbewegung ein unerquickliches Theologengezänke geworden, bei dem sich Leute wichtig machten, die ohne solche Zänkereien nicht die mindeste Wichtigkeit gehabt hätten. Die Art, wie Johann Friedrich auch jetzt wieder meinte, er müsse für die reine Lehre einstehen, selbst auf die Gefahr hin, Melanchthon zu vertreiben und dadurch die Frequenz der Universität zu schädigen, gestaltete die Lage sehr unerquicklich, zumal die plumpe Rücksichtslosigkeit des Kurfürsten schon zuvor Melanchthon schwer gekränkt hatte. Im März 1535 hatte Franz I. Melanchthon nach Frankreich eingeladen, damit Philippus ihn bei der Reform der französischen Kirche unterstütze; er hatte dann sogar eigenhändig an den Magister in dieser Sache geschrieben. Gerade das aber ärgerte den Kurfürsten, und als im August 1535 Melanchthon Urlaub begehrte, wurde ihm derselbe kurzweg abgeschlagen. Im folgenden Jahre wurde Philippus ebenso ehrenvoll nach England berufen, aber Johann Friedrich verweigerte seine Erlaubnis wiederum, indem er Melanchthon deutlich fühlen ließ, daß man ihm allzu große Nachgiebigkeit gegen die Papisten zutraue. Für die Ausbreitung der Reformation in den andern Ländern, für die Calvin sein ganzes Leben einsetzte, hatte der sächsische Hof kein und Luther wenig Interesse.

Dumque superba foret Babylon spolianda tropaeis
Bella geri placuit nullos habitura triumphos,

diese Worte aus Lucans Pharsalia hat man mit Recht auf das Verhalten der Wittenberger in dieser kritischen Zeit, als die Entscheidung in ihren Händen lag, angewendet:

„Und statt Babylons Stolz der Trophäen kühn zu berauben,
Führte man andern Krieg, da kein Triumph zu erwarten.“

Für Melanchthon war diese Hemmung seiner Tätigkeit und seiner persönlichen Freiheit entrüstend und als die Denunziationen Agricolas, Schenks, des Cordatus und Amsdorf hinzukamen, sah er sich im Geiste bereits von Untersuchung und allen möglichen Schrecknissen bedroht. In der Stille erwog er jetzt seinen Weggang und schrieb an Camerarius, er sehne sich die Fesseln, die ihn in Sachsen bänden, abzuschütteln, um an einem andern Orte bis zu seinen Ende sich einer friedlichen humanistischen Lehrtätigkeit widmen zu dürfen. Nichts von allem, was er gefürchtet hatte, trat ein, aber er fühlte sich doch ständig unter Aufsicht gestellt. Bei jeder Gelegenheit erwartete er, Luther werde gegen ihn losfahren. So schrieb er im Jahre 1538 an Veit Dietrich, dieser kenne ja von früher her die Knechtschaft, die in Wittenberg herrsche und Luther sei seither noch viel härter geworden, Amsdorf hetze nach Kräften und warne Luthern vor ihm als einer Schlange, die er am Busen gewärmt habe. Aber in Luther steckte zu viel alte Anhänglichkeit an den Freund und aufrichtige Dankbarkeit für den Gelehrten, von dem er gelernt hatte, als daß er den leidenschaftlichen Anschuldigungen Amsdorfs Gehör geschenkt hätte. Seine Antwort war stets: er irrt, aber er meint es gut. Laßt ihn in Frieden.

In seiner eigenen Glaubenslehre so zu ändern, wie Melanchthon 1535 getan hatte, war sein gutes Recht; bedenklicher war, daß er auch von der Augsburger Konfession, die das offizielle Bekenntnis des Protestantismus geworden war, im Jahre 1540 eine neue Auflage veranstaltete, in der er die klar monergistische Formel dem Synergismus annäherte. Noch mehr fiel es auf, daß er hier auch den Artikel vom Abendmahl seiner Bestimmtheit entkleidete. Die echte Augustana besagte, daß Leib und Blut Christi wahrhaftig da seien (adsint) und ausgeteilt würden den Essenden, woraus die lokale Anwesenheit des Leibes Christi im Abendmahl ausgesprochen ist; die Variata von 1540 sagt unbestimmter, daß Leib und Blut im Abendmahl dargereicht werden (exhibeantur vescentibus). Es war das eine Konzession an Butzer und die Oberdeutschen, die seit der Wittenberger Konkordie die Augustana gleichfalls angenommen hatten, aber den Leib nicht in dem Brot, sondern bei dem Genusse des Brots zu erhalten glaubten, nicht leiblich sondern geistig. Luther hat auch das großmütig übersehen. Er hegte gar nicht die gehässige Gesinnung gegen den alten Mitkämpfer, die viele bei ihm voraussetzten.

Zu den bereits erwähnten Zwischenfällen, die von Geistern dritten Rangs herbeigeführt worden waren, kam als ein nicht minder heikles Moment das

völlig entgegengesetzte Verhältnis, in dem Luther und Melanchthon zu Erasmus in Basel und Bullinger in Zürich standen, denen Melanchthon sich immer mehr genähert, Luther sich immer mehr verfeindet hatte. Ohne tieferes Interesse am kirchlichen Leben hatte Erasmus in einer Zeit, in der alles von kirchlichen Streitigkeiten erfüllt war, sich doch nicht enthalten können, neuerdings in den Streit hereinzureden. Er glaubte, als von einem kommenden Konzile die Rede war, 1533, seine Ratschläge der Welt nicht vorenthalten zu dürfen, weshalb er sie unter dem Titel „über die liebliche Eintracht der Kirche“ der theologischen Welt vorlegte. Mit der Naivetät eines Gelehrten meinte er, es nütze etwas, wenn er ganz allgemeine Mahnungen zur Versöhnung, zum Abstellen ärgerlicher Mißbräuche, zu gegenseitigen Konzessionen ergehen ließ, ohne doch die Frage, die allein praktisch war, nach der Autorität von Papst, Konzil und Bischöfen in Glaubenssachen weiter zu berühren. Alle Vorschläge, die Erasmus hier machte, beweisen nur, daß die Theologie, die ihn nie sehr gelockt hatte, ihm in ihrer neuen Entwicklung vollends eine fremde Welt geworden war. Luther begnügte sich, zu einer Antwort des hessischen Theologen Corvinus 1534 eine Vorrede zu schreiben, in der er ironisch von Erasmus' Mahnung zu Frieden und Liebe redet gegen Leute, die die Evangelischen einkerkern, verstümmeln und auf den Holzstoß schicken. Auf den Rat des Erasmus, die Einigkeit so herzustellen, daß man den Gläubigen gestatte, die Lehren und Bräuche sich nach ihren Bedürfnissen zu deuten und auszulegen, erwidert Luther kurzab: „Gewissen und Wahrheit kann eine solche Art von Eintracht nicht dulden.“ Heftiger ließ er sich in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe an Amsdorf aus, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der zu der katholischen Kirche zurückgekehrte Mansfelder Pfarrer Witzel alle Einwendungen in seinen Lästerschriften gegen die Wittenberger aus Erasmus' Büchern entnommen habe. Luther selbst hatte sich in der letzten Zeit an den versteckten Anspielungen des Erasmus gegen die Trinitäts- und Sakramentslehre in dessen früheren Schriften geärgert und an Veit Dietrich geschrieben, wenn man des Erasmus Herz aufschneide, so finde man eitel lachende Mäuler. Der ganze Mensch sei ein Gelächter. Auf den offenen Brief Luthers an Amsdorf gab nun auch Erasmus eine öffentliche Antwort, die Luthers Übertreibungen zurückwies, die aber die Wittenberger vor Luther verhehlten, um nicht Stroh zum Feuer zu tragen. Melanchthon gab dem Basler Gelehrten, der einige Bemerkungen der Loci in der Ausgabe von 1535 auf sich bezogen hatte,

sogar die beruhigende Erklärung, daß er im Gegenteil seine meisten Anschauungen teile und die heftigen Angriffe der Wittenberger mißbillige. Vielleicht nur eine Nachrede der Gegner, um Luthern gegen ihn zu verhetzen, war es, daß man Melanchthon die Absicht zuschrieb, seine Reise in die Heimat zu einem Besuche des Erasmus zu benützen. Jedenfalls kam es dazu nicht, da Erasmus am 11. Juli 1536 starb. Für Melanchthon war dieses Wiederaufleben des Streites mit Erasmus ein großer Schmerz. Jetzt fühlte der Humanist sich in Wittenberg vollends heimatlos.

Wie er diese Zeit in Erinnerung trug, hat er dem sächsischen Minister Karlowitz anvertraut, dem er in den Tagen des Interims schrieb: „ich habe eine fast unziemliche Knechtschaft ertragen, als Luther öfter seinem Temperamente folgte, in welchem eine nicht geringe Streitlust lag, mehr als seine Würde und das allgemeine Wohl verlangt hätte.“ Bei Hof aber habe man ihn so verhaßt gemacht, daß er in große Gefahr geraten sei. Als nun vollends durch Luthers Schuld der von ihm unter tausend Mühen beigelegte Abendmahlsstreit sich aufs neue entzündete, brach Magister Philippus in die Klage aus, die Elbe habe nicht Wasser genug für Tränen, diesen unseligen Streit zu beweinen. In diesen Betrübnissen suchte sein Auge die tröstenden Sterne wieder, die seiner Jugend geleuchtet hatten. Während Luther ihn von den griechischen Lektionen befreit wissen wollte, sprach er seinem Freunde Camerarius vielmehr seinen stillen Wunsch aus, befreit von allem Theologenzank der Wissenschaft leben zu dürfen, die er liebte, das heißt den klassischen Studien. In diesem griechischen Briefwechsel mit Camerarius kehrt er auch völlig zu der humanistischen Redeweise seiner Jugend zurück. Statt von Christi Geburt datiert er seine Briefe nach der Schlacht von Mantinea und nennt die Zeit von 1490 bis 1526 das goldene Zeitalter Deutschlands. Im eigenen Hause organisierte er die Tischgemeinde als kleine humanistische Akademie. Der beste Grieche wurde Hauskönig. Obenan durfte sitzen, wer an dem Tage die besten Verse gemacht hatte. Talentvolle Schüler krönte er zu Dichtern und besang sie in tadellosen Versen in Ernst oder Scherz. So saß er an den flachen Ufern der Elbe, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Seinem jeweiligen Kurfürsten gehorsam wanderte er bis zum Ende seiner Wanderschaft von Theologenkongreß zu Theologenkongreß, aber sein Herz ist stets in Grӓcia, in Grӓcia geblieben.

Doch nicht nur Melanchthon, auch Luther war einsam geworden in Wittenberg. Spalatin, Jonas und Amsdorf fehlten ihm. Mit Schurf

und Agricola hatte der Verkehr aufgehört, mit Melanchthon und Cruciger war er sparsam und befangen. Völlig traute Luther niemandem mehr. In Gegenwart des Mediziners Augustin Schurf sagte er: „Nach meinem Tode wird keiner von diesen Theologen beständig bleiben." Die Freunde seiner Jugend, Crotus Rubeanus und Scheurl, waren sogar geradewegs zu den Gegnern übergegangen. Scheurl besuchte Luthern nicht mehr, wenn er nach Wittenberg kam und der Verfasser der Epistolae obscurorum aß jetzt das Brot des Albrecht von Mainz und schrieb Satiren gegen die Wittenberger. So spricht oft Überdruß am Leben aus Luthers Briefen und tiefe Verbitterung aus seinen Büchern. Der Gedanke, selbst bald erlöst zu sein, tröstet ihn nicht über den Zustand der Welt, den er hinterläßt. Er wünscht ein Ende all dieses unentwirrbaren Elends und so ist sein tägliches Gebet: „Komm, lieber jüngster Tag."

Das Ungewitter, das Melanchthon so lange gefürchtet hatte, entlud sich schließlich über die gottlosen Leute zu Zürich, die freilich auch manches getan hatten, es auf sich zu lenken. Von beiden Seiten, herüber und hinüber, war Jahr für Jahr alles geschehen, das Verhältnis wieder zu verschlechtern. Als Luther 1539 in seiner Schrift „von den Konzilien und Kirchen" Zwingli unter die Nestorianer stellte, hatte Bullinger im Namen der Züricher gegen diese Klassifizierung ihres Meisters Protest eingelegt, von Luthern aber keine Antwort erhalten. In der „Vermahnung zum Gebete wider den Türken" 1541 führte Luther den Münzer, Zwingli und die Wiedertäufer unter den „verzweifelten, bösen Sekten und Ketzern" auf. In einem Schreiben an die Evangelischen in Venedig, die ihm über den Mangel an Einigkeit in der neuen Kirche klagten, nannte Luther die Züricher beharrliche Feinde des Sakraments, vor deren Gemeinschaft er die Freunde in Venedig warnte. Besonders unfreundlich verhielt er sich, als im August 1543 der Züricher Buchdrucker Froschauer, dessen Name mit den Anfängen der Züricher Reformation ehrenvoll verknüpft war, ihm eine von den dortigen Theologen herausgegebene lateinische Bibelübersetzung zum Geschenk machte. Er nimmt an, daß Froschauer aus gutem Herzen seine Gabe gesendet habe, aber, fährt er fort, „weil es eine Arbeit ist eurer Prediger, mit welchen ich, noch die Kirche Gottes, keine Gemeinschaft haben kann, ist mir leid, daß sie so fast sollen umsonst arbeiten, und doch dazu verloren sein. Sie sind genugsam vermahnet, daß sie sollen von ihrem Irrtum abstehen, und die armen Leute nicht so jämmerlich mit sich zur Hölle führen." Die weitere Zusendung ihrer Über-

setzung verbittet er sich; er wolle wider sie beten und wider sie lehren bis an sein Ende. Einiger Unmut, daß man seine Übersetzung nicht für ausreichend halte, war doch auch dabei im Spiele. Wenigstens sagte er im Herbst 1542: „Wenn ich gesterb, wird kein Schulmeister, kein Locat (Dorfschullehrer), kein Küster sein, er wird ein eigen Bibel transferieren wollen. Unsere Version wird nicht mehr gelten. Es werden alle unsere Bücher unter die Bank gestoßen werden, die Bibel und die Postill. Denn mundus muß etwas Neues haben ... Die zu Zürich sind schwanger vor Kunst, wie im Hiob, das Faß plenum musti." Einen Schritt weiter lockten ihn allerlei Mitläufer der Züricher, die ihre Sakramentslehre lutherisch nannten, während er dieselbe mit der schweizerischen zusammenwarf, wohin sie freilich auch nicht gehörte. Als der schlesische Junker und theologische Autodidakt Schwenkfeld ihn mit seiner neuen Lehre von der Leiblichkeit Christi, die keine kreatürliche sei, sondern aus Gottes Wesen stamme, belästigte, schrieb er, wenn Schwenkfeld, der unsinnige Narr, nicht ablassen wolle, so solle er mit den vom Teufel ausgespienen Büchlein ihn wenigstens unangefochten lassen. Daß er in dieser stürmischen Weise dem Gerede entgegentrat, als ob ein solcher Schwärmer ein „Lutherscher" sei, werden wir ihm nicht verübeln, aber es war von übelster Vorbedeutung, wie er nach der Zustimmung zu einem einzelnen Dogma den Anspruch auf die ewige Seligkeit bemißt und die Sicherheit, mit der er alle Gegner seiner Meinung ohne weiteres in die Hölle spricht, war doch nichts anderes mehr als ein neues Papsttum. In nicht zu rechtfertigender Weise benutzte Amsdorf diese Stimmung des kranken Freundes, um ihm das Zusammenarbeiten Melanchthons mit Butzer bei der Reformation des Kölner Erzstifts verdächtig zu machen und Luther gegen den ihm verhaßten Magister aufzuwiegeln. Im Sommer 1544 erhielt Luther den Reformationsentwurf, den die beiden ihrer Reform in Köln zugrunde legen wollten, in dem das Abendmahl als die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi bezeichnet war, ohne Erwähnung der spezifisch Lutherschen Festsetzungen, wie der Leib im Brot vorzustellen sei. „Christus bietet seinen Leib wahrhaftig dar und wer seiner Verheißung fest glaubt, ißt Christi Fleisch." Luthern genügte das nicht und er schrieb von dem Kölner Buch an Kanzler Brück: „Es treibt lange viel Geschwätz vom Nutzen, Frucht und Ehre des Sakraments, aber von der Substanz mummelt es, daß man nicht soll vernehmen, was es davon halte, wie die Schwärmer tun." ... „Und ist auch ohne das, wie der Bischof zeigt, alles zu lang und groß Gewäsche,

daß ich das Klappermaul, den Butzer, hier wohl spüre." Da er im Kolleg sich ähnlich aussprach, erwartete Melanchthon, daß er sich nun gegen ihn wenden werde. Er hatte sich erzählen lassen, Luther plane eine Verpflichtungsformel, die alle Wittenberger Lehrer unterschreiben sollten und als Luther im August einen Besuch bei Amsdorf in Naumburg machte, stand es Melanchthon fest, daß er nun wohl werde ins Exil wandern müssen. Auch die auswärtigen Freunde bereitete Philippus brieflich auf das Schrecklichste vor, so daß ein allgemeiner Alarm entstand und der Landgraf an Brück schrieb, er solle doch verhindern, daß die beiden Führer in Wittenberg sich entzweiten und die Konkordie gebrochen werde. Je stiller Luther sich hielt, um so fester meinte Magister Philippus zu wissen, was diese Stille bedeute. Als Melanchthon aber statt der erwarteten Bannbulle zu Luthers Geburtstag am 10. November 1544 eine Einladung zum Mittagessen erhielt, zerflossen alle die schwarzen Gedanken und der Magister sah selbst ein, daß er Gespenster gesehen hatte.

Ein völlig katholisierender Streit brach im Jahre 1545 zwischen zwei lutherischen Predigern in Eisleben aus. Der Pfarrer Wolferinus pflegte nach dem Abendmahl den Rest des geweihten Weins zu dem übrigen Weinvorrat zurückzuschütten. Daß außerhalb des Abendmahlsakts Brot und Wein keine heiligen Sachen seien, hatte Luther bisher stets behauptet und demgemäß das Umhertragen und die Anbetung der geweihten Hostie unter die papistischen Greuel gerechnet. Als nun aber ein Kollege den Wolferinus für sein Verfahren bei Luther verklagte, ließ dieser den arglosen Wolferinus hart an, er wolle wohl in den Ruf eines Zwinglischen kommen! Daß der übrig bleibende Abendmahlswein eine andere Behandlung verlange als der in dem Krug, aus dem man ihn geholt hatte, setzte die Meinung voraus, durch die Weihe seien Brot und Wein etwas anderes geworden als sie zuvor gewesen. Indem Luther sich mit aller Macht gegen das Vordringen Zwinglis stemmte, war er selbst bis in die Nähe der katholischen Lehre zurückgeschoben worden. In Thesen vom August 1545 behauptete er sogar, daß das hochwürdige Sakrament des Altars mit allen Ehren angebetet werden müsse, weil in demselben der Leib Christi empfangen werde. So hatte Luther wieder heilige *Sachen*, eine Vorstellung, von der seine Schrift von der babylonischen Gefangenschaft die Christenheit einst hatte befreien wollen. Kein Wunder, daß da die Gegner fanden, sein Eigensinn und sein Haß gegen alles Zwinglische verleite ihn bereits zu offenem Selbstwiderspruch. Dem zu entgehen befahl nun Luther,

Prediger und Kommunikanten sollten keine Reste bei der Kommunion übrig lassen, wodurch die heilige Handlung an Feierlichkeit doch unmöglich gewinnen konnte. Auch hier stellte sich eben heraus, daß die Vorstellung, daß der Leib bei den Zeichen sei, auch abgesehen vom Glauben des Kommunikanten, sich aus der mittelalterlichen Vorstellung nicht völlig herausgearbeitet hatte.

Die Härte gegen den harmlosen Prediger zu Eisleben hängt wohl auch damit zusammen, daß Froschauers unglückliche Sendung Luthers Aufmerksamkeit wieder neuerdings auf die Umtriebe der Züricher gelenkt hatte. Als 1543 die Gesamtausgabe der Werke Zwinglis durch dessen Freunde veranstaltet wurde, und damit alle Streitschriften des Zürichers in der Abendmahlssache neu aufgelegt wurden, erklärte Luther sofort, die Schweizer hätten die Konkordie gebrochen. Die humanistischen Vorreden Zwinglis waren ihm bares Heidentum; wiederum fühlte er, daß die Schweizer einen andern Geist hätten als er. „Selig," schrieb er seinem Freunde Probst, „ist der Mann, der nicht wandelt im Rate der Sakramentierer, noch tritt auf den Weg der Zwinglischen, noch sitzet, wo die Züricher sitzen." Er pries sich glücklich, daß er diesen Seelenmördern und Seelenfressern stets widerstanden habe und verfaßte sein „kurzes Bekenntnis vom h. Sakrament", in dem er den Streit wider die trunkenen Leute von Zürich in schroffster Form erneuerte. Jetzt erst wollte er Butzers Zweideutigkeit und das ganz durchteufelte Herz der Sakramentierer so recht erkannt haben. Das Buch, das Melanchthon schon lange mit Zittern erwartet hatte, erschien Ende September 1544. Luther enthielt sich in demselben des befürchteten Angriffs auf die Kölner Reformation und auf Butzer, aber er schnitt das Tafeltuch zwischen sich und den Schweizern ein für allemal entzwei. Damit war die Zerrüttung der Partei der Evangelischen vollendet. Allerlei Schwätzereien hatten Luthers Stimmung in letzter Zeit noch mehr verbittert, bis die Spannung in diesem letzten Gewitter sich entlud. Die Abschaffung der Elevation beim Abendmahl durch Bugenhagen hatte das Gerede veranlaßt, daß die Wittenberger nun selbst zu Zwingli neigten; die latitudinarische Abendmahlsformel Butzers und Melanchthons bei der Kölner Kirchenordnung verstärkte dasselbe und so fühlte Luther sich gedrungen, allen Mißverständnissen ein Ende zu machen. Er tat es mit der Deutlichkeit, die wir an ihm gewohnt sind, in seinem kurzen Bekenntnis vom heiligen Sakrament. „Einen Ketzer sollst du meiden, wenn er einmal oder

zweimal ermahnt ist," schreibt er; dieses Wort Pauli an Titus treffe völlig auf die Sakramentierer zu. Wenn Schwenkfeld und andere jetzt Zwinglis Ketzerei als Luthers Lehre ausbieten, so ist seine Antwort: „Viel lieber wollt' ich mich hundertmal lassen zerreißen oder verbrennen, ehe ich mit Stenkfeld, Zwingli, Karlstadt, Oekolampad und wer sie mehr sind, eines Sinnes sein wollte oder in ihre Lehre willigen." Halten diese Leute seine Deutung des „dies ist mein Leib" für unmöglich, so will er mit dem Vater Abraham sprechen: „Was Gott redet, das kann er auch tun. Er hat's gesagt, da laß ich's bei bleiben." Bei ihm heißt es: „rund und rein, ganz und alles, oder nichts geglaubt. Wo die Glocke an einem Ort berstet, klingt sie nicht mehr und ist ganz untüchtig." Zur Rechtfertigung seiner schroffen Ablehnung weist er auf die Lästerungen hin, mit denen die Schweizer Christum und seine Diener verfolgten. „Sie heißen ihn einen gebackenen Gott, einen bröternen Gott, einen weinernen Gott. Uns heißen sie Fleischfresser, Blutsäufer, Anthropophagos, Capernaiten, Thyestes, da sie doch wußten, daß sie dem Herrn und uns mutwilliglich überaus lästerlich Unrecht täten und schändliche Lügen über uns erdichteten." Nur um ihren Pöbel zu verhetzen, hätten sie die Lehre so gedeutet, als ob die Wittenberger Christum „stücklich zerfräßen wie der Wolf das Schaf oder sein Blut tränken wie die Kuh das Wasser". „Wenn du vom Altar das Brot empfähest, so reißest du nicht ein Arm vom Leibe des Herrn, oder beißest ihm die Nasen oder einen Finger ab; sondern du empfähest den ganzen Leib des Herrn. Der andere, der dir folgt, auch denselben ganzen Leib, so der dritte, und tausend nach tausend für und für desgleichen; wenn du den Kelch oder Wein trinkest, so trinkest du nicht einen Tropfen Blutes aus seinem Finger oder Fuße, sondern trinkest sein ganzes Blut, also auch der dir folgt. Christus spricht nicht: Petre, da friß du meinen Finger, Andrea friß du meine Nase, Johannes friß du meine Ohren, sondern: es ist mein Leib, den nehmet und esset. Nein, Gott Lob, solche grobe Tölpel sind wir nicht." Den Scholastikern hatte Luther einst vorgeworfen, daß sie von den heiligsten Dingen redeten wie der Schuster vom Leder, aber im Verlaufe des scholastischen Gezänkes über den geistigen Leib war er nunmehr selbst in die gleiche Weise geraten. Auch an Unduldsamkeit gegen die Sakramentierer blieb er in nichts hinter jenen zurück. Er meinte, bei Kappel hätten diese Leute ihre Strafe für ihre Lästerungen erhalten, aber sie wollten noch immer nicht einsehen, wofür das Strafgericht über sie

kam. Darum will Luther, daß niemand mehr für sie bete. Das arme Volk und die Schwachen, die bereit seien, sich unterrichten zu lassen, die nehme er aus, aber von den Meistern heiße es: „laß hinfahren, was nicht bleiben will.“ So gut wie der Papst weist er die Gegner seiner Dogmatik einfach in die Hölle. Dem trauernden Melanchthon war dieses Wiederausbrechen des Abendmahlstreits, an dessen Beschwichtigung er nicht weniger Arbeit gesetzt hatte als Butzer, ein großer Kummer. Persönlich hatte ihn Luther geschont, aber es war eine gerechte Strafe für seine hypochondern Übertreibungen, daß nunmehr Bullinger ihn einlud, er möge sich aus seiner gefährlichen Lage in Wittenberg nach Zürich retten, wo er ihm bei dem Rate der Stadt einen würdigen Gehalt auswirken wolle. So stand zum Glück die Sache nicht und hatte sie nie gestanden. Eine Gegenschrift der Schweizer ließ Luther unbeantwortet, aber mit seinem „kurzen Bekenntnis“ hatte sich die endgültige Scheidung der Zwinglischen und Lutherischen Kirche vollzogen. Den Schweizern erschien die Kirche Luthers von da an ebenso fremd wie die Kirche des Papstes. Weder den Schmalkaldischen, noch irgend einen späteren deutschen Religionskrieg haben die Eidgenossen als ihre Sache betrachtet. Mit einem Bunde der Protestanten und der Schweizer brauchte Karl V. fortab nicht mehr zu rechnen. Aber wie große Schuld an dieser Spaltung man Luthers Temperamente und seinem Starrsinn beimessen mag, der letzte Grund lag doch im Gegensatze der Stämme und ihrer geschichtlichen Entwicklung; das stellte sich, als Luther längst im Grabe lag, in der Loslösung der Südwestdeutschen vom Luthertum noch deutlicher heraus.

Vielleicht wäre Luther gegen die Schweizer und die Kinder des eigenen Hauses milder aufgetreten, hätte er nicht das Papsttum für eine abgetane Sache gehalten. Auch für die Zukunft erwartete er von dort keine Gefahr mehr. Wenn er selbst mit seiner Person kein Hindernis mehr bilde, werde der Sieg um so sicherer sein, so war seine Meinung. „War ich lebend dein Siechtum, so bin ich sterbend dein Ende“, sprach er zum Papste und bat seine Freunde, das auf seinen Grabstein zu schreiben. In einer Tischrede von 1544 sagt er: „Des Papsts Regiment hat den Schein verloren; es sein ihm beide Augen aus.“ Aber man täuschte sich in Wittenberg damals gewaltig über die Lebenskraft der katholischen Kirche und Luther war zu früh geneigt, den Papst für eine abgetane Sache und einen „Potzen im Feld“ zu halten. Jene Männer glaubten da zu stehen, wo wir heute, nach bald vier Jahrhunderten, noch nicht angelangt sind. Als

im Jahre 1545 Mathesius Luthern zum letztenmal besuchte, brachte er ihm das Lied mit, mit dem die Jugend in Joachimsthal zu Mitfasten jetzt den Papst hinaussinge, wie sie früher den Winter hinausgesungen hatte. Luther hatte daran eine unbändige Freude und gab dasselbe mit einem eigenen Zusatz in Druck.

„Nun treiben wir den Babst hinaus
Aus Christus Kirch und Gottes Haus.
Troll dich aus du verdammter Son,
Du rothe Braut von Babylon“ usw.

Auch als der Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen anfragte, ob er sich als Erzbischof von Riga vom Papste solle bestätigen lassen, erklärte Luther, vom Papst sei alles abgefallen, seine eigenen Freunde ließen ihn im Stich. Der Bischof solle Riga reformieren und den Popanz in Rom verachten. Aber wenn auch das Papsttum vorerst unschädlich gemacht war, Luther übersah, wie eng sich die Interessen der süddeutschen Höfe denen der alten Kirche verknüpften und wie fest dort noch immer die katholische Gesinnung der Massen war. Alle, die sich an evangelischem Gut bereichert und ihre Hand mit Ketzerblut befleckt hatten, waren unlösbar dem alten Wesen verknüpft. Dazu hatte Karl V. jetzt freie Hand und der Schmalkaldische Bund war innen und außen brüchig. Aber die große Politik war dem alten Reformator immer gleichgültiger geworden. „Über Reichstage und Konzilien,“ sagte er, „sorge ich nichts, glaube nichts, hoffe nichts, denke nichts; Eitelkeit der Eitelkeiten“. Dennoch sollte er zum Schlusse seines Lebens nochmals Gelegenheit erhalten, eine Schlußabrechnung mit der alten Babylonen zu halten. Das dritte Liedlein von Rom, das er 1520 nicht mehr hatte singen können, erschien im März 1545 als sein Schwanengesang. Es trug den Titel: „wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet.“ Damals endlich war die Einladung zum Konzil nach Trident auf den 15. März 1545 erfolgt, das dann am 13. Dezember 1545 auch kümmerlich genug eröffnet wurde. Gleichzeitig aber protestierte Paul III. in einem Schreiben an Karl V. gegen den Landfrieden, den der Kaiser in dem Speyerer Reichstagsabschied von 1544 den Protestanten bis zum Konzil zusagte. Als ob die Kurie die letzten Jahrzehnte verschlafen hätte, drohte sie mit Karl V. zu verfahren wie Gregor VII. mit Heinrich IV. oder Gregor IX. mit Friedrich II. In dem bekannten Tone eines Vaters, der einem ungeratenen Sohne ins Gewissen redet,

warf der edle Farnese dem Habsburger seine Zugeständnisse an die Ketzer vor und erinnerte ihn an den übeln Ausgang aller Verfolger der Kirche von Nero bis zu Friedrich II. von Hohenstaufen. Diese selbe Kurie, die Karl so oft gehindert hatte, in Deutschland Ordnung zu schaffen, machte dem Kaiser nun zum Vorwurfe, was doch ihre eigene Schuld war. Während Karl schwieg, ergriffen Luther und Calvin zu seiner Verteidigung die Feder. Calvin pries den Kaiser wegen seiner Milde und Zuverlässigkeit, Luther aber fand, daß auf einen groben Klotz auch ein grober Keil gehöre und hieb „mit der Baumaxt“ zu, wozu, wie sein Gevatter Brück schrieb, „er durch Gnade Gottes einen höheren Geist hat denn andere Menschen“.

Noch ehe die Konzilbulle erschienen war, wollte Johann Friedrich bereits wieder ein Gutachten haben, welche Reformvorschläge dem zu erwartenden Konzile durch die protestantischen Fürsten zu machen seien? Luther überließ diese undankbare Arbeit dem Magister Philippus, der sie ungern übernahm. So entstand, Januar 1545, die sogenannte „Wittenberger Reformation“, in der Melanchthon aufs neue seine Gedanken über die Nützlichkeit eines evangelischen Episkopats auf den Plan brachte und wieder wie früher an der Frage der Oberhoheit des römischen Papstes stillschweigend vorbeischlüpfte. Es ist wohl Folge der Gleichgültigkeit Luthers gegen diese ganze Schreiberarbeit, daß er trotzdem das Aktenstück unterzeichnete. Brück verwunderte sich darüber und schrieb an den Kurfürsten: „Die Theologi haben ihre Reformation sehr gelinde gestellt und Doctoris Martini rumorender Geist ist darin nicht zu spüren.“ Johann Friedrich wünschte nun aber, daß sich Luther auch über das Schreiben Pauls III. an Karl V., das über Venedig in seine Hand gelangt war, recht kräftig äußere. Brück hätte gern damit gewartet bis man genauer wisse, wie die Dinge in Trident sich entwickeln würden, aber der Kurfürst beharrte auf seinem Kopfe und Luther war selbst geneigt den Kampf wieder aufzunehmen. So entstand seine grobe Antwort auf das Konzilausschreiben Pauls III. und das beleidigende Breve an Karl V., in dem Brück Doctoris Martini rumorenden Geist nicht vermißt haben wird. Die eben gegebene Zustimmung zu der von Melanchthon verfaßten Reformation wiegt Luther hier reichlich durch leidenschaftliche Polemik gegen Paul III. auf, dessen bekannte Familienverhältnisse er mit den stärksten Ausdrücken brandmarkt. Gewiß ist uns heute Melanchthons Art zu verhandeln, sympathischer, aber was hätte Melanchthon erreicht, wenn er Führer der Evangelischen geblieben wäre?

Zwei Fragen will Luther beantworten, ob es wahr sei, daß der Papst das Haupt der Christenheit sei, wie er sich rühme und zum zweiten, ob es wahr sei, daß ihn niemand richten, urteilen, und absetzen könne, wie er brülle? Die stets wiederholte Behauptung der Kurie, daß der Papst es gewesen sei, der das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe, beantwortet Luther mit einer eingehenden Darlegung des Verhältnisses Karls des Großen zum römischen Stuhle, die deutlich zeigt, welch gewaltige Fortschritte auch die geschichtliche Erkenntnis im Verlauf der letzten Jahrzehnte gemacht hatte. Die noch heute nicht überall aufgegebene Legende vom Aufenthalt Petri in Rom widerlegt er mit vollkommen schlagenden Gründen. Den Gegensatz aber, in dem die Lehre des Antichrists zu der des Christs steht, bringt er auf folgende Antithesen: „Der Herr will seine Kirche auf sich, den Felsen, gebaut haben, das heißt, man soll an ihn glauben. Nein, spricht der Papstesel, man soll mir gehorsam sein, solch Werk macht selig. Item, der Herr gibt sein Sakrament ganz seinen Christen. Nein, spricht der Papstesel, den Laien ist genug eine Gestalt, den Priestern gehört's ganz. Item, das Sakrament will der Herr gegeben haben zu stärken die armen Gewissen durch den Glauben. Nein, sagt der Papstesel, man soll's opfern für die Toten und Lebendigen und verkaufen, man soll eine Hantierung und Jahrmarkt daraus machen, daß wir den Bauch damit mästen und aller Welt Güter fressen." „Gott der Vater, Sohn und heiliger Geist zeuget, daß die Schafe weiden sei ihm das liebste Werk, denn dazu ist Christus gekommen, daß die Leute sollen selig werden. ‚Ja,' so spricht der Papst, ‚so verstehe ich das Weiden nicht.' Liebes Jungferlein Papst, wie verstehest du es denn? ‚Also ich meinet, daß ich unter Sankt Peters Namen wollt alle Könige und alle Welt schrecken, daß ich ein Herr der Welt würde und König aller Könige. Ja, ja liebes Päpstlein, bist du da zerrissen, so flicke dich der Teufel und seine Mutter.'" Nach dem allem ist Luthers praktischer Vorschlag der, man solle dem Papste den Kirchenstaat wegnehmen und ihm samt seinen Kardinälen die Zunge hinten zum Halse herausreißen. Danach ließe man sie ein Konzilium halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln. Daß er zu diesem Pamphlet noch einen zweiten Band schreiben und beide dem Konzil zu Trident zuschicken wollte, beweist, wie sehr er sich über die wahre Lage täuschte. Galgen genug wurden in den nächsten Jahrzehnten aufgerichtet, in den Niederlanden, Frankreich und anderwärts, aber für die Lutheraner, nicht

für die, denen Luther sie zudenkt. Merkwürdig ist, daß diese letzte Schrift des großen Ketzers durch die Räte Karls V. selbst veranlaßt worden sein soll. In der Tat ist es auffällig, daß das geheime Breve Pauls III., das nur dem Kaiser zugestellt worden war, sich in den Händen Johann Friedrichs befand. Darum nimmt Bezold an, Granvella, der dasselbe unbeantwortet ließ, habe es auf Umwegen den Protestanten in die Hände gespielt, damit sie dem Papste den Standpunkt der neuen Zeit klar machten. Luther hätte also gewissermaßen im Dienste Karls V. gearbeitet. Die Kranachsche Bilderpresse brachte gleichfalls nicht eben schöne Karikaturen auf Paul III. unter die Leute, durch die der Papst in Versen, die Luther geschmiedet hatte, ermahnt wird, er solle kein zorniger Mann sein, da sein Bann doch niemanden mehr schrecke. Diesmal beklagt Luther selbst, daß es Kranach zu grob gemacht habe, so daß die Bilder die Frauenwelt beleidigten. Mit Recht aber verdachte man auch ihm seine Verse und machte ihn für das Ganze verantwortlich. Hus und Savonarola haben das Papsttum in würdigerer Weise bekämpft — wer wollte das leugnen? — Dafür endeten sie auf dem Holzstoß. Luther redete die Sprache seiner Zeit und leider hatte die Virtuosität im Schimpfen seit Beginn der Kirchenspaltung noch beträchtlich zugenommen, nicht ohne seine Mitschuld. Nur der vornehm erzogene Franzose Calvin macht davon eine Ausnahme, der aber hatte dafür die Gewohnheit, seine Gegner auszuweisen, einzusperren, auszupeitschen, zu enthaupten, zu verbrennen, gerade wie die Päpstlichen. So lassen wir den alten Mann an der Elbe, der nur in Worten tobte, aber keinem Gegner ein Haar krümmte, nach Herzenslust poltern; das war nun einmal die Stelle, wo er sterblich war. Der Hauptgrund dieser Zornesausgüsse ist ohnehin in seiner körperlichen Verfassung zu suchen, und so darf man sie nicht ernster nehmen als er selbst sie gemeint hat. Als der Kämmerer des Cajetan einst ihn fragte, was er mit den Kardinälen machen würde, wenn sie in seine Hände fielen, erwiderte er, „alle Ehre würde ich ihnen erweisen“ und diese Antwort trifft wohl besser zum Ziel als die Phantasien von Galgen und ausgerissenen Zungen, in denen er jetzt sich gütlich tat. Auch blieben ihm die Gegner nichts schuldig. Während er an seinem Buche über das Papsttum arbeitete, kam ihm durch Vermittlung des Landgrafen eine italienische Schrift zu, die wieder einmal der Welt von seinem Tode Nachricht gab, wie er die letzte Kommunion genommen, wie sein Leichnam auf dem Altar zur Anbetung der Wittenberger ausgestellt worden sei, wie die geweihte Hostie den Leib des toten Ketzers verlassen habe und in

der Luft schwebte, wie bei seiner Beerdigung die Hölle tobte und welche übelriechende Wunder sich da zutrugen und wie Ruhe erst eintrat, nachdem man die heilige Hostie wieder in das Sanktuarium zurückgebracht hatte. Luther ließ die Schrift deutsch abdrucken und schrieb dazu, er gönne den Papisten solchen Trost und ihm selbst tue es sanft an der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß der teuflische Drache und seine Schuppen ihm so herzlich feind seien. Nachdem die große Tragödie zu Ende schien, folgte hier noch das Satyrspiel, aber es sollte nicht allzu lang währen.

Bei dem traurigen Zerfall der evangelischen Partei war es immerhin ein Glück zu nennen, daß der greise Kämpfer sie noch einmal gegen den alten bösen Feind gesammelt hatte, während sonst ihre Leidenschaften sich gegeneinander entladen hätten. Luthern selbst aber war über all den traurigen Zänkereien der letzten Jahre die Erkenntnis gekommen, daß ein Geschlecht von dogmatischen Streithähnen, Klopffechtern und unnützen Spektakelmachern erwachsen sei, das die schwersten Kämpfe für die Zukunft erwarten lasse. Dieser Nation, in der jeder eigenwillig seine besonderen Wege einschlug, war nicht zu helfen. Während die Papisten darüber einig waren, daß nur der selig werden könne, der zur Herde des Papstes zähle, wollten die Schweizer von der deutschen Reformation nichts wissen, die Butzerschen wollten nicht lutherisch und nicht schweizerisch sein, die Brandenburger rechneten sich weder zur römischen noch zur wittenbergischen Kirche, in Wittenberg selbst standen sich Martinianer und Philippisten feindselig gegenüber und Fürsten und Magistrate vollends verfolgten jeder eigene kirchliche Wege. „Es wird übel zugehn, wenn ich nicht mehr bin," war Luthers stets wiederholte Vorhersage. Er mochte auf diesen Kurfürsten oder diesen Landgrafen oder diesen Herzog Moritz blicken, da war keiner, der ihm Vertrauen in die Zukunft gab. Mehr als ein Mene Tekel stand an den Wänden, aber niemand sah es als der alte Mann in Wittenberg, über den sie die Achseln zuckten. „Ich möchte nicht prophezeien, denn meine Weissagungen pflegen sich zu erfüllen," schrieb er damals. Eine Zeit der Not und des Verderbens schien sich ihm für sein Deutschland vorzubereiten, in dem eine Hand gegen die andere war. Er selbst durfte noch in Frieden die müden Augen schließen, dann aber krachten die Geschütze des Spaniers und der Herr rief vom Himmel: Für ein ungehorsam Volk habe ich meine Wunder nicht getan. Da ihr nicht hören wollet, so sollt ihr fühlen.

XLV

Lebensende.

Seit der verhängnisvollen Winterreise nach Schmalkalden bis zu seinem Tode am 18. Februar 1546 ist Luthers persönliches Leben nur noch eine lange Krankengeschichte, in der ihm seine Hausfrau mit erprobter Treue zur Seite steht. Wie es dem Manne im Blute liegt, daß er gern Schwächere schützt, so der rechten Frau, daß sie Leidende gern hegt und pflegt. Ihre Aufopferung für den Gatten war Käthes beste Seite. Bei Tag und Nacht suchte sie dem Kranken seine Leiden zu erleichtern ohne sich zu schonen und dieser läßt ihr dafür in ökonomischen Dingen völlig freie Hand und scherzt nur, wenn sie allzusehr das Regieren bekommt. Die Briefe an sie werden immer inniger und eingehender. Auch öffentliche Angelegenheiten bespricht er jetzt ernsthaft mit ihr und bedient sich sogar bei solchen gelegentlich ihrer Vermittlung. Vom herus Ketha ist sie jetzt zum dominus meus et Moses meus Ketha vorgerückt. Sie darf bei Pfarrbesetzungen ihre Meinung dazu geben. „Da mastu auch als eine kluge Frau Doktorin mit helfen zu raten," schreibt er am 2. Juli 1540. Er entwickelt ihr eingehend seine Meinung über die politische Lage; ziemlich bedenkliche Worte über König Ferdinand soll sie an eine zudem recht verdächtige Persönlichkeit ausrichten, aber auch für den Herrn Christum beten, der arg im Gedränge ist.

Mit ihrer Betriebsamkeit war es Käthe gelungen zu einem leidlichen Wohlstande zu gelangen, den sie aber dadurch wieder erschütterte, daß sie 1540 ihrem Bruder das verwahrloste Vorwerk Zulsdorf, zwei Meilen südlich von Leipzig, abnahm. Der Ertrag stand, wie ihr nach Luthers Tod von Kanzler Brück vorgeworfen wird, in keinem Verhältnis zu dem Aufwand, den sie mit Bauen trieb, aber ihr war wohl, nun einmal ganz ungehemmt, selbständig schalten und herrschen zu können. Namentlich

suchte sie durch schwunghafte Schweinezucht ihr Gütchen in die Höhe zu bringen. „Abest Ketha in suo novo regno," schreibt Luther Mitte 1540 an Melanchthon. Als Amsdorf Bischof von Naumburg wird, entbietet Käthe ihm ihren Gruß als „gnädigem Nachbar und Gevatter". Nach ihrer Gewohnheit setzt sie auch jetzt wieder alle Freunde ihres Mannes in Kontribution. Herr von Ende darf Saatkorn und Hafer liefern, Herr von Einsiedel soll ihr Wagen stellen und Spalatin hat die Ehre ihre Fuhrleute zu beherbergen. Luther ist unermüdlich in Scherzen über ihr neues Königreich. Seine „gnädige Frau von Zulsdorf" ist sie ihm jetzt, oder gar „von Bora und Zulsdorf". Er adressiert: „meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doktorin, Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann." Oder ein andermal, als sie den Kopf voll ihrer Gutsangelegenheiten hatte: „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, zu Wittenberg wohnhaft, zu Zulsdorf geistlich wandelnd, meinem Liebchen. Auf dem neuen Saumarkt zu Handen." Bei all diesen Spöttereien wußte er doch genau, was er an ihr hatte. „Das ist ein gemarterter Mann," sagt er einmal, „dessen Frau nichts weiß in der Küchen. Es ist prima calamitas, aus der alles andere Elend folgt." Bei ihm aber ist es so bestellt, daß er sogar bei Hof sich sehnt nach Frau Käthes Tisch und nach Frau Käthes Keller. So schreibt er ihr, „seinem freundlich lieben Herrn", aus Torgau: „Gestern hatt' ich einen bösen Trunk gefaßt, da mußt ich singen. Trink ich nicht wohl, das ist mir leid, und tät's so recht gerne, und gedacht, wie gut Wein und Bier hab' ich daheim, dazu eine schöne Frau (oder soll ich sagen Herrn). Und Du tätst wohl, daß Du mir herüberschicktest den ganzen Keller voll meines Weins und ein Pfloschen meines Biers, so oft Du kannst, sonst komme ich vor dem neuen Bier nicht wieder." Als Krankenpflegerin hat Käthe von der kompetentesten Stelle, jenem Doktor Ratzeberger, den die Kurfürstin von Brandenburg nach Sachsen gebracht hatte, die beste Zensur erhalten. „Als Luther am Stein erkrankte," erzählt Ratzeberger, „und weder essen noch trinken konnte, und alles dasjenige, was ihm seine Hausfrau aufs beste und fleißigste zugericht, von sich schob, bittet sie ihn aufs fleißigste, er wolle doch selbst eine Speise erwählen, dazu er mochte Lust haben. ‚Wohlan,' spricht er, ‚so richte mir zu einen Brathering und ein Essen kalter Erbsen mit Senf, weil du ja wilt, daß ich essen soll, und tue solches nur balde ehe mich die Lust vergeht. Verzeuchst du lang, so mag ich hernacher nicht.' Die Frau tuet, wiewohl mit großen Sorgen, was ihr Herr befohlen und richtet das Essen zu, so ge-

schwinde sie vermochte, und setzet es ihm für. Als er nun mit großer Lust davon ißt, besuchen ihn die Medici ihrer Gewohnheit nach und wollen sehen, wie es sich mit seiner Krankheit anlasse. Da sie ihn nun sahen essen, entsetzten sie sich für dieser Kost, welche sie ihm für schädlich und ungesund achteten. ‚Ach, was tut Ihr doch,' sagte Licentiat Fendius, „Herr Doktor, daß Ihr Euch selber wollet noch kränker machen.' D. Luther schwieg ganz stille und aß immer fort und hatte ein Mitleiden ob der Medicorum Traurigkeit, die so hart für ihn sorgten. Bald nachdem sie Urlaub von ihm genommen und nunmehr gedachten, er würde gar ein letalem morbum erwecken, kommt ein großer calculus von ihm, dessen sie zuvor an ihm nicht gewohnt waren, und war Lutherus wieder gesund." So hatte Frau Käthe durch ihren Zuspruch das Übel gehoben, an dem der Ärzte Kunst gescheitert war.

Ein harter Schlag, der härteste ihres ehelichen Lebens, traf die Ehegatten im Jahre 1542 durch den Tod ihrer dreizehnjährigen Tochter Magdalena. Gerade dieses Mägdlein war ein besonders begabtes Kind. Die ganze Familie hing mit großer Zärtlichkeit an ihr und Luther ließ ihren Bruder Hans rasch von Torgau, wo er erzogen wurde, nach Hause rufen, damit er die Schwester noch einmal sehe. Den Grund der Reise, so war die liebevolle Vorschrift des Vaters, solle man dem Bruder nicht sagen, damit er nicht allzusehr leide. Auch ist ergreifend zu lesen, wie der starke Mann sich verpflichtet glaubt, sein Kind zum Tode vorzubereiten, das er doch gern dem Leben erhalten möchte. „Und da sie also lag, sprach er zu ihr: ‚Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gern beim Vater und zeuchst auch gern zu jenem Vater?' Sprach sie: ‚ja herzer Vater, wie Gott will!' Da sprach der Vater: ‚Du liebes Töchterlein', und wandte sich herum und sprach: ‚Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.' ... Da nun Magdalenchen in Zügen lag und jetzt sterben wollte, fiel der Vater fürm Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in Vaters Händen. Die Mutter aber war auch in derselben Kammer, doch weiter vom Bette um der Traurigkeit willen. .. Da nun seine Hausfrau sehr traurig war, weinete und heulete, sprach D. Martinus: ‚Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt! Sie kommt ja wohl'." „Ich hab einen Heiligen in Himmel geschickt", meinte er, denn sie hatte ihn nie erzürnt in ihrem ganzen Leben. Auf den Grabstein schrieb der tief gebeugte Vater fromme Verse, die die deutschen Tischreden kindlich übersetzen:

Hie schlaf ich, Lenichen, D. Luthers Töchterlein,
Ruh mit allen Heiligen im Bettelein.
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren;
Aber ich leb' und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut.

Ganz hat Luther diesen Schlag nie überwunden.

Daß Luthers Gemütsleben auch unter den vielen Widerwärtigkeiten der letzten Jahre nicht gelitten hatte, das beweist das Wiedererwachen seiner Dichtung. Aus dem Jahre 1541 stammt das kräftige Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord." Im selben Jahr dichtete er: „Christ unser Herr zum Jordan kam." Die letzten Lieder stammen aus dem Jahre 1543: „Der du bist drei in Einigkeit" und „Vom Himmel kam der Engel Schar". Die letzte Vorlesung Luthers war die über das erste Buch Mosis. Er schloß sie Mitte November 1545 mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß man's nach mir besser mache. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach; bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe." Von da ab betrat er das Katheder nicht wieder.

Mit der düstern Stimmung der letzten Jahre hängt es wohl zusammen, daß Luther an der Universität mehrfach strengere Disziplin verlangte und durch eigene Anschläge am schwarzen Brett dieses Verlangen unterstützte. Ihm kam die Jugend immer leichtfertiger und zuchtloser vor, da er nicht begreifen wollte, daß die damaligen 2000 Studenten mehr Lärm machten als in seinen ersten Dozentenjahren die 200. Man hatte ihm gesagt, es sei viel weibliches Gesindel, der Studenten halber, nach Wittenberg gezogen. Er redete auch von „Speckstudenten", die sich lieber in dem Lustwäldchen „Specke" aufhielten, als in den Hörsälen der Professoren. Als er 1543 ins Kolleg ging, fragte er seinen Famulus, wie viel Studenten er glaube, daß jetzt in Wittenberg studierten? Der schätzte sie auf tausend. Luther aber erklärte, zweitausend seien es, aber wie viel rechtschaffene Theologen wohl darunter sein möchten? Der Famulus meinte, nun doch zwei- bis dreihundert. „Ja hundert!" seufzte Luther, „wenn zween oder drei rechtschaffene Theologen aus all den jungen Leuten, die jetzund allda vorhanden sind, werden, so hätten wir Gott zu danken! Wahrlich rechte Theologen sind seltsame Vögel auf Erden. Ihr findet unter tausend selten zwei oder einen. Und zwar ist die Welt solch rechtschaffener Lehrer nicht

Digitized by Google

mehr wert. Sie will sie auch nicht mehr haben; es wird übel zugehn, wenn ich und Ihr und etliche wenige andere hinweg sind.“ Wie er meint, die Studenten seien schlechter geworden, so auch die Stadt Wittenberg, die ihm als anderes Sodom erscheint. — „So war die Welt vor der Sündflut, so vor dem Untergang Sodoms, so vor der babylonischen Gefangenschaft, so vor der Zerstörung Jerusalems — so ist sie vor dem Sturze Deutschlands“ .... „Fragst du aber, was Gutes aus unserer Lehre gekommen sei, so antworte mir erst darauf, was Gutes gefolgt sei aus der Predigt Loths, die er zu Sodom getan hat.“ Ähnlich redet er von dem sächsischen Bethsaida, von den Kapernaiten, den Raphaim und Niphlim, den Edelleuten und Beamten. Aus allen seinen Äußerungen spricht die Müdigkeit und Schwermut des Alters. „Ich meinte,“ sagt er einmal in den Tischreden, „ich wollt nun ein geruhsam Alter führen; es soll nicht sein. Wohlan! wir müssen's mit dem Teufel wagen.“ Im Jahre 1542, als er selbst am Predigen durch seine Krankheit verhindert war, ließ er eine Mahnung von der Kanzel verlesen, die sich sowohl an die Bürger wie an die Studenten richtete. „Ich bitte beide, Stadt und Schule, um Gottes willen, daß sie nicht wollten das Geschrei lassen über sich ergehen, daß sie so lang und so reichlich Gottes Wort gehört und doch nicht allein sich nicht gebessert, sondern je länger, je ärger geworden seien.“ Ihm würde es schrecklich sein zu erleben, daß nachdem er dreißig Jahre mit schwerer Mühe und Arbeit das Evangelium gepredigt habe, es nie ärger gestanden habe als jetzt. „Meinen Bruder Studium bitte ich armer alter Prediger auch um Gottes willen, wollten sich still, züchtig und ehrlich halten und deß warten darum sie hergesandt und von den Ihren mit schweren Kosten hier erhalten werden ... Ach, mein Bruder Studio, schone nun und lasse es ja nicht dahin kommen, daß ich müsse schreien wie Sanct Polycarp: ‚Gott, warum ließest du mich das erleben?‘ Ich hab's ja nicht verdient mit meiner und der andern Lehrer treuer Arbeit!“ Da aber die Dinge ihren gewohnten Gang gingen trotz seines Bittens und Seufzens, kam ihm der Wunsch, sich in einen stillen Landort zurückzuziehen, um das wilde Treiben wenigstens nicht vor Augen zu haben. Zum erstenmal zu Anfang des Jahres 1544, als ihn der Streit mit den Kollegen erbitterte, erklärte er, er wolle Wittenberg verlassen. Cruciger schreibt darüber: „Er war aufgebracht über eine unbedeutende Sache oder durch allerhand Argwohn, den er, ich glaube gegen uns alle, gefaßt hatte.“ Eine Reihe von angesehenen Männern, an deren Spitze Bugenhagen stand, redeten ihm damals diese Absicht aus. In

dieser Verstimmung gegen Wittenberg erlebte er nun den Umschlag der Mode, den das Vordringen der welschen Trachten in Deutschland überall mit sich führte und der den Malern willkommener war als den Pfarrherrn. Das erneute seine Mißstimmung gegen das sächsische Bethsaida. „Vielleicht,“ schreibt er im Juli 1545 an seine Frau, „wird Wittenberg, wie sich's anläßt mit seinem Regiment nicht Sankt Veits Tanz, noch Sankt Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz oder Belzebubstanz kriegen, wie sie angefangen haben die Frauen und Jungfrauen zu bloßen hinten und vornen und niemand ist, der da strafe und wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet.“ Ein Brief seiner Hausfrau, die gerade damals mit den Dienstboten und Hausgenossen sehr widerwärtige Erfahrungen gemacht hatte, scheint Oel ins Feuer gegossen zu haben.

Schon einmal, im Jahre 1541, hatte sich eine Abenteurerin in Luthers Familie eingeschlichen, die sich Rosina von Truchseß nannte und für eine vertriebene Nonne ausgab. Luther hatte ihr alles Vertrauen geschenkt, bis eine der Mägde ihm anzeigte, die angebliche Nonne sei in andern Umständen und habe zur Abwendung der Folgen von ihr verlangt, sie solle ihr auf dem Leibe herumtrampeln. Frau Käthe, um Ärgernis zu vermeiden, entfernte sie rasch in der Stille, Luther aber war darüber unwillig, denn er wünschte eine Untersuchung der Sache und Bestrafung der Dirne, die die Papisten ihm böswilligerweise ins Haus gesetzt hätten. Nun aber wußte ihm die Hausfrau wieder eine ähnliche Geschichte von Hause zu erzählen, in der Luther gleichfalls die Veranstaltung seiner Gegner sah. „Ist unser ander Rosina oder Deceptor,“ schrieb er, „noch nicht eingesetzt, so hilf, was du kannst, daß der Bösewicht sich be— müsse.“ Ihm aber schien nun das Maß voll, wenn er in dieser Stadt nicht einmal sein eigen Haus sauber zu halten vermöge, wolle er den Platz räumen. So kam er zu dem Vorsatze: „Nur weg aus diesem Sodoma! Ich will umherschweifen und eher Bettelbrot essen, ehe ich meine armen, alten, letzten Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen will, mit Verlust meiner sauern Arbeit.“ Er war, als dieser Ausbruch erfolgte, im Juli 1545 mit Cruciger nach Leipzig gefahren und hatte seinen Sohn Hans und dessen Lehrer mitgenommen. Dann begleitete er den Kollegen Cruciger nach Zeitz, wo dieser zwischen zwei Naumburger Geistlichen einen Sühneversuch vorzunehmen hatte. Während Cruciger nach vollzogener Amtshandlung heimkehrte, schrieb Luther am 28. Juli von Leipzig aus seiner Hausfrau ganz unerwartet, er wolle überhaupt nicht

mehr nach Wittenberg zurückkehren. „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht mehr gern da bin. So wollt' ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder schenken, und wäre dein Bestes, daß du dich gen Zulsdorf setztest, weil ich noch lebe und könnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu bessern, denn ich hoffe, mein gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens." „Ich habe auf dem Lande mehr gehört, denn ich zu Wittenberg erfahre, darum ich der Stadt müde bin und nicht wiederkommen will, da mir Gott zuhelfe." „Magst solches, wo du wilt, Dr. Pommer und Mag. Philippus wissen lassen, und ob Dr. Pommer wollt hiemit Wittenberg von meinetwegen gesegnen; denn ich kann des Zorns und Unlusts nicht länger leiden." Er selbst ging nach Merseburg, wo er Gast des bischöflichen Administrators Georg von Anhalt war und diesem, auf seinen Wunsch, eine geistliche Ordination zu seinem Amte erteilte. Frau Käthe tat, was ihr Eheherr ihr anheimgegeben, und teilte den schwermütigen Brief den Freunden mit. Mochten diese nun Luthers Drohungen wirklich als vollen Ernst betrachten oder hielten sie dafür, daß ein heilsamer Schreck den Wittenbergern recht wohltätig sein könnte, jedenfalls ließen sie den Brief bekannt werden und teilten Luthers Absicht dem Kurfürsten mit. Um Luthern ins Gewissen zu reden, schickte Johann Friedrich seinen Leibarzt Ratzeberger mit einem Briefe, in dem der Kurfürst schrieb, hätte er von Klagen Luthers gewußt, so würde er alles getan haben, ihnen abzuhelfen, da er aber nie ein Wort geäußert habe, hätte er auch keine Abhilfe schaffen können, wie Luther als ein Verständiger selbst erachten werde. Kanzler Brück nahm die Sache ziemlich kühl, da er meinte, so schnell werde es mit dem Verkauf von Luthers Grundbesitz, dem Hause und den verschiedenen Gärten, nicht gehen, aber er verkannte nicht, daß ein solches Ereignis bei den Papisten einen ungeheuren Jubel erregen würde. „Will Martinus auf seinem Kopfe bestehn, so vermerk' ich, Philippus wird auch nicht bleiben. Denn er sagte, der Doktor hätt' die Sach angefangen und er wäre als der Wenigste mit eingetreten. Wollt nun aber der Doktor nun selbst der Sachen ein solch Ärgernis machen, so müßt er sich auch verkriechen und könnte dabei nicht bleiben." Universität und Bürgerschaft kamen gleichfalls in Bewegung. Jene sendete Melanchthon und Bugenhagen, diese ihren Bürgermeister Lufft. In des Fürsten Namen luden sie Luthern nach Torgau ein, um zu beraten, wie relaxationi disciplinae zu steuern sei. Die Gesandten trafen den zürnenden Achill in Merseburg, wo er Georg von Anhalt die Ordi-

nation erteilt hatte. Die Zerwürfnisse scheinen hier ohne viel Mühe beigelegt worden zu sein. Nachdem der Magistrat ihm ernstliches Einschreiten gegen das „vertunliche" Wesen bei Hochzeiten und Kindtaufen, eine bessere Aufsicht über die öffentlichen Lustbarkeiten und energische Handhabung der Polizei gegen das ungebührliche Geschrei auf den Straßen versprochen hatte, war Luther zufriedengestellt. Auf der Heimreise besuchte er Justus Jonas, predigte am 12. August in Leipzig, besprach sich in Torgau mit dem Kurfürsten und traf am 16. August 1545 wieder wohlbehalten in Wittenberg ein. Von der ganzen Sache war nun nicht weiter die Rede. Über die strengere Sittenzucht wurde noch eine Weile verhandelt. Daß der Hof Johann Friedrichs in diesem Stücke nicht allzuviel leisten werde, verhehlte sich Luther nicht. Der Hof lese die neuen Ordnungen nicht einmal, sagte er, und treibe nur sein Gespötte. Dennoch kam er auf seinen Gedanken des Ortswechsels nicht zurück, sondern ertrug, was er nicht ändern konnte.

Die letzten Monate, die ihm noch beschieden waren, fanden Luthern in einer eifrigen literarischen Tätigkeit. Er nennt sich in einem Briefe an seinen Freund Jakob Probst in Bremen einen „abgelebten, trägen, müden, kalten und nun gar einäugigen Mann", aber von den großen Aufgaben seines Lebens hat er noch keine aus der Hand gegeben. Seine alten Gegner in Löwen hatten die rechte katholische Lehre in 32 Artikeln formuliert und diese von Karl V. bestätigen lassen. Im August 1545 stellte Luther 76 Gegenthesen auf und begann eine neue Schrift „wider die Esel in Paris und Löwen", die aber über die Anfänge nicht hinauskam. In derselben erklärte er, wer ohne die evangelischen Grundlehren Theologie treibe, der sei dazu so brauchbar wie der Esel zum Saitenspiel, wie der Papst zum Kirchenregiment und die Löwener zur Wissenschaft. Da er in der sechzehnten seiner Thesen gefordert hatte, daß man das hochwürdige Sakrament des Altars mit allen Ehren anbeten müsse, weil in demselben der Leib Christi wahrhaftig empfangen werde, fürchteten Melanchthon und Cruciger, der Sakramentsstreit könne sich daran neu entflammen. Aber den Luxus eines neuen Bruderkriegs konnten sich die Evangelischen nicht mehr erlauben. Die Aufmerksamkeit war bereits auf eine andere Frage gelenkt, deren Ernst Luther nicht verkannte. Im Januar 1546 sollte zu Regensburg eine letzte Verhandlung über die Vereinigung der beiden Religionsparteien stattfinden, und Butzer meinte auch jetzt wieder, diese Angelegenheit in die Hand nehmen zu müssen. Er

träumte von einer Universalreform der ganzen deutschen Kirche, bei der beide Teile eher etwas nachgeben könnten und die von den einzelnen Kirchen nicht gerade völlige Gleichförmigkeit zu verlangen brauche. Was dieser Butzersche Versöhnungsversuch solle, da Karl V. unbedingte Unterwerfung unter sein Konzil zu Trident verlangte, vermochte Luther nicht einzusehen. Das Regensburger Kolloquium hatte für den Kaiser überhaupt nur den Zweck, die Protestanten hinzuhalten bis seine Rüstungen vollendet seien und er sich stark genug fühle, die Maske abzuwerfen. Er verfuhr dabei mit einer Perfidie, gegen die gehalten, wie Baumgarten sich ausdrückt, Johann Friedrichs unbehilfliche Dummheit sich beinahe ehrwürdig ausnimmt. Am 8. Januar schrieb Luther an Amsdorf, Karl zeige sich jetzt als offener Feind und habe aufgehört zu heucheln. Herzog Moritz war gleichfalls für Luthern ein Gegenstand des Argwohns. Während Butzer den Dresdner als den neuen Stern pries, der den Protestanten aufgegangen sei, entging es Luthern nicht, daß Moritz sich mit den alten katholischen Räten des Herzogs Georg und des Kurfürsten Albrecht umgab. „Helf Gott unserem gnädigen Herrn, es gilt ihm ein Strauß!“ ruft Luther bekümmert. Nicht der vielgeschäftige Butzer, sondern der alte Reformator bewies auch hier wieder den richtigeren politischen Blick. So lange er sich von dem Habsburger hatte täuschen lassen, jetzt verkannte auch er nicht mehr, daß Karl ein Heuchler und Gefahr in vollem Anzug sei.

Inzwischen hatten bereits im Oktober die mehrfachen Reisen nach Mansfeld begonnen, von deren letzter Luther nicht lebend wiederkehrte. Graf Albrecht, der Agricola durch Vorenthaltung einer längst versprochenen Aufbesserung aus Eisleben vertrieben hatte, der seinen Beutel durch Aufnahme von Schutzjuden füllte, die er jetzt gern wieder los gewesen wäre, der die Bergleute, auch Verwandte Luthers, unbillig ausbeutete, lag mit seinem Bruder über Bergwerks- und andere Rechte in langjährigen, erbitterten Prozessen. Beide Parteien hatten sich Luther als Schiedsrichter gefallen lassen. Der erste Vermittelungsversuch im Oktober mußte abgebrochen werden, weil Albrecht wegen des Einfalls des vertriebenen Herzogs Heinz in Braunschweig in aller Eile abreiste. An Weihnachten wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, kamen aber gleichfalls nicht zu Ende, weil Melanchthon erkrankte und Luther seinen Freund selbst nach Wittenberg zurückbringen wollte. Melanchthon blieb nun, wie Kanzler Brück sich ausdrückt, „mit den Mansfeldischen Säuhändeln verschont“, aber

Luther mußte bei häßlichem Tauwetter am 23. Januar 1546 wieder aufbrechen, diesesmal nach Eisleben. Seine drei Söhne, ihr Hauslehrer Rudtfeld und Aurifaber, der Herausgeber der deutschen Tischreden, begleiteten ihn. In Halle sollte sich Justus Jonas ihnen anschließen. Aber wegen der ausgetretenen Gewässer mußten sie noch drei Tage in Halle still liegen. Wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit schenkte Luther seinem Wirte einen Becher mit dem Verse:

> Jonas, dem Glas, gibt Luther ein Glas, der selber ein Glas ist,
> Daß sie dessen gedenken, wie sie selbst zerbrechliches Glas sind.

So mischen sich Todesgedanken selbst in solche Scherze. Der Abreise aus Halle setzte sich die ausgetretene Saale entgegen: „Es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und Eisschollen," schreibt Luther seiner Frau. Als sie am 28. Januar die Überfahrt wagten, war sie noch nicht ohne Gefahr. Auf dem Kahne sagte Luther zu seinem alten Freunde, der einst mit ihm nach Worms geritten war: „Lieber Doktor Jonas, wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich, Doktor Martinus, mit drei Söhnen und Euch im Wasser ersöffe?" Auch seiner Käthe hatte er von Halle aus geschrieben: „Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sodt machen könne, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte .... Aber der Teufel wohnt im Wasser und ist uns gram." Käthes erster Brief muß sehr besorgt geklungen haben, denn von Eisleben aus, wo die Verhandlungen geführt wurden, tröstet sie Luther mit dem Gruße: „Meine alte arme Liebe, und, wie ich weiß, unkräftige zuvor." Wohl meldet er ihr, daß er krank gewesen. Als er durch ein Judendorf fuhr, haben ihn die Juden von hinten so hart angeblasen, daß er sich verkühlte und ihm das Gehirn wie Eis ward. „Aber jetzt bin ich gottlob geschickt." Ja er versucht zu scherzen und sie eifersüchtig zu machen, indem er versichert, daß die schönen Frauen ihn hart anfechten. „Deine Söhnichen sind von Mansfeld nach Jena gefahren, weiß nicht, was sie da machen. Wenn's kalt wäre, möchten sie helfen frieren." Noch beruhigender ist der Brief vom 6. Februar: „Der tiefgelehrten Frauen Kathrin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Handen" und am folgenden Tage gleich wieder an die „Selbsmartyrin zu Wittenberg zu Handen und Füßen". „Lies, du liebe Kethe, den Johannem und den kleinen Katechismum, davon du zu dem Mal sagtest: ‚es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt'. Denn du willt sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig,

der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorgen." Ja, er beschuldigt sie in einem folgenden Briefe, daß sie mit ihrem Sorgen das Unglück über ihn niederziehe. „Wir danken uns auch freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen kunnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unser Herberg hart vor unserer Stubentür; und gestern, ohn' Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht wie ein Mäusfallen . . . Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möcht uns zuletzt die Erden verschlingen, und alle Elemente verfolgen. Lehrest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen, es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Ps. 55 und viel mehr Orten. Wir sind, gottlob, frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen. Und Doktor Jonas wollt' gern auch einen bösen Schenkel haben, daß er sich an eine Laden gestoßen. So groß ist der Neid in den Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen. Wir wollten nun fort gerne los sein, und heimfahren, wenn's Gott wollt. Amen, amen, amen."

Mitten in den verdrießlichsten Geschäften sucht er die besorgte Frau aufzuheitern und es bekümmert ihn, daß sie sich ängstet. Bei einem so alten Ehepaare sind ihre Sorge um ihn und seine Sorge um sie ein doppelt erfreuliches Bild. Die Prozeßkrämerei in Mansfeld weckte natürlich wieder seinen ganzen Groll gegen die Juristen und an Zornreden über ihr Bestehen auf dem Rechtsstandpunkte, das ihm seine schiedsrichterliche Rolle erschwerte, ließ er es auch jetzt nicht fehlen. Mit ihren Paragraphen verlaufe jeder Prozeß wie jener, da des Müllers Esel in des Fischers Kahn rannte, so daß der Kahn fortschwamm, weshalb der Fischer für seinen Kahn, der Müller für seinen Esel Schadenersatz verlangte. Einen Baum bringe man nur durch die Tür, wenn der Wipfel nachschleife, sonst sperren sich die Zweige. Über einen Streitpunkt, an dem auch schon Melanchthon sich abgearbeitet hatte, schrieb er am 1. Februar an den Freund: „dieses stachelichste Stachelschwein" sei endlich nach heißem Kampfe „abgestochen." Über den Juristen hatte er aber auch die Juden nicht vergessen. In einer Predigt warnte er vor den Juden, die sich auch bei Eisleben eingedrängt hatten. In seinem Briefe vom 7. Februar sagt er: „Ich denke, daß die Hölle und ganze Welt jetzt müsse ledig sein von

allen Teufeln, die vielleicht alle meinetwillen hie zu Eisleben zusammen gekommen sind: so fest und hart steht die Sache. So sind auch die Juden bei fünfzig in einem Hause, wie ich dir zuvor geschrieben. Jetzt sagt man, daß zu Rißdorf, hart vor Eisleben gelegen, daselbst ich krank war im Einfahren, sollen aus und ein reiten und gehen bei vierhundert Juden. Graf Albrecht, der alle Grenzen um Eisleben her hat, der hat die Jüden, so auf seinem Eigentum ergriffen werden, preisgegeben. Noch will ihnen niemand nichts tun. Die Gräfin zu Mansfeld, Witwe von Solms, wird geachtet als der Juden Schützerin. Ich weiß nicht, ob's wahr sei, aber ich hab' mich heute lassen hören, wo man's merken wollte, gröblich genug, wenn's sonst helfen sollt. Betet, betet, betet und helft uns, daß wir's gut machen, denn ich heute im Willen hatt', den Wagen zu schmieren in ira mea, aber der Jammer, so mir für fiel, meines Vaterlandes (er meint Mansfeld) hat mich gehalten." Am 14. Februar endlich meldet er seiner freundlichen, lieben Hausfrauen, der Vergleich sei geschlossen, und am 16. und 17. Februar 1546 wurden die Urkunden unterzeichnet. Diese Friedensstiftung war die letzte Tat des alten Streiters. Sein gutes Herz frohlockt, daß zwei Brüder nun wieder Brüder geworden sind und an seinem Tische seit langen Jahren zum erstenmal wieder freundliche Worte wechseln. Mit Vergnügen horcht der alte Mann auf die Narrenglöcklein der Schlitten, in denen die jungen Grafen und Fräulein, die sich rasch angefreundet haben, talabwärts sausen. Die kommenden Mansfelde werden nun doch gute Freunde sein. Jetzt ist sein Tagewerk getan. „Wenn ich wieder heimkomme nach Wittenberg will ich mich in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu essen geben." Während des Aufenthalts in Eisleben hatte Luther viermal gepredigt und sogar zwei Geistliche ordiniert. Er verkehrte freundlich mit den Honoratioren seiner Vaterstadt, hatte aber auch mehrere heftige Anfälle von Asthma und Herzschwäche, doch war in dem Hause des Stadtschreibers Albrecht, bei dem er wohnte, gut für ihn gesorgt. Die ersten Anzeichen, daß der Kaiser kriegerische Absichten habe, wurden Luther kurz vor seinem Ende noch gemeldet: „Etliche sagen," schreibt er in seinem letzten Briefe an seine Hausfrau, „der Kaiser sei dreißig Meilen von hinnen bei Soest in Westfalen; etliche, daß der Franzose Knechte annehme, der Landgraf auch. Aber laß sagen und singen: wir wollen warten, was Gott tun wird." So warf der Schmalkaldische Krieg seine Schatten noch in Luthers Sterbezimmer. Am 17. Februar, als der letzte Vertrag unterzeichnet war, erkrankte Luther nach dem Abend-

essen an Beklemmungen auf der Brust. Graf Albrecht brachte ihm selbst Arznei. Als ihm wieder besser geworden war, gab er noch den Freunden die Hand und legte sich nieder. Aber um ein Uhr rief er den Diener und stand wieder auf, da er neue Beklemmungen fühlte. Es wurde nach den Ärzten geschickt, er aber legte sich auf ein Ruhepolster. Sprüche betend im Latein der Vulgata, wie er sie als Kind gelernt, fing er an einzuschlafen. Aber Jonas und Cölius, der Mansfelder Hofprediger, denen es um ein letztes Zeugnis ihres Meisters zu tun war, riefen dem Sterbenden ins Ohr: „Reverende pater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?" Und er antwortete ein deutlich hörbares „Ja". Dann wurde es still. Der Apotheker, nach dem man geschickt hatte, fand nur noch eine Leiche. Gegen drei Uhr des 18. Februar 1546 hatte er vollendet. Jonas, Cölius, Aurifaber, die Söhne und der Erzieher Rudtfeld, waren Zeugen seines Todes. Auch die in Eisleben anwesenden Fürstlichkeiten, Graf von Schwarzburg und Gemahlin, Wolfgang von Anhalt, die Mansfeldschen u. a. waren bei der Nachricht, daß Luther im Sterben liege, herbeigeeilt.

Justus Jonas diktierte sofort einem gräflichen Sekretär einen ausführlichen Bericht für den Kurfürsten und die Universität. Auch Graf Albrecht von Mansfeld berichtete das Ereignis an Johann Friedrich mit der Bitte, Luthern an dem Orte, an dem er geboren war, auch beisetzen zu dürfen, was der Kurfürst abschlug. „Wir hätten am liebsten gesehen, Martinus seliger wäre, als ein alter abgelebter Mann, mit diesen Sachen verschont geblieben," setzte Johann Friedrich in seiner verbindlichen Weise hinzu. Fürst Wolfgang von Anhalt, der Luthern immer besonders nahe gestanden, schrieb an den Kurfürsten: „Man hat viel Fleiß bei ihm getan, da ist aber keine menschliche Hilfe gewesen, sondern der Wille des Herrn ist bei ihm ergangen und ist ganz sanft mit guten Sprüchen entschlafen. Gott der Herr, hilf uns mit Gnaden hernach. Amen!" Wenn überhaupt etwas geschichtlich feststeht, so ist es das fromme Ende Luthers. Das hat Kaplan Majunke, den Redakteur der Germania, nicht abgehalten, die Mär von einem Selbstmord Luthers aufzuwärmen, die zuerst um 1606 der Franziskaner Sedulius von einem frommen Manne aus Freiburg im Breisgau gehört haben will, dessen Namen er nicht nennt. Derselbe fromme Mann aus Freiburg habe sich von einem Diener Luthers, den er auch nicht nennt, ein schriftliches Zeugnis ausstellen lassen, wonach es bei Luthers Tod folgendermaßen zuging: „Es geschah, daß Martin Luther

eines Tages zu Eisleben in Gesellschaft hoher Herren Deutschlands der Weinflasche fleißig zusprach und völlig betrunken von uns ins Bett gebracht werden mußte. Als wir aber am folgenden Morgen wieder zu unserem Herren kamen, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, da" — hatte Luther sich am Bette erhängt. Der Name des Dieners, der dieses Zeugnis ausstellte, wird nicht genannt, ebensowenig der Name des frommen Mannes aus Freiburg, der den Diener diese Bescheinigung schreiben ließ und die Erzählung des Sedulius selbst ist sechzig Jahre jünger als das erzählte Ereignis. Dennoch schenken bis auf die heutige Stunde ultramontane Religionslehrer in der Schule diesem Zeugnis mehr Glauben als den Berichten des Grafen von Mansfeld und der Freunde Luthers, die sein Todbett umgaben, und bald hier, bald dort wird die Lüge des siebzehnten Jahrhunderts auch in der Presse erneuert in Befolgung der Sallustischen Lehre, daß man seine Herrschaft durch dieselben Mittel aufrecht erhalten muß, durch die man sie erlangt hat.

In seinem letzten Briefe aus Eisleben hatte Luther der Gattin mit größter Sicherheit die Hoffnung ausgesprochen, in wenigen Tagen nach Wittenberg zu kommen. Er kam, aber im Sarge. Selbst zu dem letzten Kondukte des seligen Kurfürsten war die Bevölkerung nicht in solchen Massen herzugeströmt wie zu Luthers Geleit von Dorf zu Dorf. Als am Morgen des 22. Februar die teure Leiche am Elsterthor, wo Luther einst die Bulle verbrannt hatte, anlangte, um in der Schloßkirche unter den Fürsten Sachsens beigesetzt zu werden, und alle Bewohner der Stadt ihr entgegenzogen, da stand auch Katharina von Bora mit verweinten Augen am Wege, umgeben von den vier Kindern, die ihr geblieben waren. Dem Zuge folgte sie mit ihrer elfjährigen jüngsten Tochter und einigen Freundinnen, damaliger Sitte gemäß auf einem sächsischen Rollwägelein. Der Kurfürst ehrte ihren Schmerz durch ein besonderes Trostschreiben und Bestätigung des Testaments Luthers, die erforderlich war, da dasselbe nicht allen Rechtsformen genügte. Noch einmal bezeugte ihr Gatte in dieser am 6. Januar 1542 errichteten Urkunde vor aller Welt, daß die entlaufene Nonne ihn „als ein fromm, treu, ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten". Darum traf er auch solche Bestimmungen, „daß sie nicht müsse den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hand sehen". Das tränenreiche Los einer armen Pfarrwitwe ist ihr darum doch nicht erspart geblieben. In zahlreichen Bittschriften an den König von Dänemark muß „D. Martini nachgelassene Witwe" sich von Jahr zu Jahr um Unter-

stützung bewerben, nachdem, wie sie klagt, „sich ein jeder so fremd gegen mich stellt und niemand sich meiner annehmen will“.

Die Reden und Nachrufe, die die Kunde von Luthers Tod veranlaßte drehen sich alle um den Text: „Ihr sollt wissen, daß ein Mann und ein Prophet unter euch gewesen ist“. So wie er hatte noch keiner den Kampf mit einer ganzen Welt aufgenommen und durchgekämpft. Das alte: mundus contra Athanasium, Athanasius contra mundum, galt von ihm in vollem Umfang. Des Reiches Acht und Aberacht und den Bann von vier Päpsten hatte er getragen, aber der Gedanke, durch irgendwelche Zugeständnisse seine persönliche Lage zu bessern, kam keinen Augenblick in seine Seele. An jedem Gründonnerstag wurde er immer wieder neu verflucht, und an jedem Osterfeste verkündigt er den, der nicht gekommen ist zu fluchen, sondern zu segnen. Allein hatte er sich gegen den Papst erhoben, allein in Augsburg gestanden, allein in Worms und auf der Wartburg, allein auf der Feste Koburg und hatte dennoch das Feld behauptet, während die anderen wichen oder sich unterwarfen oder abschworen. Sein Vaterland hatte ein anderes Aussehen als er ging, als damals, da er, ein unscheinbarer Mönch, das ärmliche Kloster an der Elbe bezog und niemand hätte das Alte zurückgewünscht. Wenn die Kollegen und Freunde auch in den letzten Jahren mannigfach unter den trüben Stunden und Verstimmungen seines Alters und seiner qualvollen Krankheiten hatten leiden müssen, sie fühlten dennoch, daß nicht nur der größte, sondern auch daß der gütigste und beste Mensch ihres Kreises, dem jeder Unendliches dankte, von ihnen gegangen war. So bezeugte Melanchthon in seiner Grabrede, daß er gütig, leutselig, freundlich, nicht stürmisch und zanksüchtig mit den Leuten verkehrt und daß er ein Herz ohne Falsch gehabt habe. „Wir sind wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind.“ Über Luthers, mit den Jahren schlimmer gewordene Leidenschaftlichkeit, sprach sich der Redner, der doch selbst nicht wenig unter derselben gelitten hatte, in einer Weise aus, die seiner und des großen Todten würdig war. Er führte das Wort des Erasmus an, daß die Gegenwart für ihre Krankheiten einen scharfen Arzt gebraucht habe. Auch sei Luthers Heftigkeit aus Eifer für die Wahrheit geflossen und er habe im Kampfe ein unverletztes Gewissen sich bewahrt. Jetzt, da er hinweggenommen war, traten die Eindrücke der letzten kranken Zeit bei den Freunden wieder zurück und Luther war ihnen wieder der geistesgewaltige Held, der sie befreit und der gütige Doktor Martinus, der durch viele Jahre,

wie kein anderer, sie beglückt hatte. Solang Luthers Streitschriften gelesen werden, wird auch die Klage über seine leidenschaftliche Reizbarkeit nicht verstummen, aber man soll dabei nicht vergessen, daß auf dieser Reizbarkeit ein großer Teil seiner Leistungsfähigkeit beruhte. Er war eine polemische Natur, aber Melanchthon durfte mit gutem Fug darauf hinweisen, daß Luthers Kämpfe niemals aus kleinlichen Motiven entsprangen, sondern daß er sie stets mit gutem Gewissen geführt habe. Er ist ein Mensch gewesen, dessen Schwächen und Leidenschaften uns nicht an ihm irre machen, weil er vollkommen aufrichtig sie nirgend verhehlte, weil er sich immer gab, wie er war, sehr im Gegensatz zu den „Heiligen", die auf Stelzen lebten und auf Stelzen starben und an die eben darum heute niemand mehr glaubt. Nie hat Martin Luther sich als Heuchler oder Schauspieler gezeigt, eher schlechter hat er sich gemacht als besser, ist meist allzu aufrichtig, niemals unwahr gewesen. Sein Temperament hat ihm manchen Streich gespielt, aber einer gewaltigen Leidenschaft wie dieser läßt sich nicht gebieten, bis hierher brenne, alles weitere wäre unrecht. Sie lebt sich aus nach ihren eigenen Gesetzen und nur darauf kommt es an, ob sie das Wohl der Menschheit will oder sich selbst. Den Vorwurf der Selbstsucht aber hat ihm nie jemand gemacht, weil er lächerlich wäre. Für sich hat er nichts gewollt und nichts erreicht; in seinem Werke hat er sich verzehrt. Diese Reizbarkeit war seine Gefahr, aber ohne sie hätte er für uns das nie erreicht, was wir ihm doch danken.

Das religiöse Erträgnis seiner Lebensarbeit lag bereits jedermann vor Augen, als er schied. An Stelle eines erdrückenden Werkdienstes, eines heidnischen Geplappers, eines Systems religiöser Höflichkeitsbezeigungen gegen die Heiligen hatte er wahre Andacht und herzliche Buße verlangt und die Seinen wußten, daß sie damit das gute Teil erwählt hatten. Luther bedeutet für das deutsche Volk soviel als die deutsche Bibel, das protestantische Kirchenlied und die evangelische Erbauungsliteratur bedeuten und Segen gewirkt haben. Ihm verdanken wir jene letzte Vertiefung des deutschen Gemüts, die schärfere Empfindung des deutschen Gewissens, die strengere Zucht des deutschen Hauses. Er hat dem deutschen Volke eine neue Seele eingesetzt. All seine männlichen Instinkte hat er geweckt; er lehrte es singen: „und wenn die Welt voll Teufel wär, es soll uns doch gelingen." Er hat der Nation Eisen ins Blut gegossen.

Aber auch für die äußere Gestaltung der deutschen Welt war Luther die wichtigste Erscheinung der Neuzeit. Man könnte jede andere geschicht-

liche Gestalt aus dem sechszehnten Jahrhundert herausnehmen, die Entwicklung bliebe dieselbe; ohne Luther wäre es dasselbe Jahrhundert nicht mehr und noch das unsere hätte ein anderes Gesicht. Er brachte eine neue Welt. Daß der Papst nicht mehr den Schiedsrichter zwischen den Völkern Europas machen, daß er nicht mehr Fürsten gegen Fürsten hetzen, daß er nicht mehr öffentlich zu Raub, Mord und Brand ob angeblicher Ketzerei auffordern, daß er mit einem Worte nicht mehr den bevollmächtigten Statthalter Gottes auf Erden spielen konnte, das war Luthers Verdienst. Er lehrte sein Volk, daß Gott auf Erden Mitarbeiter wolle, aber keinen Stellvertreter brauche. Auch jetzt noch konnte die Kurie durch Jesuiten, Hofprediger und die Damen des Hofs viel Unheil stiften, aber dem „mandamus“ des Papstes hatte Martin Luther ein Ende gemacht. Von dem Verfluchen ganzer Länder war nicht mehr die Rede. Indem er die Heiligherrschaft des Papstes und der Bischöfe brach, begründete Luther zugleich den modernen Staat. An Macht, an Besitz, an Unabhängigkeit, an Befugnissen, an Selbstgefühl hatte die weltliche Gewalt durch Luthers Reformation mehr gewonnen als durch den ganzen langen Krieg, den Salier, Hohenstaufen und Wittelsbacher um ihr gutes Recht geführt hatten. Durch Jahrhunderte hindurch hatte die Kirche den Staat ausgehöhlt, seine Gewalten aufgesogen, seine Aufgaben sich zugeeignet und nicht erfüllt. Luther hat all diese Befugnisse dem Staat tatsächlich zurückgewonnen und durch seine theoretische Scheidung zwischen weltlichen und kirchlichen Aufgaben sie auch prinzipiell der weltlichen Obrigkeit wieder zugeteilt. Den Übergriffen der Kirche in die Sphäre des Staates setzte er ein Ziel und gab der bürgerlichen Obrigkeit ihre Unabhängigkeit und ihr Selbstgefühl wieder. Auch in den katholischen Gebieten mußten die Bischöfe die weltlichen Gewalten, die sie im Laufe der Jahrhunderte aufgesogen hatten, wieder herausgeben und so hat Luther die Katholiken so gut befreit wie die evangelische Welt. Mit vollem Rechte durfte er schon 1530 den zu Augsburg versammelten katholischen Fürsten zurufen, sie dankten ihm seine Arbeit nicht, aber deren Früchte wieder herauszugeben, falle auch ihnen nicht ein.

Ein Mann wie Luther sollte der ganzen Nation gehören, denn er war ihr größter Sohn. Nur durch ihn hat für ein Menschenleben auch einmal Deutschland eine religiöse Führerstellung in Europa eingenommen, die es weder in der alten Kirche, noch zur Zeit der Kreuzzüge, noch in der Zeit der Aufklärung zu gewinnen vermochte. Was wollen solchen

weltumwandelnden Taten gegenüber die Einwendungen besagen, die auch wir gegen den Ton so mancher Schriften oder die Richtigkeit mancher Schritte des großen Mannes zu machen haben! Das Lästern und Schelten der Gegner vollends verfällt gegenüber einer solchen welthistorischen Leistung dem Fluche der Lächerlichkeit. „Die Hunde bellen und die Karawane zieht vorüber.“ Die Geschichte der letzten Jahrhunderte erzählt es, wie aus der innern Freiheit der Gewissen und des Glaubens, die Luther brachte, sich die äußere Freiheit der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt hat. Er machte der Menschheit die Wege wieder frei, die zu einer höheren Lebensgestaltung führten, indem er einen tausendjährigen Schutt zur Seite fegte. Indem Luther die einzelne Seele lehrte, ihr Heil in ihrem Glauben zu suchen, stellte er sie auf sich selbst. Aus dieser innern Selbständigkeit des protestantischen Menschen ist diesseits und jenseits des Ozeans eine neue protestantische Kultur hervorgewachsen, die ohne ihn nicht wäre. Die Herde des Papstes will geleitet sein, will nachbeten, was man ihr vorbetet, Luthers Söhne wollen auf eigenen Füßen stehen, reden, was sie denken und zeugen, was sie gesehen haben. Dieser Fortschritt in der Entwicklung war der erste Schritt zur Mündigkeit der modernen Gesellschaft und so lang sich die Menschheit überhaupt ihres Werdegangs erinnert, wird sie auch dieser Epoche gedenken, die sie dem Wittenberger Mönche verdankte.

Ein Befreier wurde Luther auch der Wissenschaft. Er hat die durch Jahrhunderte getriebene Fälschung der Geschichte der Kirche aufgedeckt und von dem gefundenen festen Boden aus sichtete, ordnete und klärte sich nun auch auf den anstoßenden Gebieten die geschichtliche Kunde. So ist Luther einer der Väter der modernen Geschichte geworden. Sogar auf Gebieten, in denen er selbst mittelalterlich befangen blieb, empfand man bald die wohltätigen Wirkungen der großen geistigen Bewegung, zu der er den Anstoß gegeben hatte. Nichts lag ihm ferner als Naturwissenschaft, aber indem er Aristoteles stürzte, ebnete er der selbständigen Naturforschung die Wege. Als er gelegentlich von Kopernikus hörte, warf er ihn zu den Leuten, die durchaus etwas Neues aufbringen wollen. Und doch ist er selbst der Grund, warum die neue Astronomie nur unter den Deutschen ausgebaut werden konnte, während Galilei sie abschwören mußte und Giordano Bruno für sie verbrannt wurde. Die Überzeugung, daß nur der eigene Glaube uns zu helfen vermöge, stürzte den Autoritätsglauben auch in der Betrachtung der Natur; nicht in den alten Schriftstellern suchte man forthin die letzte Belehrung, sondern in der eigenen Beobachtung.

Auch hier stand der Protestant auf sich selbst. So trug Luthers Kampf gegen Aristoteles noch späte Früchte und noch lang wird die große Gestalt des Reformators zeugen müssen gegen die, die aus dem Protestantismus wieder eine Kirche toter Autoritäten machen wollen und so das große Erbe der Reformation verschleudern. Daß Luther ein anderes Deutschland hinterlasse als er einst angetreten, hat an seinem Sarge niemand geleugnet. „Der Wagenlenker Israels ist von uns gegangen," sagte Melanchthon in dem Anschlag, der den Studenten Luthers Tod anzeigte. Seine volle Größe aber konnten erst die folgenden Generationen ermessen, als die ganze Kraft und Fruchtbarkeit seiner Gedanken sich geschichtlich ausgewirkt hatte. Nun erst erkannte man, was Martin Luther für die Menschheit bedeute. Alexander der Große hat die Schranken zwischen Orient und Occident aufgehoben und den Boden hergestellt, auf dem die neue Kultur erwuchs. Karl der Große hat das heilige Reich gegründet, in dem Lateiner und Germanen, gebeugt unter eine gemeinsame religiöse Autorität, zusammen arbeiten konnten. Martin Luther hat der Heiligherrschaft ein Ende gemacht, als sie nur noch ein Vorwand für die Welschen war, die andern Rassen auszubeuten. Doch nicht zu jenen großen Helden und Staatsmännern stellen wir ihn, auch zu den großen Gelehrten und Künstlern nicht. Er gehört in eine andere Reihe. Wir zählen ihn unter die Patriarchen des Menschengeschlechts, denn auch ihm ist die Verheißung geworden: „Ich will dich zum großen Volke machen und du sollst ein Segen sein."

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Reformatorengruppe aus Lucas Cranachs d. J. Epitaphium in der St. Blasiikirche zu Nordhausen.

XXV. Ritter und Fürsten 1
XXVI. Luther und die Bauern 28
XXVII. Reaktionsversuche 64
XXVIII. Die Gründung der evangelischen Landeskirchen 102
XXIX. Die Lutherbibel 126
XXX. Luther als Dichter 147
XXXI. Das evangelische Pfarrhaus 168
XXXII. Der Abendmahlstreit 188
XXXIII. Der Reichstag zu Speyer 1529 224
XXXIV. Das Marburger Religionsgespräch 239
XXXV. Luther auf der Feste Koburg 1530 257
XXXVI. Melanchthon als Führer der Evangelischen 291
XXXVII. Niederlage der kaiserlichen Politik 317
XXXVIII. Kriegerische Nachspiele 332
XXXIX. Die Wittenberger Konkordie 1536 350
XL. Vorbereitungen zum Konzil 362
XLI. Die neue Generation 381
XLII. Letzte Erfolge 405
XLIII. Der alte Luther 430
XLIV. Zerfall der evangelischen Partei 450
XLV. Lebensende 484

Digitized by Google

Schriften von Adolf Hausrath

Der Apostel Paulus.
Zweite Auflage. Heidelberg 1872.

Neutestamentliche Zeitgeschichte.
Band 1—4. Dritte Auflage. München 1879.

Der Vier-Kapitelbrief des Paulus an die Korinther.
Heidelberg 1870.

Religiöse Reden und Betrachtungen.
Zweite Auflage. Leipzig 1882.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit.
Band 1 und 2. München 1875—1877.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts.
Leipzig 1883.

Weltverbesserer im Mittelalter.
Band 1: Abälard. Band 2: Arnold von Brescia.
Band 3: Die Arnoldisten. Leipzig 1893—1895.

Alte Bekannte.
Gedächtnisblätter. Band 1: Jolly. Band 2: von Treitschke.
Band 3: Gelehrte und Künstler der badischen Heimat. Leipzig 1899—1902.

Richard Rothe und seine Freunde.
Erster Band. Berlin 1902.

Martin Luthers Romfahrt.
Berlin 1894.

Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms.
Berlin 1897.

Erzählungen:

Antinous.
Leipzig 1880.

Klytia.
Leipzig 1883.

Jetta.
Leipzig 1884.

Elfriede.
Leipzig 1886.

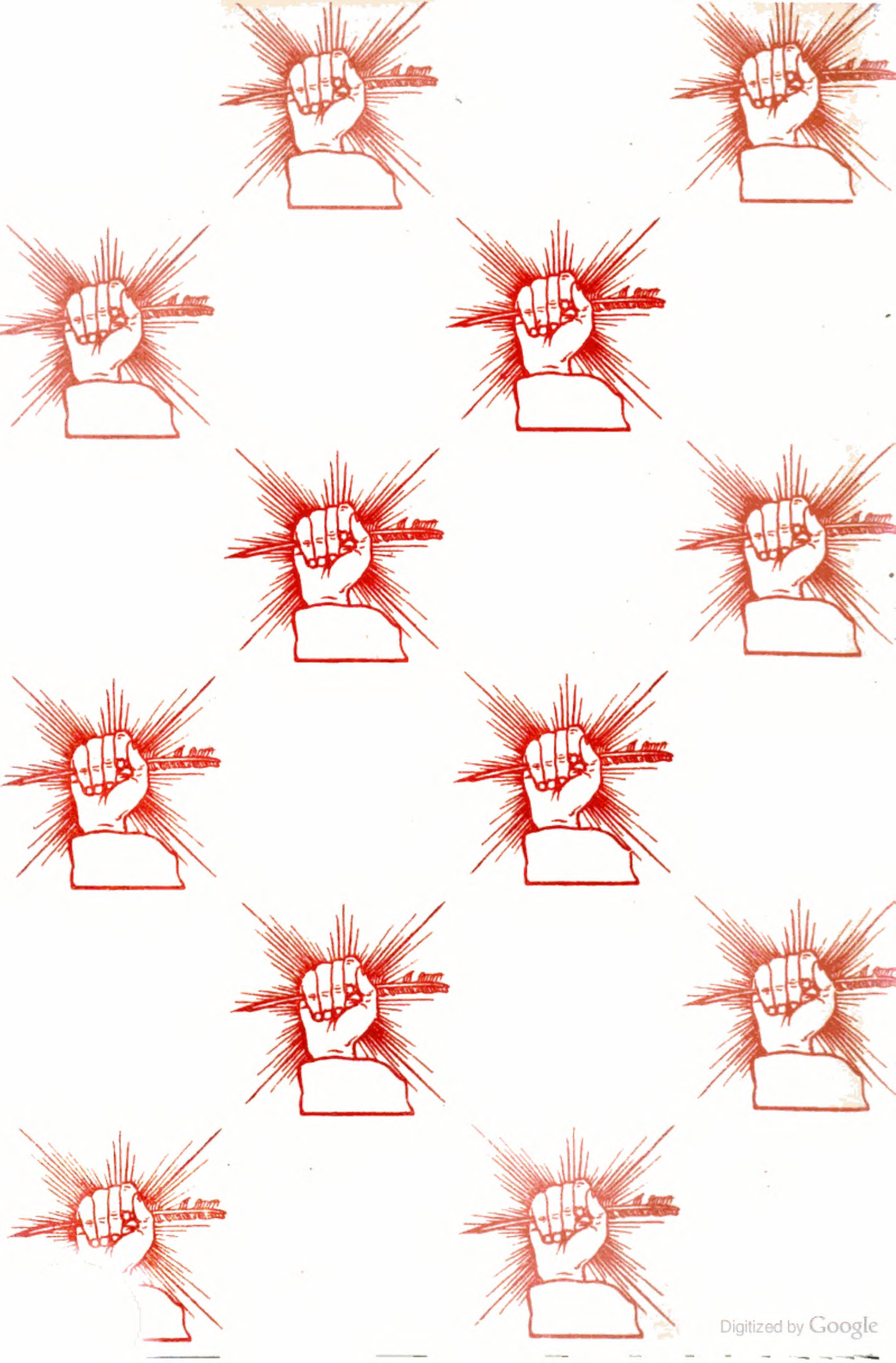
Pater Maternus.
Leipzig 1898.

Unter dem Katalpenbaum.
Leipzig 1899.

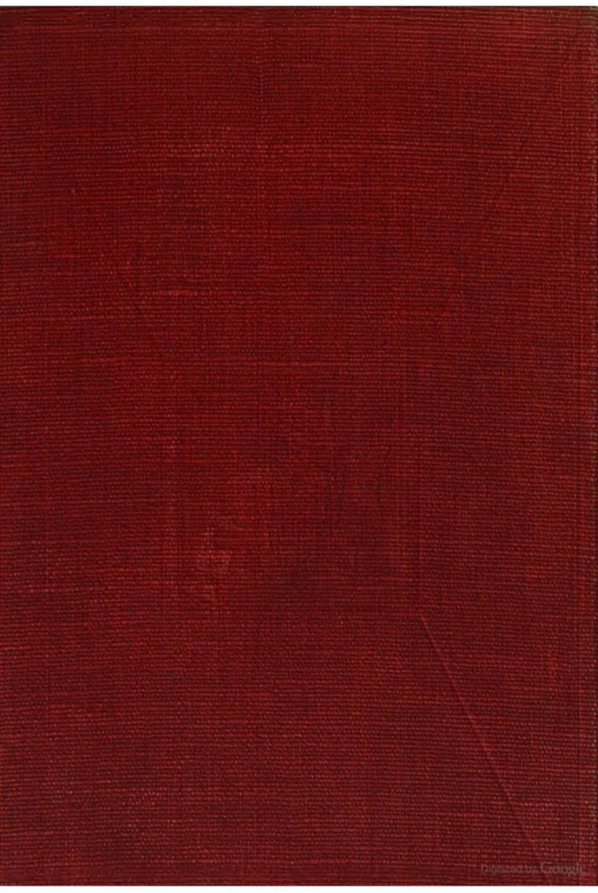
Potamiäna.
Stuttgart 1901.

Die Albigenserin.
Leipzig 1902.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google